GRIECHISCHE DENKER

EINE

GESCHICHTE DER ANTIKEN PHILOSOPHIE

VON

THEODOR GOMPERZ

DRITTER BAND

ERSTE UND ZWEITE AUFLAGE



LEIPZIG

VERLAG VON VEIT & COMP.

1909.

DEM ANDENKEN

MEINER FRÜH VERSTORBENEN BRÜDER

KARL UND RUDOLF

(1829—1851) (1830—1851)

WIDME ICH DIESEN BAND

Vorwort.

Indem ich die vor mehr als anderthalb Jahrzehnten begonnene Veröffentlichung dieses Werkes abschließe, sehe ich mich genötigt, einige Modifikationen meines ursprünglichen Planes zu rechtfertigen. Schon im Vorwort des zweiten Bandes ist der Tatsache gedacht worden, daß es sich als untunlich erwiesen hat, die Behandlung des Aristoteles und seiner Nachfolger jenem Bande einzuverleiben. Zu einer noch tiefer greifenden Modifikation meines anfänglichen Vorhabens sah ich mich im weiteren Verlaufe meiner Arbeit veranlaßt. Ich setzte diesem Werke, dessen auf drei Bände berechneter Umfang nunmehr erreicht ist, engere stoffliche Grenzen. War es im Beginne mein Wunsch gewesen, die Geschichte der griechischen Philosophie bis zum Anfang unserer Zeitrechnung fortzuführen, so bin ich allmählich zu der Einsicht gelangt, daß mit dem ersten Viertteil des 3. Jahrhunderts v. Chr. Geburt ein angemessenerer Abschluß erreicht wird. Es ist dies der Zeitpunkt, in welchem die Entwicklung der Sonderwissenschaften zu einer Höhe gediehen ist, die ihr Verhältnis zur Philosophie wesentlich verändert. Mag immerhin noch ein vereinzelter Universalgelehrter auftreten, wie der Stoiker Poseidonios (1. Jahrhundert v. Chr. Geburt) einer war: im großen und ganzen wandeln, das darf man mit Fug behaupten, die Philosophie und die Fachwissenschaften fortan gesonderte Wege. Die Universalwissenschaft — das Hauptaugenmerk dieses Werkes — ist als solche

erloschen, der Schwerpunkt des wissenschaftlichen Fortschritts in die Sonderdisziplinen verlegt worden (vgl. S. 360 und 395).

Die also gesteckte Zeitgrenze ist in überwiegendem Maße erreicht worden. Was zu ihrer vollständigen Erreichung noch fehlt, die Schilderung der Anfänge der stoischen und epikureïschen Schule gleichwie der skeptischen Denkrichtungen, das hofft der Verfasser in einem besonderen Buche: „Die Philosophie des hellenistischen Zeitalters" nachtragen und diese Darstellung mit zulänglichen Vorblicken in die Folgezeit versehen zu können. Für die Mühewaltung, die der k. k. Gymnasial-Professor Dr. S. Spitzer durch die Anfertigung der reichhaltigen Register auf sich genommen hat, sage ich meinem einstigen Schüler auch an dieser Stelle den wärmsten Dank.

Wien, im Mai 1909.

Th. Gomperz.

Inhalt.

Seite

Sechstes Buch: Aristoteles und seine Nachfolger.

Erstes Kapitel: Die alte Akademie . . . . 1— 13
Zweites Kapitel: Das Leben des Aristoteles . . . . 13— 19
Drittes Kapitel: Aristoteles, der Mensch und Schriftsteller . . 19— 26
Viertes Kapitel: Aristoteles und seine Kategorienlehre . . . 26— 32
Fünftes Kapitel: Aristoteles als Logiker und Dialektiker . . . 32— 42
Sechstes Kapitel: Der Platoniker und der Asklepiade . . . . 42— 46
Siebentes Kapitel: Der Platoniker und der Asklepiade (Schluß: Die aristotelische Elementenlehre) . . . . 46— 51
Achtes Kapitel: Die Beweisprinzipien . . . . 52— 58
Neuntes Kapitel: Die aristotelische Ontologie . . . . 58— 72
Zehntes Kapitel: Von Zufall und Notwendigkeit . . . . . . 73— 83
Elftes Kapitel: Aristoteles als Naturforscher (Die anorganische Natur) . . . . 83—100
Zwölftes Kapitel: Aristoteles als Naturforscher (Fortsetzung: Die organische Natur) . . . . 101—113
Dreizehntes Kapitel: Aristoteles als Naturforscher (Fortsetzung: Der Systematiker, vergleichende Anatom und Physiologe) . 113—128
Vierzehntes Kapitel: Aristoteles als Naturforscher (Schluß: Der Embryologe) . . . . 128—136
Fünfzehntes Kapitel: Die Seelenlehre des Aristoteles . . . . 136—150
Sechzehntes Kapitel: Die Seelenlehre des Aristoteles (Fortsetzung: Das Willensproblem) . . . . 150—155
Siebzehntes Kapitel: Die Seelenlehre des Aristoteles (Schluß: Die Lehre vom Nūs oder der Vernunft) . . . . 155—163
Achtzehntes Kapitel: Die Theologie des Aristoteles . . . . 163—175
Neunzehntes Kapitel: Die Theologie des Aristoteles (Schluß: Die aristotelische Astronomie) . . . . 175—189
Zwanzigstes Kapitel: Die Sittenlehre des Aristoteles . . . . 189—202
Einundzwanzigstes Kapitel: Die Sittenlehre des Aristoteles (Fortsetzung: Die Gerechtigkeit) . . . . 203—211
Zweiundzwanzigstes Kapitel: Die Sittenlehre des Aristoteles (Forts.: Die dianoëtischen Tugenden u. die Willensohnmacht) 211—224
Dreiundzwanzigstes Kapitel: Die Sittenlehre des Aristoteles (Fortsetzung: Die Freundschaft) . . . . 224—233

Seite

Vierundzwanzigstes Kapitel: Die Sittenlehre des Aristoteles (Fortsetzung: Das Schlußbuch der Ethik) . . . . 233—240
Fünfundzwanzigstes Kapitel: Die Sittenlehre des Aristoteles (Schluß: Die Lehre von der Lust) . . . . 240—245
Sechsundzwanzigstes Kapitel: Die Staatslehre des Aristoteles (Die Vorarbeit, der Bau und die Einleitung des Werkes) . . 245—253
Siebenundzwanzigstes Kapitel: Die Staatslehre des Aristoteles (Fortsetzung: Die Sklavenfrage; Griechen und Barbaren; Banausen) . . . . 253—265
Achtundzwanzigstes Kapitel: Die Staatslehre des Aristoteles (Fortsetzung: Der Streit der Staatsformen) . . , ... 265—276
Neunundzwanzigstes Kapitel: Die Staatslehre des Aristoteles (Fortsetzung: Die Monarchie) . . . . 276—281
Dreißigstes Kapitel: Die Staatslehre des Aristoteles (Forts.: Die politische Statik) . . . . 281—290
Einunddreißigstes Kapitel: Die Staatslehre des Aristoteles (Fortsetzung: Die politische Dynamik) . . . . 290—303
Zweiunddreißigstes Kapitel: Die Staatslehre des Aristoteles (Fortsetzung: Kritik der Staatsideale und der Idealstaaten) 304—308
Dreiunddreißigstes Kapitel: Die Staatslehre des Aristoteles (Fortsetzung: Das Staatsideal des Philosophen) . . . . . 308—313
Vierunddreißigstes Kapitel: Die Staatslehre des Aristoteles (Schluß: Fragen der Fortpflanzung und Erziehung) . . . . 313—316
Fünfunddreißigstes Kapitel: Die Kunstlehre des Aristoteles . 316—329
Sechsunddreißigstes Kapitel: Aristoteles und die Redekunst 329—340
Siebenunddreißigstes Kapitel: Aristoteles und die Redekunst (Fortsetzung: Die Affekte und Charaktertypen) . . . . . 341—348
Achtunddreißigstes Kapitel: Aristoteles und die Redekunst (Fortsetzung und Schluß) . . . . 348—360
Neununddreißigstes Kapitel: Theophrast von Eresos . . . 360—368
Vierzigstes Kapitel: Theophrast von Eresos (Fortsetzung: Theophrast als Botaniker) . . . . 368—375
Einundvierzigstes Kapitel: Theophrast von Eresos (Fortsetzung: Der Sittenschilderer) . . . . 375—383
Zweiundvierzigstes Kapitel: Theophrast von Eresos (Fortsetzung und Schluß) . . . . 383—389
Dreiundvierzigstes Kapitel: Straton von Lampsakos . . . 389—396
Anmerkungen und Zusätze . . . . 397—455
Register zu dem Gesamtwerke . . . . , ... 456—480
Nachträge und Berichtigungen . . . . 481—483

Sechstes Buch.

Aristoteles und seine Nachfolger.

Is enim ut est diligentissimus in cognoscendis rebus singulis quarum ingentem prorsus et prope incredibilem animo complexus est scientiam, ut est acutus et ingeniosus in redigendis his singulis rebus ad summas, quas distinxit, omnium entium categorias: ita quum de iaciendis altissimis doctrinae fundamentis et de confirmandis interque se conciliandis principiis agitur, plurimum relinquit dubitationis.

Hermann Bonitz

Erstes Kapitel.

Die alte Akademie.

Platons Nachfolger zehrten an dem Erbe seines Alters. So kräftig, fast hätten wir gesagt, so jugendkräftig, waren die Impulse, die von dem Greisenalter des großen Manns ausgingen. Beinahe ein Jahrhundert lang haben sie das Wirken seiner Schule beherrscht. Das Grundgesetz der platonischen Schulentwicklung freilich, die sich ablösende Vorherrschaft der Tendenzen des Meisters, hat sich auch innerhalb dieses Zeitabschnitts betätigt. Allein erst kurz vor seinem Ablauf fand ein eigentlicher Umschwung statt. Platons Altersphase hat von da ab in den Schulnachfolgern nachzuwirken aufgehört. Das Wiedererwachen der so lange zurückgedrängten, eigentlich sokratischen Elenktik bezeichnet den Beginn der sogenannten mittleren Akademie, die mit dem Skeptiker Arkesilaos ihren Anfang nimmt.

Platon hat seinen Schwestersohn Speusipp mit der Leitung der Akademie betraut. Dieser hatte sie durch acht Jahre inne (347—339). Auf der Gestalt des Neffen ruht der Schatten seines gewaltigen Ohms. Man hat in alter und neuer Zeit seine Bedeutung wohl allzu niedrig veranschlagt. Sie liegt, wenn wir recht sehen, darin, daß er als der erste die Denkphase weitergebildet hat, welche der „Sophist" und „Staatsmann" verkörpern. Sein Hauptwerk waren die zehn Bücher der „Ähnlichkeiten" (Homoia), die, vom Faden der Analogie geleitet, das Tier- und Pflanzenreich durchmustert haben. Sein Absehen war darauf gerichtet, das Gleichartige zu verbinden, das Ungleichartige, mehr scheinbar als wahrhaft Verwandte, zu trennen. Das sind Äußerungen desselben klassifikatorischen Triebes, welcher die zwei soeben genannten platonischen Dialoge kennzeichnet und der in Aristoteles zu reichster Entfaltung gelangt ist. Einen Vorläufer des Aristoteles werden wir daher Speusippos nennen dürfen. Mit ihm teilt er denn auch das starke Interesse an der Breite der Erfahrungswelt überhaupt, nicht zum mindesten in Ansehung der menschlichen Dinge — eine Sinnesart, die ihn zum Verkehr mit weiten Kreisen des syrakusanischen Volkes veranlaßt und die Timonides dazu vermocht hat, den Bericht über den Verlauf der Expedition Dions gerade an ihn zu richten (vergl. II², 248 f.). Die Erstarkung des

empirischen Sinnes mögen wir den vorherrschenden Zug seiner Geistesart nennen. Wir dürfen einige Schritte weiter gehen. Die eingehende Beschäftigung mit der organischen Welt hat in Speusipp den Gedanken der Entwicklung zur Reife gebracht. Das erhellt aus einer Meldung des Aristoteles. Er wollte das Prinzip des Guten nicht an die Spitze des Weltprozesses stellen und begründete diese Ablehnung durch den Hinweis auf die pflanzlichen und tierischen Individuen, die im Lauf ihres Daseins einen Fortgang vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren zeigen. Diese Betrachtungsweise, welche ihn in der Urkraft einen der organischen Lebenskraft verwandten Bildungstrieb erblicken liess, hat ihm den Vorwurf des Atheismus eingetragen.

Die Kehrseite der empirisch-induktiven Richtung bildete der Verzicht auf alle andere als eine bloß klassifikatorische Dialektik und sie hat, wie wir sehen werden, auch diese eingreifend modifiziert. Die Ehrfurcht vor dem großen Oheim hat Speusipp nicht daran gehindert, dessen Ideenlehre zu verwerfen. Desgleichen hat er sich über alles Definitionsbemühen mit derselben Geringschätzung geäußert, welche Antisthenes diesem Teil der Dialektik gegenüber bekundet hat. Gleich diesem wollte er offenbar den Unterschied zwischen essentiellen und accidentellen Attributen nicht gelten lassen. „Um Eines richtig zu definieren, müßte man Alles kennen, da die Begriffsbestimmung des Einen die Kenntnis der Unterschiede voraussetzt, die es von allem Anderen trennen.“ An diesem Punkt eröffnet sich uns ein willkommener Einblick auch in die Eigenart seiner naturhistorischen Studien. Ein an sich unverdächtiges Zeugnis schreibt ihm die Verwerfung der „Einteilung und der Definitionen“ zu. Begründet wird aber diese Verwerfung lediglich durch den obigen, aus keinem Geringeren als Eudem geschöpften, Einwurf gegen die Möglichkeit ausreichender Definitionen. Wir ziehen daraus den folgenden Schluß. An allem klassifikatorischen Bemühen hat es Speusipp gewiß nicht fehlen lassen. Das erhellt sowie aus dem Titel jenes Hauptwerks, auch aus seinen wenngleich spärlichen Überresten. Was er verworfen hat, war demnach nicht die Klassifikation überhaupt, sondern die auf Definitionen der Klassen aufgebaute Einteilung der Naturwesen. Mit anderen Worten: er war ein Gegner jener Art der Klassifikation, die man heute eine technische oder künstliche nennt, und der früheste Anwalt jener Gruppenbildung, die man im Gegensatz dazu als das natürliche System bezeichnet. Er hätte die Partei Bernhard von Jussieu's gegen Linné ergriffen. Diese in unseren Tagen zum Siege gelangte Methode hat der Verfasser der „Geschichte der wissenschaftlichen Ideen“, Whewell, also beleuchtet: „Die Klasse wird dauernd festgestellt, wenn auch nicht genau begrenzt und umschrieben; sie wird bestimmt — nicht durch eine Grenzlinie von außen, sondern durch einen

Mittelpunkt von innen, nicht durch das, was sie streng ausschließt, sondern durch das, was sie vorzugsweise in sich schließt, durch ein Musterbild, nicht durch eine Vorschrift; mit einem Wort, unser Wegweiser ist hier ein Typus und nicht eine Definition". Die Bruchstücke des Werkes, in denen Ausdrücke wie „ähnelnd", „ähnlich", „gleichartig" unaufhörlich wiederkehren, während jede Spur einer scharfen Umgrenzung und einer starren Begriffsbestimmung fehlt, stimmen gar wohl zu diesem Ergebnis, wenn sie uns auch leider über die Detailanwendung des Grundprinzips kaum weniger im Dunklen lassen als über die Anordnung des Stoffes. Endlich fügt sich auch ein Buchtitel: „Über die Musterbilder oder Typen der Gattungen und Arten" gar wohl in den Kreis dieser Annahmen. Im Streben nach einem natürlichen System, im Kampf gegen die ausschließliche Verwendung der dichotomischen Einteilung geht er Aristoteles voran; die Dichotomie hatte freilich auch schon Platon im „Staatsmann" aufgegeben.

Die eingehende Beschäftigung mit der unendlichen Mannigfaltigkeit organischer Bildungen konnte nicht die Voraussetzung begünstigen, daß die Zweiheit oder das Prinzip der Differenzierung zugleich das Prinzip des Bösen sei. Es nimmt uns daher keineswegs wunder, den Neffen auch hier seinem Oheim widersprechen zu sehen. Überraschend wirken hingegen die Nachrichten, die Speusipp in anderen Rücksichten noch näher als Platon selbst an die Pythagoreer heranrücken. Denn inmitten mancher zugleich unsicherer und unergiebiger Angaben steht das eine fest, daß Speusipp die Zahlen zu Urgründen der Dinge erhoben, daß er die Analogien zwischen geometrischen und arithmetischen Verhältnissen nach Art der Pythagoreer ins Einzelne verfolgt und unter anderem einen ganz pythagoreïsch klingenden Lobgesang zum Preise der Zehnzahl angestimmt hat. Unsere Überraschung weicht jedoch bald einer nicht fernliegenden Überlegung. Platons Suche nach den Urprinzipien, die ihn zur Zahlenspekulation geführt hat, setzt eben dort ein, wo die Beschäftigung mit den Ideen in den Hintergrund seines Denkens tritt. Da darf es uns nicht in Erstaunen setzen, jene Richtung bei dem Schüler erstarken zu sehen, der die Ideenlehre nicht mehr bloß zurückgedrängt, sondern aufgegeben hat. Er hat sie aufgegeben, ohne gleichzeitig einer Grundvoraussetzung der platonischen Erkenntnislehre zu entsagen: das Wissen wäre unmöglich, wenn es nicht über die Sinnenwelt hinausragende Wesenheiten gäbe. Als solche hat er denn die Zahlen angesprochen. Zur Ehre gereicht es übrigens Speusipp, dass er dem, was man den Analogismus der Pythagoreer nennen kann, sich nicht geradezu gefangen gab, sondern ihm wie der verwandten Richtung Platons gegenüber ein unverächtliches Streben nach schärferer Scheidung der Begriffe an den Tag gelegt hat. So galt ihm der Punkt nicht als

identisch mit der Einheit, sondern nur als etwas dieser Gleichartiges, ebenso wie er die Vernunft nicht mit der Einheit und dem Guten identifiziert, sondern als etwas „spezifisch Eigenartiges" davon geschieden hat. Maßvoll in den Ansprüchen an das Leben und frei von Schwärmerei haben ihn seine zahlreichen ethischen Schriften gezeigt, in denen zwar den Tugenden der oberste Platz vorbehalten, aber doch auch der Gesundheit, dem Wohlstand und anderen äußeren Gütern nicht jeder Wert abgesprochen ward.

2. In minder schattenhaften Umrissen steht das Bild des Xenokrates vor uns. Kein Liebling der Grazien; des Sporns, nicht des Zügels bedürftig — mit solchen Worten soll Platon selbst die herbe, spröde, zur Schwerfälligkeit neigende Eigenart seines Jüngers bezeichnet haben. Nur „mit knapper Mehrheit" ist er nach Speusipps Tode von den Scholaren zum Leiter der Akademie gewählt worden. Ihn für einen großen Originaldenker zu halten, dazu würde sich heute kaum eine Minderheit der Sachkundigen entschließen. Dennoch mag sein ein Vierteljahrhundert umspannendes Scholarchat (339—314) nicht jeder Bedeutung für das Schicksal der platonischen Schule entraten. Ein geistreicher Essayist hat einmal darauf hingewiesen, daß nur jene Fürstenhäuser zu dauerndem Bestande gelangt sind, in welchen dem Gründer ein das Erworbene sorglich hütender und geraume Zeit verwaltender Erbe gefolgt ist. Dieselbe Regel scheint auch für philosophische Dynastien zu gelten. Jene Bedingungen hat in der aristotelischen Schule Theophrast, in der stoischen Kleanthes erfüllt; ihnen hat in Platons Schule nach der kurzen Zwischenherrschaft Speusipps der Chalkedonier Xenokrates entsprochen, der dem Meister noch treuer als selbst sein eigener Schwestersohn anhing In einem Punkte freilich ist er, sicherlich zum Nutzen der Schule, andere Wege als ihr Stifter gewandelt. Der demokratischen Verfassung seiner Adoptivheimat war der fremde Beisasse inniger zugetan als der aristokratisch gesinnte Sprößling attischer Könige. Er war ein Vertrauensmann des Volkes und ward nach dem unglücklichen Ausgang des lamischen Krieges zum Mitglied der Gesandtschaft gewählt, die mit Antipater, dem macedonischen Reichsverweser, verhandelt hat; er bekundete in den Tagen, da eine macedonische Besatzung die Feste von Munychia bezog (322 v. Chr. G.), seine patriotische Trauer, indem er die in der Akademie üblichen Musenopfer darzubringen unterließ; er lehnte endlich das ihm von Demades angebotene Bürgerrecht mit der Begründung ab, er würde es für schimpflich halten, einen Anteil an der neuen (unter dem Schutz macedonischer Lanzen geschaffenen) Verfassung zu haben, zu deren Hintanhaltung ihn das Volk an Antipater entsendet hatte.

Was den Xenokrates dem athenischen Volk empfahl, das war außer der Wärme seines Patriotismus und der allerwärts gerühmten Unsträflichkeit seines Wandels auch der starke Unabhängigkeitssinn, den er den Großen gegenüber an den Tag legte. Als Alexander ihm eine beträchtliche Geldsumme zur Verfügung stellte, lud er die mit der Überbringung des Geschenkes Betrauten zum gemeinsamen Mittagstisch ein und lehnte mit dem Hinweis auf die Schlichtheit des Mahles und die aufwandfreie Lebensweise der Akademie die königliche Gabe ab, oder vielmehr er nahm einen geringen Bruchteil des Dargebotenen an, gerade genug, um der Ablehnung jede beleidigende oder herausfordernde Spitze abzubrechen. Auch sein Verhältnis zur Religion war dazu angetan, ihn dem Volksgemüte näher zu bringen. Er ging der stoischen Schule, deren Stifter übrigens sein Schüler gewesen ist, in dem voran, was die Alten „Anpassung" (Synoikeiosis) nannten, das heißt in der spekulativen Deutung der mythischen Erzählungen und Symbole, die so wohl geeignet war, zwischen dem Volksglauben und der Philosophie eine Brücke zu schlagen. Ja er hat sogar die spät-platonische Lehre von den Zahlen als Urprinzipien anthropomorphisch umgebildet, indem er das Einheitsprinzip für die männliche, das Prinzip der Zweiheit für die weibliche Urgottheit erklärte — nebenbei ein neues Beispiel jener uns schon vom Megariker Euklid und vom greisen Platon her bekannten Tendenz des Rückschlags, mittelst dessen metaphysische Wesenheiten zu ihren theologischen Stammformen zurückzukehren lieben (vgl. II, 142 und 456). Desgleichen ist er in der Vergötterung der Naturfaktoren über die Sterngötter seines Meisters hinausgegangen, und endlich hat er den Verkehr zwischen Göttern und Menschen durch zahllose Dämonenscharen vermittelt geglaubt. Diese Dämonologie insbesondere, die nach dem Vorbild der bösen Weltseele der „Gesetze" auch vor der Annahme von Quäl- und Plagegeistern nicht zurückschreckte, zeigt uns Xenokrates gar weit entfernt von dem Vernunftstolz des echten Sokratismus und von Neigungen der Volksseele beherrscht, die man schier unaustilgbare nennen möchte.

Ob Xenokrates auch die Seelen vor ihrer ersten Einkörperung oder nach ihrer Trennung vom Körper zu den Dämonen gezählt hat, diese Frage läßt sich nicht mit voller Sicherheit entscheiden. Wichtiger ist seine Begriffsbestimmung der Seele, die sowohl der Weltseele als der individuellen Menschenseele galt: sie sei eine sich selbstbewegende Zahl. Man greift sich nach der Stirn, wenn man diese verwunderliche Definition zum erstenmal vernimmt. Wohl durfte Aristoteles sie „den Gipfel der Ungereimtheit" nennen. Doch hat er zugleich die Denkmotive, die hierbei zusammenwirkten, in trefflichster, wenngleich vielleicht nicht erschöpfender Weise beleuchtet. Über die „Selbstbewegung" brauchen wir kein Wort zu verlieren. Mit der Lehre des „Phaedros"

und der „Gesetze“, daß alle Bewegung psychischen Ursprungs sei, sind unsere Leser sattsam vertraut (vgl. II, 355 f.). Außerdem sollte die Erkenntnisfunktion der Seele hervorgehoben werden. Nun galt die Zahl als der Typus der am meisten abstrakten und darum reinsten und den höchsten Rang behauptenden Erkenntnis. Damit verschwisterte sich die alte Doktrin von der Wesensgleichheit des Erkennenden und des Erkannten. Etwa so wie Empedokles „Erde durch Erde“, „Zwist durch Zwist“ erkannt sein ließ (vgl. I, 198), soll hier das die Zahl Erkennende an ihrem Wesen selbst einen Anteil haben. Vielleicht noch um etwas begreiflicher wird uns diese Seltsamkeit durch die nachfolgende Erwägung. Wollte Xenokrates die Seele ein zugleich erkennendes und sich selbst bewegendes Etwas nennen, so wurde es ihm nicht leicht, dieses Etwas genauer zu bestimmen, ohne irreleitende Nebenvorstellungen zu erwecken. Es galt die Vorstellung des Materiellen, des räumlich Ausgedehnten, nicht minder diejenige eines Konkreten, schon aus Leib und Seele Zusammengesetzten, fernzuhalten; darum waren Worte wie „Ding“, „Lebewesen“, vielleicht auch „Wesen“ für ihn kaum brauchbar. Dem aus diesem Bereich Fliehenden bot sich die „Zahl“ dar, die sich durch ihre Abstraktheit empfahl und zugleich wohl auch auf das quantitative Verhältnis der Seelenteile hinweisen sollte. In letzterer Rücksicht ist die Definition nicht ungereimter als die verwandte Auffassung der Seele als einer Harmonie (vgl. II 353 f.); auch sie trifft insofern der von Aristoteles erhobene Einwurf, die Harmonie sei ein Verhältnis oder eine Zusammensetzungsweise, diese setze aber Elemente voraus, deren Verhältnis oder Synthese sie ist.

Diese Verwendung des Zahlbegriffes hängt aufs engste mit jenem Erzeugnis des platonischen Greisenalters zusammen, das unter dem Namen der Lehre von den intelligiblen oder Idealzahlen das Altertum und die Neuzeit so viel und so vergeblich beschäftigt hat. Den Winken, die der „Philebos“ enthält (vgl. II, 488), ist eine vollere Ausführung in dem Vorlesungskursus „über das Gute“ gefolgt, dessen Inhalt ein wohlunterrichteter antiker Kommentator „rätselhaft“ nennt. Wenn schon die unmittelbaren Nachfolger Platons diese Rätsel weder überhaupt in befriedigender noch auch nur in einigermaßen übereinstimmender Weise zu lösen vermochten, wie sollte das uns gelingen, denen sogar die bloße Formulierung der Rätsel nur durch dunkle und fragmentarische Andeutungen bekannt ist! Fest steht gar wenig; so daß jene Idealzahlen von den Zahlen, mit denen man rechnet, unterschieden wurden und daß es ihrer nicht mehr als zehn gegeben hat. Nicht um Zahlen im mathematischen Sinne, sondern um Zahlprinzipien hat es sich mithin dabei für Platon gehandelt. In diesen Prinzipien hat er die Urgründe der Dinge zu erkennen geglaubt. Eine irgend genauere Kunde

steht uns nur über das Einheits- und das Zweiheitsprinzip, auch das Prinzip der Unteilbarkeit und der Teilbarkeit genannt, zu Gebote, aus deren Mischung erst die eigentlichen Zahlen hervorgehen sollten — als „Einheit in der Vielheit", wie wir mit einem Logiker der neuesten Zeit uns ausdrücken dürfen. Im übrigen nehmen wir nichts wahr als einen vagen Analogismus. Dem von den Pythagoreern hervorgehobenen Parallelismus zwischen arithmetischen und geometrischen Begriffen (zwischen Punkt und Einheit, Linie und Zweiheit, Fläche und Dreiheit, Körper und Vierheit, vgl. I, 85) trat ein solcher im Bereich der Erkenntnis an die Seite. Die reine Vernunft ward der Einheit, die Erkenntnis der Zweiheit, die Meinung der Dreiheit, die Sinneswahrnehmung der Vierheit gleichgesetzt. Auf diesen Bericht des Aristoteles fällt ein Schimmer von Licht, wenn wir uns des Umstandes erinnern, daß Platon schon im „Staate" die Schattenbilder der bloßen, der Täuschung unterworfenen Meinung mit der ersten Flächenzahl, mit 3, parallelisiert hat (vgl. II, 399). Die Gleichstellung der Erkenntnis mit der Zweiheit scheint darauf zu beruhen, daß sie ein Erkennendes und ein Erkanntes in sich schließt, während die reine Vernunft diese beiden Elemente, Subjekt und Objekt, wohl noch in ungeschiedener Einheit, als Selbstbetrachtung der Gottheit aufgefaßt, enthalten soll. Zwei Anordnungsprinzipien scheinen sich hier zu durchkreuzen: von der Vernunft zur Meinung findet ein absteigender Fortgang statt, während das Gleiche inbetreff des Verhältnisses der Meinung zur Sinneswahrnehmung wenigstens nicht auf den ersten Blick ersichtlich ist. Doch vielleicht hätte Platon diesen Einwurf mit dem Bemerken abgetan, daß in der, wenngleich unsicheren und trügerischen, Meinung doch immer noch ein Abglanz der Vernunft, ein Moment von Denktätigkeit enthalten ist, während die Sinneswahrnehmung uns ganz und gar in die Welt des Irrealen untertauchen läßt und unter den psychischen Funktionen der Sphäre der Leiblichkeit und der Tierheit näher steht als die die Sinneseindrücke abschätzende und vergleichende Meinung. Den Faden dieser Analogien mag man beliebig weiterspinnen; ein Ariadnefaden, der uns aus dem Labyrinth vager Ähnlichkeiten herausführt, wird er für uns so wenig werden, wie er es für Platon selbst geworden ist. Die jüngst unternommenen Versuche, in diesen Theorien eine Vorwegnahme modernster logisch-mathematischer Einsichten zu finden, entbehren, wie uns bedünkt, jeder haltbaren Grundlage.

Es war Platons spekulatives Vereinfachungsbedürfnis, das in dieser Doktrin seinen Gipfelpunkt erreicht hat. Wir sind im „Staatsmann" der an heraklitischen Weitblick erinnernden Neigung begegnet, dieselben Potenzen als die im moralischen und im Naturleben herrschenden zu erkennen. Wir haben im „Timaeos" die Ethik auf einen kosmischen Unterbau gestellt, die Natur ethisiert und zugleich, wie das antike Spott-

wort lautet, „vermathematisiert" gefunden. Wir haben dem Triumphe beigewohnt, den die Mathematik in Platons Geist über die ob ihres wirklichen oder vermeintlichen Mißbrauchs geringer geachtete Dialektik davongetragen hat. So gelangte denn jenes Denkmotiv, das wir schon bei der Schaffung der Ideenlehre wirksam fanden, der Schluß aus der Evidenz mathematischer Urteile auf die Realität ihrer Gegenstände, zu vollem Siege (vgl. II, 323). Es vereinigten sich die vorgenannten Tendenzen mit der pythagoreischen Auffassung der Zahl als nicht bloß des Ausdrucks, sondern der Erzeugerin allwaltender Gesetzmäßigkeit, als des Wesensgrundes der Dinge, als der höchsten Realität (vgl. I, 84). Die letzten Schranken fallen, welche die verschiedenen Daseinsbereiche voneinander getrennt haben. Die Naturlehre, die Ethik, die Erkenntnislehre, sie verschmelzen zu einem Ganzen, indem ihre obersten Begriffe sich in gemeinsamen Zahlprinzipien zusammenfinden. An der Spitze der Zahlenpyramide, die zugleich eine Begriffspyramide ist, steht das Prinzip der Einheit. Hier gedenke man des platonischen Strebens nach unbedingter Vereinheitlichung des Menschen und der Gesellschaft, die sich bis zum Haß aller trennenden Unterschiede, alles Mein und Dein, alles Meinungszwiespalts, aller Individualität verschärft hat. Auch im Weltganzen ward die Einheit zum Prinzip des Heiles, des dauernden Bestandes und damit des Guten erhoben (vgl. II, 488). Dazu gesellt sich nunmehr noch das Einheitsprinzip im intellektuellen Gebiete als die noch kein Subjekt und kein Objekt unterscheidende, sich selbst denkende Weltvernunft oder die sich selbst betrachtende Gottheit. Hier ahnen wir bereits mehr als wir schließen. Völlig verschlossen ist uns der Einblick in die Art, wie Platon die Ideen auf die Zahlprinzipien zurückgeführt hat. Nur darüber kann kein Zweifel bestehen, daß er alle Unterbegriffe an die mit Zahlprinzipien identifizierten obersten Begriffe oder Gattungen geknüpft und sie ihnen in der absteigenden Folge ihrer zunehmenden Besonderung untergeordnet hat (vgl. II, 612). Und wir begreifen es auch daß ein nüchternerer Kopf, wie Speusipp es war, dem spekulativen Rausch dieser Identitätsphilosophie gegenüber auf die spezifische Verschiedenheit der ethischen und physischen, der intellektuellen und mathematischen Grundbegriffe hinzuweisen sich gedrängt fühlen mochte.

Solche Nüchternheit war dem Xenokrates versagt. Der Zauber der Zahl hielt ihn gefangen. Überall nahm er die heilige Dreizahl wahr: in der Einteilung der Philosophie, die er zuerst in Physik, Ethik und Logik gegliedert hat; in jener des Weltalls, deren drei Regionen drei Gestaltungen der Gottheit, nicht minder drei Erkenntnisstufen entsprachen, während die dreifache Natur der Wesenheiten — der intelligiblen, der sinnlich wahrnehmbaren und der gemischten — durch die drei Parzen

versinnlicht sein sollte. Dabei zu verweilen, tut nicht not. Um nicht viel mehr braucht uns seine Physik zu beschäftigen, die sich an jene des „Timaeos“ anschloß, mit dem Unterschiede, daß sie an die Stelle der kleinsten Dreiecke ganz eigentliche Elementarkörperchen gesetzt hat. Weder von einer zeitlichen Weltentstehung noch von einer Schöpfung der Weltseele wollte er etwas wissen, und demgemäß war er einer der ersten, wenn nicht der erste, der die dahin zielenden Äußerungen des „Timaeos“ nur als ein Mittel der Darstellung gelten ließ. Nur in wenig sicheren Umrissen kennen wir seine in zahlreichen Schriften behandelte Ethik. Überraschend wirkt das Feingefühl, welches eine das bloße Gelüste der vollbrachten Übeltat gleich erachtende Äußerung bekundet. Er hat von leiblichen und äußeren Gütern nicht vollständig abgesehen und stand den Kynikern offenbar weniger nahe als sein Schulnachfolger.

3. Dieser, Polemon aus Athen, der Sohn eines reichen und altadeligen Hauses, war von 314 bis 270 das Haupt der Akademie. Seine Jugend war eine lockere, ja zügellose. Einmal befand er sich in einer Schar von Zechbrüdern, die bei hellem Tageslicht die Prachtstraße des „Töpfermarkts“ durchschwärmte. Buhlschaften, die über das erlaubte Maß der griechischen Sitte hinausgingen, gaben seiner Gattin den Anlaß zur Ehescheidungsklage. Der Verkehr mit Xenokrates hat ihn bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt. Die zur Fühllosigkeit gesteigerte Ruhe und Starrheit des Gemüts ist sein Ideal geworden. Wenn im Theater alles rings um ihn von heftigster Bewegung ergriffen war, sah man den kleinen Mann mit den harten, strengen Zügen keine Miene verziehen. Selbst der Biß eines wütenden Hundes entlockte ihm keinen Angst- oder Wehruf. Zugleich mit der Bewunderung seiner Jünger hat er ihre warme Hingebung gewonnen. Um ihm stets nahe zu sein, wählten viele von ihnen den Garten der Akademie, in welchem sie sich Hüttchen erbauten, zu ihrem Aufenthalt. In seinem Unterricht trat Dialektik und Physik in den Hintergrund; nur die der kynischen nahegerückte platonische Ethik hat ihn beschäftigt. Die Natur erkannte er als seine Führerin, und der Hinweis auf das „naturgemäße Leben“ enthielt Keime, die reicher Ausgestaltung fähig waren, sie aber freilich erst von Stoikern und Epikureern empfangen haben. In seiner Lehrwirksamkeit ergänzte ihn Krantor, ein bedeutender Mann, der als Interpret des „Timaeos“ die Reihe der eigentlichen Platon-Exegeten eröffnet hat, wenngleich seine Auffassung des Dialogs den Spuren des Xenokrates gefolgt ist. Desgleichen hat Krantor eine späterhin reich entfaltete literarische Gattung, jene der „Trostschriften“ oder „Konsolationen“, durch sein vielgefeiertes Buch „von der Trauer“ begründet, das unter anderem auch eine an die platonische Apologie erinnernde Abwägung des Für und Wider der Un-

sterblichkeitsfrage enthalten hat. Ein kostbares Bruchstück desselben offenbart tiefes Verständnis für die Aufgabe, die der leibliche Schmerz als Hüter der Gesundheit und der seelische als Bewahrer vor tierischer Verrohung zu erfüllen bestimmt ist. Denselben maßvollen Geist zeigt seine Gütertafel, in welcher die Tugend die oberste Stelle einnimmt, die aber auch der Gesundheit und dem Reichtum und zwischen beiden selbst der Lust einen Platz einräumt. Es war eine Festversammlung der Hellenen, vor der er die verschiedenen Güter auftreten und um den ersten Preis werben ließ — mit jener Anmut und Lebendigkeit der Darstellung, die auch das Buch „von der Trauer" ausgezeichnet hat. War Polemons Ideal der Apathie oder Fühllosigkeit nicht dasjenige Krantors, so verband die beiden Männer doch die innigste Freundschaft. Diese steigerte sich bis zu völliger Lebensgemeinschaft, an der auch Krates, Polemons Nachfolger im Schulamt (270—?) und zuletzt noch dessen Nachfolger Arkesilaos (?—241) teilnahm. Sogar die Gebeine der Freunde sollten in demselben Grabe vereinigt sein, ein Zug von Gefühlsseligkeit, in welchem der Geist des Zeitalters sich stärker erweist, als das zum Kynismus neigende Ideal des Polemon. Die Einseitigkeit und somit die Ergänzungsbedürftigkeit seines Wesens scheint dieser übrigens zum mindesten dunkel gefühlt zu haben. Sonst wäre er, der sich von aller Teilnahme an den Staatsgeschäften fernhielt, jede Menschenansammlung mied, ja so selten als nur irgend möglich die Stadt betrat, nicht der Lebensfreund des Krates geworden, der tätigen Anteil am Staatsleben nahm und sogar Gesandtschaftsreisen zu unternehmen nicht verschmäht hat. Auch schrieb dieser ein Buch über die Komödie, während Polemons Lieblingsschriftsteller der Tragiker Sophokles war. Ein noch schärferer Gegensatz hat zwischen Polemon und dem Vierten im Freundschaftsbunde, Arkesilaos, gewaltet. Während jener alle Dialektik geringschätzte, hat dieser sie innerhalb der platonischen Schule zu neuem kräftigen Leben erweckt. Allein damit sind wir bereits an die Grenzen der alten Akademie gelangt. Von ihr wollen wir jedoch nicht scheiden, ohne noch einer Nebenfigur, aber einer überaus anziehenden, so kurz zu gedenken, als es sein mannigfaltiges Wirken nur irgend gestattet.

4. Der Name des Herakleides ist unseren Lesern nicht mehr fremd. Sie erinnern sich des beträchtlichen Anteils, den er an der Fortbildung der astronomischen Grundlehren genommen hat (vgl. I, 98). Allein sein vielseitiger Geist hat sich in dieser einen Leistung nicht erschöpft. Der Sohn des pontischen Herakleia war im platonischen Schülerkreise heimisch geworden. Er ist, so scheint es, Speusipp besonders nahe gestanden und ward von Aristoteles zur Zeit von dessen erstem athenischen Aufenthalt in der Redekunst unterwiesen; er soll Platon

während dessen letzter sicilischer Reise in der Schulleitung vertreten haben, und er hat jedenfalls in der Akademie so hohes Ansehen genossen, dass er nach Speusipps Tode nahe daran war, das Scholarchat zu erringen. Als er jedoch im Wahlkampf, wenngleich nur mit wenigen Stimmen, dem Xenokrates unterlag, da ward er von Unmut ergriffen und zur Heimkehr veranlaßt. Leider hat seine reiche literarische und Lehrwirksamkeit seinem Ehrgeiz nicht genügt. Er war nicht von allem Scheinwesen frei; darin gleicht er dem Empedokles, an den auch sein Streben nach mehr als bloß menschlichen Ehren erinnert. Dieser seiner Überhebung hat eine tragisch zu nennende Vergeltung nicht gefehlt. Als sein Vaterland von andauerndem Mißwachs heimgesucht und das delphische Orakel um Rettung angegangen ward, hat er durch Bestechung der dahin gesandten Mitbürger gleichwie der Pythia selbst den Ausspruch erwirkt, es werde den Herakleoten besser ergehen, wenn sie Herakleides als Wohltäter des Vaterlandes mit einem goldenen Kranze schmücken, nach seinem Tode aber als Heros verehren. Da geschah das, was den Eindruck eines Gottesgerichts erzeugen mußte. Eben während der Verkündung des Orakelspruchs, die im Theater vor dem versammelten Volke stattfand, ist der aufs höchste erregte Herakleides tot zusammengestürzt, jenem olympischen Sieger gleich, der im Augenblicke seiner Ehrung vom Schlagfluß getroffen ward. Dieser Zug zum Charlatanhaften hat der Beurteilung auch des Schriftstellers Herakleides mehr als billig geschadet. Ob freilich der von einem Rivalen gegen ihn erhobene Vorwurf des Plagiats unbegründet war, wissen wir nicht. Aber wenn seine Dialoge mit Wundergeschichten und Erfindungen ausgeschmückt waren, deren Kühnheit bis ins Abenteuerliche ging, so übte er nur sein gutes künstlerisches Recht und verdient darob so wenig Tadel, als Platon ob der Erzählung von der Vision des Pamphyliers Er, um von dem Wunderreiche der Atlantis nicht zu sprechen. Die bemerkenswerteste seiner Fiktionen ist wohl diejenige, die einen Mann aus dem Mond auf die Erde kommen ließ, vielleicht in ähnlicher Absicht wie Voltaire in seinem Micromegas einen Bewohner des Sirius die Erde besuchen und die menschlichen Dinge beurteilen läßt.

Die Neigung, die Dialogform durch allerhand zum Teil phantastische Zutaten über ihre ursprünglichen Grenzen hinaus zu erweitern, ist übrigens in jenem Zeitalter nicht auf Herakleides beschränkt gewesen. Eudoxos hat „Hundegespräche“ verfaßt, und des Diogenes „Panther“ und „Krähe“ lassen gleichfalls ein Hereinspielen der Tierfabel voraussetzen. Ungewöhnlich großer Figurenreichtum, beträchtliche Ausdehnung der den Dialog umrahmenden oder in ihn verflochtenen Erzählungen zeichneten diese Werke des Pontikers ebensosehr aus wie der naturtreue „mittlere Konversationston“, der ihnen nachgerühmt wird. Dabei haben

sie, die in tragische und komische unterschieden wurden, eine weite Tonleiter von Stoffen und Behandlungsarten umspannt. Das Gespräch „von der Scheintoten“ schilderte eine wunderbare Heilung, die Empedokles vollbracht hatte. Eine andere seiner hierhergehörigen Schriften führte den Leser in die Unterwelt, wieder eine andere ließ einen Magier an Gelons Hof gelangen und von einer Umschiffung Libyens berichten. Der mehrbändige „Abaris“ endlich, in welchem neben diesem hyperboreischen Wundermann auch Pythagoras redend auftrat, scheint geradezu ein von Gesprächen durchsetzter Roman gewesen zu sein.

War der Schriftsteller Herakleides größer als der Philosoph? Fast möchte man es vermuten. Denn während die Kunstform seiner Werke immer wieder gepriesen und noch von Varro und Cicero nachgeahmt ward, ist die Zahl eigentümlicher Lehren, die ihm, von den großen astronomischen Neuerungen abgesehen, zugeschrieben werden, nicht eben beträchtlich. Freilich lassen uns unsere Quellen gar oft im Stich. Die abderitische Atomistik ist von Herakleides modifiziert und in dieser modifizierten Gestalt von Asklepiades, dem Gründer der „methodischen“ Schule der Arzneikunst (1. Jahrhundert v. Chr. G.), beibehalten worden. Doch sind wir über die Natur und den Umfang dieser Umgestaltung keineswegs im klaren. Herakleides hat jedenfalls die alte und vielfach irreleitende Fassung der Doktrin aufgegeben, indem er den Begriff des Atoms durch jenen des einfachen Körpers ersetzte. Denn das und nichts anderes sollen augenscheinlich seine „ungefügten Körperchen“ bedeuten. Daß er an dem Fundament der Atomenlehre, der objektiven Wirklichkeit nur der mechanischen Eigenschaften der Urkörperchen, gerüttelt habe, das vorauszusetzen wird uns durch vollgültige Zeugnisse verwehrt. Hingegen mag er einen phantastischen Auswuchs derselben beschnitten, die unendliche Zahl einfacher Körperarten geleugnet und das, was diese Hypothese leisten sollte, durch die Annahme zahlreicher, die Wirkung auf unsere Sinne modifizierender Verbindungen ersetzt haben. Darauf und somit auf eine Annäherung an die moderne Chemie führt uns die kaum anders zu deutende Nachricht, seine Atome seien Veränderungen, das heißt doch wohl solchen, die sie wechselseitig voneinander erfahren, zugänglich gewesen. Ferner kann die Körperwelt in den Augen des gottesgläubigen Platonikers nicht dieselbe gleichsam souveräne Bedeutung besessen haben, wie in jenen der Abderiten, deren Götter selbst aus Atomverkettungen entstanden sein und jedes Einflusses auf den Weltprozeß entbehren sollten. Sein Standpunkt mochte in diesem Betracht demjenigen moderner Theologen gleichen, die sich gegen die Entwicklungslehre nicht mehr sträuben, in der Evolution aber nicht einen Urgrund, sondern nur ein Werkzeug göttlicher Absichten erblicken. Die demokritische Wahrnehmungslehre hat Herakleides, wie

uns der Titel eines seiner Bücher lehrt („Über Idole gegen Demokritos") bestritten. Auch gegen Heraklit hat er polemisiert, nicht minder gegen dessen eleatischen Antipoden Zenon, während er die Geschichte der pythagoreïschen Schule mit Liebe behandelt hat. Seine Schriften ethischen und politischen, mathematischen und physikalischen, dialektischen, literarischen und musikhistorischen Inhalts füllten viele Bände. Demselben Zug zum encyklopädischen Wissensbetrieb begegnen wir in noch weitaus gesteigertem Maße bei einem anderen und größeren Denker, der gleich dem Pontiker aus Platons Schule hervorgegangen ist, und gleich diesem in ihr keinen Platz gefunden hat.

Zweites Kapitel.

Das Leben des Aristoteles.

Von Religionsstiftern abgesehen, hat kaum ein anderer Einzelner das Geistesleben der Menschheit so nachhaltig beeinflußt wie Sokrates. Allein diese Einwirkung war vielfach eine vermittelte. Man gewahrt sie auch dort, wo der Name des Sokrates niemals erklungen ist. Ein anderes Los fiel dem vornehmsten seiner Enkelschüler. Die Siegeslaufbahn des Aristoteles hat nicht ihresgleichen. Anderthalb Jahrtausende nach seinem Hintritt nennt ihn der große Dichter des Mittelalters den „Meister aller Wissenden". Kirchenversammlungen des christlichen Europa verpönen jede Abweichung von den metaphysischen Grundlehren des heidnischen Denkers; manch ein Holzstoß flammt auf, um seine Gegner zu verzehren. Und der von der Christenheit Hochgefeierte ist zugleich der Abgott der islamischen Welt geworden. In Bagdad und Kairo, in Cordova und Samarkand lenkt Aristoteles die Geister. Der Kreuzfahrer und der Moslem vergessen ihres Streites, wenn sie sich in Lobpreisungen des griechischen Weisen überbieten.

Eine wundersame Verschlingung der Schicksalsfäden! Die Wiederbelebung der aristotelischen Philosophie hat das mittelalterliche Europa den Arabern verdankt. Diese schöpften ihre Kenntnis aus Übersetzungen der Syrer, denen als Glaubensverwandten der christlichen Griechen und als Stammverwandten der semitischen Araber die Vermittlerrolle zufiel. So hat der tote Aristoteles tief eingreifende orientalisch-occidentalische Wechselwirkungen erzeugt, und sein Teil zur Verwirklichung des Ideales beigetragen, das seinem großen Schüler vor der Seele stand, zu jener

Verschmelzung des Morgen- und des Abendlandes, die Alexander in manch einer heißen Schlacht zu erstreiten bemüht war.

Das Schülerverhältnis Alexanders zu Aristoteles, des Weltbeherrschers zum Gedankenbeherrscher, mutet uns wie eine der seltsamsten Launen der Geschichte an. Den Grund dazu hat die Beziehung gelegt, welche den Vater des Philosophen mit dem macedonischen Hof verband. Nikomachos, der nambafte, auch literarisch tätige Sprößling einer Asklepiadenfamilie, stand als Leibarzt und vertrauter Ratgeber Philipps Vater Amyntas nahe. So hat Aristoteles seine Kinderjahre an einem Königshof verbracht; von den entnervenden Einflüssen des Hoflebens blieb jedoch der frühverwaiste Knabe bewahrt. Er ist in seinem Geburtsort, dem unansehnlichen Stageira, unter der Obhut eines Vormunds, Proxenos, aufgewachsen. 17 Jahre alt, begab er sich nach Athen und trat in die Schule Platons ein (367).

Hier verweilte er zwei Jahrzehnte lang, bis zum Tode des Meisters. Über das Verhältnis des Jüngers zum Schulvorstand waren im Altertum Erzählungen im Umlauf, deren Wahrheit wir zum Teil noch zu kontrollieren vermögen. Es wird gemeldet, daß Aristoteles die wiederholte Abwesenheit Platons dazu benützt habe, sich überwiegenden Einfluß in der Schule zu verschaffen, weshalb jener ihn der Undankbarkeit geziehen und mit einem Füllen verglichen hat, das gegen die Mutter ausschlägt. Dies erweist sich bei näherem Zusehen als müßiges Gerede. Nicht nur legt Aristoteles in den uns erhaltenen Werken tiefe Ehrerbietung gegen seinen großen Lehrer an den Tag. So in jener berühmten Stelle der „Ethik“, in welcher er der Bestreitung der Ideenlehre das schöne Wort voranschickt: es falle ihm schwer, eine von befreundeter Seite eingeführte Doktrin zu bekämpfen, aber die Wahrheit heische dieses Opfer. „Denn ist uns zwischen der Rücksicht auf diese und auf einen Menschen die Wahl gelassen, so gebietet es die Pietät, die Wahrheit höher zu ehren.“ Das Wichtigste ist die einfache Tatsache, daß er jenen ganzen langen Zeitraum zu Athen und in der Akademie verbracht hat. Auch das entbehrt nicht aller Bedeutung, daß ein literarischer Gegner, der Aristoteles in jenem Zeitabschnitt angriff, dies nicht in wirksamerer Weise tun zu können glaubte, als indem er eben die ausschließlich platonische Ideenlehre zur Zielscheibe seines Angriffs machte. „Er schlug Platon und wollte Aristoteles treffen,“ so meldet unser Gewährsmann. Daraus erhellt, daß er in jener Epoche schlechtweg als ein Glied des platonischen Kreises galt und daß von Mißhelligkeiten zwischen den beiden Männern den Außenstehenden jedenfalls nichts bekannt war. Jene polemische Schrift aber war das Werk eines Schülers des Isokrates, Kephisodoros mit Namen, und hing mit der Rivalität zusammen, die zwischen Aristoteles und Isokrates bestanden hat. Der Stagirit erteilte nämlich schon

damals Unterricht, zwar nicht in der Philosophie, wohl aber in der Rhetorik; und daß er auf die anmaßende Äußerlichkeit des älteren Lehrers der Redekunst mit Geringschätzung herabblickte, das würden wir auch dann vermuten dürfen, wenn es nicht ausdrücklich bezeugt wäre. Er hat die Inferiorität seines angesehenen Nebenbuhlers öffentlich gegeißelt.

Auch sonst war er in jenem Lebensabschnitt mit der Feder bereits eifrig tätig. Der größte Teil, wenn nicht die Gesamtheit seiner Dialoge, ward verfaßt, ehe er Athen den Rücken kehrte. Dazu entschloß er sich erst, als der greise Meister den letzten Atemzug getan hatte (347), nicht anders als wie für diesen selbst die Hinrichtung des Sokrates dereinst das Signal zum Aufbruch gegeben hatte. Nicht nur war das Band, das ihn bis dahin an Athen kettete, zerschnitten; er hat überdies in Speusipp augenscheinlich nicht den zur Schulleitung am meisten Berufenen erblickt. Dafür spricht der Umstand, daß mit ihm auch Xenokrates Athen verlassen hat. Die beiden eng befreundeten jungen Philosophen wählten Assos, eine in Mysien gelegene Stadt, zum Schauplatz ihrer Tätigkeit. Über Assos und Atarneus herrschte Hermias, einst ein Sklave des Stadtfürsten Eubulos, zu dessen Nachfolger er sich aufgeschwungen hatte. Er war vormals zu Athen ein Mitschüler des Freundespaars gewesen; jetzt bildete er einen Vorposten der macedonischen Macht, die an dieser Stelle mit der persischen zusammenstieß. Diesem Konflikt ist er zum Opfer gefallen, indem der Rhodier Mentor, ein Befehlshaber persischer Truppen, ihn unter dem Vorwand diplomatischer Verhandlungen aus der Stadt lockte, gefangen nahm und an den Großkönig sandte, der ihn eines schimpflichen Todes sterben ließ. Die beiden Freunde flohen nach Mitylene (345), der Hauptstadt des benachbarten Lesbos. Eine Nichte und Adoptivtochter des gestürzten Fürsten suchte ihr Heil gleichfalls in der Flucht. Aristoteles nahm sich der Hartbedrängten an und erkor Pythias zu seiner Gemahlin. Von Mitylene aus ward der Stagirit (342) an den macedonischen Hof berufen, dem er sich zugleich durch seine literarischen Leistungen, durch die Erinnerung an seinen Vater, den königlichen Leibarzt, und durch seine enge Verbindung mit Hermias, dem unglücklichen Opfer der macedonischen Politik, empfahl. Mit sicherem Blick erkannte Philipp in dem aufstrebenden Gelehrten und Schriftsteller den geeigneten Erzieher seines damals 14jährigen Sohnes.

Macedoniens Könige waren stets auf „moralische Eroberungen“ in Hellas ausgegangen. Schon zur Zeit der ersten Perserkriege, da Alexander I. den Anspruch auf Teilnahme an den olympischen Spielen durch die Darlegung seines bis auf Herakles zurückreichenden Stammbaumes zu erhärten bemüht war. Jetzt war Philipp ein Mitglied der delphischen Amphiktyonie geworden; er hatte die pythischen Spiele als Vorstand geleitet; er war tatsächlich bereits der Protektor Griechenlands. Wie

konnte da der zu noch größeren Dingen bestimmte Kronprinz der Bildungsmittel entraten, nach deren Besitz damals griechische Fürsten und Staatsmänner eifrigst strebten. Allein es mochte, selbst von der Möglichkeit politischer Verwicklungen abgesehen, untunlich erscheinen, ihn mitten unter die athenischen Demokraten in die Schule des Isokrates oder in jene Speusipps zu senden. Da ergriff der König eine Auskunft, die seiner erzieherischen Einsicht zur Ehre gereicht. Alexander sollte fern vom Getümmel des Hoflebens in ländlicher Stille unter der Leitung der hervorragendsten Lehrkraft, die zur Verfügung stand, seine Studien vollenden. Dazu ward das im Südwesten der Residenz am Fuße des Waldgebirges Bermion gelegene Mieza ausersehen, oder vielmehr das in der Nähe dieser Stadt befindliche, einer ausgedehnten Tropfsteinhöhle benachbarte Nymphenheiligtum. Dort ward gleichsam eine Privatuniversität errichtet. Noch in später Zeit zeigte man Touristen die Steinbänke und die schattigen Baumgänge der Schule, in der einst Aristoteles wohl nicht der einzige Lehrer und Alexander schwerlich der einzige Schüler war. Wir dürfen uns vielmehr jenen an der Spitze eines Lehrerstabes und den jungen Prinzen von Studiengenossen umgeben denken, die dem macedonischen Hochadel entnommen waren. Nur zwei Jahre lang dauerte diese Universitätszeit Alexanders. Hatte er doch bereits 340 den auf einem Kriegszug abwesenden Vater als Regent zu vertreten. Nach Erfüllung dieser Pflicht aber mag er noch ein paar Jahre hindurch den durch die Teilnahme an den väterlichen Feldzügen mehrfach unterbrochenen Umgang mit dem Weltweisen genossen haben.

Das Maß des Einflusses zu bestimmen, den Aristoteles auf seinen hochstrebenden Schüler geübt hat, ist uns leider nicht vergönnt. Leichter fällt es, die Stelle zu bezeichnen, an welcher dieser Einfluß versagt hat. Der Stagirit war von nationalem Bewußtsein erfüllt, ja von nationalem Hochmut durchtränkt. Ihm galt die Scheidungslinie zwischen Griechen und Barbaren als eine unverrückbare. Jene habe die Natur zum Herrschen, diese zum Dienen bestimmt. Der Welteroberer hingegen, der im Osten sogar persische Tracht anlegte, persischen Hofbrauch annahm und Orientalen mit hohen Ämtern betraute, hat an jenen Schranken mit Macht gerüttelt und ihren schließlichen Zusammenbruch vorbereitet. Des Aristoteles hierauf bezügliche Ratschläge wurden nicht beachtet. Vielleicht hat hier die Erkaltung in dem Verhältnis der beiden Männer ihren Anfang genommen, jene wachsende Entfremdung, deren Spuren man in dem Ton der Briefe Alexanders wahrzunehmen glaubte und die durch das schwere Zerwürfnis des Königs mit seinem einstigen Studiengenossen Kallisthenes, dem Neffen des Aristoteles, fast sicherlich verschärft war. An Ehrungen und an pekuniärer Unterstützung der Forschungen seines Lehrers hat es der mächtige Schüler begreiflicher-

weise nicht fehlen lassen. Schon Philipp hatte dem Prinzenerzieher seine volle Gunst gewährt und ihn mit dem Wiederaufbau des von ihm selbst zerstörten Stageira betraut. Ein Jahr nach dem Regierungsantritt Alexanders ist Aristoteles nach Athen zurückgekehrt und hat dort im Osten der Stadt im Anschluß an die Lykeion genannte Turnanstalt seine eben diesen Namen tragende Schule (daher unser „Lyceum") gegründet (335). Ein ungeheurer Denk- und Wissensstoff wurde in den Vorlesungen bewältigt, aus denen die uns allein erhaltenen Lehrschriften hervorgegangen sind.

Wie Alexanders Thronbesteigung die athenische Lehrtätigkeit seines Meisters eröffnete, so hat sein Tod ihr das Ziel gesetzt. Alle Antipathien, aller Haß und alle Mißgunst, die Aristoteles jemals erregt hatte, gelangten nunmehr, da sein Beschützer verschwunden war, zum Ausbruch. Manche Umstände vereinigten sich, um diesen Ausbruch zu einem ebenso plötzlichen als gefährlichen zu machen. Der Stagirit war niemals ein praktischer Politiker gewesen. Der macedonischen Expansion hat er keinerlei Vorschub geleistet. Ja der scharfblickende Denker hat, so wundersam es klingen mag, die Tragweite des vor seinen Augen sich vollziehenden weltgeschichtlichen Umschwungs nicht geahnt — vielleicht eben darum, weil ihm dessen Träger allzu nahe stand! Der Gedanke, daß das monarchische Regiment zur Herrschaft auch in Griechenland berufen sei, ist ihm niemals gekommen. Kein Satz seiner „Politik" verrät eine derartige Erkenntnis oder gar eine dahin zielende Neigung. Sein Herz hing nach wie vor an der hellenischen Polis, und seine Zukunftsideale galten wie jene Platons ausschließlich ihrer Um- und Neugestaltung. Bundesgenossen, nicht Untertanen des macedonischen Königreichs sollten die Griechen sein. Allein all das hinderte nicht, daß der Erzieher des allmächtigen Herrschers, der dessen Schutz genoß und ihm vielfachen Dank schuldete, im Licht eines macedonischen Parteigängers erschienen ist. Stand er doch auch zum Statthalter Antipater im Verhältnis warmer und offenkundiger Freundschaft. Überdies war der Sohn seines Vormunds, der in seinem Testament zum Gemahl der Tochter Pythias bestimmte Nikanor, ein hoher Offizier im Heere Alexanders. Als solcher ward dieser ein Jahr vor dem Tode seines Gebieters mit einer Aufgabe betraut, welche die lebhafteste Abneigung gegen ihn und alle, die ihm nahestanden, erregen mußte. Bei der olympischen Festversammlung des Jahres 324 ließ er durch Heroldsruf ein von ihm überbrachtes königliches Reskript verkünden, das die Wiederaufnahme aller Verbannten in herrischem Ton gebot und die widerstrebenden Staaten mit sofortiger schwerer Strafe bedrohte. Der Eindruck dieses Gewaltakts war der denkbar tiefste. In laute Jubelrufe brachen die in ungeheurer Zahl anwesenden Schützlinge Macedoniens aus, denen die Heimkehr ver-

heißen und damit die Rückkehr zu Wohlstand und Machtbesitz gesichert ward; Erbitterung und Betrübnis herrschte in den Reihen ihrer Gegner, vor allem der Athener. Dem Redner Demosthenes wurde es trotz seiner so oft und so nachdrücklich bekundeten patriotischen Gesinnung schwer verübelt, daß er sich zum Führer der Festgesandtschaft hatte wählen lassen, um mit Nikanor zu verkehren. Des Stagiriten väterliche Freundschaft für den Sohn seines Vormunds war wohlbekannt; gewiß ist er mit dem nach langer Abwesenheit aus dem fernen Osten Zurückgekehrten in Olympia zusammengetroffen, wenn er nicht gar seinen Besuch zu Athen empfangen hat. Die Flutwelle des damals aufgeregten Hasses mußte sich auch über Aristoteles ergießen.

Zur Anklage, die im nächstfolgenden Jahr wider den Philosophen erhoben ward, und die wie üblich auf Religionsfrevel (Asebie) lautete, verbanden sich alle ihm feindseligen Elemente: die religiöse Orthodoxie, vertreten durch Eurymedon, den Hauptpriester der eleusinischen Demeter; die patriotische Volkspartei in der Person des Demochares, eines Neffen des Demosthenes; endlich die Rhetorenschule des Isokrates, dessen Gehässigkeit sein Enkelschüler Demophilos, der Sohn des Geschichtschreibers Ephoros, geerbt hatte. Unter den Anklagepunkten befand sich auch die Ehrung Hermias', des Stadtfürsten von Atarneus, der als Tyrann oder illegitimer Fürst, als einstiger Sklave und als Eunuch der ihm von Aristoteles dargebrachten Huldigungen, einer nach Delphi gestifteten Bildsäule und einer uns erhaltenen poetischen Verherrlichung seiner „Mannestugend“, dreifach unwert erschienen ist.

„Athen soll sich nicht zum zweitenmal an der Philosophie versündigen“ — mit diesem Wort, so heißt es, hat der Angeklagte seine Flucht begründet. Er kehrte der Stadt den Rücken, in der er zu Füßen Platons gesessen, in der er als hochangesehenes Schulhaupt gewaltet und deren Verfassungsentwicklung er mit Sorgfalt und Billigkeit, ja nicht ohne Liebe, geschildert hatte.

Nach einer sicheren und behaglichen Zufluchtsstätte brauchte er nicht weit zu suchen. Zu Chalkis im benachbarten Euböa, der Heimat seiner Mutter, besaß er ein von dieser ererbtes Anwesen, dessen Frieden er nur kurze Zeit genießen sollte. Er ist alsbald (322), erst 62 Jahre alt, daselbst verschieden.

Des Aristoteles letztwillige Verfügungen sind uns erhalten; sie gewähren einen lehrreichen und anziehenden Einblick in die Sinnesart, in die Privat- und Familienverhältnisse des außerordentlichen Mannes. Von der Lehranstalt ist darin nicht die Rede; sie hatte er, samt allem Zubehör, ebenso wie seine umfangreiche Privatbibliothek, schon bei Lebzeiten, wohl anläßlich der Übersiedelung nach Chalkis, dem von ihm gewählten Schulnachfolger Theophrast übergeben. Zum Testaments-

exekutor wird Antipater bestellt. Der zum Eidam ausersehene Nikanor soll sich „zugleich wie ein Vater und ein Bruder“ der noch in zartem Alter befindlichen zwei Kinder annehmen. Die Tochter war, wie bemerkt, nach ihrer Mutter Pythias benannt. Das mit dieser zur Zeit der gemeinsamen Flucht nach Lesbos geschlossene Ehebündnis scheint ein überaus glückliches und hochgestimmtes gewesen zu sein. Die Gebeine der Frühverstorbenen sollen jetzt ihrem einst geäußerten Wunsche gemäß mit jenen des Gemahls vereinigt werden; auch Totenopfer scheint er ihr wie einer Heroine dargebracht zu haben. Die zweite Wahl des Aristoteles war eine minder romantische. Sie fiel auf ein augenscheinlich gutartiges und verständiges Geschöpf, das dem rastlos Schaffenden eine ruhige und seiner geistigen Riesenarbeit fördersame Häuslichkeit bereitet hat. Der Name Herpyllis begegnet sonst fast nur in Hetärenkreisen. Dazu stimmt ihre Stellung als Kebse (das heißt als Haushälterin und Konkubine), die übrigens zu Athen von Anstoß frei und auch nicht alles Rechtsschutzes bar war. Aristoteles, dem Herpyllis einen Sohn, Nikomachos, geboren hatte, rühmt im Testament ihr Wohlverhalten, sorgt für ihren auskömmlichen Unterhalt, ebenso für Hausrat und Dienerschaft, und bietet ihr als Wohnsitz das „Logierhaus nächst dem Garten“ seines euböischen Besitzes an, falls sie nicht etwa in Stageira, das auch ihre Heimat war, das alte und wohl altväterische Stammhaus zu bewohnen vorziehen sollte. Von der also bezeigten Erkenntlichkeit und Sympathie hebt sich in deutlicher Nüancierung der Überschwang begeisterter Liebe und Verehrung ab, die der Philosoph der eigenen Mutter, nicht minder dem väterlichen Freunde Proxenos und dessen Angehörigen geweiht hat. Eine Statue der Mutter soll nach Nemea gestiftet werden; ebenso wird die Anfertigung von Bildsäulen des Nikanor und seiner Eltern angeordnet, desgleichen eines Weihgeschenkes zur Erinnerung an eine von Nikanor glücklich bestandene Gefahr, worunter wohl eine Kriegs- oder Seegefahr zu verstehen ist. Gegen die Sklaven beiderlei Geschlechtes, von denen keiner verkauft werden soll, hat sich Aristoteles noch im Tod als ein gütiger Herr erwiesen.

Drittes Kapitel.

Aristoteles, der Mensch und Schriftsteller.

„Gemäßigt bis zum Übermaß“ — mit diesem, wie der Zusammenhang lehrt, unbeabsichtigten Witzwort hat ein antiker Biograph das Wesen des Stagiriten aufs treffendste bezeichnet. Das griechische Ideal des Maßes, des harmonischen Gleichgewichts der Kräfte, es war wie in

seiner ethischen Theorie so in seiner Persönlichkeit verkörpert. Heftige Leidenschaften scheinen ihm immerdar fremd geblieben zu sein. Als ihm, offenbar aus politischen Gründen, die Ehren aberkannt wurden, die ihm Delphi ob seiner Verdienste um die Geschichte der pythischen Spiele zugesprochen hatte, schrieb er an Antipater: „Mit den delphischen Beschlüssen steht es so, daß sie mich weder ernstlich betrüben, noch auch völlig gleichgültig lassen." Eine derartige von jeder gewaltsamen Störung freie, aber auch keineswegs stumpfer Unempfindlichkeit zuneigende Gemütsverfassung war ihm durchweg eigen. Damit war eine Grundbedingung für die unermeßliche, niemals rastende Geistestätigkeit gegeben. „Arbeitsreich", das ist das erste Beiwort, das ihm aus dem Schreibrohr fließt, wenn er die „Tugend" und zugleich seinen Freund Hermias feiert. Auch der Taten des Herakles gedenkt er daselbst in vorderster Reihe. Jenem Päan fehlt es nicht an dem dichterischen Schwung, der in einem anderen seiner poetischen Versuche, der Elegie auf Eudemos, sobald erlahmt ist (vgl. II, 57). In den Prosawerken begegnen uns nur selten Ausbrüche starker Empfindung, die freilich in ihrer Vereinzelung nur um so größere Wirkung üben. So jener uns schon bekannte Preis der Wahrheit oder das Lob der Gerechtigkeit als der „vollendeten Tugend", an deren wundergleiche Schönheit „nicht der Morgenstern und nicht der Abendstern" heranreicht; oder auch jenes den Wert der genetischen Einsicht verherrlichende Wort: „Wer da die Dinge vom Anfang her erwachsen sähe, der würde sie so am schönsten erschauen."

Die zahlreichen und umfänglichen Lehrschriften offenbaren uns das Denken ihres Urhebers weit deutlicher als sein Wollen und Empfinden. Ein erst vor wenigen Jahren wiedergewonnenes Buch bringt uns den Stagiriten einigermaßen menschlich näher. Die „Staatsverfassung der Athener" nimmt eine Mittelstellung ein zwischen den streng sachlichen, um nicht zu sagen trockenen Schulschriften und den höchstpersönlichen Äußerungen (Testament, Gedichte und Brieffragmente). Es ist dies eine zu einem leicht lesbaren Buch verarbeitete Materialiensammlung, eine der zahlreichen Vorarbeiten zu dem systematischen Werk über Politik. Hier, wo Aristoteles sich wie plaudernd gehen läßt, nehmen wir die Eigenart seines Geschmackes deutlicher wahr, und blicken auch, da uns seine Vorlagen und Quellen zum Teil wenigstens bekannt sind, tiefer als sonst in sein Verhältnis zu Vorläufern und Mitforschern. Der Eindruck ist durchweg jener einer wohltuenden Vornehmheit. Von seinen mühevollen Forschungen macht er kein Aufhebens. Er berichtigt stillschweigend alte Irrtümer und weitverbreitete Mißverständnisse; er kränkt keinen Zeitgenossen, er verunglimpft keinen Vorgänger. Es fehlt jeder Anflug dessen, was man den eristischen Geist des Stagiriten nennen könnte und was mitunter zu ungerechten Urteilen den Anlaß gegeben hat. Man

glaubte einen Zug unedler Rechthaberei wahrzunehmen, insbesondere in seiner Polemik gegen Platon. Hinter kleinlichen Ausstellungen in Detailfragen schien der Jünger die Abhängigkeit von seinem Meister in Ansehung der Grundlehren verstecken zu wollen. Diese Anklage gilt uns als unbegründet. Der Mann, dessen weitaus überwiegende Stärke in der Dialektik lag, versagte es sich allerdings nicht, auch geringe Verstöße gegen die systematische Strenge namhaft zu machen und dabei eine Kritik zu üben, die uns nicht selten als kleinmeisterlich gelten mag. Denn übermächtig ist in ihm die Lust am dialektischen Turnier. Von jener unlauteren Absicht aber werden wir ihn freisprechen dürfen. Wandte er sich doch auch in den Vorlesungen, aus denen die Lehrschriften erwachsen sind, an jugendliche Zeitgenossen, die mit Platons Schriften wohl vertraut waren; ihnen brauchte er die Dankesschuld, die ihn an seinen großen Lehrer kettete, nicht immer von neuem und bei jedem Anlaß in Erinnerung zu bringen.

Ein anderer Grundzug seiner Geistesart, der in dem neuentdeckten Buche mit besonderer Kraft hervortritt, ist seine Freude am Detail. Alles Anekdotenhafte besitzt für ihn erheblichen Reiz. Die Lust an malerischen Einzelheiten bestimmt ihn zu gar mancher für die Hauptzwecke seiner Darlegungen entbehrlichen Abschweifung. Platon soll das Wohnhaus des jungen Aristoteles „das Haus des Lesers" genannt haben. Gewiß hat dieser zu den Knaben und Jünglingen gehört, die von unersättlicher Lesegier erfüllt sind. Gleich einem anderen großen Encyklopädisten, gleich Leibniz, wollte er alles gelesen haben; und diese Stärke des stofflichen Interesses hat mit den Jahren nicht ab-, sondern zugenommen. „Je einsamer und einsiedlerischer ich werde" — so schrieb der alternde Philosoph an Antipater — „um so mehr Gefallen finde ich an Geschichten". Nicht nur die Phantasie liebte er an der bunten Mannigfaltigkeit der Geschehnisse zu weiden: auch der Humor war ihm nicht fremd und zog aus der Verkehrtheit menschlichen Handelns reiche Nahrung. Die Odysseus-Rolle, welche der Schlaukopf Themistokles bei der Beseitigung des Areopags so erfolgreich gespielt hat, die Täuschung der Athener durch den vertriebenen Fürsten Peisistratos, da dieser ein thrakisches Blumenmädchen als die ihn in die Heimat zurückführende Pallas Athene figurieren ließ, vor der das abergläubische Volk in die Knie sank — das und Ähnliches wird in jenem Buch mit auffälliger Breite und mit offenkundigem Behagen geschildert. Wir glauben Aristoteles mit den kleinen Augen schelmisch blinzeln und ein spöttisches Lächeln um seine Lippen spielen zu sehen. Wir zweifeln nicht mehr an der Authenticität des ihm zugeschriebenen beißenden Witzwortes: „Zwei Dinge haben die Athener erfunden: den Getreidebau (nach der Sage von Triptolemos) und treffliche Gesetze. Der Unterschied ist nur dieser:

das Getreide verzehren sie, von den Gesetzen aber machen sie keinen Gebrauch“.

2. Die Urteile der Alten über die stilistische Kunst des Stagiriten sind uns zu befremden gar sehr geeignet. Den „goldenen Wogenglanz“ seiner Rede, den „Reichtum ihrer Farben“, ihre hinreißende „Gewalt“ den bestrickenden Zauber ihrer „Anmut“ — wir suchen sie in den Schriften des Aristoteles vergebens. Wir nennen ihn einen fast immer eintönigen und farblosen, bald wortkargen bald weitschweifigen, nicht selten dunklen, bisweilen nachlässigen Schriftsteller. Der Kontrast der Urteile und Eindrücke könnte nicht greller sein. Hier muß ein Mißverständnis obwalten. Es ist nicht anders, als ob wir die uns wohlbekannte Oberfläche des Mondes schilderten, während der auf einem anderen Stern heimische Widerpart die für uns unsichtbare, der Erde stets abgewandte Seite unseres Trabanten ins Auge faßte. Und so steht es in der Tat. Der Aristoteles der Alten ist nicht der unserige, und der unserige ist nicht jener der Alten. Was sie von seinen Schriften lasen, oder doch vornehmlich lasen, das ist nicht auf uns gekommen; was wir besitzen, war ihnen zum Teil geradezu unbekannt, zum Teil konnten sie nicht daran denken, es ihrem Urteil über den Stilisten Aristoteles zugrunde zu legen. Unser Teil sind die Schulschriften, das ihrige waren die Gespräche. Diese, von denen uns nur kümmerliche Reste erhalten sind, meint der Stagirit, wenn er von den „herausgegebenen“, im eigentlichen Sinne publizierten Werken spricht; sie, in denen übrigens im Unterschiede zu den platonischen Dialogen der Verfasser selbst als Gesprächsperson auftrat, wandten sich nicht an philosophische Schulgenossen, sondern an die weiten Kreise der Gebildeten überhaupt, deren verwöhntem und verfeinertem literarischen Geschmack sie ein volles Genüge taten.

Daß aber unser Aristoteles nicht jener der antiken Kunstrichter war, das klingt weit verwunderlicher. Es gibt jedoch dafür ein vollgültiges Zeugnis: das aus der alexandrinischen Zeit stammende Verzeichnis aristotelischer Schriften. Eines der uns geläufigsten Hauptwerke ist die „Metaphysik“. Umsonst suchen wir nach ihr in jenem Kataloge. Nicht anders steht es um unsere „Ethik“, während eine Anzahl von Büchertiteln sich mit dem Inhalt einzelner Stücke der beiden Werke deckt. Um diese Seltsamkeit zu begreifen, müssen wir den Ursprung und desgleichen die Schicksale jener Lehrschriften in Betracht ziehen. Wir haben diese auch Schulschriften genannt und schon wiederholt angedeutet, daß sie aus den Vorlesungen hervorgegangen sind. Das bezeugen zum Teil noch ihre Titel. Das Werk über Physik heißt selbst in unseren Handschriften „Vorlesungen über Physik“. Die „Politik“ trug wenigstens der-

einst die gleiche Aufschrift. Auch sonst stoßen wir manchmal auf den „Hörer", wo wir den Leser erwähnt zu finden erwarten. Da fragt es sich, ob wir die Vorlesehefte des Aristoteles oder die Nachschriften seiner Zuhörer in Händen halten. Die Antwort darf, so scheint es, weder so einfach noch so allgemein lauten. Für bloße Schüler-Aufzeichnungen sind die meisten der systematischen Werke viel zu gut; andererseits findet sich in ihnen gar manches, was ein gewiegter Lehrer füglich der Eingebung des Augenblicks überläßt und nicht schwarz auf weiß ins Kollegium mitbringt. Von dieser Art ist z. B. jene Anrede an das Auditorium, die wir am Schluß des logischen Lehrkurses lesen, eine Apostrophe, in welcher der Schöpfer der Logik angesichts der Neuheit der von ihm behandelten Materie zugleich den Dank für das Geleistete und die Nachsicht für das noch Fehlende in Anspruch nimmt. Der Entstehungsprozeß dieser, der systematischen Werke scheint nicht überall der gleiche und zumeist ein einigermaßen komplizierter zu sein. Sie sind wohl vorwiegend zugleich aus den die Vorträge vorbereitenden Aufzeichnungen und aus den Nachschriften der Hörer hervorgegangen. Zum Teil mag der Meister selbst seinen ursprünglichen Entwurf mit Zuhilfenahme jener Nachschriften ausgeführt haben, zum Teil hat eine derartige Redaktion erst nach seinem Ableben, in einem Falle wenigstens lange nach diesem stattgefunden. Das letztere gilt, wie die eingehende Analyse des Werkes gezeigt hat, von der „Metaphysik", in welcher ursprüngliche knappe Entwürfe und ihnen nachfolgende breite Ausführungen, kurz unterschiedliche Behandlungen desselben Themas nebeneinander hergehen und die auch ihren Namen nicht dem Verfasser, sondern einem späten Ordner verdankt, der sie hinter (metá) die Bücher von der Physik gestellt hat. Dieser Ursprung der Lehrschriften scheint auch allein geeignet, das auffällige Schwanken zwischen übergroßer Gedrungenheit und überdeutlicher Weitläufigkeit zu erklären. Hier wird auf ein Beispiel mit so rätselhafter Kürze hingedeutet, daß das Verständnis nur angestrengtem Bemühen gelingen will; dort wird ein solches mit entbehrlicher Breite ausgeführt und erläutert. Beides begegnet innerhalb derselben Abschnitte derselben Schrift. Da bleibt kaum etwas anderes übrig, als an die wechselnden Bedingungen des Vortrags zu denken. Einmal drängt die Zeit, ein andermal ist sie im Überfluß vorhanden. Doch mag uns auch bisweilen das bloße Schlagwort des Kollegienheftes, in anderen Fällen die volle Ausführung, die ein solches im Vortrag erfuhr, vor Augen liegen.

Das Schicksal dieser Werke aber und, soweit sie je als ein Ganzes noch nicht vorhanden waren, ihrer Bestandteile war ein geradezu romanhaftes, ein so romanhaftes, daß man oft an der Wahrheit der hierauf bezüglichen Nachrichten gezweifelt hat. Uns gelten diese Zweifel als grundlos, einfach darum, weil der Ausgangs- sowohl als der Endpunkt

der Erzählung durch unanfechtbare urkundliche Zeugnisse gesichert ist: jener durch das Testament des Theophrast, dieser durch eine Mitteilung des Geographen Strabo, dessen Lehrer der sogleich zu erwähnende Tyrannion gewesen ist.

Theophrast hinterließ „alle“ seine „Bücher dem Neleus“, einem Freunde und Schüler, der zu Skēpsis in der Landschaft Troas wohnhaft war. Die Erben des Neleus wußten nur den Geldwert der grossen Büchersammlung in welcher auch jene des Aristoteles enthalten war, zu schätzen. Doch eben ihre Habgier hat dem kostbaren Besitztum schwere Wunden geschlagen. Jene kleinasiatische Landschaft gehörte zum Königreich Pergamon, dessen Fürsten bald im Wetteifer mit den Ptolemäern Bücher zu sammeln begannen und die alexandrinische durch die pergamenische Bibliothek in Schatten zu stellen bemüht waren. Den Verlust ihres Schatzes fürchtend, vergruben ihn die Nachkommen des Neleus in einem Kellergewölbe, wo er zwar vor Nachstellungen bewahrt blieb, aber durch Feuchtigkeit und Insektenfraß argen Schaden erlitten hat. Endlich fand sich ein reicher Käufer, der Bibliophile Apellikon, durch dessen Vermittlung eine in kritischer Beziehung sehr mangelhafte, durch willkürliche Ergänzungen der zahlreichen Lücken entstellte Publikation erfolgt ist. Als Sulla bald nach Apellikons Tode die bei der Eroberung Athens erbeutete Büchersammlung nach Rom brachte, hat der Bibliotheksbeamte und Grammatiker Tyrannion die mißhandelten Texte einer sorgfältigen Neubearbeitung unterzogen. Sie hat der Veranstalter der ersten, nach Materien gegliederten Gesamtausgabe der wissenschaftlichen Werke des Aristoteles und Theophrast, Andronikos von Rhodos (Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. G.) dieser zugrunde gelegt.

An der Tatsächlichkeit dieser Vorgänge ist ein Zweifel nicht gestattet. Anders steht es mit der Frage nach ihrer Tragweite. Diese zu überschätzen waren die an der Bergung und Nutzbarmachung der lange vermißten Hilfsmittel Beteiligten naturgemäß geneigt. So spricht Tyrannions Schüler Strabo von fast völliger Unbekanntschaft der älteren Peripatetiker mit den Werken ihres Meisters. Offenbar weit richtiger nennt der hier unbefangene Plutarch „die meisten“ jener Werke „dem Publikum damals noch nicht genau bekannt“. Die neuere Forschung hat die Spuren solcher Bekanntschaft sorgsam aufgelesen und der Vorstellung ein Ende gemacht, als ob es von keiner der Schulschriften vor der Publikation des Andronikos irgendwelche Abschriften gegeben hätte. Was wir jedoch für wahr halten dürfen, das ist, daß einige derselben völlig unbekannt, andere nur in unzuverlässigen, von Fehlern strotzenden Kopien ans Licht getreten waren, daß die Vertrautheit mit solchen Werken auf enge Kreise beschränkt war, und auch diesen jeder umfassende Überblick gefehlt hat. Auch ist es eine offenkundige

Tatsache, daß die geschäftige Arbeit der Kommentatoren nicht vor jenem Zeitabschnitt begonnen und daß das gründliche Studium der aristotelischen Philosophie eben mit Andronikos, der zugleich Erklärer und Herausgeber war, seinen Anfang genommen hat.

3. Neben den stilistisch gefeilten, fast durchgängig in Gesprächsform abgefaßten und neben den Schul- oder Lehrschriften gab es eine dritte Gattung aristotelischer Werke, die wir kurzweg als Vorarbeiten und Materialien-Sammlungen bezeichnen können. Einen uns geretteten Bestandteil solch eines Sammelwerkes haben wir bereits in der „Staatsverfassung der Athener“ kennen gelernt. Das Gesamtwerk selbst, die „Politien“ genannt, begriff in alphabetischer Ordnung die Darstellung von 158 einzelstaatlichen und bundesstaatlichen Verfassungen nebst einem Anhang über Tyrannen- oder Usurpatoren-Regierungen, wozu noch eine Monographie über „Gesetze der Barbaren“ und eine Sonderuntersuchung über „territoriale Rechtsansprüche der Staaten“ kam. Daß der Meister bei der Gewinnung und Verarbeitung des massenhaften Materials von Schülern unterstützt worden ist, hat man längst vermutet. Darauf deutet auch das Schwanken der antiken Angaben in betreff der Autorschaft mehrerer derartiger Werke hin. Ausdrücklich wird das Rechtslexikon, das unter den Werken Theophrasts erscheint, einmal eine gemeinsame Arbeit des Lehrers und des Schülers genannt. Einen streng urkundlichen Erweis dieses Sachverhaltes besitzen wir erst seit wenigen Jahren: wir meinen die delphische Inschrift, die dem Aristoteles und seinem uns schon bekannten Neffen Kallisthenes ob ihres Verzeichnisses der „Sieger in den pythischen Spielen“ und der vorangeschickten Untersuchung über den Ursprung jener Spiele Lob und Bekränzung zuspricht und wahrscheinlich auch Ehrenrechte zuerkannt hat (vergl. S. 20). Danach werden wir nicht mehr bezweifeln können, daß auch die zunächst für Alexander bestimmte, bald dem Aristoteles und bald dem Kallisthenes beigelegte Ausgabe der Ilias ein gemeinsames Werk der beiden Verwandten war. Wie über die pythischen, so hat der Stagirit auch über die olympischen Sieger gehandelt und in dem einen wie in dem anderen Fall ein Hilfsmittel der chronologischen sowohl als der kulturgeschichtlichen Forschung geschaffen. Von verwandter Art waren seine „Didaskalien“, eine aus inschriftlichen Aufzeichnungen geschöpfte Übersicht über dramatische Aufführungen — eine wichtige Vorarbeit für seine zwei Bücher „über die Dichtkunst“, von denen uns nur das erste erhalten ist. Daneben gingen Einzeluntersuchungen „über Tragödien“ und „über Komödiendichter“, dann „über Schwierigkeiten“ bei Homer, bei Hesiod, Archilochos, Choirilos, Euripides einher; ja selbst die Details der Kostümkunde hat er in den drei Büchern seines Dialogs

„über die Dichter“ gelegentlich zu erörtern nicht verschmäht. Die noc vorhandenen drei Bücher der „Rhetorik“ und der verlorene dasselb Thema behandelnde Dialog „Grylos“, haben gleichfalls auf einer Vorarbeit der „Zusammenstellung“ der älteren Theorien der Redekunst gefußt Ebenso hat ihm zur Orientierung über seine philosophischen Vorgänge eine Anzahl von Monographien gedient, über die Pythagoreer, über di Philosophie des Archytas usw. usw. bis auf Spezialschriften übe einzelne platonische Werke herab. Die Geschichte der Medizin endlic hat ein Schüler Menon zum mindesten nach seinen Weisungen, vielleich nicht ohne seine Beihilfe, behandelt. Diese aus dem Bereich der histo rischen Studien im weitesten Sinn des Wortes geschöpften Beispiel mögen dem Leser einen Vorgeschmack von der unermeßlichen Forscher tätigkeit des Stagiriten geben. Der Aufspeicherung seiner Wissensschätz scheinen nebst der langen athenischen Lehrzeit zumeist die Jahre gedien zu haben, die er zu Assos, zu Mitylene und in Mieza verlebt hat, während das Dutzend Jahre, das die athenische Lehrtätigkeit umspannt, woh weitaus überwiegend von der Ausarbeitung seiner Lehrkurse in Anspruch genommen war. Diese haben in ihrer Reihenfolge mindestens im große und ganzen dem Fortgang vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Einfachen zum Verwickelten entsprochen.

Viertes Kapitel.

Aristoteles und seine Kategorienlehre.

Man spricht oft und nicht mit Unrecht vom Geheimnis der Individualität. Nicht daß wir in dieser das Werk von Kräften zu erblicken brauchten, die rätselhafter als andere sind. Das Rätsel besteht in der Menge und Verwicklung der dabei zusammenwirkenden Faktoren, in die uns überdies nur selten ein vollerer, niemals ein erschöpfender Einblick gegönnt ist. Auch auf der Entstehung der intellektuellen Eigenart unseres Philosophen ruht ein dichter Schleier. Nur an *einem* Punkte gelingt es uns, denselben zu lüften. Ein wesentlicher Zug, die uns schon bekannte erstaunliche Freude am Detail, geht jedenfalls auf ein ungewöhnliches Maß von Beobachtungskraft und Beobachtungslust zurück: und diese dürfen wir getrost als das Erbteil ansehen, das er von der langen Reihe seiner Ahnen, den Sprossen des Asklepiadengeschlechts,

empfangen hat. Darin finden wir, wenn wir genauer zusehen, mehreres beschlossen.

Man kann zwei Grundtypen des Weltweisen unterscheiden. In dem einen überwiegt das Verlangen nach Wissensfülle, die Unersättlichkeit im Aufnehmen immer neuen und mannigfaltigen Erkenntnisstoffes; in dem anderen das Streben nach innerer Widerspruchslosigkeit, nach unbedingter Folgerichtigkeit des Denkens. Es ist das selbstverständlich nur ein Unterschied des Grades; keines der beiden Elemente kann dort vollständig gefehlt haben, wo hervorragende philosophische Leistungen erzielt sind. Aber die Verschiedenheit ist darum eine nicht minder reelle. Ein Stein um Stein zu einem einheitlichen Denkgebäude fügender Descartes oder Spinoza und ein in Einzeluntersuchungen jeglicher Art unermüdlich sich tummelnder Leibniz oder Aristoteles stellen zwei weit voneinander abweichende Abarten einer gemeinsamen Gattung dar. Der von ruheloser Detailarbeit in Anspruch genommene Encyklopädist mag noch so eifrig nach strenger Geschlossenheit seines Gedankenbaues trachten: sein Bemühen wird niemals von ebenso vollständigem Erfolge gekrönt sein, wie jenes eines gleichwertigen, aber nicht von gleich starkem Drang nach Polymathie beseelten und dadurch zerstreuten Intellektes. Der Klärungstrieb aber wird in diesem eine eigenartige Richtung nehmen. Er wird dem Bedürfnis nach Anordnung und Einteilung eines ungeheuren Wissensstoffes dienen. Der Encyklopädist wird auf stoffbeherrschende Kunstgriffe sinnen, wie Leibnizens Begriffssprache einer war, oder er wird zum Klassifikator par excellence erwachsen. Das war die große Geistestat des Aristoteles. Hier vereinigte sich das angeborene und, wie wir vermuten dürfen, von den ärztlichen Vorfahren ererbte Vermögen der Beobachtung mit der Schulung, die dem jungen Asklepiaden in Platons Lehranstalt zuteil ward. Als er in diese eintrat, war die Altersphase des Meisters nicht mehr ferne. Die unablässigen Übungen in klassifikatorischer Dialektik, deren Niederschlag uns im „Sophisten“ und „Staatsmann“ vor Augen liegt, bildeten eine einzigartige Vorschule für den künftigen Gliederer und Ordner des gesamten Wissensstoffes. Aristoteles ward zum Morphologen auf allen Gebieten der menschlichen Erkenntnis. Der Sinn für Ähnlichkeiten und Unterschiede, der Formsinn im höchsten Wortverstand, ist in ihm zu unvergleichlicher Kraft gediehen. Hier dürfen wir von seinem Genie sprechen, das ihn zur Gründung neuer Kenntniszweige befähigt hat, zur Schaffung von Disziplinen, die so weit voneinander abliegen, wie die Logik und die komparative Anatomie, die vergleichende Übersicht über die Schlußformen menschlichen Denkens und über die Körperformen organischer Wesen. Freilich ist ein Vorbehalt vonnöten. Auch diesem Lichte hat der Schatten nicht gefehlt. Die Lust am Unterscheiden

ward im Stagiriten bisweilen zur Distinktionswut gesteigert; der virtuose Formsinn ist nicht selten zur Freude an der Formel und ihrer Vervielfältigung, zum gehaltsarmen Formalismus entartet. Seine Begriffsmühlen mahlen immer aufs feinste; aber nicht immer ist ihnen genug des Kornes aufgeschüttet.

Noch ein anderer Grundzug scheint dem großen Encyklopädisten als solchem zu eignen. Wer in der Beobachtung und in der Detailforschung lebt und webt, der kann kaum umhin, das Individuelle allüberall hochzuhalten; ihm liegt die Versuchung fern, die Einzelexistenz in einem sie verschlingenden Allgemeinen untergehen zu lassen, mag dieses nun platonische Idee oder spinozistische Substanz genannt sein. Es ist schwerlich eine Sache des Zufalls, daß der namhafteste Encyklopädist der neueren Zeiten die Monadenlehre geschaffen und daß sein größerer antiker Vorgänger im Einzelding (im „tóde ti") den Typus der vollen Realität erblickt hat. Dies lehrt uns sogleich der erste Blick in das der herkömmlichen Anordnung und wahrscheinlich auch der Entstehungszeit nach erste Glied des logischen Lehrkursus: das Büchlein von den Kategorien.

2. Kaum einer andern aristotelischen Doktrin ist so viel Ehre und so viel Unglimpf widerfahren wie seiner Kategorienlehre. Noch waren die Philosophenschulen zu Athen nicht geschlossen, als die von den Kommentatoren mit zahllosen Erläuterungen versehene, vom Neuplatoniker Porphyrios (232—304 n. Chr. G.) zu einem Katechismus verarbeitete Schrift ins Lateinische übertragen ward und im Verein mit einigen wenigen anderen Elementarwerken des Aristoteles den Grundstock des logischen Unterrichts im Abendland bildete. Ebenso früh wurden die Syrer mit diesen Büchern bekannt, durch sie die Araber und allmählich das ganze islamische Morgenland, in welchem bis zum heutigen Tage die Einleitung des Porphyrios das einzige Lehrbuch der Logik ist. Auf der anderen Seite haben sich Führer der verschiedensten, ja entgegengesetzter philosophischer Richtungen im Altertum wie in der Neuzeit in einem Schuldverdikt zusammengefunden. Von Stoikern und Neuplatonikern, von Athenodor und Plotin soll hier nicht die Rede sein. Aber auch nach Kant „raffte" Aristoteles die zehn Kategorien auf, wie sie ihm aufstießen; er „stellt sie", so behauptet Hegel, „sämtlich nur so nebeneinander." Dem stärksten Ausdruck der Geringschätzung begegnen wir bei J. S. Mill, der das Hohnwort nicht zurückhält, jene Aufzählung „gleiche einer Einteilung der Lebewesen in Menschen, Vierfüßler, Pferde, Esel und Ponies". Solch ein wegwerfendes Urteil über die Leistung eines hervorragenden Denkers trifft selten ins Schwarze. Weit häufiger entspringt es einem Verkennen der Absicht, die den Urheber der Leistung

geleitet hat. Wie ist, so fragen wir uns demnach, der Stagirit zu der Aufstellung der zehn „Gattungen von Aussagen“ gelangt, die da lauten: Was (auch Substanz, Wesen oder Ding), Wie beschaffen, Wie groß, Worauf bezogen, Wo, Wann, Liegen, Haben, Tun, Leiden? Vielleicht waren die Pfeile der Angreifer, insbesondere des zuletzt genannten, auf einen hochragenden Turm gerichtet, während sie über den in Wahrheit vorhandenen bescheideneren Bau hinwegfliegen, ohne ihn zu treffen. Einige der Beispiele, die in der Schrift von den Kategorien zur Erläuterung derselben dienen, zeigen uns deutlich, welcher Einzelfall ihrem Verfasser bei jener Darlegung vorschwebt. Aristoteles sieht im Geist einen Mann vor sich, der sich in seiner Lehranstalt oder deren Umgebung, im Lyceum, befindet, und geht der Reihe nach die Fragen durch, die sich in Ansehung desselben aufstellen und beantworten lassen. Alle Prädikate, die man jenem Subjekt erteilen kann, fallen unter die eine oder die andere dieser zehn Gattungen, von der obersten Frage: **was** ist das hier wahrgenommene Objekt? bis zu der untergeordneten, eine bloße Äußerlichkeit betreffenden: was hat er an sich? welches Zubehör oder welche Ausstattung, etwa Schuhe oder Waffen? Andere Fragen beziehen sich auf seine Beschaffenheit und seine Grösse (weiß, sprachlich-gebildet, so und so viel Fuß lang); unter eine andere Rubrik, die der Relation (Worauf bezogen), fällt die Antwort, wenn sie durch ein Schöner-Häßlicher, Größer-Kleiner, Doppelt oder Halb so groß die ausdrückliche Beziehung auf einen oder mehrere zur Vergleichung herangezogene Gegenstände enthält. Das „Wann“ wird durch ein Gestern oder Vorgestern, das Tun und Leiden durch ein: „er schneidet oder brennt“ oder: „er wird geschnitten oder gebrannt“ erläutert. Diese Aufzählung soll das Maximum von Prädikaten umfassen, die sich irgend einem Ding oder Wesen erteilen lassen. Wohlgemerkt, ein Maximum; denn kein Zufall kann es sein, daß nur an zwei Stellen seiner Werke diese Vollzahl erscheint, während die zwei zugleich speziellsten und unwichtigsten, die auf das „Haben“ oder den Besitz und das „Liegen“ oder die Stellung bezüglichen sonst überall unerwähnt bleiben. Und in der Tat: welchen Sinn hätte es, von dem Haben eines Steines oder eines Stückes Eisen oder von der Stellung einer Kugel oder auch eines Würfels zu sprechen? Dahin gehört es auch, daß mehrere andere der Kategorien gar häufig unter einem Gesamtnamen als „Affektionen“ zusammengefaßt oder auch deren mehrere als „Bewegungen“ bezeichnet werden.

Welchen Zweck Aristoteles mit dieser Aufzählung und Einteilung verfolgt hat — diese Frage hat viele und widerspruchsvolle Antworten gefunden. Uns will bedünken, daß man nur von Nebenzwecken sprechen darf, neben dem einen Hauptzweck, den der Ordner und Gliederer des Wissensstoffes hier und allerwärts vor Augen hat. Das Verhältnis von

Subjekt und Prädikat war durch Platon geklärt worden (vgl. II, 456). Da entstand naturgemäß die Frage: Wie viele und welcherlei Arten der Prädikation gibt es überhaupt? Welche sind die Unterarten dieser Hauptarten? Bestehen innerhalb jedes Prädikationsgebietes Gegensätze oder nicht? Über all das verbreitet sich der Verfasser der Schrift von den Kategorien. Dabei ergibt sich der Nebenzweck, der Dialektik genannten Disputierkunst, von deren gewaltiger Verbreitung und Bedeutung wir uns nur schwer eine angemessene Vorstellung machen können, ein neues Rüstzeug zu schaffen, der Verwirrung zu steuern, welche der teils unwissentliche, teils absichtliche Mißbrauch des Seinsbegriffes von seiten der Eleaten und megarischen Eristiker hervorgerufen hatte. Es wird die Rolle dieses Wortes im Sinne der Existenz von seiner Rolle als Copula oder Bindeglied der Rede geschieden und es wird der Verwendungsbereich der Copula allseitig umgrenzt. Es soll eine ausreichende Antwort auf die Frage erfolgen: Was kann ich sagen wollen, so oft ich von einem Subjekt behaupte, daß es etwas ist? Dabei hält sich Aristoteles, wie es gar häufig seine Art ist, in einer gewissen mittleren Höhe der Abstraktion. Er läßt sich vielfach von den Formen der Sprache leiten, nicht immer aus Unvermögen, sich von diesen Banden zu befreien, sondern mindestens ebenso oft darum, weil die Erfordernisse der Dialektik ihm diesen ihren Tummelplatz zu verlassen nicht gestatten. Das Äußerliche mancher Unterscheidungen mag ein Beispiel beleuchten. Die Erkenntnis oder das Wissen wird als ein Relationsbegriff bezeichnet, weil wir „Erkenntnis oder Wissen von etwas" sagen. Von den Einzelerkenntnissen, wie der Grammatik oder Musikwissenschaft, aber gelte das nicht, weil wir nicht sagen „Grammatik oder Musikwissenschaft von etwas". Also einfach darum, weil in den Namen der Einzelwissenschaften bereits ihr Gegenstand aufgenommen ist, wird ein derartiger Unterschied zwischen diesen und der sie alle umschließenden Gesamtwissenschaft statuiert. Andere und noch schlagendere Beispiele entziehen sich eben darum, weil sie sich ganz und gar auf rein sprachliche Unterscheidungen gründen, der Wiedergabe und Erörterung.

3. Wir sind jetzt vorbereitet, die Begründung der eingangs erwähnten Einwürfe moderner Philosophen zu beurteilen. Sie sind nicht völlig unbegründet, wenn wir den Erfolg, sie sind es, wenn wir die Absicht des Stagiriten in Betracht ziehen. Diese war nicht oder doch nicht hauptsächlich auf die denkbar größte Vereinfachung, auf die Gewinnung allerobersten Stammbegriffe gerichtet. Unumwunden räumt Aristoteles ein, daß die Kategorie der „Beschaffenheit" von jener der „Relation" nicht mit voller Strenge zu scheiden ist. Er läßt es sich an der Anerkennung genügen, daß die Einzelinstanzen der „Beschaffenheit" nicht durch Prä-

dikate bezeichnet werden, die den Hinweis auf die „Relation“ unmittelbar enthalten. Ja er schrickt auch nicht vor dem Zugeständnis zurück, daß bisweilen dasselbe Prädikat die Einreihung unter beide Kategorien gestatte. Es sind Rücksichten der sprachlichen Zweckmäßigkeit, die seine Einteilung mehrfach beeinflussen, was ihn freilich hätte hindern müssen, sie gelegentlich doch auch im ontologischen Sinne zu verwerten. Sie leidet demgemäß, wenn man genauer zusieht, in der Tat hier an einem Zuviel, dort an einem Zuwenig, an jenen Mängeln, welche Mills Verwerfungsurteil in so greller Weise versinnlicht hat. Die „Beschaffenheit“ wird im Lauf der Untersuchung in zwei Hauptarten zerfällt: in (vorübergehende) Zustände und in (dauernde) Eigenschaften. Wer möchte wohl behaupten wollen, daß diese zwei Arten darum nicht selbständig in der Kategorientafel erscheinen durften, weil sie sich unter den Oberbegriff der Beschaffenheit zusammenfassen lassen. Gilt doch nach dem Zeugnis des Aristoteles etwas Ähnliches von diesem mit Rücksicht auf den Oberbegriff der Relation. Recht und unrecht hat Mill, wenn er die Unterscheidung zwischen dem „Wo“ und dem „Liegen“ „eine bloß sprachliche“ nennt. Recht, insofern die beiden Kategorien Unterarten einer gemeinsamen Gattung („räumliches Verhältnis“) sind; unrecht, weil sie sich doch genügend unterscheiden, um voneinander unabhängige Fragen und Antworten zu gestatten. Auf die Frage: wo befindet sich A? mag die Antwort lauten: „in diesem Zimmer“; auf die Frage: welche Stellung nimmt er ein? müssen wir antworten: „die aufrechte, gebückte, sitzende, liegende“ usw. Nicht entfernt kann jedoch davon die Rede sein, daß die zehn Kategorien, wie ein Zeitgenosse es ausdrückt, keiner Vermehrung oder Verminderung fähig sind, nicht mehr als etwa die fünf regulären Körper. Nimmt es uns aber wunder, bei Aristoteles hier Notwendiges und Zufälliges bis zu einem gewissen Grade vermengt zu sehen, so wird diese Verwunderung durch naheliegende Parallelen gemildert. So ziemlich dieselbe Rolle, welche das unwesentliche „Haben“ unter den Kategorien spielt, kommt unter den sechs Bestandteilen der Tragödie der „Gesangs-Komposition“ zu. Der Verfasser der „Poetik“ nimmt dieses opernhafte Element einfach darum mit auf, weil er es im griechischen Drama empirisch vorfindet, mag es auch der Ableitung aus der Natur des Dramas widerstreben. Es tritt gleichberechtigt neben jene Elemente, die sich aus einer durch agierende Personen dargestellten Handlung mit Notwendigkeit ergeben. Hingegen versäumt er es, beiläufig bemerkt, die Gebärdensprache des Schauspielers, die neben der „Diktion“ ebenfalls zu den dramatischen Ausdrucksmitteln gehört, auch nur nebenher zu erwähnen; einfach darum, weil sie ihm kein Interesse einflößte und keine Handhabe zu wertvollen Erörterungen bot. So kann man auch in unserem Falle notwendige, aus dem von

Kant vermißten „Principium“ ableitbare und unwesentliche, aus gelegent licher Anschauung mitaufgelesene Bestandteile der Kategorientafe unterscheiden. Aristoteles konnte also folgern: Konkrete Gegenständ existieren in der Zeit und nehmen meßbare Teile des Raumes ein; ihr Beschaffenheit erschöpft sich nicht in dem Eigenschafts-Komplex, de wir als ihr Wesen betrachten und als den Gehalt ihrer Namen ansehen endlich bestehen sie nicht vereinzelt; sie werden vielmehr durch ei weit ausgedehntes Netz von Wechselbeziehungen und Wechselwirkunge verknüpft. Darum lassen sich über sie insgesamt Aussagen macher die unter die Rubriken des Zeitablaufs, des Ortes und der Raumgröße des Wesens und der Beschaffenheit, der Relation, des Ausübens un Erleidens von Einwirkungen fallen. Wäre er so vorgegangen, so konnt ihm das Nebensächliche der Kategorien „Haben“ und „Liegen“ keine Augenblick verborgen bleiben, und er hätte sie je nach der ihn leitende Zweckmäßigkeitsrücksicht entweder gar nicht oder mit einem Vorbehalt mit einem sofortigen Hinweis auf ihren unwesentlichen Charakter un ihr beschränktes Anwendungsgebiet mit aufgenommen. Er ist abe augenscheinlich hier gleichwie in der „Poetik“ nicht also, nicht dedukti verfahren; die Betrachtung des Bühnenbildes in dem einen, jene eine vor ihm stehenden Menschen in dem andern Falle hat ihn geleitet prinzipielle Erwägungen sind erst nachträglich, teils rechtfertigend teil einschränkend, hinzugetreten.

Fünftes Kapitel.

Aristoteles als Logiker und Dialektiker.

Durch das Tor der Kategorienlehre treten wir in das Gebäude de Logik. Von der Satzlehre aus, welche die Hermenien-Schrif behandelt, gelangen wir zur Lehre von den Schlüssen (erste Analytik von dieser zur Beweislehre (zweite Analytik). Daran reihen sich di Bücher der Topik, die man auch eine Disputierkunst nennen könnt und deren Schlußbuch den Sondertitel der „sophistischen Wider legungen“ trägt.

Man darf die Logik die mindest fruchtbare aller Disziplinen nennen. Sie geradezu unfruchtbar zu schelten, das wäre eine über da Ziel schießende Ungerechtigkeit. Zu solcher Ungerechtigkeit könnt uns freilich der Rückschlag gegen die einstige Überschätzung diese

Disziplin verführen. Ihr Gründer befindet sich in einem seltsamen Widerspruch mit sich selbst. Er hat mit einem ungeheuren Aufgebot von origineller Denkkraft die Formen des Schließens untersucht, unterschieden und bis ins kleinste und feinste gegliedert. Er vollbrachte diese wahrhaft genial zu nennende Leistung nicht bloß oder auch nur überwiegend in der Absicht, auch diesen Teil des Geisteslebens erschöpfend zu schildern. Er glaubte vielmehr dadurch ein intellektuelles Hilfsmittel ersten Ranges, ein „Organon" aller wissenschaftlichen Forschung zu schaffen. Und siehe da: in all den zahlreichen, den ganzen Bereich des damals zugänglichen Wissens behandelnden Werken macht er von den „Arten" (Modi) und „Figuren" des Syllogismus so gut als keinen Gebrauch. Er scheut auch nicht vor dem Zugeständnis zurück, daß dieser ganze gewaltige Formenreichtum sich ohne jeden Schaden für die Praxis auf einige wenige Grundformen zurückführen lässt. Man darf hinzufügen, daß die Forschung der Folgezeit, so sehr sie auch sonst ihre Hilfsmittel ausgebildet und verfeinert hat, ihm hierin beipflichtet; daß die Figuren und die von seinen unmittelbaren Nachfolgern sofort erheblich vermehrten Modi eine Sammlung von Kuriositäten geblieben sind, welche die Geschichte der Wissenschaft aufbewahrt, diese selbst aber niemals praktisch verwertet hat.

Trotz alledem glauben wir dieser, der aristotelischen oder formalen Logik, einen ausnehmend hohen Wert zusprechen zu dürfen. Und zwar nicht nur als einer Schule des subtilen, sondern auch als einem Förderungsmittel des richtigen Denkens. Diesen Wert aber erkennen wir weit mehr einem Nebenertrag als dem Hauptertrag der aristotelischen Leistung zu. Wir meinen die Lehre von den Fehlschlüssen, die Unterscheidung zwischen legitimen und unberechtigten Denkergebnissen, die sich durch alle Teile des „Organon", das heißt der logischen Werke, hindurchzieht, zumeist aber in dem Buch von den „sophistischen Widerlegungen" zur Darstellung gelangt ist. Die Theorie der Fehlschlüsse gewährt uns noch heute die Möglichkeit, die sie unseren Vorgängern durch eine lange Reihe von Jahrhunderten gewährt hat, wahre und falsche Schlüsse, richtige und unrichtige Ableitungen rasch und sicher zu unterscheiden. Sie bewahrt uns, um an ein Börnesches Scherzwort zu erinnern, vor der Nötigung, jedesmal zum Ozean zu gehen, um uns die Hände zu waschen. Hier liegt ein Zirkelschluß vor, dort eine Äquivokation; dieser Satz enthält eine unzulässige Verallgemeinerung, jener die unstatthafte Umkehrung eines an sich richtigen Schlusses; in dem einen Fall ist die Verneinung statt mit der Kopula irrigerweise mit dem Prädikat verbunden worden, in einem anderen ward die Identität der Art oder Beschaffenheit mit der zahlenmäßigen Identität verwechselt — solche und verwandte Urteile schnell zu fällen, ihre Anerkennung von-

seiten des Gegners im Nu zu erringen, falsche Sätze unverweilt mit einem ihre Falschheit bekundenden Stempel zu versehen, diese Möglichkeit verdanken wir jener formalen Logik, die als ein Ganzes und in den meisten ihrer Bestandteile ein Werk des Aristoteles ist.

Aus einer zwiefachen Wurzel ist die aristotelische Logik erwachsen. Sie ist aus den dialektischen Turnieren hervorgegangen, von denen die Volksversammlung, die Gerichtssäle, die Philosophenschulen widerhallten: sie hat andererseits ihren Ursprung in den einsamen Betrachtungen jener Forscher, welche die mathematischen Disziplinen begründet und entwickelt haben. Für den dialektischen Kampf galt es, ein Maß und eine Regel zu suchen, den körnigen Gehalt von dem blendenden Schein zu unterscheiden, vor Täuschung zu bewahren und in gelegentlicher Vergeltung auch Täuschung zu erzeugen. Die Mathematik hingegen lieferte ein Musterbild für die Gewinnung allgemeiner Wahrheiten. Sie besaß schon damals, was wir in Euklids Lehrbuch wiederfinden: Definitionen, Axiome und aus beiden abgeleitete Theoreme. Wieviel Aristoteles in dieser Schule gelernt hat, ist unseres Wissens niemals nach Gebühr gewürdigt worden. Auf Schritt und Tritt begegnen wir in seinen Schriften den Definitionen geometrischer Figuren; eines der euklidischen Axiome: „gleiche Grössen von gleichen Grössen abgezogen ergeben gleiche Reste," erscheint bei ihm gelegentlich in verkürzter und wie durch häufigen Gebrauch schon abgegriffener Gestalt; die obersten Erkenntnisprinzipien weiß er von den „in der Mathematik sogenannten Axiomen" kaum zu scheiden; stehende Exempel unbezweifelbarer Wahrheiten bieten ihm die Lehrsätze der Geometrie (z. B. die Winkelsumme des Dreiecks ist gleich zwei rechten); das immer wiederholte typische Beispiel der Unmöglichkeit ist gleichfalls der Geometrie entnommen (die Inkommensurabilität der Diagonale mit der Seite des Quadrats). Die wissenschaftliche Strenge, welche der menschliche Geist in einer seiner Betätigungen bereits erreicht hatte, auf andere und zahlreiche Gebiete auszudehnen, das war augenscheinlich ein Hauptmotiv, welches den Schöpfer der Schlußlehre beeinflusst hat.

2. Den Kern und Mittelpunkt der aristotelischen Logik bildet die Theorie des Syllogismus. Zur Verdeutlichung seines Wesens mag uns vorerst ein alt-herkömmliches Beispiel dienen, das wir in der dem Aristoteles geläufigen Weise anführen wollen:

Sterblich sind alle Menschen;
ein Mensch ist N. N.;
N. N. ist sterblich.

Man bezeichnet die drei Sätze in dieser ihrer Reihenfolge als den Ober-, Unter- und Schlußsatz, die beiden ersteren auch als Prämissen

oder Vordersätze; die drei hier zur Verwendung kommenden Termini nennt man den Ober-, Mittel- und Unterbegriff oder auch das Ober- Mittel- und Unterglied. In unserem Beispiel bildet die Sterblichkeit das Ober-, N. N. das Unterglied, während das zwischen beiden vermittelnde Menschentum das Mittelglied darstellt. Hier unterbricht uns vielleicht ein rasch und scharf denkender Leser durch eine Reihe von Einwürfen: Wie — so mag er ausrufen — ist es möglich, aus der Sterblichkeit aller Menschen auf die Sterblichkeit eines einzelnen zu schließen, der ja eben einer von jenen allen ist? War ich von seiner Sterblichkeit nicht schon vorher überzeugt, so durfte ich nicht den Obersatz aufstellen: alle Menschen sind sterblich. Besaß ich hingegen, als ich jene allgemeine Behauptung aussprach, schon volle Gewißheit auch in betreff dieses in ihr enthaltenen Einzelfalles, so verdanke ich diese Gewißheit nicht erst dem Syllogismus. Dieser hat mir somit keine vorher unbekannte Wahrheit geoffenbart. Er ist demnach so wenig die Haupt- und Grundform alles Schließens, daß er vielmehr überhaupt keinen Schluß im eigentlichen Sinne dieses Wortes ausmacht. Er bildet keinen Fortgang vom Bekannten zum Unbekannten; er ist kein Mittel zur Gewinnung neuer Wahrheiten. Damit hat unser Leser nur das gesagt, was im Altertum schon die skeptischen Denker und was in neuerer Zeit gar viele, am nachdrücklichsten vielleicht J. S. Mill, geäußert haben.

Dieser Betrachtung entstammt zunächst der Gedanke, der Syllogismus sei ein leerer Hokuspokus, eine feierliche Posse. Bei diesem Ergebnis haben sich jedoch Denker, die nicht nur scharfsichtig, sondern auch umsichtig waren, nicht beruhigt. Der Syllogismus, so hat vor allem J. S. Mill gelehrt, ist allerdings kein Mittel der Wahrheits-Gewinnung, aber ein überaus wertvolles Mittel der Wahrheits-Prüfung und -Sicherung. Fassen wir, um dieses Verdikt zu verstehen, jenes typische Beispiel noch einmal ins Auge. Die Sterblichkeit des zur Zeit noch lebenden N. N. folgerten wir nicht und durften wir nicht aus der Sterblichkeit der ihn selbst mit umfassenden Gesamtheit der Menschen folgern. Wir erschließen vielmehr seine wie aller übrigen noch lebenden oder erst kommenden Menschen Sterblichkeit aus der Tatsache, daß bisher alle Menschen gestorben sind, freilich nur im Verein mit der anderen Tatsache, daß dieses Sterben zu einer Gattung von Vorgängen gehört, innerhalb deren ausnahmslose Gleichförmigkeit die unverbrüchliche Regel ist. Dieser Vorbehalt ist unerläßlich. Gibt es doch andere Vorkommnisse, die ebensowenig wie der Tod der Menschen und aller, mindestens aller höheren Organismen jemals eine Ausnahme erlitten haben, in betreff deren aber die Meldung von solch einer Ausnahme keineswegs auf unseren unbedingten Unglauben stoßen muß. Durch

Tausende und Abertausende von Jahren haben unsere Vorfahren nur weiße Schwäne gekannt; die Entdeckung Australiens hat uns mit schwarzen Schwänen bekannt gemacht. Damit war keineswegs eine Durchbrechung der Naturordnung gegeben. So gut es neben weißen auch schwarze Menschen, Pferde oder Hunde gibt, konnte derselbe Unterschied innerhalb jener Vogelart bestehen. Ändert doch das Vorhandensein oder das Fehlen einer Pigmentschicht, wie zahllose Beispiele lehren, wenig oder nichts an der sonstigen Beschaffenheit einer Klasse von Organismen.

Der Schluß aus der Sterblichkeit der Vergangenheit auf die Sterblichkeit der Zukunft ist somit, kurz gesagt, ein Induktionsschluß, dessen Sicherheit von der Zahl der beobachteten Einzelfälle und in noch höherem Grade von ihrer Beschaffenheit abhängt, das heißt von ihrer Zugehörigkeit zu einem Gesamtgebiete, innerhalb dessen eine Abweichung von der allgemeinen Norm so lange nicht zu erwarten ist, als die derzeit geltende Naturordnung überhaupt in Kraft steht. Daß diese sich nicht ändern kann, ist mehr, als Menschen zu behaupten vermögen. Wir erreichen das Maximum der uns zugänglichen Gewißheit, wenn wir der Erfahrung in den Bereichen vertrauen, in denen sie sich bisher als eine unbedingt zuverlässige Führerin bewährt hat.

Worin besteht nun der Wert und die Aufgabe eines Syllogismus von der Art des oben angeführten? Darin, so antworten wir mit Mill, daß er uns den Gehalt irgendwelcher von uns oder anderen behaupteter Sätze in der Form vorführt, welche uns die Prüfung ihrer Wahrheit oder Verläßlichkeit am meisten erleichtert. Die Induktionsschlüsse, auf welche in Wirklichkeit unsere Einsicht in die Natur der Dinge gebaut ist, sind zwar im Grunde stets Schlüsse von Einzelnem auf Einzelnes; aber sie gestatten, so oft sie wohlbegründet sind, eine allgemeine Fassung, eben darum, weil sie auf Eigenschaften ganzer Klassen von Wesen und weil diese auf ausnahmslos geltenden ursächlichen Verbindungen beruhen. Diese allgemeine Fassung rückt uns die ganze Länge und Breite der Behauptungen vor Augen, die wahr sein müssen, wenn ihre Wahrheit in irgendwelchen Einzelfällen mit Fug angenommen werden darf. Ein Rassen-Fanatiker leugnet trotz des widersprechenden Anscheins die Bildungsfähigkeit eines bestimmten Negers. Er ist widerlegt, sobald wir ihn nötigen, seiner Leugnung den allgemeinsten Ausdruck, das heißt die syllogistische Form zu geben und an die Spitze seiner Beweisführung den Obersatz zu stellen: alle Neger sind bildungsunfähig; worauf wir ihm allsogleich die zahlreichen tatsächlichen und glänzenden Ausnahmen von dieser vermeintlichen Regel vorhalten können. Kurz gesagt: die Fahrlässigkeit des Denkens, die Beschränktheit des Gesichtskreises, die durch Befangenheit bewirkte Einengung des Überblicks, die Bekannt-

schaft mit nur einem kleinen Teilgebiet der in Frage kommenden Tatsachen — all das sind ergiebige Quellen, aus denen sich fortwährend im Leben und in der Wissenschaft ein reicher Strom unzutreffender Behauptungen ergießt. Die Nötigung, diese Behauptungen gegen die denkbar umfassendsten Einwürfe zu verteidigen und ihnen darum die denkbar allgemeinste Gestalt zu leihen, das ist eine der wirksamsten Waffen im Kampfe der Wahrheit gegen die Unwahrheit. Nun sind es Syllogismen jener Art, die uns davor bewahren, einen Satz, den wir in einem Fall als wahr voraussetzen, in einem völlig gleichartigen Fall außer acht zu lassen oder zu bestreiten; er ist ein Sicherungsmittel der Folgerichtigkeit unseres Denkens, der Widerspruchslosigkeit unserer Behauptungen.

Folgerichtigkeit und Widerspruchslosigkeit des Denkens, das sind in Wahrheit die vornehmsten Ziele der aristotelischen Logik. Sie bilden ihre Stärke und zugleich ihre Schranke. Den einmal gewonnenen Einsichten den inneren Einklang zu wahren, darauf richtet sich das Bemühen des Stagiriten. Über dem Syllogismus freilich steht die Induktion. Durch sie werden die in diesem verwerteten und verarbeiteten Erkenntnisse gewonnen. Soviel räumt Aristoteles unumwunden ein, wenn er auch diese Einräumung in der Detailausführung seiner logischen Theorien mitunter vergißt. Die Hauptsache aber ist diese. Seine Behandlung der zwei Hauptbereiche der Logik ist eine überaus ungleichmäßige — eine Ungleichmäßigkeit, die durch die damalige Ausbildungsstufe der in dem einen und dem anderen Bereich mustergültigen Wissenschaften bedingt war. Das Musterbild der formalen Logik ist die Mathematik. Sie war zur Zeit des Aristoteles die einzige der Naturerkenntnis dienende Disziplin, die schon eine höhere Entwicklung erreicht hatte. „Die Mathematik hat sich heutzutage," so klagt der Stagirit selbst einmal, „an die Stelle der Philosophie gesetzt." Ihr zunächst standen jene Gebiete, deren mathematische Behandlung bereits begonnen hatte: die Astronomie, die Optik, die Mechanik und Harmonik, die denn Aristoteles in der Tat auch gelegentlich den mathematischen Disziplinen beizählt; wobei er übrigens nicht gleich uns von „mathematischer Physik", sondern mit bedeutsamer Umkehrung von „physikalischer Mathematik" spricht. Die experimentellen Methoden hingegen befanden sich noch in ihrer Kindheit. Vom streng wissenschaftlichen Versuch und von haarscharfer exakter oder zahlenmäßig bestimmter Beobachtung waren kaum die ersten Anfänge vorhanden. Was konnte da natürlicher sein, als daß die neugeschaffene Logik in die Spuren nicht der induktiven Experimentalforschung, sondern der deduktiven Mathematik getreten ist?

3. Doch indem wir das Wort „deduktiv“ aussprechen, werden wir an eine tiefgreifende Einschränkung gemahnt, deren unsere obigen Darlegungen bedürfen. Das Schulbeispiel, von dem wir ausgingen, erschöpft nicht alle möglichen Anwendungsweisen der syllogistischen Schlußform. Diese dient keineswegs ausschließlich der bloßen Subsumtion eines Sonderfalles unter eine bereits feststehende Regel. Daß der Obersatz von allgemeinerer Art sei als der Untersatz, das ist nicht eine in der Natur der syllogistischen Form selbst liegende Beschränkung. Jene Formen lassen sich auch ganz anderen und, wir dürfen hinzufügen, mindestens ebenso dankbaren Aufgaben dienstbar machen. Sie können das Band abgeben, durch welches wir Erfahrungen mit Erfahrungen verknüpfen, um dadurch Aufschlüsse über die zwischen objektiven Tatsachen bestehenden Beziehungen zu gewinnen. Der einfachste Fall ist der, den man die indirekte Vergleichung nennen kann. Zwei Gegenstände A und B mögen sich ihrer räumlichen oder zeitlichen Entfernung wegen oder aus anderen Gründen nicht durch direkte Wahrnehmung vergleichen lassen. Wir stellen das zwischen ihnen obwaltende Gleichheits-Verhältnis fest, indem wir jeden derselben mit einem dritten vergleichen. Dieses Dritte mag ein Werkzeug des Wägens und des Messens, es kann aber auch ein bloßer Zahlenbegriff sein. $4+2=6$, $6=8-2$; darum $4+2=8-2$: hier steht in der Gestalt des Syllogismus ein elementares Rechnungsexempel vor uns. A ist größer als B, B ist größer als C, darum ist A größer als C; auch dieser Schluß bewegt sich in denselben Formen. Ferner braucht das Größenverhältnis, um dessen Ermittelung es sich handelt, nicht ein Verhältnis physischer Größen zu sein; Wertverhältnisse jeder Art lassen sich auf demselben indirekten Wege feststellen. A ist schöner, löblicher, zweckdienlicher oder umgekehrt als B; dasselbe Verhältnis besteht zwischen B und C, und darum auch zwischen A und C. Endlich und hauptsächlich: neben Gleichheits-Beziehungen gehören auch Verhältnisse des Neben- und Nacheinander, der Koexistenz und Succession, also eben jene Verhältnisse hierher, aus deren Erkenntnis sich die Erkenntnis der Naturordnung zusammensetzt. Nur zur Ermittlung bloßer Ähnlichkeit ist diese Schlußform nicht, wie man zunächst glauben möchte, jedesmal verwendbar. A ähnelt B, B ähnelt C, darum ähnelt A auch C — das wäre ein Fehlschluß. Denn da Ähnlichkeit oft so viel bedeutet als teilweise Identität, so kann es ja geschehen, daß die Züge, in denen A und B sich gleichen, nicht diejenigen sind, in denen B und C mit einander übereinstimmen.

Wenn die aristotelische Logik sich weitaus überwiegend auf die Feststellung rein begrifflicher Verhältnisse richtet, wenn der Schöpfer des Syllogismus diesen fast ausschließlich der Subsumtion dienstbar macht, so verrät sich darin die lange dauernde Nachwirkung der sokratisch-

platonischen Begriffsphilosophie. Diese bekundet sich auch darin, daß die Verkettung der Begriffe ungleich größere Strenge aufweist als die Feststellung der Tatsachen, aus denen die Begriffe abgeleitet sind. Übelbegründete Naturtheorien, unzulängliche Beobachtungen (der Donner ist das Geräusch, welches eine erlöschende Flamme hervorbringt; nur breitblättrige Pflanzen bleiben vom winterlichen Blattverlust verschont u. dgl. m.) begegnen uns nicht selten in den Büchern des Organon. Die Lockerheit der Prämissen bildet einen auffälligen Kontrast zu der Straffheit der Schlüsse, die aus ihnen gezogen werden.

Fassen wir uns zusammen. Nicht nur ein überaus wertvolles Mittel der Sicherung, auch ein Mittel der Neugewinnung von Erkenntnissen ist seinem Wesen nach der Syllogismus. Die Abstammung des Wortes von dem griechischen Verbum, das so viel als kombinieren bedeutet, erlaubt uns, darunter jede Verbindung bereits gewonnener Erkenntnisse zu verstehen, aus der eine neue Erkenntnis hervorgeht. Wir befinden uns hierbei in genauer Übereinstimmung mit einer grundsätzlichen Erklärung des Stagiriten selbst, wenngleich dieses Forschungsmittel in seinen Händen nahezu ausschließlich ein Mittel der Subsumtion minder umfassender unter umfassendere Begriffe und somit, wie ein neueres Spottwort lautet, ein Werkzeug der „Einschachtelung der Vorstellungen“ geworden ist.

4. Des Lesers der „Topik“ harrt manch eine Überraschung. Die ersten Abschnitte liest man mit Bewunderung und Genuß. Die sonnenhelle Klarheit, die über den Gegenstand ausgegossen ist, die volle Beherrschung und mühelose Handhabung des Stoffes, erfreuen auch den wählerischsten Leser. Doch bald stellt sich Mißbehagen, gelegentlich auch Unmut ein. Die Beispiele ermüden durch ihre Eintönigkeit und, wo sie fehlen, ermüdet die Abstraktheit der Darstellung in noch höherem Maße. Die Topik ist, wie wir schon einmal bemerkt haben, wenig anderes als ein Leitfaden der Disputierkunst. Wäre uns dieses Werk anonym und ohne den Stempel der aristotelischen Terminologie erhalten, wie streng würde man mit dem Autor ins Gericht gehen! Und wäre gar dieses Handbuch der Begriffs-Streitkunst unter dem Namen eines Megarikers oder eines sogenannten „Sophisten“ auf uns gekommen, die Geschichtschreiber der Philosophie hätten daran sicherlich eine gar herbe Kritik geübt. Wie unschuldig klingt des Protagoras allgemeingehaltene Empfehlung, „die schwächere Sache zur stärkeren zu machen,“ neben dieser Anhäufung von Mitteln der Täuschung, neben diesem Aufbau eines von Waffen der Streitkunst strotzenden Arsenals! Um hier Billigkeit walten zu lassen, tun mehrfache Erwägungen not. Was uns eigene Überlegung lehrt, das finden wir durch ausdrückliche Bemerkungen des Aristoteles bestätigt.

Im Vordergrund steht der pädagogische Gesichtspunkt: das Bestreben, den Scharfsinn der Schüler durch Übung und Gewöhnung zu wecken und zu steigern. Allein dieser Gesichtspunkt ist keineswegs der allein maßgebende. Es galt auch die Hörer und Leser für das Streitgespräch auszurüsten, das in den Philosophenschulen jenes Zeitalters eine gar erstaunliche Bedeutung und Ausdehnung gewonnen hatte. Verschmähte man es, sich an diesen Kämpfen zu beteiligen, so erzeugte man den Eindruck, nicht der Überlegenheit, sondern der Inferiorität. Man schien der Schwierigkeit solcher Aufgaben nicht gewachsen zu sein und ihnen darum ausweichen zu wollen. Auch genügte es nicht, in der Beantwortung verfänglicher Fragen, in der Auflösung kunstvoller Sophismen Gewitztheit und Geistesgegenwart an den Tag zu legen. Wer bei der Verteidigung stehen blieb, hatte nur einen halben Erfolg erzielt. Man mußte auch zum Angriff überzugehen und darin seinen Mann zu stellen wissen, zur eigenen Ehre und zu jener der Schule, der man angehörte.

In solcher Absicht hat Aristoteles, wie es scheint in jungen Jahren, jenes Lehrbuch der streitbaren Dialektik verfaßt und kein Bedenken getragen, geradezu Anweisungen auch zur Täuschung des Gegners zu erteilen. Kein Kunstgriff, der zur Erringung des Sieges in diesen Wort- und Begriffsgefechten geeignet ist, wird von ihm mißachtet: nicht der Gebrauch vieldeutiger Worte, nicht das Hinausziehen der Debatte bis zum Ablauf der festgesetzten Zeitfrist, nicht die Ablenkung der Aufmerksamkeit durch das Einstreuen neuer, unerwarteter, dem Hauptthema fremder Fragen. Nicht weniger als diese Mittel der Offensive befremdet uns die den Zwecken der Defensive dienende Unterweisung. Kein schlechter Wortwitz, fast möchte man sagen kein Kalauer, ist so plump, daß der Stagirit es unter seiner Würde hielte, sich mit ihm zu befassen. Die Korrektheit des Wortgebrauches, die er einschärft, um sich vor dialektischen Schlingen und Fußangeln zu bewahren, steigert sich nicht selten bis zur Pedanterie. Wie wenn er einmal die Definition der Verblüffung als eines „Übermaßes des Erstaunens" (statt eines übermäßigen Erstaunens) unter anderem auch darum verwirft, weil es ja auch ein Übermaß der Verblüffung gibt, das wir dann ungereimterweise ein Übermaß des Übermaßes nennen müßten. Angesichts solcher Spitzfindigkeiten fragt man sich bisweilen, ob wir sie lediglich der didaktischen Absicht, dem Wunsch, den Hörer zu belehren und für das Begriffsturnier zu wappnen, zuschreiben dürfen und nicht vielmehr auf Rechnung eines eristischen Zuges im Temperament des Philosophen selbst zu setzen haben. Das Vorhandensein solch eines Zuges läßt sich auch aus anderen Gründen kaum bezweifeln. Auch Spuren von Rechthaberei glaubt man selbst in den Werken seines reifsten Alters zu gewahren, zu denen die Poetik und die Politik gehören. Allein die Lebhaftigkeit,

mit welcher der Stagirit gelegentlich auch Selbstkritik übt, läßt Streitlust als den eigentlichen Kern der vermeintlichen Rechthaberei erkennen. Daß übrigens die Rabulisterei des Wort- und Begriffskampfes auf den Kämpfer abzufärben droht, hat Aristoteles nicht verkannt. Er warnt vor dieser Gefahr, und man glaubt durchzufühlen, daß er sich selbst gegen sie keineswegs gefeit weiß. Ein innerer Zwiespalt verrät sich außerdem an manchen Stellen. Einmal wird die Notwendigkeit betont, einem skrupellosen Angreifer gegenüber, der kein Mittel scheut, auch in der Abwehr alle Mittel zu gebrauchen; ein andermal wird die Anerkennung derselben Notwendigkeit von dem Vorbehalt begleitet: „Aber es ist nicht wohlanständig.“ Der Haupteindruck, mit dem uns die Topik entläßt — ein Werk übrigens, an dem die Geschichtschreiber der Philosophie mit einem, man möchte fast sagen verlegenen Schweigen vorüberzugehen pflegen — ist das Staunen über die außerordentliche geistige Behendigkeit und Gelenkigkeit ihres Verfassers. Wie viele Gesichtspunkte, die **Platon** nur eben erst, wenn überhaupt, aufgedämmert waren, werden hier wie ein dem Autor längst vertrauter und nach allen Seiten hin durchgearbeiteter Besitz verwendet. Neben so manchem Breiten und Leeren, wieviel des Verfeinerten und Konzentrierten, ja oft bis nahe an die Grenze der Verständlichkeit Zusammengefaßten und Zusammengedrängten! Daneben behauptet sich freilich auch der andere und minder erfreuliche Eindruck, daß Aristoteles zugleich durch den ihm innewohnenden Drang nach Betätigung dialektischer Virtuosität und durch die eristischen Gewohnheiten seines Zeitalters sich nicht allzu selten zu dem bestimmen läßt, worin man einen Mißbrauch seines Scharfsinns zu erblicken kaum umhin kann.

Nahe am Schlusse des logischen Hauptwerkes taucht ein schönes und bedeutsames Bild auf. Wie auf dem Schlachtfeld beim Umschlag des Treffens zuerst **ein** beherzter Krieger, dann ein zweiter, ein dritter und immer mehrere standhalten, so schließen sich an das erste verfestigte Abbild eines empfangenen Sinneseindruckes ein zweites, ein drittes und immer weitere an, bis aus der Summe der nicht mehr verflüchtigten Wahrnehmungen der Gesamtbau einer Erfahrung emporsteigt. Aus der Wahrnehmung geht nämlich zunächst die Erinnerung, aus dieser nach mehrfacher Wiederholung die Erfahrung hervor. Aus der Erfahrung wieder oder aus allem „Allgemeinen, was als ein Einheitliches aus dem Vielen erwächst und in der Seele zu festem Bestand gelangt“, entspringt die Kunst und Wissenschaft, wobei unter Wissenschaft die reine, unter Kunst die auf die Praxis angewandte Theorie verstanden wird. Ausdrücklich wird in diesem Zusammenhang betont, daß es „die Sinneswahrnehmung“ ist, welche die Allgemeinbegriffe erzeugt, und daß wir „alle ersten Erkenntnisse“ notwendig durch „In-

duktion“ gewinnen. Der Asklepiade hat diesmal über den Platoniker in Aristoteles den Sieg davongetragen. Bei diesem polaren Gegensatz im Geiste des Stagiriten wollen wir kurze Zeit verweilen.

Sechstes Kapitel.

Der Platoniker und der Asklepiade.

Von des Aristoteles Beobachtungskraft und Beobachtungslust als einem Erbteil seiner ärztlichen Vorfahren war bereits die Rede. Geradezu unübersehbar ist die Ausdehnung des Feldes, auf dem seine Wißbegier sich getummelt hat. Der Erkenntnistrieb ist die ihn beherrschende Leidenschaft. Mit dem „Wissensdurst“ entschuldigt er seine Irrungen, nicht anders als wie ein Herrscher oder Krieger mit dem Übermaß des Tatendranges ihre Verfehlungen rechtfertigen mögen. Nach diesem Ebenbild gestaltet er seine, nur in der Betrachtung lebende, Gottheit, gleichwie er unter menschlichen Lebensrichtungen der kontemplativen den obersten Rang anweist. „Wir ziehen das Schauen nahezu allem anderen vor“ — so glaubt er die menschliche Natur kennzeichnen zu dürfen, während er wohl weit mehr sich selbst kennzeichnet. Vom Knabenalter angefangen muß er den Himmel eifrig betrachtet haben; sonst hätte er nicht schreiben können: „In mehr als fünfzig Jahren haben wir nur zweimal einen Mondregenbogen gesehen.“ Aber auch mit allen Hantierungen zeigt er sich vertraut, mit jenen der Sticker, die sich bei künstlicher Beleuchtung in den Farben vergreifen, wie mit jenen der Gärtner, welche die Pflanzen nicht bloß mit Wasser, sondern auch mit einem Zusatz von Erde bespritzen. Er hat darauf geachtet, daß wir — in einiger Entfernung von einem fahrenden Boote — den Ruderschlag erst vernehmen, nachdem wir das Ruder haben emportauchen sehen. Hier tut jedoch eine wichtige Unterscheidung not.

Neben Beobachtungen von erstaunlicher Feinheit und Sicherheit, die einen Cuvier und einen Darwin zu begeisterten Lobsprüchen hingerissen haben, begegnen uns womöglich noch erstaunlichere Fehlbeobachtungen. Erst im abgelaufenen Jahrhundert hat Johannes Müller den von Aristoteles beschriebenen, einem Fruchtkuchen der Säugetiere ähnlichen Dottersack im Leibe des glatten Hais wiederentdeckt. Darob ein Aufschrei der Bewunderung unter den zoologischen Fachmännern! Allein ihre Loblieder müssen verstummen, sobald sie erfahren, daß der-

selbe Aristoteles das Gehirn für kalt, für einen der Herztätigkeit entgegenwirkenden Kühlapparat, und daß er die Zahl der Zähne vom Geschlechtsunterschied abhängig, für größer beim Manne als beim Weibe, erklärt hat! Hier stehen wir vor einem Äußersten an Ungenauigkeit, zugleich vor Fehlbeobachtungen, die nicht wie so viele andere durch die Unvollkommenheit antiker Behelfe und Werkzeuge entschuldigt werden können. Die Lösung des merkwürdigen Widerspruches kann kaum eine andere als die folgende sein. Der allumfassende Enzyklopädist hat sich eben allzuviel zugemutet. Er mußte ebenso häufig oder vielmehr noch viel häufiger seine Kenntnis aus Büchern und aus Volksüberlieferungen, als aus der eigenen Anschauung schöpfen. Über den Wert und Unwert solcher Aufzeichnungen und Traditionen hat er keineswegs immer richtig geurteilt. Wenn er den wackeren Herodot wiederholt einen „Märchenerzähler" schilt, so fällt das harte Wort auf ihn selbst zurück, der uns von der Befruchtung des Rebhuhns durch den vom Männchen herstreichenden Windhauch zu erzählen weiß oder von dem durch die Kälte bewirkten Weißwerden von Raben, Sperlingen und Schwalben, oder endlich von der, wenngleich leisen Rötung eines Spiegels durch den Hauch menstruierender Frauen!

Solch ein Mangel an Kritik hängt übrigens wohl mit einem eigenartigen und nicht aller Tiefe entbehrenden Zug in der geistigen Physiognomie unseres Philosophen zusammen. Er steht Volksmeinungen nicht von vornherein allzu skeptisch gegenüber. Er befindet sich, dem Gesetze der Reaktion gemäß, in einem gewissen Gegensatze zu den Stürmern und Drängern der Aufklärungsepoche. Darum liebt er es, die Ergebnisse seiner Spekulation im naiven Volksglauben vorgebildet zu finden, und gar häufig sucht er in gangbaren Meinungen, in volkstümlichen Sprüchen, auch in Etymologien, zumeist von der abenteuerlichsten Art, eine Bestätigung der Resultate seines Denkens. Geht er doch gelegentlich so weit, die von inneren Widersprüchen gereinigte, gleichsam mit sich selbst in Einklang gebrachte populäre Ansicht mit der gegenständlichen Wahrheit zu identifizieren. Dahin gehört auch die beständige Rücksichtnahme auf den Sprachgebrauch, das ewig wiederkehrende: „wir sagen so" — ein Appell an die Volksmeinungen, in denen, gewiß weit über das zulässige Maß hinaus, ein Niederschlag vernünftiger Einsichten gefunden wird. Jeder schroffen und schneidenden Verneinung ist er im Innersten abhold. Diese Abneigung liegt vielem Guten und manchem Schlechten in seiner Denkweise zugrunde. „Das ist in einem Sinne wahr, in einem andern unwahr" — „die Männer haben in einem Sinne recht, in einem andern unrecht" — derartige, nicht allzuselten wiederkehrende Wendungen legen von seinem feinen Sinne für die Nüance, von seiner Scheu vor jeder kahlen Einseitigkeit ein glänzendes Zeugnis ab. Man wird mitunter

... sten, an Ernst Renan erinnert, der seinerseits wieder ... ..tern steht und einen heraklitischen Gedankenkeim in ... zeigt. Diese Artung des aristotelischen Geistes hat ... der Geisteswissenschaften zugleich vor vielen grellen ... und an der Entfaltung mächtiger Originalität ge- ... Gebiete der Naturwissenschaft hat die gleiche Tendenz ... wohl lediglich geschädigt. Sie hat ihn veranlaßt, den ... agoreische und demokritische Kühnheit errungenen Triumphen ... Sonnenschein und über die säkuläre Gewöhnung wieder zu ... Man darf es Mangel an wissenschaftlichem Mute nennen, ... sich bei der von Empedokles aufgefrischten Volksphysik mit ... vier Elementen beruhigt oder wenn er gar der Erde den ihr längst ... Sitz im Mittelpunkte des Weltalls zurückgegeben hat!

4. All diesen Hemmnissen zum Trotze hat der induktive Geist in Aristoteles erhebliche Macht gewonnen oder ihm doch wärmste Anerkennung abgerungen. Man kann eine Blumenlese von Äußerungen veranstalten, in denen der Stagirit als ein strammer Empiriker, als ein ganz und gar dem Kultus der Tatsachen ergebener und vom stärksten Mißtrauen gegen bloße dialektische Spekulation erfüllter Forscher erscheint. Was könnte baconischer klingen, als jenes Wort, das die Erörterung über den Zeugungsprozeß bei den Bienen abschließt: Die Tatsachen sind auf diesem Gebiete noch nicht ausreichend ergründet; werden sie es aber dereinst sein, dann soll man der Wahrnehmung mehr als dem Räsonnement und diesem nur dann vertrauen, wenn seine Ergebnisse sich mit den Erscheinungen im Einklang befinden. Niemand kann das neue „Auge“, das uns durch die Erfahrung verliehen wird, höher schätzen. Er nimmt wiederholt die Partei der Atomisten gegen Platon nicht minder als gegen die Eleaten. Und er bleibt nicht bei der Bevorzugung einzelner Theorien stehen; hier wie dort dringt er bis zum Quellpunkt der Wahrheit wie des Irrtums vor. Wieder steht der Gegensatz der Tatsachen und der Begriffe, der Beobachtung und des Räsonnements, im Vordergrund seiner Betrachtung. An dem Maßstab der Tatsachen gemessen grenze die eleatische Lehre an Wahnwitz, so plausibel auch ihr Räsonnement klingt. Nicht ebenso starker Ausdrücke bedient er sich freilich in Ansehung seines Meisters. Aber freimütig wird der demokritischen Methode auch der platonischen gegenüber der Vorrang zuerkannt. Es wird der überwiegende Verkehr mit Begriffen geradezu als eine Gefahr für den Naturforscher bezeichnet, da er ihn der Anschauung der Wirklichkeit entfremde, jedesmal nur auf einen kleinen Kreis von Tatsachen blicken lasse und dadurch zur Aufstellung unzulänglicher Theorien verleite (vgl. I 256). Auch daran, so lautet der Refrain, erkennt man

den Unterschied zwischen Naturforschung und bloßem Räsonnement: wer in der Naturbeobachtung lebt und webt, der vermöge Hypothesen zu bilden, die weite Kreise von Tatsachen mit einander verknüpfen — somit fruchtbare Hypothesen in geradem Gegensatz zu jenen „beliebigen", von denen wir alsbald hören werden. Auf jenem, dem von Leukipp und Demokrit eröffneten Wege sei es gelungen, von einer realen Grundlage aus die Naturvorgänge in methodischer und einheitlicher Weise zu erklären, ohne gleich den Eleaten den Tatsachen der Sinneswahrnehmung Gewalt anzutun, ohne das Entstehen und Vergehen, die Bewegung und die Vielzahl der Dinge leugnen zu müssen. Auch an Kundgebungen demütiger Selbstbescheidung und resignierter Fassung angesichts der „beschränkten Hilfsquellen" der Forschung und im Hinblick auf eine glücklichere Zukunft fehlt es in den Werken unseres Philosophen nicht. Auch mit „kleinen Erfolgen" müsse man sich in Betreff der „großen Rätselfragen" begnügen. Gelinge es dereinst anderen, strengere Methoden und zwingendere Beweise zu ersinnen, dann werde diesen reicher Dank gebühren. Zurzeit aber — so ruft Aristoteles an zwei verschiedenen Orten mit Emphase aus — gelte es das zu sagen, was uns als das Richtige erscheint. Greift unsere Forschung fehl, so verdienen wir darum noch nicht den Vorwurf der Vermessenheit; lobwürdig sei vielmehr der Eifer, der uns zum Irrtum fortgerissen hat!

3. Und nun zur Kehrseite des Bildes. Äußerungen, wie die soeben angeführten, haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Sie haben im Vereine mit des Aristoteles wahrhaft großen Verdiensten um einige biologische Kenntniszweige die weitverbreitete Vorstellung erzeugt, er sei ein Naturforscher im modernen Sinne des Wortes gewesen. Keine Behauptung kann irriger sein. Daß seine Forschung vielfach auf einem durchaus unsicheren tatsächlichen Fundamente ruht, konnten wir bereits erkennen. Aber auch seine Deutung der wirklichen und vermeintlichen Tatsachen ist gar oft eine willkürliche, von vorgefaßten Meinungen beherrschte. Sie bezeugt weit mehr die unerschöpflichen Hilfsquellen eines über die Maßen erfindungsreichen Kopfes, als die strenge Zucht eines seine Einfälle bezwingenden und unter das harte Joch der Tatsachen beugenden Geistes.

„Dieses ist notwendig, jenes ist unmöglich" — diese und ähnliche Machtworte erklingen insbesondere in den physikalischen Schriften gar häufig. Sie sind zumeist nichts anderes als der Niederschlag alter Denkgewohnheiten, die den Forscher daran hindern, sich bei neuerworbenen, vollkommen richtigen und wohlbegründeten Einsichten zu beruhigen. Zwei denkwürdige Fälle einer auf diesem Weg gewonnenen vermeintlichen reductio ad absurdum mögen hier eine Stelle finden.

...breitung des von den Atomisten erkannten ... In diesem, so folgert Aristoteles mit vollen... ...per gleich schnell fallen; das aber ist un... ... keinen leeren Raum! Als so triftig gilt ihm ... er bald darauf ein kräftiges Hohnwort nich... ... sich denn die Behauptung des Leeren in Wahr... ... desgleichen wird die Atmungslehre des Anaxagoras ... Diogenes auch mit diesem unter anderen Argu... wenn die Wassertiere atmeten, so müßte Luft im ... sein, was zu den Unmöglichkeiten gehört.
... Widerstreit zwischen Vorsatz und Ausführung, das ... verfallen des vermeintlichen Empirikers in die üblen ... Apriorismus, die er selbst bei Eleaten, bei Pythagoreern ... bei seinem Lehrer Platon so sicher zu erkennen weiß ... verurteilen pflegt — all das im Verein mit der hie... ...itzenden Ahnung, daß sein Mühen ein vergebliches war, ... tragisch anmuten. Diese Empfindung soll uns aber nicht ... und zur Vertuschung des wahren Sachverhaltes ver... ... kaum etwas anderes zu verdeutlichen so geeignet, als ... Lehre von den Elementen, deren Darstellung wir darum ... Vervollständigung der hier versuchten Charakteristik un... ... lassen.

Siebentes Kapitel.

Der Platoniker und der Asklepiade

(Fortsetzung: Die aristotelische Elementenlehre).

Ein Zehntteil Empirie, neun Zehntteile Spekulation: so etwa darf man ohne Unbilligkeit den Gehalt der Werke bezeichnen, welche Aristoteles den physikalischen und verwandten Fragen gewidmet hat. Und wohlgemerkt: unter Spekulation ist hier nicht die legitime Ableitung von Folgesätzen aus feststehenden Prämissen, die berechtigte Anwendung der deduktiven Methode zu verstehen. Das wäre mathematische Physik gewesen, der in jenem Zeitalter so gut als alle Grundlagen fehlten. Wir meinen vielmehr den Apriorismus im üblen Sinne des Wortes, das Ausgehen von Willkür-Annahmen oder natürlichen Vorurteilen und deren ... mittels einer subtilen, durch ihre Findigkeit und Rast-

losigkeit imponierenden, aber keinerlei gedeihliche Ergebnisse zeitigenden Dialektik. An Auskunftsreichtum, an dialektischer Behendigkeit ist der Stagirit in Wahrheit unübertrefflich. Für den Naturerklärer aber war das eine verhängnisvolle Mitgift. Frommt doch einem solchen weit mehr der schlichte Geradsinn, der den Widerstreit zwischen Hypothesen und Tatsachen deutlich und sicher wahrnimmt, der die Spitzen solchen Widerspruchs nicht durch sinnreiche Hilfsannahmen oder durch schillernde Vergleiche immer und immer wieder abzustumpfen weiß und dadurch des Stachels beraubt wird, der ihn von mißlungenen zu halbgelungenen, von diesen zu erfolgreichen Lösungen weiter und weiter forttreibt. Hätte Aristoteles weniger Geist und sein Geist weniger advokatenhafte Gewandtheit besessen: seine Leistung auch auf dem Gebiete der Naturerklärung konnte — das darf man mit gutem Grund vermuten — eine ungleich wertvollere sein. Auf ihn selbst fällt das Wort der Kritik zurück, das er einmal den Pythagoreern zuruft: „Es ist nicht schwer, beliebige Hypothesen aufzustellen, sie weitläufig auszuspinnen und miteinander zu verweben."

2. In der Elementenlehre folgt Aristoteles dem Empedokles; nur fügt er, wie es Philolaos und der greise Platon getan hatten, den vier Elementen ein fünftes, den Himmelsstoff oder „Äther", hinzu. In einer seiner Darlegungen nimmt er nur auf den Äther, das Feuer und die Erde Rücksicht und begründet das Dasein dieser Dreizahl von Elementen durch die folgende spekulative Überlegung. Es gibt zwei Grundformen geometrischer Gebilde: den Kreis und die gerade Linie. Ihnen müssen die fundamentalen Bewegungsformen entsprechen, und zwar so, daß jedem der Grundstoffe eine besondere Bewegungsweise eignet. Diese ist für den Himmelsstoff die Kreisbewegung, wie denn die Himmelskugel in unablässiger Kreisbewegung begriffen ist. Die gerade Linie aber weist zwei Richtungen auf. Der einen entspricht das nach oben steigende Feuer-, der anderen das nach unten fallende Erdelement, wobei übrigens „oben" und „unten" nicht im herkömmlichen Sinne verstanden werden, sondern „oben" die Peripherie, „unten" das Zentrum und damit den im Mittelpunkt des Alls ruhenden Erdkörper bedeutet. Für Wasser und Luft war in dieser Konstruktion kein Raum gelassen. Erst an späteren Stellen, und fast möchte man sagen, widerwillig, nimmt Aristoteles diese zwei Elemente, dann aber freilich als vermeintlich „notwendige" Mittelstufen zwischen Feuer und Erde, in sein Weltbild auf.

In einer anderen Schrift begegnet uns eine verschiedene Konstruktion, die vom Himmelsstoff absieht und das Dasein der vier übrigen Grundstoffe wie folgt erhärtet. Die zahllosen Eigenschaften des Stoffes gehen — angeblich — auf vier Grundeigenschaften zurück. Es sind

das jene Lieblinge einiger alten Naturphilosophen: das Warme und das Kalte, das Trockene und das Feuchte. Nun gestatten vier Glieder an sich sechs paarige Kombinationen (a b, a c, a d, b c, b d, c d). Von diesen kommen jedoch hier zwei in Wegfall, da Gegensätze wie Warm und Kalt, Trocken und Feucht keine Vereinigung gestatten. So bleiben denn vier Paare übrig: das Trockene-Warme, das Trockene-Kalte, das Feuchte-Warme, das Feuchte-Kalte. Damit ist die Vierzahl der Elemente (Feuer, Erde, Luft und Wasser) gewonnen und begründet. Seinen Vorgängern erspart Aristoteles nicht den Vorwurf, keiner von ihnen habe den Beweis angetreten, daß es nur eben so viele, nicht mehr und nicht weniger Elemente geben könne! Unseren Lesern brauchen wir nicht von neuem zu sagen, daß diese, die empedokleïsche Elementenlehre, ein bloßer Ausbau der uralten Volksphysik ist, und daß sie die drei Aggregatzustände (das Feste, Flüssige und Ausdehnsame) samt einer Begleiterscheinung des letzteren fälschlich für Urstoffe, und für die einzigen Urstoffe erklärt. Von dem hingegen, was in der empedokleïschen Doktrin das wahrhaft Wertvolle ist, von der in der Einzel-Ausführung zwar phantastischen, aber grundsätzlich richtigen Vorwegnahme der Lehre von den chemischen Proportionen oder Äquivalenten, davon ist in dieser ihrer Neubelebung kaum die Rede (vgl. I 185—188).

3. Dem aufmerksamen Leser ist es nicht entgangen, daß Aristoteles wie in der Elementenlehre selbst, so auch in der sie begründenden Doktrin von den „natürlichen Orten" ein gelehriger Schüler seines Meisters Platon ist (vgl. II 385 und 494 f.). Wenn beide hierin die von den Atomisten errungenen Einsichten verwarfen, wenn der Stagirit die bereits von Demokrit gewonnene Theorie des „Auftriebs" oder der „Verdrängung" (ékthlipsis) eifervoll bekämpfte, so haben sie sich selbst den Weg zum richtigen Verständnis der fundamentalsten Naturerscheinungen verbaut. Aufs engste hängt damit ihre Rückkehr zu dem alten Wahn von der Erde als dem ruhenden Mittelpunkt der Welt zusammen. Für dieses schwere Verschulden lassen sich freilich mildernde Umstände anführen. Allein es war immerhin ein arger Rückschritt, ein Rückschritt sogar gegenüber der im einzelnen willkürlichen, aber doch mit jenem verhängnisvollen Irrtum aufräumenden Lehre vom Zentralfeuer und von der Bewegung der Erde um dieses (vgl. I 91 ff.). Dadurch ist, um mit Schopenhauer zu sprechen, „die Menschheit einer bereits gefundenen Wahrheit von höchster Wichtigkeit wieder auf fast zweitausend Jahre verlustig" gegangen.

Nicht nur in die schwerwiegendsten Irrtümer, auch in unlösbare Widersprüche mit seinen sonstigen, von Platon überkommenen Theorien ward Aristoteles durch die Lehre von den „natürlichen Orten" verstrickt

— Widersprüche, die man dem Dichter-Denker eher als dem auf die Strenge seiner Logik pochenden Systematiker zugute hält. Hat er doch im übrigen die von Platon im „Phädros“ betretene Bahn verfolgt (vgl. II 355) und dem Stoff alle Bewegung von außen zukommen lassen. Da drängt sich uns denn die Frage auf, wie denn mit dem, was man die Depotenzierung des Stoffes nennen kann, mit der Leugnung aller diesem selbst innewohnenden Bewegungsantriebe, das vermeintliche Streben des Feuers nach oben, der Erde nach unten, der Luft und des Wassers in die mittleren Regionen, sich vereinigen lasse. Auf diese Frage erhalten wir niemals eine bündige Antwort. Man könnte nach der Auskunft greifen, die „natürlichen“ oder den Grundstoffen eigentümlichen „Orte“ seien ihre Urheimat, die ihnen von der Gottheit im Anbeginn zugewiesenen Wohnsitze, aus welchen sie später teilweise, und zwar durch „gewaltsame“ oder „widernatürliche“ Bewegungen verdrängt worden sind. Dann wäre ihr Streben wenigstens nur ein Zurückstreben zu der von der Gottheit eingesetzten Ordnung. Allein auch diese Auskunft versagt, weil Aristoteles eine Kosmogonie, ein zeitliches Werden der Welt, überhaupt nicht kennt. An einer einzigen Stelle begegnet uns etwas, was wenigstens als ein Versuch der Lösung dieser Schwierigkeit erscheinen mag. Allein freilich als ein gar wenig zulänglänglicher Versuch! Zunächst klingt es fast wie ein Spiel mit Worten, wenn der Philosoph das, was auch wir mit einem passenden Gleichnis den Kreislauf des Stoffes nennen (Erde wird zu Wasser, Wasser zu Luft und umgekehrt), in vagster Weise an die Kreisbewegung des Himmels anknüpft und damit (so können wir in seinem Sinne hinzufügen) an die Gottheit, die als „erster Beweger“ jenen unablässigen Himmelsumschwung unmittelbar verursacht.

Einigermaßen verständlicher wird uns dieser Versuch durch den dort nachfolgenden Hinweis auf eine andere Kreisbewegung, auf jene im schrägen Kreise der Ekliptik und auf die durch diese ihre Bahn bedingten wechselnden Stellungen der Sonne zu den verschiedenen Punkten der Erde. Die also wechselweise erzeugte Steigerung und Verminderung der Sonnenwärme bewirkt — das wird uns andeutungsweise gesagt — im Rundgang der Jahreszeiten den Übergang der Stoff-Formen in einander. Das Feuer wird durch fortschreitende Erkaltung zu Luft, zu Wasser, zu Erde; diese alle wieder wandeln sich durch fortschreitende Erwärmung im entgegengesetzten Sinne um. Die also vermittelte Verwandlung der Stoffe entführt sie einmal ihren „natürlichen Orten“ und löst ein andermal die in ihnen schlummernde Tendenz zur Rückkehr in ihre Heimat aus. Insofern nun die Bewegung der Sonne in ihrer Bahn gleich allen anderen Gestirn-Bewegungen auf einen von der Gottheit als dem ersten Beweger erteilten Anstoß zurückgeht, insoweit ist die

göttliche Wirksamkeit eine Mitursache auch dieser Stoffwandlungen und -Bewegungen. Aber es bleibt, selbst wenn wir in der angegebenen Weise den Winken des Stagiriten aufs willfährigste folgen, doch immer die ungelöste und, ich meine, unlösbare Frage zurück: wie läßt sich der Zug der Elemente zu ihren natürlichen Orten mit der anderweitig, aufs nachdrücklichste behaupteten vollständigen Passivität des Stoffes in Einklang setzen?

4. Wir haben bisher von „Elementen“ gesprochen, wie Aristoteles dies tut. Allein der wahre Gehalt und der volle Wert der Elementenlehre war ihm abhanden gekommen. Die Ansicht der älteren, von ihm mit unverdienter Geringschätzung behandelten Naturweisen von dem wandellosen Bestand der Urstoffe oder Elementarkörper, die Leugnung alles eigentlichen Entstehens und Vergehens, die Zurückführung desselben auf bloße Trennung und Verbindung und die damit aufs engste zusammenhängende Unterscheidung primärer und sekundärer Eigenschaften — all das suchen wir in den physikalischen Schriften des Aristoteles vergebens. Ja wir begegnen der unumwundenen und nachdrücklichen Zurückweisung dieser Versuche, uns das Naturgeschehen verständlich zu machen. Der Haupttrumpf, den hier der Stagirit ausspielt, besteht in dem folgenden Argumente. Die bloße Sonderung und Vereinigung qualitativ wandelloser Urstoffe — so ungefähr drückt er sich aus — widerspreche den Tatsachen. Aus Lichtem wird Dunkles, aus Dunklem wieder Lichtes; das wäre unmöglich, wenn nicht aus Feuer Wasser, aus Wasser Feuer werden könnte. Hier finde eine Wandlung nicht bloß accidenteller Zustände, sondern wesentlicher Eigenschaften statt; wir können daher der Begriffe des Entstehens und Vergehens nicht entraten. Unsere Kritik muß hier zweierlei unterscheiden. Aristoteles handelt nur seiner ganzen Geistesart gemäß, indem er auch im Bereich der Stoffwelt auf dem Boden des tatsächlich Gegebenen stehen bleibt und nicht mittelst hypothetischer Annahmen hinter die Oberfläche der Erscheinungen vorzudringen sich bemüht. Bei weitem erstaunlicher ist es, daß er, wie wir gesehen haben, mit Empedokles und der primitiven Volksphysik die drei Aggregatzustände und das Begleitphänomen eines derselben mit Urstoffen zu identifizieren fortgefahren, in den aus höchst unvollkommener Einsicht in die Naturprozesse herrührenden Unterscheidungen von der Natur selbst gezogene Grenzen vermutet und daher in dem Wechsel eben dieser Formen einen ganz eigentlichen Elementenwandel erblickt hat. Diese zwei sehr ungleichartigen Motive haben ihn dazu vermocht, wertvolle Errungenschaften seiner Vorläufer preiszugeben und eine Naturansicht zu verlassen, die in ihren Händen bereits ein fruchtbarer Behelf der Forschung geworden war und sich

im Laufe der Zeiten in immer steigendem Maße als ein solcher bewähren sollte. Verlassen hat er sie freilich nicht ohne alles Schwanken und Zögern. Man darf vielleicht hinzufügen: nicht ohne inneren Kampf. Zu wiederholten Malen nimmt er, wie wir sahen, einen Anlauf zur Parteinahme für die Atomisten. Er verteidigt ihre Lehre gegen Einwürfe von mehr oberflächlicher Art; er rühmt, wie wir gleichfalls gesehen haben, ihre Methode im Gegensatz zu jener der bloßen Begriffsforschung und trifft dabei, indem er nur Platon tadeln will, in Wahrheit sich selbst. Aber in der Hauptsache und schließlich schreitet er hinter ihren Standpunkt zurück. Was die Atomisten richtig geahnt hatten, daß alles Entstehen und Vergehen bloß ein scheinbares, nur ein anderer Name für die Verbindung und Trennung von Stoffteilchen sei, das gilt unserem Philosophen als „unmöglich". Freilich glaubt er darum noch nicht an ein absolutes Entstehen von Stoff, wohl aber führt er den schon längst überwundenen Begriff zauberhafter Stoffverwandlung wieder ein. Er leugnet (um die von uns verwendeten Kunstausdrücke zu gebrauchen) zwar nicht seine quantitative, wohl aber seine qualitative Konstanz.

Wir glaubten die Zwiespältigkeit der aristotelischen Sinnesart nicht besser beleuchten zu können, als indem wir seiner Lobpreisung der erfahrungsmäßigen Forschung die damit grell kontrastierende Praxis gegenüberstellten. Hierzu eignete sich vor allem seine Lehre von den Urstoffen mit ihrer auf spekulative Willkürannahmen aufgebauten Begründung, mit ihrer widerspruchsvollen und durchaus rückständigen Artung. Hier gilt es jedoch unstatthaften Verallgemeinerungen vorzubeugen. Nicht ebenso rückständig wie die aristotelische Physik ist seine Psychologie. Ja weit erfreulichere Eindrücke werden sich sofort einstellen, sobald wir uns auch nur von der Welt des Anorganischen zu jener des Organischen wenden. Und selbst die in die Physik hinabreichenden Ausläufer seiner Sinneslehre zeigen uns bereits eine Feinheit des Blickes, die seinen älteren Vorgängern, auch dem größten unter ihnen, Demokrit, versagt war.

Die hellste Geistesklarheit aber erglänzt anderswo. Dort wo der untadelig strenge, von keinerlei Zwiespältigkeit getrübte und überdies an dem zur äußersten Behutsamkeit erziehenden Streitgespräch wie an einem Wetzstein geschärfte Gedanke zum Worte kommt. Das geschieht in der an die logischen Doktrinen sich anreihenden Lehre von den obersten Beweis-Prinzipien. Mit ihrer Behandlung nehmen wir den am Schluß eines früheren Abschnitts fallen gelassenen Faden wieder auf.

Achtes Kapitel.

Die Beweisprinzipien.

Wir bezeichnet Aristoteles als „Axiome" mit einem Ausdruck, den er den mathematischen Lehrbüchern seiner Zeit entlehnt und in erweitertem Sinne verwendet. Er verzichtet auf die erschöpfende Aufzählung dieser Prinzipien und behandelt in eingehender Weise nur eines derselben, „das sicherste unter allen", nämlich den Satz des Widerspruchs. Darin seien ihm „einige der Physiker" (wir wissen nicht welche) vorangegangen. Aristoteles ist bemüht, dialektischen Schikanen zuvorzukommen, indem er dem Prinzip eine sorgfältige und vorsichtige, dem Mißbrauch vorbeugende Fassung erteilt. „Unmöglich ist es (so lautet diese Formulierung), daß dasselbe demselben in derselben Beziehung gleichzeitig zukomme und nicht zukomme", wobei den einschränkenden Bestimmungen „in derselben Beziehung" und „gleichzeitig" noch der Hinweis auf andere, nicht näher namhaft gemachte Bestimmungen nachfolgt, die gleichfalls dialektischen Anfechtungen vorbauen sollen. Die Verkörperung der Gegen-These erblickt Aristoteles in den Aussprüchen Heraklits, an die wir unsere Leser kaum erinnern müssen. Sätze wie etwa: „wir sind und wir sind nicht" oder: „gut und schlecht ist dasselbe", stehen ihm offenbar als Muster-Beispiele jener Auflehnung gegen den gesunden Menschenverstand vor Augen (vgl. I 55 ff.). Man begreift sofort, welcher der Zweck der oben erwähnten eingeschränkten Formulierung ist. Ein Ding ist — so wollte er wohl Heraklit und dessen Anhängern erwidern — nicht „gut und schlecht", sondern in einem Betracht oder zu einer Zeit gut, in einem andern Betracht oder zu einer andern Zeit schlecht. Der Strom ist nicht derselbe und ein anderer, sondern er ist in einem Sinne, als Erzeugnis derselben Quellen oder Inhaber desselben Bettes derselbe, in einem andern Sinne, als eine stets sich erneuende Wassermenge ein verschiedener. Die Geltung dieses Grundsatzes mit vollem Bewußtsein zu leugnen sei unmöglich, und wenn Heraklit Derartiges ausspricht, „so ist es ja nicht notwendig, daß jemand das, was er ausspricht, auch wirklich glaube." Eine ernstere Gefahr als in diesen paradox zugespitzten Äußerungen erblickt Aristoteles in der sie veranlassenden Fluß-Lehre selbst und in den verwandten, auf Wachstum und Veränderung bezüglichen Doktrinen anderer Naturphilosophen. Ihnen entkeimen Zweifel an dem Bestand wandelloser Er-

kenntnisobjekte und unverrückbarer Wahrheiten. Wären diese Zweifel begründet, dann würde der Wahrheitssucher den Knaben gleichen, die nach Vögeln und Schmetterlingen haschen!

Minder ausführlich, aber ebenso eindringlich erörtert Aristoteles jenes Erkenntnisprinzip, das als der Satz des ausgeschlossenen Dritten oder Mittleren berühmt geworden ist. Er formuliert es dahin, „daß man alles entweder bejahen oder verneinen muß.“ Damit soll gesagt sein, daß ein gegebenes Prädikat einem gegebenen Subjekt entweder zukommt oder nicht zukommt, daß zwischen den beiden Aussagen kein Raum für ein Drittes oder Mittleres übrig bleibt. Man kann die zwei Sätze auch in der folgenden Fassung vereinigen: „Unmöglich ist es, daß A zugleich b sei und b nicht sei; und notwendig ist es, daß A entweder b sei oder b nicht sei.“ Der einfachste Ausdruck endlich ist wohl dieser: „Von zwei einander entgegengesetzten Behauptungen kann nur eine wahr, aber muß auch die eine wahr, die andere falsch sein.“ Der Satz des Dritten (wie wir ihn der Kürze halber nennen wollen) gibt zu Einwürfen Anlaß, die einer genaueren Erwägung wert sind. Man sträubt sich, häufig nicht mit Unrecht, gegen solch ein gebieterisches Entweder-Oder. Extreme Urteile, so mag man einwerfen, sind zumeist unrichtig; die Wahrheit liegt häufig in der Mitte; das Wichtigste ist es, die bestimmte Nüance, die individuelle Eigenart, die in keinen zwei Fällen genau dieselbe ist, zu ermitteln. Erwägungen dieser Art verengen in der Tat den Anwendungsbereich, aber sie schmälern nicht die Berechtigung des Axioms. Diese verliert es nur dort, wo es mißbräuchlich verwendet wird. Solch ein Mißbrauch liegt darin, daß der verneinende Satz nicht mehr als die bloße strikte Verneinung seines scharf umschriebenen bejahenden Widerparts aufgefaßt wird, sondern dieser entweder einer genauen Umgrenzung entbehrt, oder die Verneinung mit einem größeren oder geringeren positiven Gehalt ausgestattet wird. Bei einer Verneinung, welche die ihr entgegenstehende Bejahung einfach aufhebt, ohne ihrerseits auch nur den Schatten einer andersgearteten Bejahung an ihre Stelle zu setzen, spricht der Logiker von einem kontradiktorischen Gegensatz im Unterschiede von dem konträren Gegensatz, unter dem er das Verhältnis einander erfahrungsmäßig ausschließender, gegensätzlicher, positiver Zustände oder Eigenschaften versteht. Auch solche Instanzen kann man nicht gegen die Geltung des Satzes vom Dritten ins Feld führen, in denen es sich um ein Subjekt und ein Prädikat handelt, die man in keinem verständlichen Sinne verbunden denken kann, und bei denen daher auch die Verneinung solch einer Verbindung den Eindruck nicht nur einer müßigen, sondern sogar einer sinnlosen Aussage hervorbringt. Nehmen wir an, es beliebe jemandem, Phänomene, die grundverschiedenen, einander durchaus fremden Be-

[illegible] wir lehnen diese Verbindung
[illegible] sich beispielsweise zwei Sätze
[illegible] und „Das hohe c ist nicht
[illegible] (und man hat es eingewendet),
[illegible] und die Verneinung gleich sinnlos
[illegible] dem Axiom geforderte Entweder-Oder
[illegible] Urteil scheint uns aber der Unter-
[illegible] ischem und konträrem Gegensatz nicht in
[illegible] zu tragen. Die reine schlechthinige Ver-
[illegible] ihrem Platze; sie ist keineswegs sinnlos.
[illegible] Irreführung, die uns sofort mit vollen Segeln
[illegible] steuern läßt, wenn wir die zwei Worte
[illegible] durch einen Bindestrich verknüpfen und so
[illegible] druck erzeugen, als wollten wir einem Ton
[illegible] mmte Farbenqualität absprechen, dadurch eine
[illegible]

[illegible] dieses irreführenden Charakters erreichen Aus-
[illegible] mehr bloß die Verbindung des Prädikats mit dem
[illegible] ändlichen Sinn ergibt, sondern in denen auch das
[illegible] Figment oder Non-ens ist. Auf Fragen von der Art
[illegible] im Monde bärtig?" erscheint auch die verneinende
[illegible] als unrichtig, weil der Satz: „Der Mann im Monde
[illegible] die Anerkennung seiner Realität in sich zu schließen
[illegible] gilt uns auch dieser Einwurf nicht als wahrhaft triftig.
[illegible] halt solch eines verneinenden Satzes ist nichts als die Be-
[illegible] das vermeintliche Prädikat dem vermeintlichen Subjekt
[illegible], wenngleich aus dem einfachen Grunde, weil das Subjekt
[illegible] existiert! So bleiben denn, wie wir meinen, jene zwei Prin-
[illegible] recht, und wir freuen uns hinzufügen zu können, daß Aristo-
[illegible] durch die scharfe Unterscheidung der verschiedenen Arten
[illegible] Gegensätzen, des konträren, des kontradiktorischen und nicht am
[illegible] des privativen, dem Mißbrauch jener Axiome zu steuern nach
[illegible] bemüht war.

Von diesem Mißbrauch liegt es uns nun ob zu handeln. Er besteht darin, daß Metaphysiker mittels des Satzes des Dritten die Grenzen erfahrungsmäßiger Erkenntnis überschreiten und in die Welt des Transzendenten eindringen zu können vermeint haben. So hat im letzten Jahrhundert Sir William Hamilton, mit der Zauberwaffe dieses Entweder-Oder versehen, transzendente Wesenheiten (wie die Materie an sich oder die Gottheit) vor die Alternative gestellt, entweder diese bestimmte oder eine ihr entgegengesetzte Beschaffenheit zu besitzen. [illegible] es uns gestattet ist, diese Alternative zu entscheiden, oder

wir uns mit der Anerkennung ihres Vorhandenseins begnügen müssen. …n solchen Wagnissen macht die Erkenntnis ein Ende, daß der Satz des Dritten uns die Wahl läßt, nicht zwischen konträren Gegensätzen, sondern einzig und allein zwischen einer positiven Behauptung und ihrer schlechthinigen, kein Titelchen einer Bejahung in sich schließenden Verneinung. So können wir keineswegs versichern, daß, weil einem Wesen keine Bewegung zukommt, es darum in ewiger Ruhe verharren müsse. Denn vielleicht sind Bewegung und Ruhe Kategorien, die der Anwendbarkeit auf jenes Wesen überhaupt ermangeln. Derartiges hat Aristoteles selbst erkannt und nachdrücklich ausgesprochen, was ihm in unseren Augen zu hoher Ehre gereicht.

2. Wenn wir aber jeden ontologischen Mißbrauch von diesen Sätzen fernhalten, was bleibt von ihnen übrig? Ihnen eignet ohne Zweifel die höchste Allgemeinheit; es fragt sich, ob ihre Fruchtbarkeit auf gleicher Höhe steht. Sie sind die Anerkennung selbstverständlicher Wahrheiten, gegen die sich niemals irgend ein ernster Zweifel geregt hat. Daß jedermann, sobald er spricht — und wäre es auch nur mit sich selbst — diese Prinzipien laut oder stillschweigend anerkennt, daß er sie nicht verletzen kann, ohne jede verständliche Erörterung unmöglich zu machen, ja ohne aus einem denkenden und redenden Wesen ein bloßer „Stock“ zu werden — das sind Tatsachen, die der Stagirit nicht nur anerkennt, sondern auf die er die Geltung jener Maximen die nur die „Unbildung“ beweisen zu können glaube, geradezu aufbaut. Welchen Wert besitzt nun die ausdrückliche Anerkennung dessen, was niemandem zu bestreiten jemals in den Sinn gekommen ist? Sie besitzt — so antworten wir vorerst — für Aristoteles den Wert einer Waffe im dialektischen Wettkampf. Dem in die Enge getriebenen Gegner soll das Geständnis seiner Niederlage abgerungen werden, indem er genötigt wird, die Unvereinbarkeit seiner These mit irgend einer Wahrheit, deren Leugnung ihm bereits unmöglich gemacht ward, in klaren Worten auszusprechen. Es soll auf den dialektischen Triumph das Siegel gedrückt, dem Unterliegenden die letzte Zuflucht abgeschnitten werden, die ihm das unbemerkte Nebeneinanderbestehen widerstreitender Aussagen zu bieten vermöchte.

Daß er aus dem dialektischen Turnier hervorgewachsen ist, das ist vor allem dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten auf die Stirn geschrieben. Schwerlich ist es von ungefähr geschehen, daß sein Urheber ihn in einer Form verkündet, die wir erst ins Objektive zu übersetzen genötigt waren. „Daß man alles entweder bejahen oder verneinen muß“ — das klingt zunächst wie eine Weisung für die Teilnehmer an einer dialektischen Debatte. Und das ist ohne Zweifel für Aristoteles selbst der Quellpunkt

reichen an... These, mag es die Widerlegung
durch eine ... in beiden Fällen ist für den Fort-
gegenüber ... verhängnisvoller, als wenn der
violett." ... Antwort zu stehen, wenn er mit
daß in ... nicht" der Antwort ausbeugt, die zu
seien. ... überleiten, die ein Glied der beabsich-
der Ge... sollte. In Wahrheit freilich braucht
scheinbar ... bloßer dialektischer Kniff zu sein; er
... Wissen oder dem Zweifel entspringen,
... einen so großen und einen so wohl-
... — nicht nur als ein Kind der Unkunde, der
... der Unvertrautheit mit dem in Frage
... auch als ein Produkt der Unvollkommen-
... überhaupt und ihrer Unzulänglichkeit zur
... zeitweilige oder dauernde Zweifel auf der
... führte mannigfache, bis ins Unendliche abge-
... Entweder-Oder widerstrebende Beschaffenheit der
... vereinigen sich, um den Anwendungsbereich des
... aufs äußerste zu verengen. Dennoch ist er, auch
... im Vordergrunde stehenden Bedeutung für den
... nicht jedes objektiven Wertes bar.

... fragen wir nunmehr — besteht der wahre Gehalt
... Sie belehren uns, so hat man geantwortet, über die Be-
... die Tragweite solcher Worte, wie „nein", „nicht" usw. es
... nicht genau richtig, da es sich hierbei nicht um die Be-
... Worten, sondern um die Tatsächlichkeit des durch sie be-
... Verhältnisses handelt. Nahe liegt es sodann, in dem Satz
... Widerspruchs eine Belehrung über Unvereinbarkeiten oder Inkompa-
... zu erblicken, die in der Natur der Dinge bestehen. Das wäre
... wenn das Prinzip sich auf konträre Gegensätze wie Wärme und
Kälte, Bewegung und Ruhe, Stille und Geräusch u. dgl. bezöge. Es ist
... weil der Satz, wie wir bereits sattsam erkannten, sich bloß
... einer- und dessen schlechthinige Negation andererseits be-
... Daß ein Phänomen mit seiner Aufhebung unvereinbar ist, das
... behaupten hat streng genommen keinen Sinn, da die Verneinung
... A eben gar nichts anderes als sein Fehlen besagt, wenn sie auch
... das so gewöhnliche Hinübergleiten von der reinen Verneinung zu
... dieser erfahrungsmäßig verbundenen Bejahung etwas anderes
... anderes zu besagen scheint. Und damit sind wir wohl beim
... Kern der Sache angelangt: bei einer Tatsache, die in der
... Erfahrung wiederkehrt, daß nämlich der Anwesen-
... mens seine Abwesenheit gegenübersteht.

Darauf geht, da sich all unser Wissen auf Phänomene und außer diesen höchstens noch auf deren in ihrem Wesen unerkennbare Träger bezieht, der Satz des Widerspruchs im letzten Grunde zurück. Er besagt nichts anderes, als daß die Gegensätze von Anwesenheit und Abwesenheit, von Vorhandensein und Fehlen, von Besitz und Mangel, um einige der gangbarsten Ausdrucksweisen anzuführen, unsere gesamte Erfahrung durchziehen. Der Satz des ausgeschlossenen Dritten aber gibt, als Erkenntnisprinzip und nicht als dialektische Kampfregel angesehen, unserer Überzeugung Ausdruck, daß jene Doppelheit die ganze Welt der Phänomene unter sich aufteilt und daß nur unzureichende Tiefe des Einblicks und unzulängliche Strenge der Fragestellung es ist, die jene Alternativ-Frage jedesmal mit Sicherheit zu beantworten uns hindern kann.

3. Auf die Erfahrung als Erkenntnisquelle — und damit kehren wir zu Aristoteles zurück — hat auch der erste Verkünder jener Maximen sie zurückgeführt. Den Nūs oder Geist erklärt er für den Mittler dieser Erkenntnis; aber sein Werkzeug ist hier wie bei der Gewinnung aller anderen „ersten" Wahrheiten die Induktion. Daß es also steht und dem Stagiriten hierbei jeder Gedanke an apriorische Erkenntnis vollkommen fremd ist, das hat insbesondere ein auch auf diesem Gebiete der höchsten Achtung werter Mann, der unsterbliche Geschichtsschreiber Griechenlands, George Grote, ebenso eifrig als erfolgreich dargetan.

Auf den Einwurf, daß eine Induktion nicht in Wirklichkeit alle, sondern nur die uns bekannten Fälle umfaßt und gegen das künftige Auftauchen neuer, ihre Regeln durchbrechender Instanzen keine unbedingte Gewähr bietet, pflegte Aristoteles mit dem Hinweis auf die allgemein gangbaren Überzeugungen und den durch dialektische Erörterungen zu gewinnenden Wahrscheinlichkeitsbeweis zu antworten. Er hätte diesmal hinzufügen können, daß Induktionen, die sich auf alle Erfahrungsgebiete gleichmäßig und ohne jede Ausnahme erstrecken, auf fundamentale Einrichtungen der Natur zurückweisen, während Grundeigenschaften des menschlichen Geistes es sind, die ihre Wahrnehmung allein ermöglichen. Ohne Gedächtnis und ohne die Fähigkeit, primäre Eindrücke von ihren sekundären Abbildern zu unterscheiden, vermöchten wir allerdings die Anwesenheit eines Phänomens von seiner Abwesenheit nicht zu unterscheiden.

Das dritte der hier in Frage kommenden Axiome, der Satz der Identität, wird von Aristoteles, wenn überhaupt, so nur im Vorübergehen gestreift. Es erscheint bei ihm als die Kehrseite des Widerspruchs-Prinzips und ist in seiner Darstellung von diesem kaum zu scheiden. So an der Hauptstelle, die also lautet: „Zu sagen nämlich

das Seiende sei nicht, oder das Nicht-Seiende sei, ist falsch (Satz des Widerspruchs); dagegen zu sagen, das Seiende sei und das Nicht-Seiende sei nicht, ist wahr (Satz der Identität).* Wir brauchen uns daher bei der später üblich gewordenen stereotypen Fassung des Satzes: A = A nicht zu verweilen. Diese Formel ist nicht nur längst als eine leere Tautologie, sondern von Tieferblickenden auch als ein Widersinn erkannt worden. Ein Ding mit sich selbst zu vergleichen ist eine Unmöglichkeit; man stellt dabei jedesmal neben das Ding unwissentlich ein Spiegelbild oder Abbild und konstatiert die zwischen diesem und dem Urbild obwaltende, gelegentlich bis zur Ununterscheidbarkeit sich steigernde Ähnlichkeit. Unterliege ich aber nicht dieser Täuschung, so vergleiche ich, nicht das Ding mit sich selbst, sondern seine sukzessiven Zustände untereinander. Daß jedoch diese sich unbedingt gleichen müssen, das ist wahrlich nichts weniger als eine axiomatische Wahrheit. Könnte man doch in dieser Welt des Wechsels und Wandels weit eher das Gegenteil behaupten!

Es stehen hier überhaupt nicht Gesetze im wissenschaftlichen Sinne, wohl aber im Sinne von praktischen Normen oder Vorschriften vor uns. Diese mag der Denkende oder Sprechende sich selbst und anderen mit Nutzen vorzeichnen oder gegenwärtig halten. Ihr Nutzen aber besteht darin, daß es rechtzeitige Erinnerungen, wenn auch nur an das Selbstverständliche sind. Als eine solche ist auch der inhaltsarme Identitätssatz dem lernenden Schüler nicht weniger als dem dialektischen Widersacher gegenüber verwendbar. Den letzteren hält man gleichsam an den Rockschößen fest, sobald er Miene macht, uns zu entschlüpfen. Man ruft ihn zu dem eigentlichen Streitpunkt zurück, wenn er diesem einen dem Anschein nach gleichen, dem Wesen nach verschiedenen zu substituieren versucht. Ebenso erinnert man den Schüler an den Gegenstand der Verhandlung, wenn er durch Vieldeutigkeit der gebrauchten Worte verführt, durch Lockerheit des Denkens veranlaßt, oder durch eine dazwischentretende lange Schlußreihe zerstreut, ihn aus den Augen zu verlieren und durch einen anderen zu ersetzen im Begriffe steht.

Neuntes Kapitel.

Die aristotelische Ontologie.



Wir wenden uns von den Erkenntnis-Prinzipien zum Erkenntnis-Objekt. Und damit sind wir sofort wieder bei demjenigen angelangt, was uns schon so oft entgegengetreten ist: bei dem tiefen Zwiespalt, der den Geist und die Lehren des Aristoteles durchzieht.

Wieder liegt der Asklepiade mit dem Platoniker, oder, anders ausgedrückt, der Naturforscher mit dem Begriffsforscher im Streit. Jenem gilt das Einzelwesen, das Konkrete, diesem das Allgemeine, das Abstrakte, als das eigentliche Erkenntnis-Objekt, als der Typus der vollen Realität. In Wahrheit hat Aristoteles an verschiedenen Stellen seiner „Metaphysik" eine grundverschiedene Haltung zu dieser Frage eingenommen; er hat das wahrhaft Seiende, die Usia, bald in diesem, bald in jenem Sinne bestimmt. Der Widerspruch ist ein greller, und in der Tat ein weithin anerkannter. Vergeblich wäre jeder Versuch, die Tragweite dieses Widerspruches abzuschwächen. In seine Konsequenzen verfolgt, ist es der Widerstreit zwischen der Anerkennung der Erfahrungswelt auf der einen und jener der Welt des Transzendenten auf der anderen Seite. Wer von der letzteren, von dem Inbegriff metaphysischer Wesenheiten vernimmt, der wird an die Ideenlehre Platons erinnert, und ihm drängt sich die Frage auf die Lippen, wie sich denn Aristoteles zu dieser Grundlehre seines Meisters gestellt habe. Er hat sie — so antworten wir — unablässig und auf das heftigste bekämpft, bei jedem dazu geeigneten und auch bei manch einem wenig passenden Anlaß, und er hat eben dadurch — das ist ebenso unbestreitbar, als es paradox klingt — den Beweis geliefert, daß er sie innerlich nicht überwunden hat! Wer einen Stamm an der Wurzel getroffen hat, der pflegt nicht zu immer neuen Streichen gegen sein Geäste auszuholen. Eine Doktrin, deren Grundprinzip wir als wesenlos erkannt haben, gilt uns bald als abgetan, und wir wenden ihr den Rücken zu. Indem Platons Schüler sich in der Widerlegung von dessen Hauptlehre niemals genug tun kann, bekundet er selbst die Zähigkeit ihres Lebens, und verrät, so können wir hinzufügen, die Tatsache ihres Fortlebens in seinem eigenen Geiste! Man wird an die Hydra gemahnt, der immer neue Köpfe nachwachsen. Dieser Eindruck erweist sich als ein völlig zutreffender. Je mehr wir uns in den Inhalt der „Metaphysik" vertiefen, um so sicherer erkennen wir, daß ihr Verfasser die Voraussetzungen, aus denen die platonische Ideenlehre erwachsen ist, selber festhält, und daß er sich zwar gewaltsam, aber vergeblich dagegen sträubt, auch den Konsequenzen dieser Voraussetzungen gerecht zu werden. „Wie aus unentrinnbarem Verhängnis" — so bemerkt mit Fug ein neuerer Darsteller — „treibt er" immer wieder und „immer weiter in das Fahrwasser hinein, das er meiden wollte".

Auch ist dieser Widerspruch nur ein Sonderfall unter mehreren. Im ganzen Bereiche der Ontologie bewegt sich die aristotelische Forschung fast ausnahmslos in denselben Geleisen. Alle leitenden Gedanken entlehnt der Schüler seinem Meister. Diese platonischen Gedanken werden von Aristoteles ausgearbeitet, in ihre Verzweigungen verfolgt, mit Unterscheidungen ausgestattet, mit Verfeinerungen versehen. Schließlich wird

die Summe gezogen, deren Nachprüfung zumeist innere Widersprüche schwerer Art, ja klaffende Risse offenbart. Diese Brüchigkeit der metaphysischen Ergebnisse hat einen dreifachen Grund. Mitunter nämlich ist die platonische Lehre selbst schon mit einem inneren Widerspruch behaftet; man denke an die von unserm Thema nicht weit abliegende Depotenzierung des Stoffes und die Doktrin von den natürlichen Orten (vgl. S. 49 f.). In anderen und häufigeren Fällen ist es der Wirklichkeitssinn des Naturbeobachters, der sich gegen die idealistische Begriffsphilosophie aufbäumt und die aus ihr fließenden Resultate geflissentlich abschwächt. Neben diesem uns so wohlbekannten Kampf spielt sich ein dritter Prozeß ab, der die Folgerichtigkeit aristotelischer Lehren noch ernstlicher gefährdet. Er entstammt jener uns gleichfalls bereits wohlvertrauten Tendenz des aristotelischen Geistes, deren gesunden Kern wir bald historischen Sinn, bald Scheu vor Extravaganz und Achtung vor dem common-sense nennen dürfen, die aber nicht selten zu einer fast abergläubischen Überschätzung der herkömmlichen Meinungen entartet ist. Auch diese Tendenz hat Abschwächungen und Inkonsequenzen in ihrem Gefolge. So legt denn der Ausgangs-, ebenso wie der Endpunkt solcher Gedankengänge für die kräftige Selbständigkeit des aristotelischen Geistes kaum jemals ein vollgültiges Zeugnis ab. Seine Stärke bekundet sich weit mehr in den mittleren Regionen der Untersuchung, das heißt in der Wirkungssphäre des Dialektikers mit seiner ordnenden, sichtenden, unterscheidenden, klassifizierenden Tätigkeit. Ihr Maximum erreicht aber diese Stärke in der Kritik, die an Platons Lehre geübt wird.

Vier Hauptargumente sind es, die Aristoteles gegen die Ideenlehre ins Feld führt. Das erste birgt den Keim in sich, der von einem Führer mittelalterlicher Nominalisten, von Wilhelm von Occam, zu der Formel entwickelt worden ist: die Wesenheiten sind nicht über das Maß der Notwendigkeit hinaus zu vervielfältigen (entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem). Diesem Einwurf gibt der Stagirit die fast höhnische Wendung: die Urheber der Ideenlehre „wollten die Ursachen der Sinnendinge ermitteln und fügten ihnen darum andere, ihnen an Zahl gleiche Gegenstände hinzu. Nicht anders als wenn jemand, der eine Anzahl von Objekten zu zählen hat, die Schwierigkeiten seiner Aufgabe nicht meistern zu können glaubte, ehe er ihre Zahl verdoppelt hat". Der zweite Einwand besagt, daß die als Stützen der Ideenlehre vorgebrachten Argumente zu viel beweisen. Wären sie triftig, so müßte es auch Ideen von negativen und von Relativbegriffen geben. Eben diese „schärferen Beweisgründe" sollen auch zur Annahme des „dritten Menschen" nötigen (vgl. II 438). Drittens: die Lehre ist unfruchtbar. Sie trägt nichts zum Weltverständnis bei. Auch sind die Ideen nicht die Urheberinnen, sei es irgendeiner Bewegung, sei es irgendeiner Ver-

änderung. Erklärt man sie aber für Urbilder, nach denen die Dinge gestaltet seien, so sei das „ein leeres Gerede und bloße poetische Metapher; denn welches ist doch das werktätige Prinzip, das im Hinblick auf die Ideen (und nach diesen Mustern) arbeitet"? Auch würde für dasselbe Ding nicht ein Musterbild, sondern deren mehrere erfordert; für den Einzelmenschen z. B. das Lebewesen an sich, der Zweifüßler an sich und der Mensch an sich. Endlich — viertens — darf es unmöglich heißen, daß eine Wesenheit und dasjenige, dessen Wesenheit sie ist, getrennt voneinander bestehen. Dieser gegen die „Trennung" oder die Transzendenz gerichtete Einwurf bildet zugleich die Brücke, die zu der aristotelischen Umformung der Doktrin seines Meisters, zur Lehre von der Immanenz der Ideen, hinüberleitet.

2. Eben hier bietet sich unserem Auge das erstaunlichste Schauspiel. Der seinen Lehrer aufs schärfste und nachdrücklichste bekämpfende Schüler bleibt darum doch nicht weniger sein Schüler und bemüht sich ebenso eifrig als vergeblich, sich von der überkommenen Lehre zu befreien. Die grundlegende These, und wir dürfen wohl sofort hinzufügen den grundlegenden Irrtum Platons, von dem Aristoteles sich nicht loszuringen vermag, können wir kurz also formulieren. Die Sinnendinge sind unzählbar, vergänglich, in stetem Fluß begriffen; darum können sie nicht den Gegenstand wahrhafter fester Erkenntnis bilden. Auf diese müßten wir daher verzichten, wenn es nicht neben den Einzeldingen ein Bleibendes und Unvergängliches, eben den hyperphysischen Gegenstand wirklicher Erkenntnis gäbe. Hierauf war zweierlei zu erwidern. Eine gesunde Stofflehre wie diejenige der Atomisten hat sich jedenfalls, mag sie nun das letzte Wort der Wissenschaft sein oder nicht, als der mächtigste Hebel ihres Fortschritts erwiesen. Von der Atomenlehre Demokrits und nicht von der Flußlehre Heraklits war somit auszugehen, von ihr war das Heil zu erwarten. Zweitens aber: auch auf dem Boden der letzteren Doktrin konnten gedeihliche Früchte erwachsen, sobald man nur der vom Ephesier mit der denkbar größten Emphase verkündeten universalen Gesetzmäßigkeit die ihr gebührende zentrale Stellung nicht verkümmerte. Mögen sich die Sinnendinge an sich noch so unfähig erweisen, ein Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis zu sein: die Normen des Natur-Geschehens sind darum nicht weniger die allerstrengsten; die Naturgesetze konnten auch für Platon und Aristoteles das sein, was sie für uns sind, ein Typus wissenschaftlicher Strenge und wissenschaftlicher Sicherheit. Wir staunen immer von neuem darüber, daß dieser Gesichtspunkt dem Gründer der Akademie und seinem vornehmsten Jünger gleich sehr fremd geblieben ist. Unser Staunen mindert sich jedoch, wenn wir in diesem Mangel ein Gebrechen erkennen, das

im Entwicklungsgang der antiken Wissenschaft seine Wurzel hat. Dieser brachte es mit sich, daß die Wissenschaften, deren Gegenstand das Nebeneinander der Dinge ist, ungleich früher zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gediehen, als die Disziplinen, die das Nacheinander der Vorgänge, zuvörderst mittels des physikalischen Versuches, ergründen. Woher es denn auch kommt, daß die Worte, die unserem Naturgesetz entsprechen, von Griechen und Römern nur ganz vereinzelt in diesem Sinne, bei weitem häufiger aber in jenem des typischen Bestandes von Eigenschaften verwendet wurden. Begriffliche Typen, beweiskräftige Räsonnements, nicht aber empirische Ermittlungen der Aufeinanderfolge von Phänomenen galten weithin als Charakteristika der wissenschaftlichen Erkenntnis. Mit der Mathematik verband sich insbesondere der Sokratismus, um einen Begriff der Wissenschaft zu zeitigen, dem in der physischen Welt zu voller, über den bloß deskriptiven Bereich hinausgehender Verwirklichung zu verhelfen dort und damals unmöglich scheinen mochte. So entstand die Flucht in das Gebiet der übersinnlichen und oft auch außerweltlichen Formen, Typen oder Ideen, der Aristoteles sich ebenso häufig widersetzt, als er an ihr teilnimmt. Seine hierhergehörigen Äußerungen widersprechen sich daher aufs grellste und verdienen trotzdem, wenn nicht vielmehr eben darum, die sorgfältigste Erwägung.

Ein Teil dieser Äußerungen freilich ist auch an und für sich unserer vollen Beachtung wert. Er gehört zum Gediegensten und zum Sonnenhellsten, was wir von Aristoteles besitzen. So hell und gediegen sind diese seine Gedanken über die Entstehung und die Aufgabe der Allgemeinbegriffe, daß man es zunächst kaum fassen kann, wie er von dem erreichten Ufer wieder in den Strom und Strudel des Zweifels zurücksinken und in die Untiefen platonischer Mystik geraten konnte.

Eine überaus merkwürdige Stelle der Metaphysik erhält von dem unablässig wiederholten griechischen Wörtchen, das wir bald mit „als", bald mit „insofern" oder „inwiefern" übersetzen, ihre Signatur: „Es wird vom Bewegten manche Sätze und Erkenntnisse geben, nicht insofern es bewegt, sondern inwiefern es bloß Körper ist; und wieder insofern es bloß Fläche und auch insofern es bloß Linie ist; und desgleichen, inwiefern es teilbar und inwiefern es unteilbar, aber mit räumlicher Lage versehen (Punkt) und insofern es bloß unteilbar ist (Einheit) ... Wenn den Gegenständen der Mathematik zukommt, sinnlich wahrnehmbar zu sein, sie aber nicht von ihnen handelt, insofern sie sinnlich wahrnehmbar sind, so werden deshalb die mathematischen Disziplinen nicht Wissenschaften von den Sinnendingen sein, ebensowenig aber getrennte, neben diesen bestehende Wesenheiten zu ihrem Gegenstande haben." Wird hier die Transzendenz metaphysischer Wesenheiten

geleugnet, so begreift ein vorangehender Satz auch ihre *Immanenz* unter dasselbe Verwerfungsurteil: „Wenn es auch viele Sätze über Bewegtes als Bewegtes (unabhängig von seiner sonstigen. Natur und Beschaffenheit) gibt, so ist es darum doch nicht notwendig, daß es ein von den Sinnendingen *gesondertes* Bewegtes oder daß es *in diesen* eine derartige bestimmte Wesenheit gebe.“

Also weder transzendente, neben den Sinnendingen bestehende, noch immanente, diesen innewohnende — somit überhaupt keine metaphysischen Wesenheiten! Es ist nicht möglich, mit der Ontologie entschiedener zu brechen und reineren Tisch zu machen. Das geschieht hier allerdings nur auf einem beschränkten Gebiete. Dieses Sondergebiet ist das mathematische, und zum Durchbruch gelangt die der Ontologie feindliche Tendenz im Kampfe gegen die platonische Annahme besonderer mathematischer Wesenheiten. Die Hitze dieses Kampfes ist es, die den Blick des Philosophen diesmal in so erstaunlicher Weise geklärt und sein Denken in so außerordentlichem Maße gereift hat. Kaum irgendwo sonst hat sich Aristoteles über die Rolle, die der *Abstraktion* in der Wissenschaft zukommt, über die Entstehung und die Aufgabe der Allgemeinbegriffe mit so großer Klarheit geäußert. Die Dinge selbst (so können wir jene Darlegung verallgemeinernd umschreiben) bieten unserer Betrachtung viele Seiten dar. Für die Zwecke der Forschung empfiehlt es sich, einmal von diesen, einmal von jenen Seiten *abzusehen*; wir tun wohl daran, unsere Aufmerksamkeit jeweils auf eine von. ihnen zu konzentrieren und zeitweilig nur diese zu *beachten*. Daß diese geistige Isolierung einer Seite der Dinge die Illusion ihres selbständigen Daseins zu erzeugen geeignet ist, wird anerkannt, zugleich aber mit der bei Aristoteles nicht allzu häufig anzutreffenden Billigkeit der Überlegenheit der zu dieser Täuschung hinneigende Kunstgriff als ein harmloser, ja als ein die Forschung fördernder bezeichnet. „Ja ein jeder Gegenstand — das sind seine eigenen Worte — wird so am besten erschaut werden, wenn man das nicht Getrennte (das, was keine selbständige Realität besitzt) trennend (als ein Selbständiges) setzt, wie das der Arithmetiker und der Geometer tut.“

Mit wunderbarer Klarheit und Prägnanz werden in diesem Zusammenhang die Grundzüge dessen gezeichnet, was wir heute mit *Comte* die *Hierarchie der Wissenschaften* nennen (vgl. II 384). Die abstraktesten Wissenschaften sind zugleich die schwierigsten und exaktesten, beides aus demselben Grunde, weil sie nämlich hinter den Sinneswahrnehmungen am weitesten zurückliegen. Je mehr Bestimmungen hinzutreten, je konkreter also der Gegenstand wird, um so mehr leidet die Schärfe und Strenge der Erkenntnis: in diesem Verhältnis steht z. B. die angewandte zur reinen Mathematik. Das alles können auch wir Neueren unterschreiben, etwa

wie d'Alembert gesagt hat: „es ist hauptsächlich die Einfachheit ihres Gegenstandes, der sie (die mathematischen Disziplinen) ihre Gewißheit verdanken.“ Höchstens würden wir von den Wissenschaften der Koexistenz jene des sukzessiven Geschehens bestimmter sondern, bei denen die Abnahme der Exaktheit der Zunahme der Zahl zusammen und wechselweise wirkender Kräfte parallel geht, und desgleichen der Verschlingung neu auftretender mit von früher her wirkenden Faktoren. Auch würden wir die unbedingte Strenge der mathematischen Disziplinen einigermaßen anders, nämlich dadurch begründen, daß sie überhaupt nicht mit Realitäten, sondern mit „Annahmen“ oder „Konventionen“ (jener ist J. S. Mills, dieser Poincarés Ausdruck) zu tun haben, die erst durch ihre Anwendung auf die Wirklichkeit in deren Trübungen getaucht werden.

3. In grellem Gegensatz zu der Ruhe und Sicherheit, welche diese wundervollen Erörterungen auszeichnet, stehen die ein tiefinnerliches Ringen bekundenden Stellen, die auf die niemals überwundenen Schwierigkeiten und den nie endenwollenden Streit der Ontologie und der Ontologen hinweisen. Wer hört nicht den Affekt an Verzweiflung grenzender Ratlosigkeit aus einem Satze heraus, wie es der folgende ist: „Eine Frage gibt es, die einen Gegenstand unablässigen Suchens und steten Zweifels vordem gebildet hat, derzeit bildet und immerdar bilden wird!“ Gemeint ist die Frage nach der Natur des Seienden oder der Substanz, welche „diese für eine, jene für mehr als eine, die einen für begrenzt, die anderen für unbegrenzt“ halten. Gar seltsam ist es, daß die Hauptquelle dieser Wirrnisse, die Vieldeutigkeit der Sprache, in diesem Zusammenhange berührt, aber keineswegs der Lösung des Rätsels in ausreichendem Maße dienstbar gemacht wird. In vielfachem Sinne wird (so sagt uns Aristoteles) das Seiende, in mindestens vierfachem werden die Worte Substanz oder Wesenheit gebraucht.

Den Ausweg, den der Stagirit aus diesem Wirrsal fand, konnte man mit Fug ungefähr also bezeichnen. Die Wesenheit oder das Wesentliche ist der Begriff; „auf das Wesentliche geht die Wissenschaft; die Wissenschaft muß auf etwas Wirkliches gehen; folglich ist . . . der Begriff etwas Wirkliches.“ Damit scheint Aristoteles wieder bei der von ihm so heftig bekämpften Ideenlehre Platons angelangt zu sein. Doch will er das nicht Wort haben. Er rettet sich vor diesem Rückfall, indem er die Immanenz an die Stelle der Transzendenz setzt, indem er „den Begriff oder die Form“ den Dingen innewohnen statt neben ihnen bestehen läßt. Allein wenngleich die also gewonnene Formel, das „Eine in den Vielen“, eine völlig korrekte, den Tatsachen entsprechende, von aller ontologischen Schwärmerei freie zu sein scheint, so findet Aristoteles bei ihr doch keine dauernde Beruhigung. Es fehlt nicht an Stellen, in denen „der Begriff

oder die Form" doch wieder wie ein Selbständiges, von den Dingen Abtrennbares erscheint. So grell sind hier die Widersprüche, daß in neuester Zeit die — gewiß irrige — Vermutung geäußert werden konnte, es sei nicht der Verfasser, sondern der Ordner oder Herausgeber der metaphysischen Bücher an dieser Verwirrung schuld. Wir werden der Wahrheit am nächsten kommen, wenn wir die aristotelische Doktrin einen abgeschwächten Realismus oder Platonismus nennen.

Der Begriff oder die Form! In dieser Gleichsetzung liegt das am meisten Charakteristische der aristotelischen Ontologie. Der Begriff gilt ihm als das formgebende und damit als das aktive Prinzip, welches jedem Dinge seine Einheit und Bestimmtheit verleiht. Mitunter mögen wir hier von einem Struktur- und Organisations-Prinzip sprechen, ein andermal wieder von der obersten Funktion, von der Aufgabe oder dem Zweck des betreffenden Wesens. Ein Bild der Form ist die Hohlkugel, in die das Wachs gegossen wird. Ein Ganzes von Stoff und Form ist das Haus im Unterschiede von den Steinen und Ziegeln, aus denen es zusammengesetzt ist; die Bildsäule im Gegensatz zu dem Erz oder Stein, aus dem sie geformt ist; das sehende Auge und der beseelte Körper, bei welchen das Gesicht und die Seele oder das Lebensprinzip die Rolle der Form übernehmen. Diesem aktiven oder formenden Prinzip steht das ihm untergeordnete Objekt, das bloß Leidende und Formlose gegenüber, welches der Stoff heißt. Die Materie in unserem Sinne ist ein lediglich Leidendes und Bestimmungsloses, indem jenseits der Elemente, die schon je einen Verein gegensätzlicher Bestimmungen enthalten, nach platonischem Muster, und zwar noch mehr nach der Lehre des „Philebos" als nach jener des „Timäos", ein völlig bestimmungsloser, der Formung harrender, die reine Passivität bedeutender Urstoff vorausgesetzt wird — vorausgesetzt übrigens nicht als ein zeitlich Früheres, sondern als ein begrifflich Vorangehendes. Und nur in diesem Sinne darf (um das hier vorläufig zu bemerken) die aristotelische Philosophie eine Entwicklungsphilosophie heißen, während dem Stagiriten jeder Gedanke an eine eigentliche, das heißt eine in der Zeit sich vollziehende Evolution im Sinne Spencers oder Darwins fremd war.

4. Überaus bemerkenswert ist es, daß, was für Aristoteles in einer Rücksicht Stoff ist, ihm in einer andern als Form gilt. In diesem Licht betrachtet er eben die materiellen Elemente. Sie stehen allen übrigen Körpern als Stoff, jenem eigentlichen einheitlichen Urstoff aber als Form gegenüber. Hier überrascht der Weitblick, den wir heraklitisch nennen dürfen; bringt er doch die Lehre von der Einheit der Gegensätze zu Ehren. Dieser Lichtseite steht als Schatten die Vagheit eines Analogismus gegenüber, der tiefgreifende Unterschiede verflüchtigt und

in gehaltarme, wenn nicht gar widerspruchsvolle Abstraktionen mündet. Wir werden an jene Anläufe zu einer Identitätsphilosophie erinnert, die wir bei Xenokrates antrafen (vgl. S. 6—8). So soll der Kontrast von Stoff und Form in der Begriffswelt, im Kosmos, in den Lebewesen nachgewiesen werden. Dabei wird die begriffliche Art im Gegensatz zu der sie umfassenden Gattung, die in der Höhe waltenden Elemente im Gegensatz zu den in der Tiefe heimischen, die Seele im Verhältnis zum Leib, das Männliche im Verhältnis zum Weiblichen als die dem Stoff gegenüberstehende Form bezeichnet. Womöglich noch üppigere Blüten treibt dieser Analogismus auf einem nahverwandten Gebiete.

Der Form und dem Stoff steht nämlich ein anderes Begriffspaar, der Gegensatz des Wirklichen und des Möglichen, des Aktuellen und Potentiellen gegenüber. Gilt jener Gegensatz der Spaltung des Dinges in zwei Seiten oder Bestandteile, so bezieht sich dieser auf den Prozeß oder Vorgang und die durch ihn hervorgerufenen Zustände oder Beschaffenheiten.

Daß dieses Begriffspaar gar Mannigfaches, mehr durch Fäden der Analogie Verknüpftes als von einer strengen Begriffsbestimmung Umschlossenes in sich vereinigt, das sagt uns Aristoteles selbst, indem er daran den Mahnruf knüpft, nicht überall begriffliche Strenge zu suchen. Dieser Mahnung bedarf es in der Tat, wenn man so Verschiedenartiges in eine Kategorie zusammenfassen soll, wie es die nachfolgenden Sätze sind. Hermes ist potentiell im Holze, d. h. das Götterbild ist der Möglichkeit nach im Material vorhanden, aus dem es geschnitzt werden soll; desgleichen ist die halbe Linie potentiell in der ganzen enthalten, von der sie weggenommen werden kann; derselbe Gegensatz wird ferner durch das Verhältnis des ruhenden Baukünstlers zu dem tatsächlich bauenden, des die — sehfähigen — Augen Verschließenden zum wirklich Sehenden usw. beleuchtet. Es werden übrigens Verschiedenheiten statuiert, je nachdem das Vermögen seiner Betätigung näher oder ferner steht. Weiter entrückt ist es z. B. seiner Betätigung im schlafenden als im wachenden, aber zur Zeit nicht als solchen tätigen Baukünstler. So ergibt sich eine Stufenleiter, deren Spitze die volle Verwirklichung der in einem Wesen ruhenden Vermögen oder Anlagen ist und seine Entelechie heißt. In dieser selbst wird wieder das Zuständliche von seiner aktuellen Betätigung unterschieden und als die erste Entelechie (d. h. die unterste der obersten Stufen) bezeichnet. Von dieser Art ist z. B. das Verständnis als Eigenschaft im Unterschiede vom aktuellen Vorgang des Verstehens. Mit der volleren Verwirklichung der Vermögen geht die schärfere Ausprägung der Form Hand in Hand, so daß die höchste Aktualität zugleich zu einem totalen Überwiegen der Form über den bestimmungslosen Stoff wird. Demgemäß wird die Form auch der Verwirklichung des Begriffes, der Stoff seinem bloß potentiellen Dasein gleichgesetzt und die beiden

Begriffspaare fallen in dieser ihrer Anwendung zusammen. So heißt denn in der Tat die Seele bald die Entelechie und bald die Form des Körpers.

Schon dieser kurze Überblick scheint zu zeigen, daß die eigentliche Heimat dieser Kategorien das Naturleben, insbesondere das organische ist, das sowohl in den Stufen des Wachstums als in der Stufenreihe der Wesen eine fortschreitende Verwirklichung vorher rudimentärer Ansätze und nur angedeuteter Anlagen aufweist. Der vage Analogismus hingegen, der auch die an erster Stelle genannten Instanzen verwertet, setzt an die Stelle des Vermögens und der Anlage den Begriff der bloßen Möglichkeit. Dadurch wird eine an sich nicht unfruchtbare Unterscheidung zu einem Umfang ausgeweitet, der ihrer Fruchtbarkeit Eintrag tut, um so mehr, als der in der modernen Physik so bedeutsame Gegensatz der aktuellen und der potentiellen Energie im aristotelischen Lehrgebäude noch ganz und gar keine Rolle spielen konnte. Von der unfruchtbaren zur mißbräuchlichen Anwendung solcher Kategorien ist nur ein Schritt. Eben diesen Schritt hat der an den umfassendsten Abstraktionen sich berauschende Dialektiker mehr als einmal getan, und sich hierbei dem scharfen Tadel auch eines seiner liebevollsten Erklärer (Hermann Bonitz) ausgesetzt. Zutreffend ist auch desselben gründlichen Interpreten Wort über die Unterscheidung der Form und des Stoffes, des Aktuellen und Potentiellen als eine „zur Heilung aller Wunden des Systems allezeit bereitstehende Arzenei".

Nicht nur als Mittel, um innere Risse des Systems zu verdecken, auch als Behelfe der uns bereits wohlbekannten aristotelischen Kompromißsucht haben alle diese Distinktionen ergiebige Dienste geleistet. Der Stagirit will oft weder die gangbare Ansicht aufgeben noch die ihr widersprechende, von hervorragenden Vorgängern vertretene Meinung verwerfen. Da kommt denn seinem Streben, einander widerstreitende Urteile gleichzeitig aufrecht zu erhalten, die Spaltung des Dinges in Stoff und Form, jene des Vorgangs und des ihm entsprungenen Zustands in Aktuelles und Potentielles hilfreich entgegen. Dadurch werden aus einem Subjekt jeweils gleichsam zwei gemacht; dem einen läßt sich das Prädikat A, dem anderen das Prädikat Nicht-A anheften, ohne daß der Satz des Widerspruchs offenkundig verletzt würde.

Das bequeme und, fast möchte man sagen sorglose Hantieren mit dem Begriff des Potentiellen als einem dem Aktuellen nebengeordneten oder ebenbürtigen hat die begriffsstrengen und seine Blößen eifrig erspähenden megarischen Gegner des Aristoteles zu jener Polemik veranlaßt, die wir schon einmal gestreift haben (vgl. II 166). Sobald ich — das wollten sie augenscheinlich sagen — von dem handle, was ein menschliches oder ein anderes Wesen hervorzubringen oder zu leisten

vermag, darf ich nicht der Tatsache vergessen, daß jede solche Hervorbringung oder Leistung gleich jedem anderen künftigen Geschehnis zwar oft von einem Faktor in hervorragendem Maße, aber kaum jemals in ausschließlicher Weise beeinflußt ist. Das Überwiegen des einen Faktors wird gar leicht von uns als seine Alleinherrschaft betrachtet. Vor dieser Täuschung gelte es sich zu bewahren; es gelte sich zu erinnern, daß beispielsweise der Künstler von seinem Material, von seinen Auftraggebern usw. nicht völlig unabhängig ist; daß, kurz gesagt, an dem Zustandekommen jedes wirklichen Vorkommnisses zahlreiche Bedingungen zusammenwirken, unter denen wir die erheblichste oder ausschlaggebende als die einzige anzusehen nur allzu geneigt sind. Das scheint der Kern und der eigentliche Sinn jenes Angriffs gewesen zu sein, den der Verfasser der Metaphysik als eine Leugnung des Begriffs des Potentiellen erwähnt und abwehrt, nicht ohne sich hierbei selbst in ernste Widersprüche zu verwickeln.

5. Wir haben die ontologischen Hauptlehren des Aristoteles durchmustert. Versuchen wir, an ihnen Kritik zu üben. Da drängt sich uns vor allem die Einsicht auf, daß ein Punkt in unserer bisherigen Darstellung ein Übergewicht behauptet, das ihm, bei Lichte besehen, nicht zukommt. Daß auch Aristoteles sich von der platonischen Tendenz zur Verdinglichung von Abstraktionen nicht völlig frei macht, daß er mit dieser Neigung ringt, sie einmal besiegt zu haben scheint und ihr dann wieder untertan wird: all das ist wahr, aber es ist nicht der für die Bewertung der aristotelischen Metaphysik entscheidende Umstand. Sich nachhaltig mit Abstraktionen zu beschäftigen, ohne wenigstens hie und da der Täuschung zu erliegen, als ob ihnen ein selbständiges Dasein zukäme, gelegentlich zum mindesten in das zu verfallen, was ein Kunstausdruck die Hypostasierung von Abstraktionen nennt, das ist ein Gebrechen und eine Schwäche des menschlichen Geistes, die nicht für eine einzelne Richtung desselben als charakteristisch gelten kann. Diesem Fallstrick der Sprache sind auch Physiker mit ihren „Kräften" und Psychologen mit ihren „Vermögen" mehr als einmal unterlegen.

Ungleich bedeutsamer ist die Frage, welche Abstraktionen wir zur Erklärung des Weltgeschehens verwenden. Und da ist es denn für Aristoteles im höchsten Maße bezeichnend, daß der Begriff ihm als formgebendes oder im weitesten Sinne die Dinge konstituierendes Prinzip gilt. Damit verharrt Platons Schüler in der Bahn, die sein Meister verfolgt, die Sokrates eröffnet hatte und die sich als Vorschule der Philosophie ebenso heilsam erwies, wie sie sich unfähig gezeigt hat, das Weltverstehen selber zu erschließen. „Form und tätige Kraft," diese in der „Metaphysik" begegnende Wortverbindung wirft ein helles Licht auf den

Geist der aristotelischen Ontologie. Wo wir von Naturkräften und den ihr Wirken regelnden Normen sprechen, dort handelt Aristoteles von Begriffen. Hier ist es, wo sein Weg sich von dem der Begründer der echten, entwicklungsfähigen Naturlehre scheidet. Von seiner Begriffsforschung führt kein Pfad zu den grundlegenden Erkenntnissen der Naturforschung. Den fundamentalen Versuchen, durch welche Archimedes die Statik, Galilei die Dynamik begründet hat, konnte man von hier aus niemals nahen. An einer Stelle der Metaphysik lesen wir die höchst bezeichnenden Worte: „Das Warum wird zuletzt auf den Begriff der Sache zurückgeführt.“ Es ist das der typische Ausdruck jener Täuschung, vermöge deren wir den realen Zusammenhang der Dinge aus dem Verhältnis der sie darstellenden Begriffe ableiten zu können glauben, während man doch vielmehr umgekehrt sagen darf: nachdem die Beobachtung oder der Versuch uns über die Verkettung der Phänomene aufgeklärt haben, passen wir unsere Vorstellungen dem also gewonnenen Wissen an; das Erfahrungswissen ist das Frühere, die diesem entsprechende Begriffsgestaltung das Spätere.

Diese Umkehrung des wirklichen Sachverhalts prägt sich in den zahlreichen Scheinerklärungen und nicht minder in den Scheinproblemen aus, von denen diese Bücher voll sind. Die einmal aufgeworfene Frage: „warum ist das Feuer warm?“ hätte Aristoteles gewiß nicht als ausreichend beantwortet erachtet, wenn man ihn in den chemischen Prozeß der Verbrennung eingeweiht hätte. Er hätte immer wieder nach einem Warum gefragt, den seiner Natur nach jeder Erklärung unzugänglichen Zusammenhang zwischen gewissen Molekularbewegungen und einer gewissen Temperaturempfindung erklärt wissen wollen, und sich schließlich bei einer vermeintlichen, begrifflichen Erklärung, das heißt bei einer Tautologie beruhigt, die das auf Grund der Erfahrungstatsachen in einen Wortbegriff Hineingelegte wieder aus diesem herausholt und als den wahrhaften Grund der Erfahrungstatsache bezeichnet. Es gibt aber ein Schlimmeres als die Tautologie. Der Begriff! Ach wie oft ist er nur ein Stück alten Wissens, verdichtet und erstarrt zu einem Schilde, an dem das neue Wissen abprallt. Wie willkürlich und irreleitend diese Begriffsforschung in der Naturerklärung ist, das hat uns schon die vorgreifend behandelte, zu zwei schnurstracks sich widersprechenden Ergebnissen führende Begründung der Elementenlehre gezeigt. Ein anderes Musterbeispiel wird uns die Lehre vom ersten Beweger liefern, die in Wahrheit auf eine bloße Forderung der Begriffs-Architektonik hinausläuft und, auf ihren bündigsten Ausdruck gebracht, also lautet: von drei an sich denkbaren Kombinationen sind in der Natur zwei verwirklicht; warum sollte es nicht auch die dritte, und zwar im allerumfassendsten Maßstabe, sein?

In anderen Fällen wird eine alte Lehre beibehalten, aber durch Entleerung ihres Inhalts zu einem bloßen Schatten verflüchtigt. Daß Gegensätze einander bedingen, das war eine tiefsinnige Wahrnehmung der Alten, namentlich Heraklits. Nicht anders stand es mit der Wahrnehmung, daß Gegensätze oft ineinander umschlagen. In beiden Sätzen zusammengenommen lag die Anerkennung der gewaltigen Rolle, welche die Koexistenz und die Aufeinanderfolge von Gegensätzen im Natur- wie im Geistesleben spielt. Die physikalische Polarität, das der Erhaltung individueller und gesellschaftlicher Gesundheit förderliche Spiel antagonistischer Kräfte, die dadurch bewirkte Hintanhaltung dessen, was Platon im Phädon die „Lahmheit" eines einseitig fortschreitenden Prozesses nennt (II 352); dann die Gefahr des Rückschlags und des Umschlags in das Gegenteil, die allen Extremen innewohnt — all das war in Heraklits und Platons hierhergehörigen Aussprüchen enthalten, denen die älteren und roheren Wahrnehmungen elementarer Gegensätze (wie: Wasser nährt sich von Feuer, Feuer von Wasser u. dgl. m.) gleichsam präludiert hatten. Nun hätte man erwarten können, daß der Erbe all dieser Weisheit diese wertvollen Verallgemeinerungen zugleich anerkennt und auf ihr richtiges Maß zurückführt. Was Aristoteles in Wahrheit tut, ist jedoch etwas sehr Verschiedenes. Er verwirft jene Theorien nicht, woran er recht, und er schränkt sie nicht ein, woran er unrecht tut. Er geht diesen schrankenlosen Verallgemeinerungen so wenig an die Wurzel wie der platonischen Ideen- oder der mystischen Zahlenlehre. Jedes derartige Verfahren hat ihn offenbar als ein allzu radikales abgestoßen. Er schlägt einen anderen Weg ein, der geeigneter ist, seine übergroße Hochachtung vor dem Überkommenen mit den Anforderungen seines kritischen Verstandes zu versöhnen. Er will die Lehre von den elementaren Gegensätzen rationell begründen. Dabei schiebt sich unvermerkt an die Stelle des konträren Gegensatzes der kontradiktorische; was die Doktrin dabei an Sicherheit gewinnt, das verliert sie an Bedeutung, bis sie schließlich nichts anderes wird als eine platte Selbstverständlichkeit. „Das Weiße — so lesen wir in der Hauptstelle der Physik — entsteht aus dem Nicht-Weißen, aber nicht aus jedem solchen (damit sollen, wie das Vorangehende lehrt, völlig fremde Begriffskreise wie das Musikalische ausgeschlossen werden), sondern aus dem Schwarzen oder aus einem der Mitteldinge", worunter die Gesamtheit der übrigen Farben verstanden wird! So bleibt von der anspruchsvollen und vielfach über das Ziel schießenden Lehre der Älteren nichts übrig, als die ganz und gar tautologische Behauptung: das Entstehen einer Eigenschaft schließt in sich, daß sie vorher nicht vorhanden war. Das klingt wie Übertreibung, es ist aber die buchstäbliche Wahrheit; und das Wunderbarste ist dies, daß Aristoteles die also verwässerte oder vielmehr aus-

gelangte Lehre von den gegensätzlichen Prinzipien als ein Fundamentalgesetz der Natur zu betrachten niemals aufgehört hat. Kaum scheint es der Mühe wert, darauf hinzuweisen, daß die wie ein hehres Naturprinzip verkündete Selbstverständlichkeit nicht einmal eine streng richtige Fassung erfahren hat. Denn nicht jede „Ordnung oder Zusammensetzung" ist, wie es dort heißt, aus einem Nicht-Geordneten und Nicht-Zusammengesetzten hervorgegangen. Kann doch die Ordnung auch bloß eine Neuordnung, die Zusammensetzung bloß eine Umsetzung sein. Man denke an die Fälle chemischer Wahlverwandtschaft, in denen sich die Verbindungen AB und CD in die neuen Verbindungen AC und BD umwandeln; aber auch an die wechselnden Bilder, die uns ein Kaleidoskop oder selbst ein Brettspiel vorführt oder an die beim Einzug fünfgliedrige, bei der Aufstellung dreigliedrige Anordnung des Chors auf der griechischen Bühne.

6. Die hier gestreifte Werde-Theorie erscheint anderen Darstellern in einem weit bedeutenderen Lichte als uns. Sie soll im Verein mit der Unterscheidung des Potentiellen und Aktuellen ein Problem gelöst haben, an dem Platon gescheitert war. In Wahrheit hat der Stagirit den Satz der Naturphilosophen: „Nichts wird aus nichts" mit der populären Ansicht vom Entstehen dadurch in Einklang setzen wollen, daß er das Substrat beharren, die als akzidentell betrachteten Eigenschaften aber entstehen und vergehen ließ. Das besagt auf stofflichem Gebiete die Anerkennung des ersten im Vereine mit der Leugnung des zweiten Satzes der Konstanz (vgl. S. 50f.) — eine Leugnung, durch welche Aristoteles, wenn nicht auf eine ausgemachte Wahrheit, so doch auf eine ungemein fruchtbare heuristische Maxime verzichtet hat (vergl. I 141ff. und 261). Im außer- oder überstofflichen Bereiche unterliegt seine Doktrin nicht diesem Einwurf. Seine Versöhnung der widerstreitenden Thesen: „Nichts wird aus nichts" und: „Etwas wird aus nichts" darf zunächst als eine, vielleicht allzu anspruchsvolle, Darstellung des selbstverständlichen Satzes gelten: ein Ding beharrt und seine Zustände wechseln. Z. B. der Tag bricht an: somit wird ein an sich nicht veränderter Teil der Erde, der vorher dunkel war, belichtet. Nun fasse man aber das aristotelische Musterbeispiel ins Auge: wenn ein Mensch musikalische Bildung erwirbt, so verharrt das Substrat, der Mensch; er wird das nicht erst aus einem Nicht-Menschen; insofern er aber aus einem musikalisch Ungebildeten ein musikalisch Gebildeter wird, ist in gewissem Sinne aus nichts etwas geworden, zugleich aus dem der Anlage nach Vorhandenen das aktuell Vorhandene. Die Gehaltsarmut dieser Sätze erscheint uns im Licht einer naheliegenden Reflexion noch greller. Das Fazit: „Jetzt nichts, dann etwas" gilt in Wahrheit zumeist (da explosive Wandlungen die

seltene Ausnahme sind) nur von den minimalen Zuwüchsen, aus deren allmählicher Summierung sich die große Mehrzahl aller Veränderungen ergibt. Der paradoxe Klang des Ausspruchs: „Aus dem Nicht-Gebildeten wird der Gebildete“ geht jedenfalls verloren, wenn wir uns der stufenweisen Übergänge erinnern, die in stetem Fortgang von der Viertelbildung zur Halbbildung usw. führen. Und kann denn schließlich auch jene Anhäufung von Zuwüchsen einem Entstehen aus dem Nichts füglich verglichen werden? Jemand erlerne, um das aristotelische Beispiel ein wenig zu variieren, die Tanzkunst. Eine bequeme Umschreibung der Tatsachen läßt ihn hierbei aus einem Nicht-Tänzer zum Tänzer werden. Allein die Umschreibung ist keineswegs so zutreffend als sie bequem ist. Sind doch die Tatsachen bei Lichte besehen etwa diese: sein Sinn für Rythmus ist durch Übung gestärkt, die Kraft gewisser Muskeln ist gleichfalls durch Übung gesteigert, die Gleichzeitigkeit gewisser Bewegungen ist durch Gewöhnung erleichtert und jene anderer, störender Bewegungen auf demselben Wege hintangehalten worden, und was dergleichen mehr ist. Nur die Willkür einer Konvention verleiht dem zu einem bestimmten Grade solcher Ausbildung Gelangten den Namen eines Tänzers und versagt ihn demjenigen, der in diesem Bildungsgang um eine winzige Stufe tiefer steht. Ist es nicht im Grund ein Mißbrauch der Sprache, eine Stelle dieses Weges einem Etwas, die unmittelbar vorangehende, kaum merklich von ihr unterscheidbare Stelle einem Nichts gleichzusetzen?

Gern wenden wir uns von dieser Erklärung des Werdens und Geschehens, die unseres Erachtens wenig erklärt und keine ernste Schwierigkeit löst, zu den auf die Hauptnorm alles Geschehens, den Kausalverband bezüglichen Darlegungen des Aristoteles. Hier tritt uns zuerst die Frage entgegen, ob der Stagirit Ausnahmen von dieser obersten Regel statuiert hat oder nicht. Wir glauben diese Frage verneinend beantworten und die gegenteiligen Behauptungen namhafter Vorgänger als irrtümliche erweisen zu können. Hier freuen wir uns, den Geist unseres Philosophen sich bis zu einem gewissen, durch seine Eigenart vorgezeichneten Punkte in der Bahn bewegen zu sehen, die seine großen Vorgänger, vor allem die Atomisten, eröffnet hatten.

Zehntes Kapitel.

Von Zufall und Notwendigkeit.

Von der Auffassung des Zufalls durch griechische Denker zu handeln, wird uns dadurch nicht unwesentlich erschwert, daß die griechischen Bezeichnungen dieses Begriffs und seiner Abschattungen sich mit den deutschen und den modernen überhaupt nicht durchweg decken. Einen der hierher gehörigen Ausdrücke müssen wir vorerst von den anderen trennen, da jener Wortbegriff nicht gleich diesen irgendwie mit der Kausalfrage verquickt ist. Wir meinen das Wort, welches das Accidentelle im Gegensatze weniger zum ursächlich Verbundenen, als zum Wesentlichen bedeutet. Um jedoch den fraglichen Begriff ausschalten zu können, müssen wir ihm vorher seinen Platz in der ganzen Begriffssippe anweisen, und zu diesem Behuf auch die übrigen Glieder der Sippe durchmustern. Hierbei ergibt sich die Notwendigkeit, die aristotelische Terminologie von der allgemein griechischen Gebrauchsweise einiger dieser Worte zu unterscheiden. „Ein Tröpfchen Glück ist besser als ein Faß Vernunft.“ In diesem dem Menander zugeschriebenen Vers wird das Glück durch Tyche ausgedrückt; in einem andern Vers von gleicher Herkunft wird der Mensch ermahnt, der „gemeinsamen Tyche“, d. h. seiner Abhängigkeit von den Launen des Schicksals nicht zu vergessen. So ward die Tyche zur Verkörperung des Ungefährs, des heilsamen wie des verderblichen; sie wurde auch als Göttin verehrt, und die rollende Kugel, das Symbol des Unbestandes, war ihr Attribut. Für Aristoteles bedeutet das Wort Tyche in der Regel das Zusammentreffen zweier Vorgänge, die durch kein Kausalband verknüpft sind und doch den Schein einer solchen Verknüpfung erregen. Ich habe von etwas geträumt, und das Geträumte ereignet sich wirklich; ich grabe meinen Acker um und stoße auf einen Schatz. Das sind einige Typen des hier Gemeinten, des Zufalls im weitesten Wortsinn (A). Eine Unterart dieser Gattung bilden jene Fälle, in denen der Schein eines ursächlichen Zusammenhanges auf den Schein eines zweckursächlichen Verbandes eingeschränkt wird. An eine in ganz anderer Absicht unternommene Handlung knüpft sich ein Erfolg von so auffälliger Art, daß der Eindruck eines beabsichtigten Erfolges erzeugt wird (a). Eine Unterart dieser Unterart begreift jene Instanzen, in denen die Absicht nicht nur gefehlt hat, sondern nach der Natur der in Frage kommenden Wesen fehlen mußte, da ihnen als leb- und seelenlosen oder doch als vernunftlosen

Wesen ein derart absichtsvolles Handeln überhaupt fremd ist. Zur Bezeichnung dieser Gruppe verwendet Aristoteles ein Wort, das sonst und gelegentlich in anderem und weiterem Sinne gebraucht wird, indem es das „von selbst“ oder spontan Eintretende im Unterschiede nicht nur vom Beabsichtigten, sondern auch vom ursächlich Bedingten überhaupt bezeichnet: das Automaton, das in unserem Automaten fortlebt (b).

2. Neben die Tyche und ihre Unterarten tritt nun das (nicht immer streng von ihr geschiedene, mitunter auch ihr übergeordnete) Symbebēkós, wörtlich: das Zusammengehende. Wir könnten beides zusammen das Accidentelle nennen, ziehen es aber behufs strengerer Sonderung vor, die Tyche durch Zufall oder Ungefähr, das Symbebēkós hingegen durch Accidens wiederzugeben. Das Gemeinsame ist der Mangel eines inneren Zusammenhanges zwischen zwei Elementen (Ereignissen oder Eigenschaften); doch wird dieser Mangel zumeist, sobald es sich eben um Ereignisse oder Vorkommnisse handelt, mit dem ersten, sobald er Eigenschaften oder Beschaffenheiten betrifft, mit dem zweiten Namen belegt.

Als Accidens gilt dem Aristoteles jede Eigenschaft, die nicht aus dem Begriff des Gegenstandes ableitbar ist, mag sie auch mit diesem so ausnahmslos verbunden sein, wie (um sein Lieblingsbeispiel anzuführen) der Besitz einer Winkelsumme von zwei Rechten mit dem Dreieck. Von solch einem notwendigen oder beweisbaren „Accidens an sich“ oder Attribut werden die übrigen Accidentien unterschieden und, je nachdem sie dem Begriffs- oder Wesenskern der Sache näher oder ferner stehen, an verschiedene Punkte einer Stufenreihe verteilt. So würde die weiße Schminke, die jemand zeitweilig anlegt, für ihn ein entfernteres Accidens bilden als die weiße Farbe, die seiner Haut von Geburt an eignet. Bemerkenswert und tadellos ist die relative Verwendung dieser Kategorie. Wenn z. B. ein Arzt gelegentlich auch Patient ist, so soll für diesen Patienten sein Besitz der Arzneikunst, für den Arzt als Arzt hingegen sein Patient-Sein ein bloßes Accidens bilden. Stutzig aber macht es uns, wenn wir in der Anwendung der ganzen Theorie auf den Bildhauer Polyklet vernehmen, daß für den Bildhauer nicht nur die musikalische Bildung, sondern sogar die weiße Hautfarbe, ja selbst das Mensch- oder auch Lebendes-Wesen-Sein ein Accidens ist. Man wird an die auch sonst wahrnehmbare Neigung zu schroffer Sonderung des begrifflich Trennbaren, aber tatsächlich Zusammengehörigen erinnert, die uns bereits bei den verwandten logischen Unterscheidungen in betreff der Form und des Stoffes, des Potentiellen und Aktuellen so oft begegnet ist. Man fragt sich, ob diese Freude am begrifflichen Unterscheiden, die Aristoteles sogar bei der ungeheuerlichen Vorstellung eines Bildners verweilen läßt, der weder Gott noch Mensch noch sonst ein lebendes Wesen ist,

der gesunden Auffassung der Dinge förderlich sein konnte. Muß die maßlose Distinktionslust nicht den Geist von der Wahrnehmung faktisch bestehender und für das kausale Verständnis oft wichtiger Zusammenhänge ablenken? Werden dadurch nicht trennende Grenzpfähle dort aufgerichtet, wo vielmehr ein ungehinderter Überblick des ganzen Feldes das Wichtige und Erwünschte ist? Und ist nicht diese einseitig logische oder formalistische Betrachtungsweise mit daran schuld, daß die Versuche ursächlicher Erklärung beim Stagiriten so geringe Erfolge aufzuweisen haben, daß er auf allen Wissensgebieten so sehr viel mehr Anatom als Physiologe gewesen ist?

3. Zwei Beispiele sind es, die Aristoteles zur Beleuchtung des Zufalls und seiner verschiedenen Abschattungen mit Vorliebe verwendet. Das eine ist der Gläubiger, der die Rückzahlung einer Schuld dringend benötigt, zu ihr aber unversehens und zufällig gelangt, indem er bei einem zu ganz anderen Zwecken unternommenen Besuch des Marktplatzes den Schuldner, und zwar im Besitz des erforderlichen Geldbetrages, antrifft (a). Das zweite Beispiel liefert das Pferd, das in der Schlacht seinen Reiter verloren hat und am Abend des Schlachttags (wir müssen hinzudenken: von Hunger, Durst oder vom Instinkt getrieben) in das Lager zurückkehrt und so wieder in unseren Besitz gelangt (b). Das Bedeutsamste ist, daß der Philosoph in dem dieser Erörterung gewidmeten Abschnitt der „Physik" das Dasein des Zufalls im absoluten Sinne nachdrücklich leugnet und ihn nur in relativem Sinne gelten läßt. Indem er somit im Zufall und Ungefähr nicht eine Schranke der allwaltenden Kausalität erblickt, wandelt er in den Spuren seiner großen Vorgänger. Er nähert sich hier einem Leukipp, dem Begründer der Atomistik, aus dessen Munde wir das kostbare Wort vernommen haben (I 255): „Nichts geschieht grundlos, sondern alles mit Grund und durch Notwendigkeit." Das Automaton oder das Vonselber gilt ihm so wenig als ein selbständiger, die Kreise der Erkenntnis und des auf ihr ruhenden zielbewußten Handelns störender Faktor, wie dem Verfasser der Schrift „Von der Kunst" (vgl. I 341 u. 376), jenem denk- und redemächtigen Sophisten, der die unvergeßlichen Worte niedergeschrieben hat: „Das Vonselber (Automaton) erweist sich als gar nicht bestehend, wenn man ihm zu Leibe geht. Denn bei allem, was da geschieht, kann man finden, daß es durch etwas geschieht; in dem Durchetwas aber verliert das Vonselber sein Bestehen und wird nichts als ein Name. Die Heilkunst aber (es konnte hier ebensogut jede andere Art der rationellen Praxis genannt werden) hat in dem, was durch etwas geschieht und was sich vorhersehen läßt, ihren Bestand und wird ihn darin allezeit haben."

4. Mitunter freilich regt sich der Verdacht, als sei die Folgerichtigkeit des Stagiriten auch auf diesem Gebiete keine unverbrüchliche Seine übergroße Hochachtung vor überkommenen Meinungen und der besondere Umstand, daß Platon im „Timäos" neben den gesetzmäßig wirkenden auch eine „erratische" Ursache angenommen hat, könnten uns geneigt machen, in einigen seiner Äußerungen einen gelegentlichen Abfall von jener so laut und deutlich verkündeten prinzipiellen Einsicht zu erblicken. Wir wollen nicht leugnen, daß hie und da die Möglichkeit solch einer Auslegung gegeben ist; allein unvermeidlich scheint sie uns in keinem einzigen Falle, und so wird man denn, meinen wir, besser daran tun, die Folgerichtigkeit des aristotelischen Denkens dieses Mal nicht in Zweifel zu ziehen. Ein Beispiel statt mehrerer. Das gelegentlich vorkommende Phänomen winterlicher Kälte zur Zeit der Hundstage wird ein accidentelles und darum der wissenschaftlichen Einsicht unzugängliches genannt. Hier entsteht zunächst der Anschein, als ob damit dem launenhaften Zufall ein besonderer Wirkungsbereich eingeräumt würde Allein diesen Eindruck kann schon das dort gebrauchte Wort „accidentell" (symbebēkós) berichtigen helfen. Aristoteles konnte sehr wohl nichts anderes haben sagen wollen als etwa dieses. Wenn in den Hundstagen trotz des Hochstandes der Sonne und der schon lange andauernden Erwärmung des Erdbodens Kälte eintritt, so sind daran Nordwinde schuld, in deren Vorwalten keine Gesetzmäßigkeit erkennbar ist. Allerdings hätte er, wollte er den Mißverständnissen einer fernen Zukunft vorbeugen, den Vorbehalt hinzufügen können: solch eine Gesetzmäßigkeit mag vielleicht dereinst entdeckt werden. Doch war es für ihn weit natürlicher, eine derartige Einschränkung zu unterlassen und selbst bei vollster Überzeugung von der allwaltenden Kausalität das etwaige Gesetz der Nordwinde und das Gesetz der vom Wechsel der Jahreszeiten abhängigen Erdtemperatur als zwei nebeneinander herlaufende und nur in ganz vereinzelten Fällen sich berührende Kausalketten zu betrachten. Die abnorme Temperatur — so mochte er denken — ist für die Hundstage gerade so accidentell wie z. B. irgendeine körperliche Abnormität, ein Muttermal z. B., es für den Bildhauer oder den Feldherrn wäre.

Eine Inkonsequenz erblicken wir auch nicht in dem Aufwerfen der Frage, ob das Weltall dem Zufall sein Entstehen verdanke oder nicht. Der oberflächlichen Betrachtung mag es freilich so scheinen, als ob schon mit dieser bloßen Frage der Zufall als ein an sich und wahrhaft wirksamer Faktor anerkannt würde. Allein nicht davon zu sprechen, daß Aristoteles selbst diese Frage verneinend beantwortet und darum auch ihre Voraussetzung nicht notwendig gebilligt haben muß: die Frage selbst besagt nichts anderes als einen Zweifel, ob göttliche Absichten oder auf Zwecke gerichtete Naturtendenzen dem

Bau des Universums zugrunde liegen, oder ob dabei blind wirkende Kräfte walten. Ist der Schein der Absicht auf diesem Gebiete ein begründeter oder nicht? So durfte sehr wohl auch derjenige fragen, dem jeder Gedanke an ein ursachloses Geschehen allezeit fremd geblieben ist.

Wir verweilen noch einen Augenblick bei diesem Punkte, weil bedeutende und von uns sehr hoch geschätzte Männer, mehr im Hinblick auf vereinzelte Äußerungen als auf das Ganze der aristotelischen Lehren und irregeführt durch eine allerdings befremdliche Lockerheit des Sprachgebrauchs, für die von uns hier bestrittene These eingetreten sind. Der Verfasser der Metaphysik hat die Naturphilosophen vor Anaxagoras, die bei der Welterklärung nur stoffliche Faktoren verwendet und nach keinem Grund für die Wohlordnung des Kosmos gesucht haben, bitter getadelt mit den Worten: „sie haben auch nicht wohl daran getan, eine so große Sache dem Automaton und der Tyche zuzuweisen.“ Da hat denn J. S. Mill dem Anschein nach sehr treffend gefolgert: Aristoteles verwerfe den Zufall und das Spontane „als Ursachen, die nicht bedeutend genug seien, um die Ordnung des Weltalls zu begründen; allein er verwirft sie nicht als unfähig, irgendeine, sondern nur eben diese Wirkung hervorzubringen.“ Doch wird diese Folgerung sofort hinfällig, sobald wir uns des fast wörtlichen Anklangs in einer Stelle der nikomachischen Ethik erinnern. Dort bestreitet Aristoteles jene Lebensansicht, der die Glückseligkeit im Besitz äußerer Güter statt in einer bestimmten Seelenbeschaffenheit zu bestehen scheint; und er bedient sich dabei der folgenden Worte: „Das Größte und Schönste dem Zufall zuzuweisen, wäre allzu verkehrt.“ Glaubt wohl jemand, Aristoteles habe, als er dies niederschrieb, gedacht, der Erwerb von Geld, Macht, Ehre und anderen äußeren Gütern sei dem Walten ursächlicher Gesetze entzogen? Der Zufall bildet in diesen Stellen den Gegensatz einmal zu zweckvoller Tätigkeit, ein andermal zur Unabhängigkeit der auf der Seelenbeschaffenheit beruhenden Glückseligkeit. Er bedeutet jetzt das Spiel nicht regellos, aber blind wirkender, auf kein Ziel gerichteter Naturkräfte, dann das Walten ebensowenig regellos, aber wahllos wirkender Faktoren; denn auch der Unwürdige (das ist der Gedanke des Stagiriten) kann und wird nicht selten Macht, Ehre, Reichtum und andere Glücksgüter gewinnen.

Wir kehren zu dem Problem zurück, das wir mit annähernder Richtigkeit das kosmogonische nennen dürfen. Bleibt Aristoteles hierbei, wie wir vorhin sahen, der Vorwurf der Inkonsequenz erspart, so liefert uns hingegen die Art, in der er jenes Problem behandelt, ein Musterstück seiner, man darf wohl sagen völlig unergiebigen metaphysischen Methode. Dort nämlich, wo er den Beweisgründen für sein Dogma vom

zweckvollen Ursprung des Weltalls die Krone aufsetzen will, verfährt er also. Aus den Begriffen selbst, die hier ins Spiel kommen, soll die Entscheidung geschöpft werden. Da der Zufall und das Vonselber die Verneinung des Zweckes, der Absicht und damit des Geistes in sich schließen, so sind diese letzteren Begriffe die ursprünglicheren und jene aus ihnen abgeleitet. Auf die eine Seite kommt der Zufall, das Ungefähr, das Vonselber zu stehen, auf die andere die Absicht mit der in ihr sich kundgebenden Intelligenz, ferner auch die auf Zwecke gerichtete Naturtendenz. Diese Begriffe sind insgesamt in die Formung der Glieder der ersterwähnten Gruppe eingegangen und haben sie bestimmen helfen. Aus diesem Verhältnis der Begriffe wird nun auch auf das Verhältnis der tatsächlichen Faktoren geschlossen. Das Ursprünglichere müsse auch der Zeit nach früher als das Abgeleitete in Wirksamkeit treten. „So müßte denn, selbst wenn es noch so wahr wäre, daß das Vonselber die Ursache des Himmels ist, der Geist und die Natur sich noch früher wirksam erwiesen haben —." Wer sieht nicht, daß das Grundgebrechen der metaphysischen Methode, der Schluß aus der Ordnung menschlicher Begriffe auf die Ordnung der Naturtatsachen, hier jede Bemäntelung verschmäht und sich in greller Nacktheit zur Schau stellt?

5. Daß der Gebrauch, den der Stagirit von dem Zufallsbegriffe macht, seinen Kausalitätsglauben in ein zweifelhaftes Licht stellt, dieser Vorwurf hat sich uns als haltlos erwiesen. Wie steht es, so müssen wir nunmehr fragen, mit dem zweiten Teil dieses Vorwurfs, den man auf seine Unterscheidung zwischen ausnahmslosen und nur in der Mehrzahl der Fälle gültigen Kausalregeln, zwischen der Notwendigkeit und der Wahrscheinlichkeit der Geschehnisse gegründet hat. Hier tut es not, sich sowohl in die Wissensphase, die Aristoteles antraf, wie in seine individuelle Eigenart einigermaßen zu vertiefen. Er steht hier wie anderwärts einfach auf dem Boden der gegebenen Tatsächlichkeit, der erfahrungsmäßigen Wahrnehmung; er ist Beobachter, nicht experimenteller Forscher. Es konnte ihm daher nicht eine Ansicht von der Ursächlichkeit geläufig sein, die kaum anderswo erstarken mochte als dort, wo die experimentelle Zerlegung der Naturvorgänge die Oberhand gewonnen und die Auffassung des Kausalverhältnisses auf das nachhaltigste beeinflußt hat. Das Fallgesetz z. B. gilt in seiner vollen Strenge nur im luftleeren Raume; sobald der Reibungswiderstand der Luft sein Walten modifiziert, sagen wir Modernen: das Gesetz ist trotzdem ausnahmslos gültig; wir betrachten es aber nur als eine Tendenz, die nicht unter allen Umständen in gleicher Weise in die Erscheinung tritt. Nun sind die Elemente dieser Ansicht dem Aristoteles keineswegs fremd.

Er kennt den Begriff der Tendenz, indem er mehr als einmal von dem spricht, was die Natur anstrebt oder will, ohne es jedesmal leisten zu können; ebenso sind ihm die Hindernisse, denen die Tendenz begegnet, vertraut, da er gelegentlich den Konflikt von Bewegungsimpulsen erwähnt, die sich gegenseitig hemmen und im äußersten Falle aufheben; endlich weiß er auch, daß die Motive menschlichen Handelns sich in diesem Betracht nicht anders verhalten. Aus diesen Elementen aber durch Verallgemeinerung eine umfassende Kausaltheorie zu bilden, in der sie insgesamt zu ihrem vollen Rechte gekommen wären, das war vielleicht nicht in seiner Geistesart gelegen. War diese doch weit mehr auf die Betrachtung des tatsächlich Gegebenen als auf dessen Zerlegung in seine zum größten Teil nur erschließbaren, nicht wahrnehmbaren Bestandteile gerichtet. Das Genie der Atomisten erscheint dem seinen hierin überlegen; aber wir kennen freilich nicht die Art und Weise, in der sie ihr oberstes Kausalprinzip im einzelnen ausgeführt und wie sie sich mit den ihrer Grundauffassung widerstrebenden Tatsachen auseinandergesetzt haben. Mit der damaligen Entwicklungsphase der Wissenschaft hängt es zusammen, daß Aristoteles ungleich häufiger nach den Ursachen gegebener Wirkungen, als nach den Wirkungen gegebener Ursachen zu forschen veranlaßt wird. Auch darum mußte der Begriff der Wahrscheinlichkeit neben dem der Notwendigkeit sich behaupten, und in seinen Darlegungen einen beträchtlichen Raum einnehmen. Kann ich aus der Blässe einer Frau — so fragt er einmal — auf ihre Schwangerschaft schließen? Nein, denn es gibt auch andere Ursachen der Blässe. Bei Rückschlüssen von Wirkungen auf Ursachen kommt eben das ins Spiel, was man die „Vielzahl der Ursachen" genannt hat.

So oft also (dahin können wir unsere Überlegungen zusammenfassen) Aristoteles von Ursachen ausging, um ihre Wirkungen zu erkunden, waren es in der Regel nicht die einfachsten, zumeist nur durch die Hand des Experimentators isolierbaren Ursachen, mit denen er zu schaffen hatte; Widerstände, Störungen, Modifikationen allerart mußten darum in die beobachteten Gesetzmäßigkeiten eingehen und ihrer Ausnahmslosigkeit schweren Eintrag tun. In dem zweiten und gewöhnlicheren Falle aber, bei der Frage nach dem Warum eines Geschehens, d. h. nach der Ursache oder nach den Ursachen einer Wirkung, konnte infolge der „Vielzahl der Ursachen" eine streng allgemeine oder ausnahmslose Antwort noch seltener erfolgen. Sollen wir darum annehmen, daß Aristoteles eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen an und für sich universell und an und für sich nur partiell gültigen Kausalgesetzen, zwischen Faktoren, die immer in gleichem Sinne, und anderen, die bald so, bald so wirken, angenommen oder anerkannt hat? Das darf zum mindesten als überaus zweifelhaft gelten. In gar vielen Fällen, in denen

eine Regel Ausnahmen erleidet, konnte ihm der diese Ausnahmen verschuldende Umstand unmöglich verborgen bleiben. Wenn dasselbe Quantum Wein viele berauscht, einige nicht in Trunkenheit versetzt, wenn dasselbe Schwanken des Schiffes die einen seekrank macht, während andere von der Krankheit verschont bleiben, so konnte es unser Philosoph keinen Augenblick bezweifeln, daß die verschiedene Empfänglichkeit verschiedener Subjekte für dasselbe Agens hierbei ins Spiel kommt. Er, der den Einfluß der Übung und Gewöhnung so hoch veranschlagt, daß er die Gewohnheit eine zweite Natur nennt, konnte am wenigsten die Rolle verkennen, die neben der Naturanlage die Gewohnheit und die Abhärtung spielen.

Und wie über die je nach der individuellen Empfänglichkeit verschiedene Wirkungsweise physischer, so mußte er auch über jene psychischer Reize urteilen. So darf es uns denn wahrlich nicht im mindesten befremden, daß der Verfasser der „Poetik“, so oft er von den Normen menschlichen Handelns spricht, neben der Notwendigkeit stets auch der Wahrscheinlichkeit einen Platz einräumt. Wäre es doch bare Torheit gewesen, alle äußeren Ereignisse mit Notwendigkeit, d. h. in stets gleicher Weise und stets gleicher Stärke auf alle Individuen wirken zu lassen. Daß vielmehr verschiedene Individuen auf denselben psychischen Reiz in der mannigfaltigsten Weise reagieren, daß derselbe Unglimpf von dem einen verziehen, von dem anderen blutig gerächt wird, daß der eine sein Leben für einen Genuß aufs Spiel setzt, den der andere verachtet, wem braucht man das zu sagen? Sind diese individuellen Verschiedenheiten in Wahrheit an Zahl unbegrenzt, so lassen sie sich doch in gewisse Haupttypen zusammenfassen, von denen die einen häufiger, die anderen seltener anzutreffen sind. Darum darf hier von Wahrscheinlichkeit gesprochen werden. Und auch dort, wo Aristoteles die Forderung streng ursächlicher Motivierung der dramatischen Handlung erhebt, konnte nicht die Wahrscheinlichkeit neben der Notwendigkeit fehlen. Von der letzteren allein zu sprechen, wäre nur dann erlaubt gewesen, wenn die Sinnesart der handelnden Personen dem Zuschauer wie ein offenes Buch vor Augen läge. Daß Iphigenie, Alkestis, Makaria für die Ihrigen und für das Vaterland mit Freuden in den Tod gehen — hat es nicht der vollen Dichterkraft eines Euripides bedurft, um diese Überwindung menschlicher und weiblicher Schwäche dem Hörer oder Leser auch nur wahrscheinlich zu machen?

Wir sind bei diesem Einzelfall so lange verweilt, weil man sich auch darüber verwundert hat, daß Aristoteles in jenen Erörterungen die Wahrscheinlichkeit so häufig neben die Notwendigkeit gestellt hat. In Wahrheit konnte er in diesen und vielen verwandten Fällen die Kausalfrage nur mit denselben Augen ansehen, mit denen wir und die heutige Wissenschaft sie betrachten. Stets die gleiche Tendenz auf seiten

des ursächlichen Faktors, Widerstände oder mannigfach modifizierende Einflüsse auf seiten des Objekts der Wirkung — dieser Sachverhalt muß ihm in weiten Bereichen des Natur- und des Menschenlebens als genau so maßgebend gegolten haben wie uns Modernen. Nur ob er sich zu einer grundsätzlichen, ausnahmslosen Verallgemeinerung dieser Einsicht erhoben hat, kann einigermaßen fraglich scheinen. Die Entwicklungsphase der zeitgenössischen Wissenschaft war solch einer Verallgemeinerung nicht eben günstig, während seine geistige Eigenart ihn jedenfalls nicht zu ihr gedrängt hat. So steht es denn nicht völlig fest, daß ihm der Unterschied zwischen der Notwendigkeit und der Wahrscheinlichkeit des Geschehens lediglich als ein subjektiver, auf der Unvollständigkeit unserer Kenntnis beruhender gegolten hat, und daß er bereit gewesen wäre, das einzuräumen, was die Atomisten vermöge ihrer Voraussetzungen zuzugestehen kaum umhin konnten: so oft wir die gesamten Bedingungen eines Geschehnisses mit erschöpfender Vollständigkeit kennten, würden wir nicht mehr von Wahrscheinlichkeit, sondern jedesmal von Notwendigkeit sprechen.

Die voranstehenden Bemerkungen sind einer Ergänzung bedürftig. Sie wird ihnen dort zuteil werden, wo die aristotelische Behandlung des Willensproblems uns beschäftigen wird. Diese wird sich uns als vergleichsweise frei von Inkonsequenzen zeigen, wenn sie auch noch nicht an die eiserne Folgerichtigkeit heranreicht, mit der ein Jahrhundert später der Stoiker Chrysipp die Willensfrage in nahezu unübertrefflicher Weise zu lösen sich bemüht hat.

Doch wie dem auch sein mag: auf Grund eines, übrigens nur mutmaßlichen, Mangels an unbedingter Strenge seines Kausalitätsglaubens auf Aristoteles geringschätzig herabzublicken, dazu fehlt uns jede Berechtigung. Bei der Annahme ausnahmsloser Gleichheit der Wirkung (beziehentlich der kausalen Tendenz) eines ursächlichen Faktors war der wissenschaftliche Fortschritt bisher wohl geborgen. Solch eine Voraussetzung darf eine heuristische Maxime vom allerhöchsten Werte heißen. An sich ist jedoch die zuerst von Laplace betonte Möglichkeit keineswegs abzuweisen, daß weder irgendein Massenteilchen seinem Nachbar, noch irgendein Kausalverlauf dem anderen jemals ununterscheidbar gleich sei, und daß der Schein unbedingter Identität, soweit er vorhanden ist, auf unserer unzulänglichen Kenntnis der Urprozesse sowohl als der Urteilchen beruhe. Die Schwäche unserer Sinne und die Unvollkommenheit selbst der vollendetsten Präzisions-Instrumente mag es bewirken, daß wir immer nur mit Durchschnitten aus massenhaften Anhäufungen der Körperchen und der Prozesse operieren, und daß darum zahllose, mehr oder minder geringfügige Abweichungen von ihrem Mittel sich unserer Wahrnehmung entziehen.

6. Aristoteles wäre freilich nicht er selbst, wenn die Erörterung irgendeiner seiner Lehren mit einem durchaus runden und reinlichen Ergebnis abschlösse. Auf eine Aporie, welche die **Megariker** in diesem Bereich ersannen, hat er nicht eine völlig unzweideutige und durchschlagende Antwort erteilt. Oder genauer gesprochen: er ließ es nicht so sehr an Entschiedenheit in der Abweisung des Resultates, als an Sicherheit in der Lösung der ihm zugrunde liegenden Schwierigkeit fehlen. Es gilt hierbei die unseren Lesern schon bekannte megarische Leugnung der Kontingenz oder der Möglichkeit des Andersseins (vgl. II 163 ff.). Jene Leugnung hat auch die nachfolgende Gestalt angenommen. Von zwei Behauptungen — so wird gefolgert — die auf ein Zukunftsgeschehnis Bezug haben, einer positiven und ihrem negativen Gegenteil, muß die eine wahr, die andere falsch sein. Steht aber die Wahrheit der einen Voraussage objektiv fest, wie kann dann noch menschliches Wollen und Handeln auf den Gang der Dinge irgendeinen Einfluß üben? Diese Frage hat, nebenbei bemerkt, mit dem Probleme der Willensfreiheit nicht das Allermindeste zu schaffen. Nicht wie Willenshandlungen bewirkt werden, sondern wie sie selbst auf den Gang der Ereignisse wirken können, dies allein steht hier in Frage; auch könnte man in diesem Zusammenhang ganz ebensowohl von animalischen Willkürhandlungen als von menschlichen Willensakten sprechen. Ferner aber — und das ist der Kernpunkt des Problems —: wenn die eine der beiden Voraussagen richtig sein muß, so ist die Verwirklichung der anderen unmöglich, und alles Künftige ist dem So-oder-anders-sein-Können entrückt, es ist notwendig; dem Zufall und Ungefähr ist jeder Boden entzogen. Die Schärfe, mit der diese Aporie aufgestellt und entwickelt wird, läßt nichts zu wünschen übrig. Weniger befriedigt die Art der Erwiderung. Sie beschränkt sich auf einen Appell an den Augenschein: **wir sehen**, daß Beschließen und Handeln nicht so wirkungslos ist, wie es nach dieser Voraussetzung sein müßte; desgleichen daß es für die Anwendung der Begriffe Möglichkeit und Unmöglichkeit in der Welt des Wechsels und Wandels nicht an Raum gebricht. „So besteht für diesen Mantel hier die Möglichkeit des Zerschnittenwerdens, wenn er auch tatsächlich niemals zerschnitten, sondern ehe es dazu kommt, durch Abnützung aufgerieben werden wird. Und sollte dieses eintreten, so mußte ja für den Mantel auch die Möglichkeit des Nichtzerschnittenwerdens vorhanden sein."

Was wir in dieser Argumentation vermissen, das ist der Hinweis auf die **größere und geringere Weite des Umblicks**, ein Unterschied, der in Wahrheit dem einen wie dem anderen dieser Standpunkte seine Berechtigung verleiht. Für einen die Totalität aller Ursachen, ihrer Verflechtungen und Durchkreuzungen, umspannenden Geist würde es, wie

wir schon einmal ausführen mußten (II 164), so wenig einen Zufall als eine der Verwirklichung ermangelnde Möglichkeit geben. Es sind das Begriffe, die der Beschränktheit unseres Gesichtskreises entsprechen und darum den Anforderungen des praktischen Lebens sowohl als der wirklich vorhandenen und für Menschen allein erreichbaren Wissenschaft gemäß sind. Das Verwirrende jener Aporie liegt unseres Erachtens darin, daß keiner dieser beiden an sich möglichen Gesichtspunkte mit voller Strenge festgehalten wird.

Jedes weitere Eingehen auf die Kausalitätslehre des Aristoteles setzt die Kenntnis der vierfachen Bedeutung voraus, in welcher der Stagirit das Wort Ursache gebraucht hat. Mit diesen Unterscheidungen werden wir im Laufe der nachfolgenden Übersicht über die physikalischen Hauptlehren unseres Philosophen bekannt und vertraut werden.

Elftes Kapitel.

Aristoteles als Naturforscher.

(Die anorganische Natur.)

Die physikalischen Lehren des Aristoteles bilden ein wenig erfreuliches Kapitel der Wissenschaftsgeschichte. Zeigt uns dieses doch einen hervorragenden Geist mit Problemen ringend, denen er in keiner Weise gewachsen ist. In keiner Weise. Denn — seltsam genug — die Vorzüge der aristotelischen Geistesart erwiesen sich diesem Vorhaben kaum weniger hinderlich als ihre Mängel. Der Platoniker und der Asklepiade liegen diesesmal nicht miteinander im Streite. Sie sind verbündet — zu gemeinsamer Schädigung des wissenschaftlichen Fortschritts. Wie wenig diesem die in Platons Schule erworbene dialektische Meisterschaft gefrommt hat, das konnten unsere Leser schon aus den maßlos willkürlichen und sich zugleich aufs grellste widersprechenden Konstruktionen der Elementenlehre erkennen; und ein gewichtiges platonisches Erbstück, die Lehre von den „natürlichen Orten“, ist ihnen gleichfalls schon als ein überaus ernstes Hemmnis der gesunden Auffassung physikalischer Dinge begegnet. Aber auch der naive Sinnenglaube, die Grundlage der Beobachtungslust und der Beobachtungstreue hat — so paradox es klingen mag — die aristotelische Forschung in diesen Bereichen eher geschädigt als gefördert. Denn durch diese

Richtung seiner Anlagen ward der große Klassifikator dazu geführt, dort bei den beobachteten und den beobachtbaren Tatsachen stehen zu bleiben, wo die Wahrheit nicht in diesen, sondern nur hinter ihnen zu suchen und zu finden war. In einem Zeitalter, das wir das prä-experimentelle nennen dürfen, führte kein anderer Weg zum tieferen Verständnis materieller Vorgänge als jener, den zuerst die alten Naturphilosophen, dann mit wachsender Kühnheit und steigendem Erfolg die Atomisten beschritten hatten.

Unsichtbare Bewegungen, unsichtbare Körperchen, deren wechselnde Lagerung und Entfernung — diese und verwandte Annahmen bildeten die Fenster, durch welche der menschliche Geist in das Triebwerk der Phänomene zu schauen versucht und mit immer erhöhtem Glücke vermocht hat. Keiner dieser Wege war für Aristoteles gangbar. Wenn ein Wassertropfen gefriert, der gefrorene wieder schmilzt und der geschmolzene verdunstet, so ahnte hierin bereits Anaximenes, und erkannten mit Sicherheit Leukipp und Demokrit, ein Zusammen- und wieder ein immer weiteres Auseinanderrücken derselben Stoffteilchen. Dem Stagiriten galten die verschiedenen Aggregatzustände als verschiedene Elemente, ihr Wechsel als eine jedes Erklärungsversuches spottende Umwandlung einander wesensfremder Elemente. Er blieb diesmal dort stehen, wo die Menschen der grauen Vorzeit, die Verfasser der homerischen Gedichte oder des Buches Genesis gestanden hatten.

Nicht minder primitiv ist die Artung seiner Himmelslehre. Auch hier werden die Naturphilosophen und zumal die Atomisten um dessentwillen getadelt, worin ihnen die moderne Wissenschaft vollständig Recht gibt. Daß die fernsten Fixsterne dieselben Stoffe beherbergen wie unsere Erde, das ist zurzeit nicht mehr eine spekulative Annahme, sondern eine durch das Spektroskop erhärtete Tatsache. Ebenso wenig hegt irgend ein zeitgenössischer Naturforscher den mindesten Zweifel daran, daß Gestirne entstehen und vergehen, mit anderen Worten, daß die wechselnde Gruppierung der Stoffe in allen Gegenden des Kosmos gleich sehr die Regel ist, daß es darin keine von dem allgemeinen Gesetz des Wandels unberührte und gleichsam bevorrechtete Region gibt. Eben diese Lehren waren bereits den alten Physiologen vertraut und wurden von niemand strenger formuliert als von ihrer Vorhut, den Anhängern Leukipps und Demokrits (Vgl. I 295). Ganz anders Aristoteles. So fest steht ihm die Überzeugung, daß die materielle Welt in einen vergänglichen und unvergänglichen Teil zerfällt, daß er gegen seine Vorgänger einen gar wundersamen Vorwurf erhebt. Ihre Annahme stofflicher Gleichheit in allen Gegenden des Weltalls lasse jene Scheidung unerklärt! Ja, sie beraube sie streng genommen der Möglichkeit, hier (in der sublunaren Welt) Vergängliches, dort (in den oberhalb des Mondes gelegenen Regionen)

Unvergängliches vorauszusetzen. Ihm selber gilt nämlich, wie schon bemerkt, der Äther als das fünfte, den „obersten Himmelsraum" einnehmende Element. So wenig betrachtet er übrigens die himmlischen Dinge mit dem nüchternen Auge des Naturforschers, daß er die Gestirne „göttliche Körper", die Himmelserscheinungen „die göttlichsten der Phänomene" nennt und nicht davor zurückscheut, Geister oder Götter zweiter Ordnung die Gestirnsphären im Raume umherführen zu lassen. Ist doch seine Astronomie so sehr theologisch gefärbt, daß sie sich nur im Zusammenhang mit seiner Doktrin vom „unbewegten Beweger" begreifen und behandeln läßt.

Nicht nur in den Hauptzügen, auch in den Einzelheiten der Himmelslehre stand der Stagirit hinter seinen älteren Vorgängern weit zurück. So hatte schon Demokrit in der Milchstraße eine Ansammlung zahlreicher Sterne erkannt, während Aristoteles sie für eine durch die Himmelsbewegung ausgeschiedene und entzündete Dunstmasse gehalten hat. Diese Erklärungsweise hat er im wesentlichen auch auf die Kometen ausgedehnt, deren richtiges Verständnis übrigens seinen Vorgängern nicht weniger als seinen Nachfolgern bis auf Seneca versagt blieb. War doch Neros Erzieher, wenn wir ihm selbst glauben dürfen, der erste, der in den Kometen nicht „plötzlich aufleuchtende Flammen", sondern „Gestirne mit überaus großen Umlaufszeiten" erblickt hat.

2. Es ist nicht unsere Schuld, wenn wir von Aristoteles immer wieder zu Demokrit geführt werden. Der Vergleich mit der Atomistik drängt sich auf Schritt und Tritt auf. Denn nicht nur dort, wo die Sprache der Tatsachen eine unzweideutige ist, hat die demokritische Naturlehre der aristotelischen gegenüber ihre zweifellose Überlegenheit bekundet. Auch in solchen Punkten, die nicht durch die modernen Forschungsmittel jedem Zweifel endgültig entrückt sind, haben sich die von Leukipp und Demokrit beschrittenen Wege als die ungleich heilsameren und fruchtbareren erwiesen. Die Einheitlichkeit des Urstoffes, das von der Atomistik übernommene Erbstück der alten Naturphilosophie, hat mit den neueren Fortschritten der Chemie mehr und mehr an Glaubhaftigkeit gewonnen. Die sogenannte mechanische Naturerklärung aber, das heißt der Versuch, die phänomenalen Wandlungen aus Lagenveränderungen wandelloser Stoffbestandteile abzuleiten, richtiger jene an diese zu knüpfen, feiert täglich neue und immer gewichtigere Triumphe, die bestehen bleiben, gleichviel mit welchen erkenntnistheoretischen Vorbehalten wir die Atomenlehre umgeben mögen. Die aristotelische Lehre, die alle diese Konzeptionen aufgab, war schier mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Die Wissenschaft des Renaissancezeitalters mußte die Fesseln dieser Autorität zerbrechen, ehe sie in die Bahnen der fortschreitenden

und fruchtbringenden Naturforschung zurücklenken konnte (vgl. I 281).

Da wir in dieser Abkehr von den Errungenschaften seiner großen Vorgänger den Kern der aristotelischen Naturlehre erblicken, so lohnt es die Mühe, einige der Argumente, welche diese Umkehr begründen sollten, genauer kennen zu lernen. An eben jener Stelle, welche den Atomisten das vielsagende Lob erteilt, sie haben mehr als andere „die Naturvorgänge in methodischer und einheitlicher Weise zu erklären" versucht (vgl. S. 45), wird gegen das Hauptprinzip ihrer Lehre der folgende Einwurf gerichtet: „Warum soll denn die Unzerlegbarkeit den kleinen Körpern (den Atomen) mehr als den großen zukommen?" Weil sich für diesen Unterschied kein innerer, aus dem Begriff des Körpers fließender Grund angeben läßt, darum gilt dem Stagiriten augenscheinlich jene Voraussetzung als verwerflich. Die Anhänger der Atomistik konnten ihm jedoch mit Fug erwidern: „Wir setzen die faktische Unzerlegbarkeit jener kleinen Körper darum voraus, weil diese Voraussetzung, nicht aber die von dir geforderte Gleichstellung der kleinen mit den erfahrungsmäßig zerlegbaren großen Körpern der Erklärung der Phänomene dienlich ist. Solche Gegner aber, wie du einer bist, tun eben dasselbe, was du soeben den Eleaten vorgeworfen hast: du setzest gleich ihnen die Tatsachen beiseite und gehst so vor, als ob man bloß der Dialektik folgen müßte." Alsbald wird die Atomenlehre in dem Punkte getadelt, in dem sie am zweifellosesten in ihrem Rechte ist. Der Wechsel der Aggregatzustände soll nicht durch Lagenveränderungen der kleinsten Teile erklärt werden dürfen. Warum? Weil „der ganze Körper, während er ein Continuum ist, einmal ein Flüssiges, dann wieder ein Hartes und Starres geworden ist." Hier hätte Anaxagoras den Atomisten zuhilfe kommen und ihren Widersacher an die „Schwäche" unserer Sinne erinnern können (vgl. I 171 f.). Auch die Zu- und Abnahme eines Körperumfangs soll nicht im Hinzutritt oder Abgang kleinster Teilchen seinen Grund haben, „denn es würde (in diesem Falle) nicht jedweder Teil größer (beziehentlich kleiner) geworden sein." Als ob wir nicht berechtigt wären, hinter allen wahrnehmbaren Teilen ungleich kleinere, der Wahrnehmung unzugängliche Teilchen vorauszusetzen.

Wenn Aristoteles eine strenge Scheidung zwischen den Begriffen des mechanischen Gemenges und der eigentlichen Mischung (die offenbar unsere „Lösung" und „chemische Verbindung" begreift) bei den Atomisten vermißt, so vermögen wir über die Begründung dieser Klage nicht mit voller Sicherheit zu urteilen. Nur soviel wissen wir, daß die leukippische Sonderung primärer und sekundärer Sinneseigenschaften dem Schöpfer der Atomenlehre und seinen Nachfolgern die Möglichkeit darbot, mit den Schwierigkeiten solcher Probleme weit erfolgreicher als

ihre Gegner zu ringen. Für die Lösung des Rätsels, wie dieselben Stoffteilchen in inniger Verbindung anders als im bloßen Nebeneinander ihrer Massenkomplexe auf unsere Sinnesorgane oder auch auf sonstige Körper zu wirken vermögen, stellte ihnen ihre Doktrin vielfache Hilfsquellen zu Gebote. Die verschiedenen Arten der Anordnung und die verschiedenen Arten der Lage, von Demokrit „Berührung“ und „Wendung“ genannt (vgl. I 259), ferner die mannigfache Verteilungsweise der stoffentblößten Zwischenräume, lieferten ihnen in diesem Betracht mehr als eine Auskunft (vgl. I 267). Daß ein Wesen von völlig anderer Sinnesbeschaffenheit oder von ungleich größerer Sinnenschärfe von derselben Stoffansammlung ganz und gar verschiedene Eindrücke als wir Menschen empfangen würde, daß ein Lynkeus dort scharf gesonderte Stoffteilchen erblicken könnte, wo wir ein ununterbrochenes Continuum wahrnehmen, — dies und ähnliches mußte ihnen als das legitime Ergebnis ihrer Voraussetzungen gelten und konnte für sie nicht wie für Aristoteles, der aus ihren Annahmen solche Folgerungen ableitet, einen Stein des Anstoßes bilden. Daß dieser dort, wo nur relative Unterschiede obwalten, nach absoluten sucht, das ist eine Haupteigentümlichkeit seiner Behandlungsweise der hierher gehörigen Fragen. Die Vereinigung zweier Stoffe höre auf, eine Mischung zu sein, wenn der eine von ihnen ein unermeßliches Übergewicht über den anderen gewinnt, wenn z. B. ein Tropfen Wein in eine Wassermenge von 10000 Kannen geflößt wird. Dagegen ist sicherlich nichts einzuwenden, sobald damit nur gesagt sein soll, daß die Farbe, der Geschmack oder die berauschende Kraft des Weines in solch einem Falle für uns merkbar zu sein aufhört. Allein Aristoteles spricht von einem Verlust der „Form“ des Weines und versteht darunter augenscheinlich eine gegenständliche und absolute, nicht eine subjektive und relative Wandlung. Wo hätte er wohl solch eine Grenzlinie gezogen, wenn er Prüfmittel gekannt hätte, die dort noch deutliche Spuren der Anwesenheit eines Stoffes verraten, wo dieser für unsere Sinne seine Wahrnehmbarkeit längst eingebüßt hat — Prüfmittel überdies, die keineswegs die Annahme rechtfertigen, daß selbst diese in so weite Fernen hinausgerückten Schranken endgiltige und unüberschreitbare seien. Die atomistische Hypothese hingegen, das können wir hinzufügen, befand sich in prinzipiellem Einklang mit den Offenbarungen, die wir den die Schärfe unserer Sinne um das Milliardenfache übertreffenden Reagentien und Präzisions-Instrumenten der heutigen Naturwissenschaft verdanken.

Hier sei uns ein Schritt vom Wege gestattet. Auch die Wissenschaftsgeschichte entbehrt nicht allen Humors. Sie beschert uns bisweilen die heitersten Überraschungen. Eine solche knüpft sich an die im Voranstehenden erwähnte echt aristotelische Hyperbel. Der Stagirit

liebt es nämlich, drastische, durch ihren Überschwang jeden Widerspruch niederschlagende Beispiele an die Stelle eines weitläufigen Räsonnements zu setzen. Von dieser Art ist der bei der Besprechung der Übersichtlichkeit als einer Bedingung der Schönheit begegnende Hinweis auf ein 10000 Stadien langes Tier, das nicht mehr schön sein könnte, weil seine Größe jeder Möglichkeit der zusammenfassenden Betrachtung spotten würde, oder jener auf ein spannenlanges Schiff, das eben durch diese Winzigkeit aufhören müßte, der Aufgabe eines Schiffes zu genügen und den Namen eines solchen zu verdienen. In gleichem Sinne ist offenbar der Tropfen Wein in 10000 Kannen Wassers zu verstehen. Es ist ein hyperbolischer Ausdruck, der die Unmöglichkeit der Erkennung einer geringen, in einer Mischung gleichsam untergegangenen Stoffmenge in schlagender Weise versinnlichen soll. Da ist es denn gar ergötzlich zu vernehmen, daß die Hilfsmittel der heutigen Physik sich selbst einem so extremen Fall mehr als gewachsen erwiesen haben. Der Tropfen Wein in der hier angegebenen Wassermenge stellt eine Verdünnung von nicht ganz 1 $^1/_2$ Millionstel Gramm auf 1 Liter dar. Es ist die nahezu 30 mal größere Verdünnung von Natrondampf in Luft durch das Spektroskop nachgewiesen worden, desgleichen mittelst des Elektrometers eine nicht gar viel geringere Verdünnung von Silberjodid in Wasser. Daß die Paradoxien von gestern die Gemeinplätze von heute sind, ist längst bemerkt worden. Man möchte hinzufügen: die „handgreiflichen", mit dem Stempel des Absurden versehenen „Unmöglichkeiten" eines Zeitalters sind die anerkannten, gesicherten und exakten Wahrheiten eines anderen!

3. Einer der zwischen Aristoteles und den Atomisten verhandelten Streitpunkte führt uns zur Kausaltheorie zurück. Unsere Leser erinnern sich der Weigerung Demokrits, für das uranfängliche Geschehen einen Grund oder eine Ursache zu suchen. „So geschieht es immer" oder: „so geschah es auch früher" — dieser Bescheid galt ihm als eine ausreichende Antwort auf die Frage nach dem Warum jener ursächlichen Verknüpfungen, die wir fundamentale Naturgesetze nennen. Daß Demokrit mit dieser Anerkennung letzter, nur empirisch festzustellender, einer weiteren Zurückführung unzugänglicher Tatsachen den Standpunkt einnahm, der auch derjenige der heutigen Naturwissenschaft ist, das haben wir darzulegen und zu erhärten uns bereits sattsam bemüht (vgl. I 274 f.). Ebenso wenig ist uns die genau entgegengesetzte Denkweise Platons fremd, der alles bloß erfahrungsmäßig Gegebene als ein Hemmnis und eine Schranke gilt, die der Begriffsforschung nahezu allerwärts den Vorrang vor der Ermittelung des Tatsächlichen einräumt und die überdies die Naturerkenntnis unter den Gesichtspunkt des

„Besseren“ oder der Teleologie gestellt sehen will (vgl. II 351 u. 389). In der gleichen Richtung bewegt sich die Ursachenforschung des Aristoteles, dessen Geistesverfassung in weit höherem Maße, als die populäre Ansicht es voraussetzt, von seinem großen Lehrer beeinflußt ist.

4. Die aristotelische Forschung kennt eine Vierzahl von Ursachen. Doch werden drei derselben: die formale oder begriffliche, die Bewegungs- oder wirkende und die Zweckursache mitunter in eine Einheit zusammengefaßt und der vierten, der Stoffursache gegenübergestellt. Auch an anderen Gruppierungen fehlt es nicht; ebenso wenig an der Anerkennung eines Wechselverhältnisses von der nachfolgenden Art: die Leibesübung heißt die wirkende Ursache des Wohlbefindens, während dieses wieder als die Zweckursache der Leibesübung gilt. Jene Zweiteilung aber, die gleichsam eine höhere und eine niedrigere Region im Gesamtbereich der Ursachen unterscheidet, ist die häufigere und die am meisten charakteristische. In betreff des Stoffes oder der Materie hat Platons Schüler den von diesem vorbereiteten Bruch mit dem Hylozoismus der Älteren zu Ende geführt. Die reine Passivität soll den Stoff als solchen kennzeichnen. Er ist das Material, in dem die Naturzwecke ihre Verwirklichung finden; aber freilich ein sprödes, seiner Formung widerstrebendes Material. Dieses Widerstreben soll die Unvollkommenheiten der Natur erklären helfen. Der Stoff bildet die Rechtfertigung alles dessen, was wir heute Dysteleologie heißen; er ist das Vehikel dessen, was man jüngst treffend den platonischen Manichäismus genannt hat. Desgleichen soll in ihm der Grund wie des Zweckwidrigen, so auch des bloß Zwecklosen und Gleichgültigen liegen, wozu bei organischen Wesen alle individuellen Varietäten und gelegentlich auch, aber freilich nichts weniger als folgerichtig, der Geschlechtscharakter gerechnet wird. Eine andere Inkonsequenz dieser Lehre, ihr Verhältnis zur Doktrin von den natürlichen Orten, haben wir bereits vorgreifend besprochen.

Die Entseelung der Materie, die Ansicht vom Stoff als von etwas bloß Leidendem und Empfänglichem ist bei Aristoteles weitaus vorherrschend und überreich an eingreifenden Konsequenzen. Vorherrschend, nicht alleinherrschend sagen wir, denn es fehlt auch hier nicht an Widersprüchen. An einzelnen Stellen bricht die alt-hellenische Sinnesweise, der alle Naturdinge als belebt, das All als beseelt gilt, mit ergreifender Wärme hervor und sprengt gelegentlich die Bande des Systems. Die Regel aber bildet das, was wir die Depotenzierung des Stoffes genannt, bei Platon vorgebildet gefunden und anläßlich der Atomistik bereits besprochen haben (vgl. I 276). Was wir dort über das wahrscheinliche Motiv solcher Depotenzierung, über das überwiegende Haften des Forscherauges an Stoffgebilden von mittlerer Größe bemerkt

haben, bedarf diesmal einer Modifikation. Die Bewegungen der kleinsten Massenteilchen, die in der demokritischen Lehre eine maßgebende Rolle spielten, und die einem äußeren Anstoß zuzuschreiben auch die heutige Physik keinen Grund erblickt, fehlen allerdings im aristotelischen Weltbild. Die himmlischen Bewegungen hingegen werden schon um ihrer Vollkommenheit willen als vermeintliche Kreisbewegungen einem rein geistigen Wesen, dem ersten Beweger, als ihrem Urheber beigelegt. Dessen Einwirkung auf die Himmelskugel, die er trotz seiner Stofflosigkeit, man weiß nicht wie, „berühren“ und „wie ein geliebter Gegenstand“ den Liebenden „bewegen“ soll, bildet nach aristotelischer Lehre den Urquell aller himmlischen und aller irdischen Bewegungsvorgänge (vgl. S. 49). Diese selbst aber erfolgen, von dem Streben der Elemente nach ihren „natürlichen Orten“ abgesehen, durchweg vermittelst stofflicher Berührung; sie pflanzen sich ausschließlich durch Stoß und Druck fort. Insofern gleicht das All des Stagiriten einem Mechanismus, in welchem wir nirgends Bewegungsquellen, sondern immer nur Bewegungsübertragungen wahrnehmen und, da ein Regreß ins Unendliche zu den Unmöglichkeiten gehöre, auch darum auf ein erstes Bewegendes als ihren Ursprung und Ausgangspunkt gewiesen werden.

5. Unter Bewegung versteht Platons Jünger übrigens gleich diesem auch die Veränderung überhaupt, die quantitative sowohl als die qualitative, nicht minder (soweit er ein solches zugesteht) das Entstehen und Vergehen. Doch erkennt er in der räumlichen Bewegung oder Ortsveränderung eine Bedingung jener anderen Arten der „Bewegung“, indem die quantitative Veränderung den Hinzutritt oder Abgang eines Stoffes, die qualitative, von der das Entstehen und Vergehen nur einen extremen Fall darstellt, das örtliche Zusammentreffen eines Wirkenden und eines Leidenden voraussetzt.

So wird uns denn in betreff der Bewegung eine zwiefache Reihe von Überlegungen dargeboten. Auf der einen Seite stehen die Erörterungen über die Bewegung in ihrem weitesten und allgemeinsten Sinne. Sie heißt unserem Philosophen die „Aktualität des Potentiellen“, die Verwirklichung des an sich bloß Möglichen, eine „unvollendete Wirklichkeit“, weil sie mit der Erreichung ihres Zieles zu bestehen aufhört, ein immer in Gegensätzen sich Vollziehendes. Auf die Leerheit dieser letzten Bestimmung haben wir bereits hingewiesen. Daß aber derartige Bestimmungen überhaupt unser Wissen bereichern und unsere Einsicht mehren, daß sie mehr seien als „eine scholastische Hülle, in welcher sich kein Kern findet“, das bezweifeln wir ebenso sehr wie ein namhafter Zeitgenosse, mit dem wir uns nicht häufig in Übereinstimmung befinden. In Ansehung der alle anderen Bewegungsarten bedingenden räumlichen

Bewegung aber begegnen wir zwar auch weder tatsächlichen Ermittlungen, die nur auf experimenteller Grundlage erfolgen konnten, noch deren genialer Vorwegnahme durch bedeutsame Hypothesen, wie das Zeitalter der Aufklärung sie hervorgebracht hatte. Allein das Streben nach Klärung der Grundbegriffe hat bei diesem Anlaß eine und die andere wertvolle Frucht gezeitigt, und weit häufiger noch durch präzise Fragestellungen und scharfe Formulierungen den Fortschritt des Denkens mittelbar gefördert.

6. Da die Ortsveränderung gleich jeder anderen Veränderung ein zeitliches Geschehen ist, so gebührt dem Zeitbegriff in diesem Zusammenhang der Vortritt. Die aristotelische Definition der Zeit dürfen wir also wiedergeben: „Die Zeit ist eine stetige Größe, und zwar die Größe des Geschehens in Ansehung seiner Reihenfolge." Wir haben hierbei das griechische Wort, das „Zahl" bedeutet, durch „Größe" ersetzt. Es galt Mißverständnisse hintanzuhalten, wie sie in der Tat stattgefunden haben und vom Stagiriten selbst vorausgesehen wurden, indem er ausdrücklich darauf hinwies, daß er unter „Zahl" diesmal nicht das Mittel, sondern den Gegenstand des Zählens, das „Gezählte" oder „Zählbare" verstanden wissen wolle. Wenn ich ferner das „Geschehen" an die Stelle der „Bewegung" gesetzt habe, so war ich dazu berechtigt, da jenes Wort in eben dieser Erörterung im allerweitesten Sinne, im Sinne jedes irgend denkbaren physischen oder psychischen Vorganges gebraucht wird. So an der denkwürdigen Stelle, an der es heißt: „Denn auch wenn es dunkel (und still) ist, und wir von der Seite des Körpers keinerlei Eindruck erfahren, aber irgendeine Bewegung (= Regung) in der Seele sich einstellt, so haben wir sofort auch den Eindruck eines Zeitverlaufes." Unserem „Reihenfolge" endlich entspricht im Original die Wortverbindung „früher und später", eine Verbindung, die wir nicht aufnehmen konnten, ohne einen falschen und der aristotelischen Denkschärfe durchaus abträglichen Anschein zu erzeugen. Liegt doch nichts näher als der Einwurf, in dem Ausdruck „früher und später" sei schon der Begriff der Aufeinanderfolge oder zeitlichen Abfolge gegeben, und somit drehe sich die Definition im Kreise, indem sie in die Erklärung selbst das erst zu Erklärende aufnimmt. Dem ist jedoch keineswegs so. Jener Ausdruck ist bei Aristoteles nichts weniger als ausschließlich dem Zeitverhältnis zugeeignet; er wird vielmehr, und zwar ebendort in erster Reihe, im räumlichen Sinne verwendet (als das Vordere und Hintere), und die fragliche Bestimmung wird erst nachträglich durch Vermittlung des Größenbegriffes auch dem Geschehen oder der Bewegung zuerkannt. Dem räumlichen Nebeneinander von Körpergrößen entspricht das zeitliche Nacheinander im Bereiche der Größe des Geschehens oder der Bewegung.

An die Besprechung des Zeitbegriffes schließt sich die merkwürdige Frage, ob Zeit, die eine Zahl, genauer ein Zählbares sei, auch ohne eine zum Zählen befähigte Seele und deren Denkkraft vorhanden sein könne. Die Antwort lautet, wenn wir sie richtig verstehen, dahin, daß die Frage auf eine andere und tiefere zurückgehe und in ihr aufgehoben sei: ob nämlich das, was der Zeit zugrunde liegt, die Bewegung oder der Prozeß, ohne eine wahrnehmende Seele möglich sei. Man wird hierdurch an eine andere nicht minder vereinzelte Äußerung erinnert, bei der man ebenso wie hier von einem kritizistischen Wetterleuchten sprechen möchte: „Die Seele ist in gewissem Sinne die Gesamtheit aller Dinge." Begründet wird dieser Ausspruch ungefähr wie folgt: Alles Erkennbare sei ein Gegenstand teils der wahrnehmenden Empfindung, teils der denkenden Einsicht; beide aber seien mit ihren Objekten in gewissem Sinne identisch, indem zwar freilich nicht der Stein, wohl aber die Form oder der Begriff des Steines in der Seele vorhanden sei.

Die Erörterung der Zeit wird auch ein Anlaß, das Problem der Unendlichkeit aufzuwerfen, ein Problem, das der Stagirit mit eindringendster Schärfe und vollendeter Geistesklarheit behandelt hat. Umsomehr überrascht es, die Endlosigkeit der Zeit auf einen Beweisgrund gestützt zu sehen, der, er mag nun triftig sein oder nicht, jedenfalls im Bereiche des Raumes die genau gleiche Anwendung gestattet. Diese Parität wird von Aristoteles, der die Zeit für unbegrenzt, den Raum aber für begrenzt erklärt, vollständig übersehen. Jenseits jedes „Jetzt" nämlich, das heißt jenseits jedes irgendwann vorhandenen Zeitpunktes, müsse es, so wird geschlossen, ein anderes Jetzt geben; warum nicht auch, so fragt man notgedrungen, jenseits jedes „Hier", jenseits jedes irgendwo vorhandenen Raumpunktes, ein weiteres Hier? Wir treten nicht für die Triftigkeit dieses Schlusses ein. Er ist einfach ein Appell an unsere Vorstellungsfähigkeiten. Wie sollten wir uns aber das, es mag nun gegenständlich real sein oder nicht, vorzustellen vermögen, was weder unmittelbar noch durch die Vermittlung irgendeines Analogon jemals in den Gesichtskreis unserer Erfahrung getreten ist? Das gilt von etwaigen Grenzen der Zeit nicht mehr als von solchen des Raumes.

7. Die drei Dimensionen der Körper und des sie begrenzenden Raumes sollen als die allein möglichen erwiesen werden. Das geschieht unter Berufung auf die Lehren der Pythagoreer im Hinblick auf die Dreizahl von Anfang, Mitte und Ende und auf den Sprachgebrauch, der bei einer Zweizahl von „beiden", bei der Dreizahl zuerst von „allen" redet! Den drei räumlichen Dimensionen sollen die alleinigen drei natürlichen Bewegungen: von der Mitte, zu der Mitte und um die Mitte entsprechen, ᵛan wieder die unseren Lesern schon bekannte Konstruktion von drei

Elementen geknüpft wird (vgl. S. 47). Einen ähnlichen Apriorismus zeigen manche der zahlreichen Argumente, die Aristoteles gegen das Dasein des leeren Raumes ins Feld führt. Wird doch sogar das Figment der „natürlichen Orte" als eine Waffe in diesem Kampfe verwendet. Es seien bereits durch die Elemente die verschiedenen Richtungen der Bewegung gleichsam vergeben. Was bleibe da für den leeren Raum übrig? Wohin sollte sich der in diesen gestellte Körper bewegen? Als das Wertvollste in dieser Erörterung gilt uns der Hinweis auf die Möglichkeit eines Ausweichens der Körper auch ohne leeren Raum, wobei an Wirbel erinnert wird. Es ist das die bei der Erklärung des Atmungsprozesses von Platon benützte Auskunft, die freilich nur auf rotierende, in sich zurückkehrende Bewegungen anwendbar ist (vgl. II 495). An dem Vorzug, der in der Behandlung dieser fundamentalen Frage den Atomisten gebührt, ändert es wenig, daß die Physik der neuesten Zeit an die Stelle des vollständig leeren Raumes den von außerordentlich verdünnter Materie eingenommenen setzt und die Interstitien von einem unbedingt elastischen Medium erfüllt sein läßt.

Galt der leere Raum dem Stagiriten als ein Unding, so mußte ihm ein unendlich großer leerer Raum gleichsam als eine doppelte Unmöglichkeit erscheinen. Denn unendliche Größe sowohl als Kleinheit wird von Aristoteles als ein Fertiges und Vollendetes überhaupt geleugnet; nur als Werdendes, beziehentlich Zu- und Abnehmendes, läßt er das Unendliche gelten. „Die Unendlichkeit — so heißt es bei ihm in einem wunderbar prägnanten Sätzchen — besteht nicht, sondern sie wird." Unbegrenztes Hinzutun, unbegrenztes Wegnehmen sind die Entstehungsweisen des einen und des andern. Ein Beispiel der ersteren Art, und nebenbei bemerkt ein solches, das jedem Zweifel und jedem Streit der Schulen entrückt ist, bietet die Zahlenreihe dar. Wie sollten wir nicht, wäre uns ewiges Leben beschieden, in alle Ewigkeit fortzählen und zu immer höheren Zahlen gelangen können? Dieser Unendlichkeit des Hinzufügens steht die Unendlichkeit des Wegnehmens gegenüber, die Verkleinerung der Einheit durch ihre Zerlegung in immer geringere Bruchteile.

Hier tritt die Frage auf den Plan, ob auch das im Raum ausgebreitete Körperliche einer endlos fortschreitenden Teilung und einer ebenso fortschreitenden Zunahme fähig ist. Das erstere behauptet, das letztere leugnet Aristoteles. Zu diesen Ergebnissen gelangt er in windungsreichen, mit dem vollen Aufgebot seiner subtilen Denkkraft geführten Erörterungen. In betreff der unendlichen Teilbarkeit des Räumlichen stellt er sich zuvörderst auf den Standpunkt, den Zenon in einer seiner Aporien und Platon nah am Schlusse seines „Parmenides" einnahm. Wäre der Stoff unendlich teilbar, so ließe er sich durch immer fortgesetzte Teilung zum Nichts „zerbröckeln"; es

wären dann Größen aus Größenlosem, es wäre Körperliches aus Unkörperlichem aufgebaut. So wird denjenigen Recht gegeben, die letzte unzerlegbare Einheiten oder „unteilbare Größen" annehmen. Obgleich Aristoteles bis zu diesem Punkte der Untersuchung sich auf die Seite der Atomiste stellt, so verficht er doch in Wahrheit das Dasein nicht so sehr der bestimmte Gestalten und Größen besitzenden Urkörper Leukipps und Demokrits, als punktueller Raumeinheiten, also desjenigen, was man in neuerer Zeit philosophische, nicht physikalische Atome genannt hat. Dann aber erfolgt eine jähe Wendung. Diese vollzieht sich durch die Vermittlung von Argumenten, die unseres Wissens kein Interpret jemals vollständig aufgeklärt hat. Als ihren Kern dürfen wir aber wohl die anderwärts aufgestellte These betrachten: so wenig aus den einzelnen unteilbaren Zeitpunkten, aus dem, was der Stagirit die „Jetzt" nennt, das Kontinuum der Zeit, kann aus punktuellen örtlichen Einheiten das Kontinuum des Raumes hervorgehen. Das Hilfsmittel, das der Zersplitterung und Zerbröckelung des den Raum einnehmenden Körperlichen wehren sollte, zeigt sich dem genauer Prüfenden als untauglich, als der ihm zugewiesenen Aufgabe nicht gewachsen. Läßt es Aristoteles an einer eigentlichen Erklärung des Kontinuums (vielleicht mit gutem Grunde) fehlen, so scheinen ihm jedenfalls die Schwierigkeiten der im angegebenen Sinne atomistischen Hypothese jene der ihr entgegenstehenden zu überwiegen.

Was nun das Gegenstück der räumlichen Teilung, die räumliche Vergrößerung betrifft, so seien auch in diesem Betracht unserem Denken keine Grenzen gesteckt. Allein eines sei der Gedanke, ein anderes die Tatsache! Nichts hindere, den Körperumfang eines jeden von uns unendlich vervielfacht zu denken. Es habe aber darum doch noch nicht Menschen gegeben, deren Gliedmaßen von einem Tor der Stadt zum anderen reichten!

8. Das faktische Dasein eines unendlich ausgedehnten Alls zu leugnen, dazu hat sich Aristoteles, wie bemerkt, schon durch die Leugnung des leeren Raumes den Weg gebahnt. Ein stofferfülltes und gleichmäßig von Stoff erfülltes Unendliches ergibt erhöhte Schwierigkeiten, denen sich auch namhafte Denker unserer Zeit nicht zu entziehen vermochten. Doch bedurfte es für Aristoteles nicht dieser Steigerung der Schwierigkeiten, um jenen Gedanken abzuweisen. Seine Argumente gegen das Dasein eines räumlich Unbegrenzten bilden ein merkwürdiges Gemisch von Feinstem und Gröbstem, von Wertvollem und Wertlosem. Die große Mehrzahl der alten Naturphilosophen erklärt hier der Stagirit als seine Gegner. Und nicht geleugnet soll es werden, daß diese dort, wo sie wohl in Wahrheit nur von ungeheueren, alles menschliche Maß

übersteigenden Zahlen und Raumgrößen sprechen wollten, die Worte „unendlich“ und „Unendlichkeit“ mit einem Leichtmut gebraucht haben, der sich um die aus diesen Begriffen fließenden Folgerungen wenig gekümmert hat. Aristoteles zieht diese Folgerungen, und es fällt ihm nicht schwer zu zeigen, daß die ernst genommene räumliche Unendlichkeit mit vielen unserer aus endlicher Erfahrung stammenden Begriffe gänzlich unvereinbar sei. Man kann nicht, so möchten wir hinzufügen, unser Erfahrungsbild an einer Hauptstelle empfindlich verletzen und zugleich erwarten, daß es an allen anderen Stellen unverletzt bleibe. Unser Philosoph geht jedoch weiter und zieht auch aus der Unvereinbarkeit jener Annahme mit Willkür-Theorien, wie es die Voraussetzung eines Weltmittelpunktes, die geozentrische Theorie, die Lehre von den natürlichen Orten ist, Schlüsse, bei deren Nichtigkeit wir nicht zu verweilen brauchen. Das Erstaunlichste aber ist, wie weit ihn die Reaktion gegen den jugendmutigen Überschwang seiner Vorgänger geführt hat. Der hervorragende Denker ist diesmal ein Opfer des gröbsten Sinnestrugs geworden. Die scheinbare Himmelskugel, die sich über unseren Häuptern wölbt, gilt ihm geradezu als das Universum! Er versucht es gar ernstlich und nachdrücklich zu beweisen, daß es nur diesen einen Himmel geben könne. Jeder Gedanke an die Möglichkeit anderer Sternsysteme, an einen eigentlichen Weltraum, an Gestirne, die außerhalb dieser Hohlkugel in den verschiedensten Ebenen und Entfernungen gelegen sind, ist ihm fremd oder wird von ihm bestritten. Auf die Bildung dieses einen Himmels, dessen Mittelpunkt unsere Erde ist, sei aller jemals existierende Stoff verwendet und aufgebraucht worden. Ein Überschuß von solchem sei jenseits der Himmelskugel so wenig als ein stoffentblößter Raum vorhanden. Und da mit dem Fehlen alles Stoffes auch jede Möglichkeit irgendeiner Bewegung oder Veränderung in Wegfall kommt, so gebe es — wie mit der Folgerichtigkeit eines an sich rühmenswerten Denkermuts geschlossen wird — jenseits dieser Schranken auch keine Zeit, die ja nur eine Größe von Geschehnissen oder Prozessen ist.

9. Das hohe Lied, das Aristoteles zu Ehren des „einen, einzigen und vollkommenen“, zugleich „ungewordenen und unvergänglichen“ Himmels anstimmt, ruht auf Grundlagen, die zwar sicherlich voller Haltbarkeit, keineswegs aber jeder Scheinbarkeit ermangeln. Zuvörderst freilich muß der Stagirit ein von ihm selbst wachgerufenes Bedenken niederringen. Gegen die Einzigkeit dieser unserer Himmelskugel richtet sich ein tiefgeschöpfter Einwand. Sind wir überhaupt berechtigt, das Dasein eines Unikums anzunehmen? Dürfen wir voraussetzen, daß ein Artbild, eine „Form“, jemals lediglich in einem

einzigen Exemplar verwirklicht worden ist? Nicht nur vom Standpunkt der platonischen Ideenlehre aus erscheine eine solche Annahme als unzulässig. Allein hier tue eine wichtige Unterscheidung not. Diese Unzulässigkeit gelte für alle Formen, die im Stoff ausgeprägt und für deren neue Ausprägung immer weiterer Stoff vorhanden ist; die Erschöpfung alles Stoffes, alles „physischen und wahrnehmbaren Körperlichen" in der Bildung dieses einen Himmels begründe eine Ausnahme von der allgemeinen Regel und rechtfertige dessen Einzigkeit.

In ungleich größere Tiefen reicht die Beweisführung, welche die Ewigkeit der Himmelskugel erhärten soll. Sie beruht im letzten Grunde auf dem Zusammenhang, der einerseits zwischen Entstehen und Vergehen, andererseits zwischen beiden und der qualitativen Veränderung erfahrungsmäßig obwaltet. Wir dürfen hier vorerst an ein tiefsinniges Wort des Eleaten Melissos erinnern: „Wenn das All sich in zehntausend Jahren um eines Haares Breite veränderte, so würde es im Laufe der ganzen Zeit zugrunde gehen" (vgl. I 153). Solch eine Erinnerung ist vielleicht um so mehr am Platze, da Aristoteles an eben dieser Stelle die Ansichten der Vorgänger reichlicher und zugleich wohlwollender als sonst berücksichtigt. Dabei läßt er das schöne Wort fallen: der Leser solle die Rechtsansprüche streitender Lehren, ehe man die Entscheidung fällt, vernehmen, damit man nicht eine gegnerische Meinung ungehört zu verdammen und gleichsam in contumaciam zu verurteilen scheine; auch müsse, wer über die Wahrheit richtig urteilen will, sich mehr in der Rolle eines Schiedsrichters als einer Streitpartei gefallen.

Aus der weit ausgesponnenen Beweisführung dürfen wir vielleicht die folgenden Sätze als ihren Kern herausschälen. Den Himmel mit Platon für entstanden und zugleich für unvergänglich zu halten, gehe nicht an, denn die Erfahrung lehre das Gegenteil; sie erweise alles Entstandene als vergänglich. Auch leuchte es an sich ein, daß Bestandteile, die einmal zu einem Ganzen zusammengetreten sind, also vorher auch ohne diese Vereinigung zu bestehen vermochten, die Fähigkeit solchen selbständigen Daseins besitzen müssen, und daher wieder zu diesem zurückzukehren imstande sind. Ferner geht Entstehen sowohl als Vergehen mit qualitativer Veränderung Hand in Hand, und von denselben ursächlichen Faktoren, die ihre qualitative Veränderung bewirken, kommt den Dingen wie das Entstehen, so auch der Untergang. Nun steht unserem Philosophen die qualitative Wandellosigkeit der in der Himmelskugel beschlossenen Gestirnwelt erfahrungsmäßig fest, und zwar, wie wir bemerken dürfen, nicht zum mindesten auf Grund der „uralten, vielhundertjährigen Himmelsbeobachtungen der Ägypter und Babylonier." Ursächliche Faktoren aber — das ist der letzte Ring dieser Schlußkette — die in weit ausgedehnten Zeiträumen ihr Dasein nicht durch die

leiseste Spur verraten haben, dürfen als nicht vorhanden gelten; die Möglichkeit ihrer vergangenen sowohl als ihrer künftigen Wirksamkeit, und damit deren Summierung zu großen Gesamt-Effekten, darf als ausgeschlossen gelten.

So plausibel all das klingt, es entbehrt sicherer Beweiskraft. Es ist nicht anders, als wollte man, weil eine mähliche Umbildung von Arten in geschichtlicher Zeit kaum nachweisbar ist, die Deszendenztheorie verwerfen. Ungleich weiter als Aristoteles haben auch diesmal die großen Atomisten gesehen (vgl. I 295). Auch vor ihren Augen lagen keine anderen Tatsachen. Allein das „Fehlen eines die Einsicht trübenden Schleiers“ ließ sie die Wahrheit dort erkennen, wo im stillen wirkende Vorurteile und superstitiöse Meinungen (Vollkommenheit der Kugelgestalt, Dasein und Walten von Sterngeistern, Nachbarschaft des ersten Bewegers) sie dem Blick des Stagiriten entzogen haben. Dazu gesellte sich ein bemerkenswerter Unterschied der Begabung. Die freie Beweglichkeit einer reich ausgestatteten Einbildungskraft, dieses Rüstzeug des wissenschaftlich entdeckenden nicht weniger als des künstlerisch schaffenden Genies, war bei Aristoteles gewiß nicht ebenso voll wie bei Leukipp und Demokrit entwickelt. Wer stärkere Worte liebt, mag seine Phantasie verkümmert und flügellahm nennen. Jedenfalls gebrach es ihm an jenem mächtigen Zug des Geistes, der hinter und über die wahrnehmbaren Tatsachen weit hinaus vorzudringen das Bestreben und die Kraft besitzt.

10. Auch dem Wechsel kosmischer Perioden, jener Grundlehre der alten Naturphilosophen, widerstrebte die vergleichsweise Enge seines Weltbilds. Seine Spekulation vermochte es allerdings nicht, die schon so tief ausgefahrenen Geleise der zyklischen Theorien gänzlich zu verlassen. Allein er beschränkt diesen Wandel ausschließlich auf die Erd- und die von ihr bedingte Menschen-Geschichte. Die kühnen Konstruktionen seiner Vorgänger, unter denen er Heraklit und Empedokles anführt, aber auch Anaximander und selbst Platon (im „Staatsmann“) nennen konnte, sind ihm vollständig fremd. Sein System umschließt keine Kosmogonie, keine Zoogonie, keine Anthropogonie. Und nicht etwa darum, weil wissenschaftliche Besonnenheit ihn von solchen Abenteuerlichkeiten zurückhielt. Von abenteuerlicher Verwegenheit ist auch seine eigene zyklische Doktrin nicht frei. Diese besagt nämlich, daß das Menschengeschlecht von Ewigkeit her auf der gleichfalls jedes Anfangs und jeder Vorgeschichte entbehrenden Erde heimisch war. Einen Fortschritt, ein Aufsteigen von niedrigeren zu höheren Formen der Vergesellschaftung, des Wissens- und des Kunstbetriebes kennt der Schöpfer der „Politik“ und der „Poetik“

innerhalb unserer Gattung. Es ist das, nebenbei bemerkt, der einzige Fall von wirklicher, in der Zeit sich vollziehender Entwicklung, der uns in den Lehren des Aristoteles begegnet. Diese Bewegung hat schon unzähligemal ihr Ziel erreicht und mußte ebenso häufig zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren. Denn unendlich oft wiederholte säkulare Katastrophen haben die Erde verwüstet, das Menschengeschlecht bis auf geringe Überreste vertilgt, es aus diesen neu erstehen und seine aufsteigende Gesittungsbahn immer und immer wieder einschlagen und verfolgen lassen.

Diese Doktrin ist zugleich der abgeschwächte Reflex eines altpythagoreischen Glaubens (vgl. I 112 f.) und ein Folgesatz der vorausgesetzten Ewigkeit der Erde und des Menschengeschlechts im Verein mit der Tatsache, daß der Stagirit nicht weniger als wir selbst Völker von primitiver Wildheit und Rohheit gekannt hat. Dieser letztere Umstand führt ja — von Entartungshypothesen abgesehen — notwendig zu der verwunderten Frage, warum die Zivilisation so vielfach noch nicht über ihre Anfangsstadien hinausgediehen sei. Die Antworten, die wir auf diese Frage zu erteilen pflegen: allmähliche Erkaltung und Verfestigung der in einem unermeßlich weit entfernten Zeitpunkt abgeschleuderten gasförmigen Erde, spätes Entstehen der eine unabsehbar lange tierische Ahnenreihe zählenden Menschheit, geschichtliche Zufälle aller Art, welche den Beginn und die Entwicklung der Kultur hier beschleunigt, dort verlangsamt haben — alle diese Antworten waren ihm teils unbekannt, teils galten sie ihm als unannehmbar. So bot ihm denn der durch die zyklischen Lehren seiner Vorgänger vorbereitete und durch die Kunde von gewaltigen Überflutungen und verwandten Katastrophen nahegelegte Glaube an jenen Kreislauf der Gesittung den rettenden Ausweg aus dem Wirrsal dieser Schwierigkeiten.

11. Wir sind unvermerkt in den Bereich der aristotelischen Geologie getreten. Hier kennt und verwendet unser Philosoph das einst von Xenophanes verkündete Prinzip der Summierung kleinster Wirkungen (vgl. I 132) nicht weniger als jenes der Periodizität wechselweise auftretender Wandlungen. So erkennt er in der Erdgeschichte Erklärungsweisen an, die er in der Geschichte des Kosmos gelten zu lassen sich geweigert hatte. Freilich betont er mit nachdrücklicher Schärfe, daß es sich hierbei nur um partielle, nicht um totale Wandlungen handle. Allein auch in dieser Beschränkung verstößt das Zugeständnis gegen ein wundersames Argument, das für die Wandellosigkeit des Kosmos streiten sollte, und das wir eben seiner offenkundigen Untriftigkeit halber in jenem Zusammenhange übergehen zu dürfen glaubten: eine sich immer gleichbleibende Ursache, wie es die

Gottheit ist, könne nicht bald so bald anders wirken. Mit aller Strenge angewendet würde dieser Beweisgrund auch den Wechsel von Tag und Nacht, den Kreislauf der Jahreszeiten, alle Veränderung, alle Prozesse, ja den Ablauf der Zeit selbst ausschließen, kurz gesagt den „Stillstand des Alls" erheischen. Damit wäre aus dem Naturforscher Aristoteles einer jener „Unnaturforscher" geworden, als welche er selbst die Eleaten so bitter gegeißelt hat (vgl. I 135 u. 438)!

Durch Erwärmung und Erkaltung sollen im Erdinnern Wandlungen stattfinden, die den verschiedenen Lebensaltern von Pflanzen und Tieren vergleichbar sind und einen periodischen Wechsel von Meer und Festland in ihrem Gefolge haben. Das allmähliche Versickern von Flüssen, das schließliche Versiegen von Quellen verwandle die See in Land; die aus diesen Gegenden verdrängten Wasserläufe tauchen in anderen Regionen auf und lassen dort Meer entstehen, wo vorher trockenes Land war. Wie dieser Wandelprozeß vom Sonnenlauf und dem Himmelsumschwung bedingt sei, wird überaus dunkel angedeutet. Volle Klarheit wird uns nur darüber geboten, daß diese einander ablösenden Vorgänge in Perioden verlaufen sollen, mit deren Größe verglichen ein Menschenleben winzig klein ist. Trotzdem will Aristoteles in den homerischen Gedichten, so ganz jung sie auch verhältnismäßig seien, noch Spuren eines minder vorgerückten Stadiums der Austrocknung Ägyptens sowohl als einiger griechischer Landschaften erkennen. Hieran schließt sich ein diesmal berechtigter Tadel der Alten — zu denen freilich nicht mehr Herodot und Thukydides zählen (vgl. I 211 f. u. 407) —, die „infolge eines beschränkten Überblicks" diese partiellen Prozesse verallgemeinert und auf Grund hierhergehöriger Wahrnehmungen von einem fortschreitenden Überhandnehmen des Festlandes gesprochen haben.

12. Konnten wir diesen vornehmlich auf Anaximander gemünzten Tadel einen berechtigten nennen, so gilt das Gegenteil von Vorwürfen die der Stagirit an einer benachbarten Stelle gegen Anaximanders unmittelbaren Nachfolger richtet. Der Pfeil giftigen Hohnes, den der Stagirit gegen Anaximenes abdrückt, schnellt auf ihn selbst zurück. Dort, wo er sich zur Besprechung der Winde, dann der Flüsse und des Meeres wendet, schickt er nämlich eine erstaunlich hochmütige Bemerkung voraus. Keiner der Älteren habe über diese Materien etwas vorgebracht, was nicht auch der Erstbeste hätte sagen können. Und sogleich darauf werden diejenigen gescholten, die im Wind „nichts anderes als bewegte, Luft" sehen, und darum die verschiedenen Winde für ihrem Wesen nach identisch und nur durch die Gegend, aus der sie wehen, unterschieden erachten! Der Zusammenhang der Stelle gestattet keinen Zweifel, daß der Stagirit unter denjenigen, die er hier mit der Lauge

seines Spottes übergießt, vornehmlich Anaximenes im Auge hat. selbst erklärt als die Ursache der Winde das, was er „trockene Au dünstung“ nennt, eine Gattung, von der der Rauch eine Unterart bil und woraus die Steine nebst anderen nicht schmelzbaren Minerali entstanden seien. Auf gleicher Höhe mit der Verwendung dieses u klaren Figments oder mit der Polemik gegen jene, welche die Quell insgesamt aus atmosphärischen Niederschlägen ableiten, steht die zuve sichtliche Erklärung dessen, wovor noch die heutige Forschung ratl Halt macht und das sie als eine primordiale Tatsache hinzunehmen si gedrungen sieht, nämlich des Salzgehalts der Meere.

Die Zuversicht im Falschen! Das ist ein die gelegentlich au tauchenden Regungen von Selbstbescheidung weitaus überwiegend Charakterzug des Physikers und Metaphysikers Aristoteles. Dieser Zu darf uns mitunter heiter stimmen, in Wahrheit aber bildet er eine e greifende Mahnung zur Selbstkritik, die eindringlichste Warnung v geistiger Überhebung. Nahe am Schluß des 12. Buchs der Metaphysi häufen sich, wie vielleicht sonst nirgends, die Äußerungen der Zufrieden heit mit dem von ihm selbst Vollbrachten und der Geringschätzung die ihm alle Vorgänger, unter denen sich diesmal auch Platon befinde zu verdienen scheinen. Es werden dort nahezu alle Grundfragen de Naturerkenntnis durchmustert, und immer kehrt derselbe Refrain wieder „darüber sagt niemand etwas Rechtes.“ „Auch kann niemand — s lautet das zusammenfassende Generalurteil — darüber etwas Rechte vorbringen, wenn er nicht dasselbe sagt wie wir!“

Und wie wenig war doch dieses Selbstvertrauen begründet! De Scharfsinn des glänzenden Dialektikers hat sich freilich auch in diesen Bereichen nicht verleugnet. Könnte man doch seine Physik mißbraucht Dialektik nennen. Allein die Befangenheit in aprioristischen und superstitiösen Vorurteilen, das übergroße Vertrauen in den vermeintlichen Wahrheitskern weitverbreiteter und altherkömmlicher Meinungen, die unzulänglicher Phantasiebegabung entspringende Scheu vor kühnen, die Schranken des Sinnfälligen weit überschreitenden Annahmen, endlich die zum Teil althellenische, zum Teil individuelle Vorliebe für vergleichsweise enge und geschlossene Horizonte, eine Vorliebe, der wir in seiner Staatslehre wieder begegnen werden — all das hat zusammengewirkt, um die hierhergehörige Leistung des Stagiriten zu verkümmern und ihr den Stempel der Rückständigkeit aufzudrücken.

Die uns noch obliegende Erörterung des zweiten Ursachen-Paares wird uns zum willkommenen Anlaß, einen Boden zu betreten, ...n der Geist unseres Philosophen eine ungleich tiefere Spur gedrückt ...las Gebiet der organischen Natur und der biologischen ...ung.

Zwölftes Kapitel.

Aristoteles als Naturforscher.

(Fortsetzung: Die organische Natur.)

Kennten wir Aristoteles nicht als allumfassenden philosophischen Enzyklopädisten, man könnte beinahe versucht sein, ihn für einen zoologischen Fachmann zu halten. So auffallend ist der Grad seiner Vertiefung in diesen Gegenstand, so erstaunlich die Ausdehnung seiner hierhergehörigen Leistungen. Der Umfang der zoologisch-physiologischen Hauptwerke verhält sich zu jenem der die anorganische Natur behandelnden (Physik, vom Himmelsgebäude, vom Entstehen und Vergehen, Meteorologie) ungefähr wie 3 : 2. Er gleicht fast genau dem Umfang der im weitesten Wortsinn anthropologisch zu nennenden Hauptschriften (Psychologie, Ethik, Politik, Rhetorik und Poetik, deren verlorenes zweites Buch wir dem erhaltenen ersten gleichsetzen), und ebenso demjenigen der allgemein philosophischen, für alle Disziplinen gleichmäßig grundlegenden Werke: der Bücher des Organon und der Metaphysik. Der andere Hauptzweig des organischen Lebens hat den Stagiriten offenbar weit weniger nachhaltig beschäftigt. Das uns erhaltene Schriftchen „Über die Pflanzen" ist freilich unecht und gestattet uns keinerlei Schlüsse zu ziehen; aber die Tatsache, daß sein Schulnachfolger Theophrast die Botanik in zwei umfangreichen, auf uns gekommenen Werken behandelte, liefert den Beweis, daß der Meister hier dem Jünger gar viel zu tun übrig gelassen hat.

Waren es die von den ärztlichen Vorfahren ererbten Neigungen, die Aristoteles zu dieser Bevorzugung des animalischen Lebensbereiches geführt haben? Oder stand das Tier als Nachbar des Menschen dem Interesse des Mannes besonders nahe, der alle Seiten des menschlichen Daseins mit nie erlahmendem Eifer durchforscht hat? Am wenigsten Fachmann war er jedenfalls, auch in seinen eigenen Augen, in den mathematisch-astronomischen Dingen, bei deren Besprechung er sich so häufig auf die „Kenner" oder die „Sachkundigen" beruft. Dazu stimmt es, daß er das zunächst angrenzende Feld, das physikalisch-chemische, wie wir heute sagen, mit ungleich geringerem Erfolge als das biologische bebaut hat. Fast möchten wir ihn einen Humanisten auch als Naturforscher nennen, dessen eindringendes Verständnis in dem Maße wächst, als die Forschungsobjekte sich dem anderen Pol aller Erkenntnis, dem geisteswissenschaftlichen oder psychischen nähern.

Übrigens hat sich Aristoteles selbst über die Beweggründe dieser seiner Bevorzugung der organischen Welt in denkwürdigen Worten geäußert. „Auch hier sind Götter“ — so ruft er mit Heraklit den in diese Forschungsregion Eintretenden zu. In ihr mehr als anderswo herrsche nicht der blinde Zufall, sondern der Zweckbegriff, der im Bereich des Schönen (wir würden sagen, des Ideales) wurzle. Wollte jemand über die Beschäftigung mit Tierleibern darum die Nase rümpfen, weil ihm Blut, Fleisch, Schleim usw. nichts Erhabenes dünken, so dürfte er nicht anders auch von der Erforschung des Menschen denken. Hier und dort aber gelte es nicht die Materie, sondern deren Zusammensetzung und die ganze Wesenheit. Unendlich höher als alles Irdische seien freilich die unvergänglichen Wesen zu achten, die uns das Himmelszelt offenbart; allein ihre weite Entfernung entrücke sie genauer Anschauung allzusehr. Da müssen wir uns mit Wenigem begnügen, gleichwie der Liebende mit Geringem vorlieb nimmt, das der Gegenstand seiner Leidenschaft ihm zeigt, und es höher achtet als die Fülle aller anderen Gesichte. In betreff der tierischen Welt aber trete gleichsam eine „Kompensation“ ein. Seien diese vergänglichen Wesen auch nicht mit den ewigen Gestirnen an Wert zu vergleichen, so bieten sie, und selbst die unscheinbarsten und geringfügigsten von ihnen, doch eben darum, weil sie uns näher stehen und vertrauter sind, „unsägliche Genüsse“ dar, zumal denen, „die philosophischen Sinnes nicht bar und der Ursachenforschung ergeben sind“.

2. Des Zweckbegriffs mußten wir im voranstehenden bereits gedenken. Haben wir doch mit dem Boden der organischen Welt die ganz eigentliche Heimat und die vornehmste Pflegestätte der vierten der aristotelischen Ursachen, der Zweckursache, betreten, der übrigens die dritte, die begriffliche oder formale, so nahe steht, daß sie nicht selten mit ihr zusammenfällt. Als echtbürtiger Jünger Platons zeigt sich nämlich der Stagirit darin, daß er den Dingen alle Bestimmtheit von den, ihnen freilich nicht äußerlich gegenüberstehenden, sondern innewohnenden oder immanenten, Artbegriffen zukommen läßt. Ungelöst bleibt hierbei die Frage, worin denn die von Individuum zu Individuum wechselnden, nicht einem Gattungstypus zugehörigen Eigenschaften, z. B. die braune oder blaue Farbe unserer Augen, wurzle. Der Kunstfertigkeit des Menschen wird die „Zielstrebigkeit“ der Natur (um Ernst v. Baers trefflich geprägten Ausdruck zu gebrauchen) als wesensverwandt gegenübergestellt. Wäre das Haus ein Naturprodukt — so heißt es an einer bemerkenswerten Stelle der Physik — so gliche es dem jetzt durch menschliche Kunst geschaffenen. Als ein oberster Grundsatz gilt die Regel, daß „die Natur nichts umsonst tut“. Allein

freilich, auch dieser Regel fehlt es nicht an Ausnahmen. Daß der Begriff oder der Naturzweck nicht überall und allezeit sich durchsetzt und zu voller Verwirklichung gelangt, für diese offenkundige Tatsache ist der Stagirit nichts weniger als blind gewesen. Er anerkennt in solchen Fällen das siegreiche Walten eines widerstrebenden Faktors, des Stoffes oder der Materie (hylē), die er anderwärts freilich für bloße bestimmungslose Potentialität erklärt. Sein Geist bewegt sich auch hier in den von Platon gelegten Geleisen. Monströse Bildungen insbesondere, deren Vorkommen in der Tierwelt ihn angelegentlich beschäftigt hat, vergleicht er mit Verfehlungen, wie sie in allen Kunstbetrieben begegnen, mit gelegentlichen Buchstaben-Verwechslungen des Schreibenden oder mit der unrichtigen Verdünnung eines Heilmittels durch den Arzt oder Apotheker.

Die teleologische Weltauffassung des Aristoteles ist der kümmerlichen Enge entwachsen, in welche diese Denkweise jedenfalls bei Xenophon, vielleicht bei Sokrates selbst, eingeschlossen war. Nicht der Mensch und der Nutzen, den er aus der Wohlordnung der Welt zieht, steht hier im Vordergrunde seiner Betrachtung. Es ist vielmehr diese Wohlordnung und die Schönheit des Kosmos selbst, die ähnlich wie bei Anaxagoras, beim Apolloniaten Diogenes und bei Platon sein Urteil bestimmt hat. Die gelegentliche und vereinzelte Erzielung eines Erfolges — so ungefähr heißt es an einer diesem Gegenstand gewidmeten Stelle der Physik — gilt uns als Zufall; wo aber ein Vorgang oder ein Tun ausnahmslos oder doch in der großen Mehrzahl der Fälle solch einen Zweckerfolg erreicht, da haben wir Grund, ein auf Erreichung des Zweckes gerichtetes Streben anzunehmen. Wer zur Zeit des trojanischen Krieges von der Höhe des Berges Ida die zweckdienliche Aufstellung des griechischen Heeres und seine geordneten Bewegungen wahrgenommen hätte, der wäre berechtigt gewesen, eine regelnde Absicht dahinter vorauszusetzen; nicht minder, wer ein Schiff mit voll entfalteten, dem günstigen Winde ausgesetzten Segeln die hohe See durchschneiden und dem Hafen zueilen sähe. Mit derartigen Beispielen hat der Stagirit in einer seiner populären Schriften die Zweckmäßigkeit der Naturvorgänge beleuchtet. In vorderster Reihe steht ihm hierbei der Bau und die Lebensverrichtungen der organischen Wesen mit Inbegriff der auf die Erhaltung der Arten zielenden Verrichtungen, wie es der Nestbau der Vögel, die Leistungen der Bienen, der Ameisen usw. sind. Er kennt den Versuch des Empedokles, die Zweckmäßigkeit organischer Bildungen auf das bloße Überleben der Tauglichen zurückzuführen; allein er verspottet diesen Versuch in einer nicht witzlos zu nennenden Weise. Wären jene Zwitterwesen, die Empedokles spontan entstehen und durch ihre Unzweckmäßigkeit zugrunde gehen ließ, z. B. die „Rindsleiber mit

Menschenhäuptern", in Wirklichkeit unserem Blick begegnet, wir hätten sie nicht mit anderen Augen anzusehen gehabt als jene Monstrositäten, die auch heutzutage in der Tierwelt auftauchen, nämlich als Abweichungen von einer bereits feststehenden Regel, nicht als Erscheinungen, die der Feststellung solch einer Regel vorangehen.

Auf die Teleologie des Aristoteles mit Geringschätzung herabzublicken, dazu fehlt uns selbst jede Berechtigung. Gehört die Zweckmäßigkeit organischer Bildungen doch noch immer zu den Rätseln, deren Lösung wir ersehnen und trotz Lamarck, Wallace und Darwin keineswegs erreicht haben. Die Hauptfrage, die sich uns hier aufdrängt, ist die folgende. Ist die Voraussetzung von Naturzwecken mehr geeignet, den Fortgang der biologischen Forschung zu hemmen oder zu fördern? Diese Frage gestattet, soweit wir zu urteilen vermögen, keine einfache und peremptorische Antwort. Hat der Betrachter eines Apparates dessen Leistung oder Aufgabe richtig erkannt, so ist sein Blick für die Einzelheiten des Baues und der in ihm sich vollziehenden Prozesse ohne Zweifel ein schärferer und sichrerer geworden. Insofern spricht man gewiß mit Recht von dem heuristischen Wert der teleologischen Betrachtungsweise. Diesem Vorteil stehen jedoch zwei Nachteile gegenüber. Die Annahme und Verfolgung von Zwecktendenzen kann das Augenmerk des Forschers von der Ergründung der unmittelbaren, menschlicher Einsicht mit größerer Sicherheit zugänglichen Ursachen ablenken. Und ferner: die Aufgabe oder Leistung eines Organs kann mißverstanden werden, und die irrige teleologische Auslegung kann die Auffassung der Tatsachen selbst trüben, kann ungenaue Wahrnehmungen und voreilige Schlüsse stützen oder erzeugen helfen. Der ersteren dieser Gefahren war Aristoteles sich wohl bewußt, und er hat ihr entgegenzuarbeiten sich angelegentlich, aber doch sicherlich nicht durchweg erfolgreich bemüht. „Zeus" — so heißt es einmal bei ihm — „läßt nicht regnen, damit das Getreide wachse, sondern mit Notwendigkeit. Denn die hinaufsteigenden Dünste müssen erkalten, die erkalteten zu Wasser werden und herabsinken." Hier überrascht es, die streng mechanische Erklärung an die Stelle der so naheliegenden teleologischen treten zu sehen. Es ist einerseits der sofort folgende Hinblick auf den von übermäßigem oder unzeitigem Regen gestifteten Schaden, der unseren Philosophen diesmal vor teleologischem Optimismus bewahrt hat. Andererseits kommt die physikalische Durchsichtigkeit der betreffenden Vorgänge in Betracht, wie denn die teleologische Auffassung sich auch bei Aristoteles zumeist dort einstellt, wo die gewöhnlichen Hilfsmittel der Naturerklärung versagen. Grundsätzlich freilich will er neben der Frage des Wozu? oder Weswegen? die andere nach dem Warum? nicht vernachlässigt wissen. Er läßt an einer bedeutungs-

sollen Stelle die mechanischen Ursachen im Dienste der Zweckursachen stehen und als ihre Werkzeuge gelten. Allein eines ist diese prinzipielle Anerkennung, ein anderes ihre folgerechte Durchführung. Diese scheitert begreiflicherweise gar häufig an der Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, den Zusammenhang der nächsten oder mechanischen Ursachen, zumal in biologischen Dingen, zu durchschauen. So zerfällt ihm denn das Naturleben tatsächlich in zwei Sphären, in deren einer die Notwendigkeit waltet, während die andere von Zwecktendenzen beherrscht wird. Gleich tadelnswert erscheinen ihm übrigens diejenigen, die dort Naturzwecke voraussetzen, wo bloße mechanische Notwendigkeit ihr Spiel treibt, und jene, die wie die Atomisten die Frage nach dem Zweck oder dem Wozu? überhaupt beiseite setzen und nicht anders urteilen, als wenn jemand beim Punktieren eines Wassersüchtigen die Lancette des Arztes und nicht die von diesem erstrebte Gesundung des Kranken als die Ursache der Operation bezeichnen wollte. So ansprechend dieser Vergleich ist, er ist wahrlich nichts weniger als überzeugend. Denn während viele menschliche Absichten wie die jenes Operateurs offen zutage liegen, ist unser Versuch, Zwecktendenzen der Natur zu erkennen, den schwersten Täuschungen ausgesetzt und durch subjektive Auslegung der Tatsachen beirrt. Damit berühren wir die zweite der oben namhaft gemachten Gefahren dieser Methode. Ein grelles Beispiel solcher Irrung mag hier eine Stelle finden. Ungenaue Beobachtung hatte Aristoteles oder einen seiner Vorgänger dazu geführt, die Zahl der Nähte im menschlichen Schädel für größer als in jenem anderer Lebewesen und im männlichen für größer als im weiblichen zu erklären. Flugs heftet sich an die Fehlwahrnehmung eine ihrer Berichtigung den Weg verlegende Deutung! Jene Nähte sollen der Ventilation des Gehirns dienen und müssen darum dort am zahlreichsten sein, wo Herz und Lunge am blutreichsten sind und die dem Gehirn — wundersamerweise — zugewiesene Aufgabe eines Kühlapparates mithin der ausgiebigsten Durchführung bedarf.

3. In drei großen Werken hat der Stagirit sich über alle Bereiche des Tierlebens verbreitet. Das erste und umfangreichste, die Tiergeschichte, behandelt nach seiner eigenen Ausdrucksweise die Phänomene des animalischen Lebens, während das zweite nicht, wie die Aufschrift „von den Teilen der Tiere" vermuten lassen könnte, bloß anatomischen Zwecken dient, vielmehr mit der Darstellung des Tierkörpers auch jene seiner Verrichtungen verbindet und darum vom Verfasser als Darlegung der Ursachen bezeichnet wird. Das dritte Hauptwerk endlich, „über die Entstehung der Tiere", will uns über ihr Werden unterrichten

und erörtert demgemäß das Gebiet der Zeugung und der Entwicklung (Embryologie).

Zum Preise dieser Werke erschallt ein Chorus begeisterter Stimmen. Einige der hervorragendsten Biologen, Zoologen und philosophischen Naturforscher des 19. Jahrhunderts haben sich in der Bewunderung des „großen Stagiriten" überboten. Cuvier und der Sohn seines Gegners, der jüngere Geoffroy St. Hilaire, der deistisch gesinnte Sir John Herschel und der von Positivisten hochgeschätzte de Blainville gehen hier einträchtig zusammen. Kein Geringerer als Charles Darwin erklärt einmal, er habe stets zu Linné und Cuvier wie zu Göttern aufgeblickt: neben dem Verfasser der Schrift „Von den Teilen der Tiere" aber erscheinen sie ihm als bloße Schulknaben. Dagegen hat George Henry Lewes, der Goethe-Biograph und Verfasser der „Seestrand-Studien", an diesem Teil der aristotelischen Leistung in seinem „Aristoteles, ein Kapitel aus der Geschichte der Wissenschaft" eine strenge, nicht selten wohl überstrenge Kritik geübt. Allein es erging ihm wie Bileam; seine Scheltrede mündet an mehr als einer Stelle in einen überschwänglichen Lobeshymnus.

Doch betrachten wir zunächst die Kehrseite des Bildes. „Aristoteles — so ruft einmal Lewes aus — wußte nichts von den Muskeln; er kannte nicht einmal ihr Dasein. Er wußte etwas, aber in Wahrheit sehr wenig, von zwei oder drei Nerven und ganz und gar nichts von dem Nerven-System. Er unterschied nicht zwischen Arterien und Venen. So waren ihm die drei wichtigsten Bestandteile des Organismus vollständig verschlossen." Wir können weitergehen. Das Gehirn, das schon von Alkmäon, dem ein großer Hippokratiker und Platon folgten (I 119 u. 252), als Zentralorgan erkannt war, wurde vom Stagiriten dieses seines Ranges verlustig und ebenso wie die Lungen für ein zur Kühlung des Blutes bestimmtes Organ erklärt; das Herz hingegen ward in Übereinstimmung mit der Volksphysiologie der Vorzeit wieder zum Sitz des Bewußtseins erhoben. Der Zeugungsakt ist, da dem männlichen Element nur die Aufgabe der Anregung und Belebung zugewiesen ward, arg mißverstanden, die Annahme der Urzeugung selbst auf Wesen von ziemlich zusammengesetztem Bau erstreckt worden. Wie läßt sich mit der Anerkennung solcher schwerer Mängel und Irrungen, die zum Teil wenigstens der Zurückweisung bereits gewonnener Einsichten entsprangen, die übermäßige Hochschätzung des Biologen Aristoteles vereinigen? Um diese Frage mit Billigkeit zu beantworten, um dem großen Manne, so weit als irgend möglich, sein volles Recht widerfahren zu lassen, um sein Verdienst nicht allzu hoch und nicht allzu niedrig zu veranschlagen, tut es vor allem not, einen raschen Blick auf seine Vorgänger, auf die ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel und auf die von ihm angewandten Methoden zu werfen. Auf

diesem Wege werden wir — dieses Urteil dürfen wir vorwegnehmen — die unerhörte Großartigkeit seines Unternehmens, die verblüffende Weite seines Umblicks, die, man möchte sagen im Kampfe mit den Verlockungen seiner dialektischen Virtuosität errungene Wahl wertvoller Methoden, schließlich einige viel-, wenn nicht allumfassende Verallgemeinerungen und die ihnen zugrunde liegenden erstaunlichen Gaben des vielseitigen Forschers erkennen und bewundern lernen.

4. Die vordem verbreitete, vor einem Vierteljahrhundert noch kaum bestrittene Ansicht, Aristoteles habe die Zoologie gleichsam aus dem Nichts geschaffen, hat unserem Philosophen zugleich zu viel und zu wenig Ehre erwiesen. Sie mutet ihm eine schier übermenschliche Leistung zu, und sie belastet ihn mit der Verantwortung für ungezählte Fehlschlüsse und Fehlbeobachtungen anderer. Eine reinliche Scheidung des Selbsterrungenen und Selbstverschuldeten von fremdem Verdienst und fremder Irrung ist auch heute nicht möglich. Allein wir wissen zum mindesten, daß es Aristoteles auf keinem der hier in Frage kommenden Gebiete an Vorgängern gefehlt hat. Zwischen eigener Anschauung und von anderen übernommenen Beobachtungen unterscheidet unser Autor selbst, wie uns dünken will, bisweilen nicht ohne Beflissenheit. Einem nachdrücklichen „wir haben beobachtet" steht nicht selten ein „es ist gesehen worden", „man hat wahrgenommen" gegenüber. Ebensowenig fehlt es, was freilich niemals verkannt werden konnte, an Berufungen auf Spezialforscher, wie z. B. bei der Beschreibung der Adern der Kyprier Syennesis, der Hippokratiker Polybos und der Apolloniate Diogenes, in betreff von Zeugungsproblemen Leophanes (oder Kleophanes), der mutmaßliche Verfasser der pseudhippokratischen Abhandlung „über die Superfötation", benutzt und beurteilt werden. Neben die wissenschaftlichen Spezialisten tritt die Schar der nicht der gelehrten Zunft angehörigen „Sachverständigen", von denen insbesondere Fischer, dann Zeidler, Hirten und Jäger allerart, Vogelsteller, Viehzüchter und Tierärzte genannt werden. Hierher gehörige Lehren der alten und der jüngeren Naturphilosophen werden gar oft angeführt, mitunter mit Anerkennung, häufiger mit herber Kritik, einer Kritik, die auch vor Platons „Timäos" keineswegs Halt macht. Geringer scheint die Zahl seiner Vorläufer in der beschreibenden Zoologie. Fraglich bleibt es, inwieweit Demokrit dazu gehört, von dessen aus drei Büchern bestehender, das Tierleben besprechender Problemschrift uns nur spärliche Reste vorliegen; jedenfalls hat Aristoteles seine tierphysiologischen Lehren ungemein oft erörtert. Speusipp konnte nach dem, was wir von seinem Buch „Über die Ähnlichkeiten" wissen (vgl. S. 2f.), in dieser Zahl unmöglich fehlen; ein Herodoros aus Heraklea wird einmal in betreff einer Spezial-

frage genannt und getadelt, und ebendort wird auch auf einen Irrtum, den „viele“ begangen haben, verwiesen. Bedeutsame Vorarbeiten im Bereiche der mit der Beschreibung eng verknüpften Klassifikation, der vergleichenden Anatomie und der Embryologie werden uns bald zu beschäftigen haben.

An die literarischen und die ihnen verwandten Hilfsmittel reihen sich die der eigenen Beobachtung dienenden Behelfe. Konnte man sich schon zu Herodots Zeit im Park des persischen Königsschlosses zu Susa am Anblick mannigfaltigen exotischen Getiers ergötzen, und hat es im Ägypten der Ptolemäer selbst nicht an städtischen Tiergärten gefehlt, so wird uns wenigstens nichts Derartiges von Makedonien und Griechenland gemeldet. Hingegen wurden zu Athen einzelne seltene Tiere von Liebhabern gehalten und gegen Entgelt zur Schau gestellt. Ja, selbst in Menagerien gaben bereits dressierte Löwen, Bären usw. allerhand Kunststücke zum besten. Die Nachrichten der Alten über die Unterstützung, die Alexander seinem Lehrer durch Zusendung von Tieren aus dem fernen Osten gewährte, verdienen schon um der fabelhaften Zahlen, die dabei genannt werden, wenig Glauben. Jedenfalls konnten solche Sendungen erst in das letzte Lustrum des Lebens unseres Philosophen fallen, während die Abfassung seiner zoologischen Werke zwar einer vorgeschrittenen, aber doch nicht eben der allerletzten Phase seiner wissenschaftlichen Betriebsamkeit angehört. So haben ihm denn in diesem Betracht schwerlich reichere Hilfsquellen als anderen seiner Zeitgenossen zu Gebote gestanden, und die genauere, teilweise ungemein genaue Kenntnis von ungefähr 500 Tierspezies, welche die Fachschriftsteller bei ihm nachweisen (ein Dreitausendstel der jetzt auf dem ganzen Erdenrund bekannten Arten), ist unter allen Umständen eine erstaunliche Frucht seiner rastlosen Forschung und seines hingebenden Sammeleifers. Diese Kenntnis hat sich von den niedrigsten Schaltieren, die er selbst „ein Mittelding von Tier und Pflanze“ nennt, bis zum Menschen erstreckt.

5. Man ist nicht wenig befremdet zu vernehmen, daß die Kenntnis, die Aristoteles vom physischen Menschen besaß, weit tiefer steht als diejenige, die er von ungleich niedrigeren Lebewesen erworben hat. So hat er wohl weder die menschliche Niere noch die menschliche Gebärmutter gesehen. Scheut er doch selbst vor dem Geständnis nicht zurück, daß das Innere des Menschen „am wenigsten bekannt“ ist und diese Kenntnis auf die Untersuchung anderer Lebewesen gegründet werden muß — ein Fundament, auf das er auch sein anatomisches Tafelwerk aufgebaut hat. Ja die bereits erwähnte grundfalsche Angabe in betreff der Zahl der Schädelnähte zeigt uns, wie man richtig bemerkt hat, daß er nicht einmal die ohne Zweifel oft dargebotene Ge-

-genheit wahrgenommen hat, kahle Totenschädel genau anzusehen und untereinander sowohl als mit Tierschädeln zu vergleichen. Wollen wir aber — das sei beiläufig bemerkt, — solche leicht vermeidliche Verfehlungen nicht dem großen Enzyklopädisten selbst, sondern seinen literarischen Gewährsmännern zur Last legen, so berauben wir uns des Rechtes, auffallend genaue Beobachtungen, die man in anderen Fällen bewundert, nicht eben diesen, sondern ihm selber zuzurechnen. So beispielsweise die Wahrnehmung, daß männliche Polypen bisweilen einen Fangarm in die Mantelröhre des Weibchens einsenken und darin zurücklassen, ein Phänomen, das sogar Cuvier noch falsch gedeutet hat, indem er in dem Fangarm einen Eingeweidewurm erblickte. In der einen wie in der anderen Reihe von Instanzen wird man besser daran tun, einmal die unvergleichliche Sinnenschärfe und allezeit rege Beobachtungslust der alten Griechen überhaupt, ein andermal ihren Mangel an nachhaltiger streng sachlicher Sorgfalt und szientifischer Schulung für das Ergebnis verantwortlich zu machen. Doch um zum Menschen zurückzukehren: was der eingehenden Kenntnis seiner somatischen Beschaffenheit im Wege stand, das war die Scheu vor Sektionen, die erst die exakte Naturforschung der großen alexandrinischen Ärzte überwunden hat. Nur in einem Punkte hat diese Scheu nicht gewaltet. Der menschliche Foetus ward bereits von den Zeitgenossen des Aristoteles und von ihm selbst geöffnet und zergliedert; und so kam es, daß die, hier überdies durch die Häufigkeit absichtlich herbeigeführter Fehlgeburten geförderte, Forschung ein weit genaueres Bild vom werdenden als vom gewordenen Menschen zu entwerfen imstande war.

Im Gefolge des Schlächters, des Opferpriesters und des Kochs ist der Anatom einhergeschritten. Das wirkliche und das vermeintliche Bedürfnis hat wie sonst so oft der Wissenschaft den Weg geebnet. Auch zum Behuf bloß äußerlicher Beobachtung hat man Tiere in sinnreicher Weise vorbereitet. So indem man sie absichtlich aushungerte, um an den abgemagerten Leibern den Lauf der Adern besser verfolgen zu können. Wählte man die Untersuchung am toten Tier, so tötete man es in solchen Fällen schließlich durch Erdrosselung, um die infolge des Blutverlustes eintretende Entleerung der Adern zu vermeiden. Wenn uns die Legende Demokrit von geöffneten Tierleibern umgeben zeigt (vgl. I 254), so stellt sie uns damit, wie der Wissensstand jenes Zeitalters lehrt, nur ein treues Spiegelbild der damals allein üblichen anatomischen Forschungsweise vor Augen. Daß Aristoteles selbst anatomische Studien in weitem Umfang getrieben hat, steht außer Zweifel, und daß er in diesem Betracht den Kreis der damaligen Forschung erheblich erweitert hat, darf zum mindesten als höchst wahrscheinlich gelten. Wäre die minutiöse Untersuchung auch niederer

Tiere keine Neuerung gewesen, schwerlich hätte der Stagirit das Bedürfnis empfunden, diesen Forschungszweig gegen seine Verächter nachdrücklich in Schutz zu nehmen; er hätte nicht den „kindischen Widerwillen“, der gegen die Untersuchung „gering geachteter Tiere“ bestand, zu geißeln nötig gehabt. Es mochte ihm ähnlich ergehen wie dem Begründer der englischen Chirurgie, John Hunter (1728—1793), den minder weitblickende Berufsgenossen darob verspotteten, daß er „seine Zeit mit dem Studium von Fliegen und Fröschen vergeude“. Nichts galt dem Stagiriten als allzu geringfügig oder allzu entlegen: nicht der Eierstock der Auster, nicht die Urinblase der Schildkröte, nicht die Stellung sich paarender Igel! Hat er auch auf diesem Gebiet zahlreiche Einzelirrtümer begangen: die hohe Wertschätzung und erfolgreiche Weiterbildung, wenn nicht die Begründung der Zootomie, der wir nach Tiedemanns Ausspruch „fast die Gesamtheit der wichtigsten anatomischen und physiologischen Entdeckungen verdanken“, bildet ein Verdienst allerersten Ranges.

6. Wir gelangen zu der an sich wichtigen und für die Zwecke dieses Werkes bedeutsamsten Frage: zur Frage nach der Geistesverfassung, in der Aristoteles den Schatz eigener und fremder Wahrnehmungen ausgemünzt, dem Tatsachenmaterial weitgehende Folgerungen und allgemeine Einsichten abgewonnen hat. Hier überrascht uns sofort ein tiefgreifender Gegensatz. Durften wir bei der Erörterung der physikalischen Werke von „mißbrauchter Dialektik“ sprechen, so wird niemand daran denken, die biologischen Bücher in dieser Art zu kennzeichnen. In keinem Teil seiner Schriften steht der Stagirit dem Verfasser der „Topik“ so ferne, wie in jenen, die uns hier beschäftigen. Lockere, rein dialektische Beweisführungen werden aufs bestimmteste zurückgewiesen. Die Ableitung von Schlüssen aus den dem Gegenstand eigentümlichen „spezifischen Prinzipien“, wird wiederholt und mit höchstem Nachdruck eingeschärft. Die „allzu weit hergeholten“ Erklärungen werden mit Emphase verurteilt. Dabei kann es der gewandte Dialektiker sich freilich nicht immer versagen, spitzfindige Scheinbeweise zu ersinnen. Allein er stellt sie diesmal nicht etwa nur, wie sonst so oft, in das Vordertreffen, um ihnen gewichtigere und bündigere Argumente nachfolgen zu lassen; er bezeichnet sie vielmehr ausdrücklich als „leer“ oder „nichtssagend“ und unterscheidet solches Spiel des Witzes aufs bestimmteste von den nach seinem Ermessen wahrhaft schlüssigen Beweisführungen.

So in betreff des mindestens von der Zeit Demokrits an viel verhandelten Problems der Unfruchtbarkeit der Maultiere. Er versucht zunächst die Unmöglichkeit einer fruchtbaren Paarung dieser Tiere zu erweisen. Denn wie sollten ihre Jungen beschaffen sein? Aus der

Verbindung von zwei Wesen ungleicher Art entspringe ein von beiden Arten verschiedenes; aus jener von zwei Wesen gleicher Art ein solches von derselben Art. Keine dieser zwei Annahmen sei hier zutreffend. Das Junge kann nicht von verschiedener Art sein, weil das Männchen und das Weibchen als Maultiere derselben Art angehören; ein Junges gleicher Art könne ebensowenig die Frucht solcher Paarung sein, weil beide Teile selbst aus Pferd und Esel gemischt, also verschiedenartig seien. Es leuchtet ein, daß die Worte „artgleich" und „artverschieden" in den zwei Teilen des Arguments nicht in demselben Sinne gebraucht sind. Wird doch das einemal nur auf die Beschaffenheit der zwei Tiere selbst, das anderemal auf ihre Abkunft Rücksicht genommen. Und in der Tat: Aristoteles bringt das Argument nur vor, um es zu verurteilen und zwar als ein „allzu allgemeines und darum leeres", als ein bloßes Scheinargument, das übrigens allzuviel, nämlich die Unfruchtbarkeit aller Bastarde ohne Ausnahme, beweisen würde.

Das Fieber der All-Erklärungs-Sucht hat ihn darum hier nicht weniger als anderwärts heimgesucht. Auch die biologischen Werke strotzen von verwegenen Erklärungsversuchen, die unzulänglicher Kenntnis und untriftiger, man darf mitunter vielleicht auch sagen oberflächlicher Deutung der Phänomene entspringen. Jene weise Zurückhaltung, die auf die Erklärung rätselhafter Vorgänge verzichtet und auf eine für diese Aufgabe besser vorbereitete Zukunft verweist (vgl. S. 45), sie bildet die seltenste aller Ausnahmen. Was am meisten Schaden stiftet, ist die Neigung zu übereinfachen Erklärungen, zu solchen, die spezifisch biologische Vorgänge unmittelbar an rein physikalische Ursachen anknüpfen. Man möchte von verfrühten Versuchen sprechen, die „Einheit der Naturkräfte" zu erhärten, — eine Tendenz, zu der die Atomisten durch die ausschließlich mechanischen Voraussetzungen ihrer Lehre gedrängt wurden, zu der aber die mangelnde Einsicht in die höheren Regionen des organischen Lebens, zumal die totale Unkenntnis der Gehirn- und Nervenprozesse, auch unseren mit tieferer biologischer Intuition ausgestatteten Philosophen nicht selten verführt hat. So wenn er das durch Erschrecken verursachte Herzklopfen aus einer vom Affekt bewirkten Erkaltung der oberen Körperteile, aus der daraus folgenden Senkung und Zusammenziehung der Lebenswärme ableiten will, woraus sich ihr gelegentliches Erlöschen und damit der Tod der erschreckten Tiere ergebe. Oder wenn die manchen Tieren eigentümliche Größe des Herzens als Ursache ihrer Scheu und Furchtsamkeit betrachtet wird, weil die auf einen großen Raum verteilte Herzenswärme geringere Wirkung als die auf einen engeren Raum zusammengedrängte übe, etwa wie das gleiche Kaminfeuer ein kleines Gemach, nicht aber einen geräumigen Saal zu erwärmen vermöge. Andere Beispiele liefert der

abenteuerliche Versuch, das weiche Blondhaar der Sarmaten und zugleich das rauhe Wollhaar der sarmatischen Schafe gleicherweise durch die Kälte des Nordens zu erklären. Ebenso wird das Mutieren des Jünglings und die hohe Stimme der Kastraten aus grundfalschen anatomischen Voraussetzungen, das Kahlwerden des Hauptes aus der vermeintlichen Kälte des Gehirns abgeleitet usw. usw. Wohl mochte Georges Pouchet, der beste Darsteller der aristotelischen Biologie, angesichts solcher Verirrungen ausrufen: „Glückliche Philosophie, die alle Widersprüche so gut zu versöhnen und für alles einen Grund anzugeben wußte!“ Doch neben solchen Äußerungen eines berechtigten Unmuts darf vielleicht auch die nachfolgende Überlegung einen Platz finden. Die so befremdliche Vordringlichkeit des Erklärungstriebes mag ein unerläßlicher Behelf der aristotelischen Polymathie gewesen sein. Schwerlich hätte der Geist des alles umfassenden Enzyklopädisten dieselbe unermeßliche Fülle von Kenntnissen sicher bewahren können, wenn sie ein Haufe großenteils unverbundener Daten und Probleme geblieben wären. Seine Erklärungsversuche, so voreilig und vermessen auch viele von ihnen waren, haben doch ein Netz gesponnen, dessen Fäden die ungeheuere und ungefüge Masse zusammenzuhalten und vor dem Auseinanderfallen zu bewahren geeignet waren.

7. Der Auskunftsreichtum unseres Philosophen, diese zugleich so wertvolle und so verhängnisreiche Mitgift, hat, wie man sieht, in verschiedenen Phasen seines Wirkens eine sehr verschiedene Gestalt gewonnen, eine andere in den physikalischen, eine andere in den biologischen Werken. Von dem leeren Apriorismus der ersteren ist er in den letzteren so weit als möglich entfernt. Man möchte von fortschreitender Reife, von einer im Ablauf der Zeit vollzogenen Läuterung seines Geistes sprechen. Und in der Tat: die drei die Gebiete der Zoologie, der Anatomie und Physiologie, endlich der Embryologie behandelnden Hauptwerke setzen nicht nur die Abfassung der vier physikalischen Hauptschriften, sondern sogar jene der Bücher „von der Seele“ voraus. Doch hält uns manches davon zurück, den Fortschritt des Alters für diesen Wandel der Methode allein verantwortlich zu machen. Wir denken hierbei nicht so sehr an die Rolle, welche dialektische Scheinbeweise in der noch weit später verfaßten Rhetorik spielen, deren Stoff und Bestimmung sie gar eng an die frühverfaßte Topik anreiht, als an das Häufen triftiger und untriftiger Beweisgründe, wie es gelegentlich auch in der nicht lange vor der Rhetorik abgefaßten Poetik vorkommt, so z. B. dort, wo der Vorzug der Tragödie vor dem Epos mit einem erstaunlichen Aufgebot von Argumenten zugleich lockerer und strenger Art verfochten wird. Hierher gehören auch jene schematisierenden Gewaltsamkeiten, durch

welche sämtliche Tugenden, sogar mit Einschluß der Wahrhaftigkeit und der Gerechtigkeit in den einen Begriffsrahmen des „Mittleren" gezwängt werden. Mehr noch als der Unterschied der Altersstufe mag der Unterschied der Gegenstände bedeuten. In der Physik ward Aristoteles durch den Mangel an zugleich gesicherten und fruchtbaren Grunderkenntnissen, der freilich (wie in der Zurückweisung der demokritischen Theorie vom Auftrieb) bisweilen ein selbstverschuldeter war, leeren Begriffskonstruktionen, wie seine Elementenlehre eine ist (vgl. S. 47f.), geradezu in die Arme getrieben. Im biologischen Bereich hingegen stand ihm eine ungezählte Fülle wertvoller Tatsachen zu Gebote. Er ist, so möchte man sagen, hier im Konkreten ebenso heimisch wie dort im Abstrakten. Und er wird durch die übergroße Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit seines Geistes diesmal statt zu gehaltloser Begriffsbildnerei, vielmehr zu voreiligen Annahmen in betreff vermeintlicher tatsächlicher Zusammenhänge gedrängt. Von diesen Auswüchsen der Ursachenforschung bleibt nur ein Zweig der Biologie völlig verschont. Es ist dies derjenige, in welchem der Geist des Forschers sich mit vergleichender Beobachtung begnügen muß, wo das Ordnen, das Klassifizieren, das Ermitteln von Ähnlichkeiten und von viel umfassenden Normen der Koexistenz seine einzige Aufgabe bildet. Hier ist es, wo er — so darf man unbedenklich behaupten — als Naturforscher sein Bestes geleistet und seine volle Meisterschaft bewährt hat.

Dreizehntes Kapitel.

Aristoteles als Naturforscher.

(Fortsetzung: Der Systematiker, der vergleichende Anatom und Physiologe.)

lassifizieren heißt verallgemeinernd ordnen und zugleich einen Stufenbau solcher Verallgemeinerungen schaffen. Aus der Fülle des tatsächlich Gegebenen (Phänomene, Vorgänge, Dinge) hebt der Geist das durch gleichartige Züge Verbundene hervor und schafft daraus ein Artbild. Den Artbildern gegenüber wiederholt er dasselbe Verfahren und ordnet eine derart gewonnene Reihe je einer anderen so lange unter, bis die also entstehende, sich stets verjüngende Pyramide schließlich in eine Spitze ausläuft: in einen oder mehrere Gattungsbegriffe höchster Ordnung. Das sind in dem Falle, der uns hier beschäftigt, Begriffe wie Pflanze und

Tier, oder organisches Wesen oder auch Wesen überhaupt. Ob dieser Aufbau gleich den Zwecken wissenschaftlicher Übersicht dient, so ist er doch keineswegs von allem Anfang an ein Erzeugnis wissenschaftlichen Sinnes oder auch nur bewußten Strebens. In seinen ersten Stadien verläuft der Prozeß vielmehr, man darf sagen, automatisch. Statt von einem Erkennen des Gemeinsamen im Verschiedenen würden wir vielleicht richtiger von einem Übersehen, einem Fallenlassen oder Vergessen der Unterschiede sprechen. So verfährt noch heute der Polynesier, der ein neu eingeführtes vierfüßiges Tier dem einzigen ihm bekannten assimiliert, es nach diesem benennt und durch diese Übertragung den Begriff des Vierfüßlers gewinnt. Der starke Eindruck, den das Bellen des Haushundes auf ein Kind hervorbringt, veranlaßt es, alle anderen bellenden Tierexemplare, mögen ihre Unterschiede auch so groß sein wie die zwischen dem Schoß- und dem Windhund, als zusammengehörig zu betrachten und ihr Erscheinen durch die Nachahmung des Gebelles zu begrüßen. In solchen Vorgängen darf man die ersten Ansätze, oder doch die Vorläufer der Klassenbildung erblicken. In weiterem Verlaufe ist es vornehmlich der Bezug zu menschlichen Zwecken, der neben den auffallendsten Unterschieden der Größe, der Gestalt, des Aufenthaltes die Versuche der Klassifikation bestimmt und leitet. Man spricht von wilden und zahmen, von Nutz- und Schadentieren, von Haustieren und Jagdwild, von Groß- und Kleinvieh, von fliegendem und kreuchendem Getier, von Seeungeheuern u. dgl. m.

Mitunter war es die Superstition, die zu sorgfältigerer Scheidung von Tiergruppen den Anlaß bot, wie uns eine solche in den Speiseverboten des alten Testamentes vorliegt. Wir meinen die Anerkennung der Klasse der Wiederkäuer und ihrer teilweisen Identität mit der Gruppe der gespaltene Klauen besitzenden Vierfüßler — ein vereinzelter Lichtblick, da hart daneben so weit verschiedene Tierarten, wie es die Eidechse und der Maulwurf sind, nebeneinander erscheinen.

2. Die ersten Anfänge rein wissenschaftlicher, das heißt von allen der Sache selbst fremden Gesichtspunkten absehender und die wesentlichen Züge streng hervorhebender Tiereinteilung bei den Griechen bleiben uns verborgen. Daß es Aristoteles auch in diesem Bereiche nicht an Vorgängern gefehlt hat, das läßt sich angesichts der regen wissenschaftlichen Tätigkeit jenes Zeitalters von vornherein vermuten. Einige der aristotelischen Namen von Hauptgruppen begegnen uns (von den allbekannten wie Fische und Vögel abgesehen) schon bei seinen Vorläufern, bei dem großen Arzte Diokles, dem „zweiten Hippokrates", desgleichen bei Speusipp. Wahrscheinlich hat schon Demokrit von der großen Klasse der „Bluttiere" und andere wieder haben von der Untergruppe der „Ein-

hufer“ gesprochen. Am Schluß des platonischen „Timäos“ erscheinen anläßlich jener im eigentlichsten Sinne so zu nennenden Deszendenztheorie einige Hauptglieder der Tierreihe; auch von einem „koischen“, in seinen Hauptzügen mit dem aristotelischen übereinstimmenden Tiersystem konnte auf Grund einer scharfsinnigen Zergliederung des zweiten der pseud-hippokratischen Bücher „von der Diät“ ein Zeitgenosse handeln.

Es ist sehr wohl möglich, daß keine einzige der bei Aristoteles vorkommenden zoologischen Hauptgruppen von ihm selbst zuerst aufgestellt worden ist. Dürfen wir diese Möglichkeit anerkennen und zugleich das Recht behaupten, ihn als Bahnbrecher und sein Verdienst um diesen Wissenszweig als ein überragendes zu feiern? Allerdings; denn das Wesentliche seiner Leistung dürfen wir mit dem eben angeführten Zeitgenossen nicht sowohl „in der speziellen Anordnung des Stoffes“, als „vielmehr in seiner Entwicklung der logischen Prinzipien für die Systematik“ erblicken. Doch nicht in dieser allein. Sind doch alle Sachkundigen darüber einig, daß die zoologische Systematik selbst von Aristoteles bis auf Linné (1707—1778) nicht den allermindesten Fortschritt aufzuweisen hat. Und sogar der Verfasser des „Systema naturae“ stand in manchen Punkten hinter Aristoteles zurück, wie er denn bis auf die zehnte der zwölf von ihm selbst besorgten Auflagen herab die Wale den Fischen und nicht, wie das bereits Aristoteles getan hatte, den Säugetieren (von diesem die „Lebendiggebärenden“ genannt) zugerechnet hat.

3. Einen ersten Schritt in dieser Darlegung der gesunden Prinzipien der Systematik bedeutet des Stagiriten entschiedene Abkehr von der Dichotomie. Dieses Unternehmen, eine Klassifikation auf Grund fortgesetzter Zweiteilung zu schaffen, war die früheste, sich wie von selbst darbietende Form didaktischer Einteilung gewesen. Sie bezeichnet das Geleise, in welchem sich die platonischen Klassifikationsversuche des „Sophisten“ bewegten. Die fortschreitende Denkreife hat den Verfasser des „Sophisten“ alsbald im „Staatsmann“ und desgleichen im „Philebos“ erkennen lassen, daß dieses Einteilungsprinzip keine durchgängig allgemeine Anwendung gestattet. Das wäre — so können wir erläuternd hinzufügen — nur dann der Fall, wenn eine übergeordnete Gattung jedesmal nur in zwei Unterarten zerfiele, die sich als konträre Gegensätze etwa wie Schwarz und Weiß, zueinander verhielten. Da aber dem Schwarz auf der einen Seite auch ein Blau, Grün, Rot usw. gegenüberstehen kann, so läßt sich die Zweiteilung in solchem Falle nur in der Weise aufrecht erhalten, daß dem Schwarz ein Nicht-Schwarz gegenübertritt, das alsbald wieder in seine mehrfachen Unterarten zerfällt werden muß. Man ersieht hieraus, daß der kontra-

diktorische Gegensatz nur ein künstliches und ein durchaus unfruchtbares Einteilungsprinzip darstellt. Aristoteles, dem Speusipp vorangegangen zu sein scheint, hat in einer tiefgreifenden Erörterung und mit unverkennbarer Bezugnahme auf eben die Klassifikationsversuche des „Sophisten" den Satz erhärtet, daß die Dichotomie als ausschließliches Einteilungsprinzip unhaltbar und dessen Anwendung „zum Teil unmöglich, zum Teil nichtssagend" ist.

Sein erster und Haupteinwand ist die Unfruchtbarkeit der Negation als eines Einteilungsgrundes. Das Fußlose, das Flügellose usw. bietet keine Handhabe zu weiterer Einteilung; es gibt keine Unterarten des bloß Negativen. Diesem Mißstand geselle sich ein zweiter zu, wenn die Zweiteilung eng Zusammengehöriges scheidet, was nicht nur in betreff der Unterarten einer gemeinsamen Gattung, sondern sogar in Ansehung der Glieder einer und derselben Art oder Spezies geschehe. Derartiges werde durch die Dichotomie „Land- und Wassertiere" oder durch die Gegenüberstellung von „Geflügelten und Flügellosen" bewirkt. Im ersteren Falle werden z. B. Wasservögel von ihnen sehr nahestehenden, aber das Land bewohnenden Vogelarten getrennt, jene mit den Fischen, diese mit Land-Säugern und Reptilien in eine Klasse zusammengeworfen. Die Gegenüberstellung der Geflügelten und Ungeflügelten aber zerre gelegentlich sogar die zu einer Art Gehörigen auseinander; sie scheide z. B. die flügelbesitzenden Geschlechtsameisen von den ungeflügelten (d. h. den Arbeiter-)Ameisen, den geflügelten männlichen Johanniskäfer von dem flügellosen Weibchen.

So ist Aristoteles unvermerkt dazu gelangt, jene Grundsätze natürlicher Einteilung, die in unserem Jahrhundert zu endgültigem Siege gelangt sind, zu entdecken und mit Nachdruck zu verkünden. Wenn noch Lewes meinte, der Stagirit habe nur „eine dunkle Ahnung des natürlichen Systems" besessen, so hätte ihn schon Jürgen Bona Meyers tiefgehende Behandlung des Gegenstandes in seiner „Tierkunde des Aristoteles" eines Besseren belehren können. Immer und immer wieder weist Aristoteles darauf hin, man dürfe, welches Unterscheidungsmerkmals man sich auch bedienen mag, niemals nach einem allein, sondern stets nach vielen Merkmalen einteilen. Und unter diesen Merkmalen werden wieder jene in die zweite Reihe gestellt, die auf den (so vielfach durch das Medium des Aufenthaltes und somit durch die Lebensweise bedingten) „Leistungen" oder „Verrichtungen" beruhen. Der Vorrang vor den physiologischen wird somit den anatomischen Merkmalen eingeräumt, die ursprünglichen oder Strukturmerkmale werden vor dem, was wir heute Anpassungscharaktere nennen, bevorzugt. „Die der Gattung nach verschiedenen Tiere unterscheiden sich durch die meisten ihrer Teile (deren Besitz oder Nichtbesitz, ihre Lage und Ord-

nung) ... Gruppen (hingegen), deren Teile nur graduelle Unterschiede aufweisen, werden zu einer gemeinsamen Gruppe vereinigt." Ohne die Deszendenztheorie zu ahnen, hat ihr Aristoteles in seiner Tiersystematik dadurch vorgearbeitet, daß er die dauerhaftesten und deshalb für verwandtschaftliche Zusammenhänge am meisten beweiskräftigen Züge zu seinem Leitfaden erwählte. Er gleicht darin Cuvier, und das Lob, welches diesem z. B. von Louis Agassiz in seinem „Essay on Classification" erteilt ward, wird von anderen in fast genau gleicher Weise Aristoteles gespendet. Den „Wirbeltieren" Cuviers entsprechen aufs genaueste die „Bluttiere" des Stagiriten mit ihren Unterklassen, der Säuger (von ihm „Lebendiggebärende" genannt), der Vögel, der Reptilien samt Amphibien („vierfüßige oder fußlose Eierleger") und Fische. Ihn hat hierbei nicht der Besitz dieses einen Merkmals geleitet, sondern das Vorhandensein und das Fehlen des Blutes galt ihm als eine Begleiterscheinung und als der Exponent zahlreicher und wichtiger sonstiger Eigenschaften. Die andere „größte Gattung", die der Blutlosen, zerfällte er in Weichtiere (unsere Cephalopoden), in Weichschaltiere (unsere Krustazeen), in „Schalhäutige" (Muscheln und Schnecken) und in Insekten mit Einschluß der Spinnen und Würmer, die am wenigsten scharf umrissene dieser Klassen.

Der Mensch wird mitunter als eine besondere Gattung bezeichnet, mitunter aber der ersten der oben genannten Unterklassen der „Bluttiere" beigezählt. Daß dies nicht regelmäßig geschieht, hat in der mangelhaften Nomenklatur seinen Grund, welche die „Lebendiggebärenden" zumeist, aber nicht ausnahmslos auch Vierfüßler nennt; wie denn Aristoteles auf erschöpfende Genauigkeit der Bezeichnungen keineswegs erpicht war. Während er z. B. im allgemeinen die „Art" der „Gattung" unterordnet, fehlt es nicht an Stellen, an denen die beiden Ausdrücke unterschiedslos gebraucht werden. Der stramme Denker ist ein ziemlich lockerer Schriftsteller. Er trägt als solcher gern ein bequemes Hauskleid, verwendet dieselben Worte, ohne den Leser immer zu warnen, bald in engerem, bald in weiterem, bisweilen auch in einem recht verschiedenen Sinne, wie er denn beispielsweise in der „Poetik" unter „Metren" zwar überwiegend die Versmaße selbst, gelegentlich aber auch die in bloße Versform gekleideten, nicht zugleich auch sangbaren Partien des Dramas versteht. So erklärt es sich, daß auch sein Tiersystem nicht einen durchweg streng gegliederten Aufbau zeigt und man die Zugehörigkeit der Untergruppen zu den Hauptgruppen mehrfach nur aus beiläufigen, nicht immer widerspruchslosen Andeutungen erschließen muß. Auch wollte er sich augenscheinlich sprachliche Neubildungen nur in sehr beschränktem Maße gestatten; daher die häufige Bemerkung, diese und jene Tiere bilden zwar je eine Gruppe, aber eine namenlose.

4. Schon eben diese Namenlosigkeit zahlreicher wichtiger Tiergruppen spricht dafür, daß Aristoteles hier in überwiegendem Maße wenigstens auf eigenen Füßen steht und nicht etwa nur an einem von seinen Vorgängern ererbten Gute zehrt. Noch bestimmter zeugt dafür die Eigenart seines klassifikatorischen Bemühens, die sich durch zwei Züge, den starken Sinn für Ähnlichkeit, für „Formenverwandtschaft" — wie sein eigener höchst charakteristischer Ausdruck lautet — und durch den ungemein scharfen Blick für das auszeichnet, was man die Korrelation der Teile genannt hat. Jener Sinn für Identität, die Grundlage der morphologischen Meisterschaft des Stagiriten überhaupt, bildet die Wurzel seiner vergleichend-anatomischen Erkenntnisse, von denen noch weiterhin die Rede sein soll. Der Sinn für Korrelationen liefert ihm die Basis seiner Einteilungen. Er gibt ihm an vereinzelten Stellen auch den Anlaß zu genetischen Betrachtungen, die den Rahmen der bloßen Wahrnehmung von Koexistenzen zu durchbrechen streben. „Eine Veränderung — so lautet ein überaus bemerkenswerter Satz —, die bei den Tieren ein kleines Organ erfaßt, bewirkt augenscheinlich gewaltige Veränderungen in der Beschaffenheit des ganzen Körpers." Einen, man darf sagen experimentellen Beleg dafür bietet ihm das Beispiel der Verschnittenen, bei denen die Beseitigung „eines kleinen Organs" den Umschlag „in die weibliche Natur" zur Folge hat. Hier stoßen wir auf einen Gedanken, den bis zu seinem letzten Ziele, der Umwandlung von Arten, zu verfolgen, ihm versagt ist, und von dem er daher keinerlei ernsthaften Gebrauch macht. Nicht einmal so weit als Anaximander, der Land- und Wassertiere in einen verwandtschaftlichen Zusammenhang gebracht hat (vgl. I, 45), ist er — trotz des widersprechenden Anscheins — in Wahrheit vorgeschritten. Ungleich tiefer reicht seine Einsicht in die wechselweise Bedingtheit der in einer und derselben Tiergruppe vereinigten Merkmale, wie es beispielsweise die Mehrzahl von Mägen und die unvollkommene Ausbildung des Zahnsystems bei den Wiederkäuern ist — ein Fall freilich, in dem der von ihm deutlich wahrgenommene teleologische Zusammenhang offen genug zutage liegt. Allein „sein hochentwickelter Sinn für organische Korrelationen" (um mit Georges Pouchet zu sprechen) gestattet ihm auch ungleich verstecktere Beziehungen, so jene zwischen der Natur der Eier und der sie legenden Tiere zu erspähen, wobei er in Übereinstimmung mit der modernen Zoologie nicht umhin kann, Vögel und Reptilien nahe aneinander zu rücken. Hierher gehört auch die von Cuvier bewunderte Erkenntnis, daß alle mit zwei Hörnern versehenen Tiere zweihufig seien, aber nicht umgekehrt, oder daß kein bespornter Vogel krumme Klauen besitze und umgekehrt.

5. Ein hochwichtiger Zweig dieser allgemeinen Norm ist das Prinzip, das Etienne Geoffroy St. Hilaire und Goethe wiedererkannt haben und das von jenem „balancement des organes" genannt ward. „Allenthalben — so formuliert Aristoteles dieses Gesetz des Ausgleichs — gibt die Natur das, was sie an einem Teile wegnimmt, an einen anderen ab..... Sie kann nicht nach zwei Seiten hin den gleichen Aufwand treiben..... Unmöglich vermag sie denselben Stoff an vielen Stellen zugleich zu verwenden." Womit man sogleich die verwandten Goetheschen Äußerungen vergleichen möge: „Will er (der Bildungstrieb) der einen (Rubrik) mehr zuwenden, so ist er nicht ganz gehindert, allein er ist genötigt, an einer andern sogleich etwas fehlen zu lassen; und so kann die Natur sich niemals verschulden oder wohl gar bankrott werden." Beispiele jenes „haushälterischen Gebens und Nehmens" (Goethe) liefern dem Aristoteles unter anderem jene Krebsarten, die weniger Scheren, aber mehr Füße als andere besitzen; desgleichen schwer fliegende Vögel, bei denen der sonst an die Flügel gewendete Überschuß zur Verdickung der Haut verbraucht wird. Eine andere Betätigung solcher Sparsamkeit bestehe darin, daß die Natur „die allen gemeinsamen Körperteile durch deren Umgestaltung zu vielen besonderen Verrichtungen geeignet macht", wie denn der Mund allen zur Nahrungsaufnahme, den meisten zur Atmung, vielen zum Kampfe, wieder anderen zur Mitteilung, dem Menschen zur Rede diene. Allein soweit die Natur auch von aller Vergeudung entfernt ist, sie verfällt darum doch nicht in den entgegengesetzten Fehler der „ärmlichen Ausstattung" oder Knickerei. Den letzteren Gedanken führt der Stagirit in einer Weise aus, die zwischen seinen biologischen und seinen soziologischen Lehren ein enges und überaus anziehendes Band knüpft.

„Wo es irgend möglich ist — so lesen wir in der Schrift von den Teilen der Tiere —, zwei Dinge zu zwei Verrichtungen zu gebrauchen, ... da pflegt die Natur es nicht so zu machen wie die Schmiedekunst, die der Wohlfeilheit wegen einen Bratspieß schafft, der zugleich als Leuchter zu gebrauchen ist." Und in der „Politik" wieder wird gegen die Verwendung des Weibes zu Sklavendiensten, wie sie unter Barbaren üblich ist, das Argument ins Feld geführt: „Nichts schafft die Natur in kümmerlicher Weise, etwa wie die Messerschmiede das delphische Messer" — wahrscheinlich ein Brotmesser, das den Pilgern auf ihrer Wanderung zugleich als Waffe dienen konnte —, „sondern je einem Zwecke widmet sie ein besonderes Mittel. Kann doch auch ein jedes Werkzeug nur dann seine größte Vollkommenheit erreichen, wenn es nicht zu mehreren, sondern nur zu einer Leistung dient." Und auch auf Ausnahmen von dieser Regel wird in beiden Gebieten mit dem gleichen Hinweis auf die gelegentliche Beschränktheit der Mittel, und diesmal sogar unter Ver-

wendung desselben Gleichnisses hingewiesen. Es werden nämlich jene Behörden, die in Zwergstaaten eine Vielheit von Aufgaben zu bewältigen haben, mit eben jenen „Bratspießleuchtern" verglichen. Kein Wunder übrigens, das sei nebenbei bemerkt, daß ein Leitgedanke des platonischen „Staates", die Teilung der Arbeit und die Spezialisierung der Funktionen, auf den Jünger einen tiefen Eindruck hervorgebracht hat und daher bei den verschiedensten Anlässen wiederkehrt.

6. Wir gelangen hier zu einem anderen und noch ungleich wichtigeren Gesichtspunkt. Nicht so sehr von Ausnahmen als von niedrigeren Bildungsstufen im Reich der Organismen hätten wir im obigen sprechen sollen. Ist doch die fortschreitende Spezialisierung der Leistungen und noch mehr ihrer Werkzeuge nur ein anderer Ausdruck für die steigende Kompliziertheit des Baues und den zunehmenden inneren Reichtum der Lebewesen. Dieser „vielgestaltigere und mit reicherem Aufwand ausgestattete" Bau bedingt auch die größere „Einheitlichkeit" eines Organismus. So wird es denn von den „am besten gebauten" Tieren gerühmt, daß sie nicht gleich manchen tieferstehenden sich spalten oder verstümmeln lassen und dabei fortleben, derart daß je solch ein Individuum „vielmehr einem Komplex vieler Individuen als einem einzigen gleicht". Damit ist — um mit einem in hohem Maße sachkundigen Zeitgenossen zu sprechen — jene „Abstufung der gesamten Lebewesen" gegeben, „welche die Grundlage" wie der aristotelischen so noch „unserer heutigen Klassifikation" oder Systematik bildet.

Hier liegt ein Abweg nahe, der nicht immer vermieden worden ist. Man hat die aristotelische Rang- oder Stufenordnung halb unwillkürlich mit einer zeitlichen Stufenfolge identifiziert und dem Stagiriten vielfach die ihm vollständig fremde Entwicklungs- und Deszendenzlehre geliehen. So sehr es not tut, vor dem Beschreiten dieses Irrweges zu warnen und der Verwechslung der aristotelischen gleichwie der Goetheschen Typen- und Stufenlehre mit Spencerschen Evolutions- oder Lamarck-Darwinschen Abstammungstheorien entgegenzutreten: eine innere Verwandtschaft der Doktrinen ist unleugbar vorhanden. Auch mußte man höhere von niedrigeren Gestaltungen unterscheiden gelernt haben, ehe man den Gedanken fassen konnte, daß diese jenen nachgefolgt oder auch aus ihnen hervorgegangen seien, daß, kurz gesagt, die morphologische Reihe mit einer chronologischen oder gar mit einer genealogischen zusammenfalle. Für Aristoteles aber, und das gilt es unverrückt im Auge zu behalten, hat es im Bereich des Organischen nur ein Nebeneinander des Niedrigeren und des Höheren, nicht ein Nacheinander, geschweige denn ein Auseinander gegeben.

Dem widerspricht es nicht, wenn die Form des Ausdrucks diese

grundverschiedenen Gedanken bei unserem so wenig als bei irgendeinem anderen Denker und Schriftsteller allezeit streng auseinander hält. Es liegt eben in der Natur des menschlichen Denkens und Sprechens, daß es Verhältnisse oder Beziehungen gern durch Vorgänge oder Prozesse, das Ruhende durch das Bewegte wiedergibt und versinnlicht, wie man sich denn sogar die Vorstellung geometrischer Figuren, also eines bloßen räumlichen Nebeneinander, durch derartige genetische Konstruktionen zu erleichtern liebt (vgl. II, 483/4). Handelt man nun vollends von den Abstufungen einer Reihe, so fällt es schwer, das Bild des Fortschreitens, des Wachstums, der Zunahme oder umgekehrt des Zurückgehens, der Abnahme und dergleichen ganz und gar fern zu halten. Aus dem Gebrauch solcher Ausdrücke konnte gelegentlich sogar der durchaus irrige Eindruck erwachsen, Aristoteles habe in einer gewissen Phase seiner Geistesentwicklung der von Platon im „Timäos" dargelegten Theorie von der Rückbildung oder Entartung organischer Wesen zugeneigt. In Wahrheit liegt ihm jeder Gedanke an eine aufsteigende sowohl als an eine absteigende aktuelle Entwicklung vollständig ferne. Lediglich der menschliche Kulturkreis ist es, in dem er einen tatsächlichen Fortschritt, eine reale Entwicklung kennt, die freilich schließlich wieder durch Katastrophen vernichtet und zu ihrem Ausgangspunkt zurückgeführt wird.

7. Jene Stufenfolge aber greift über die animalische Welt hinaus und umfaßt in Wahrheit die Gesamtheit der irdischen Wesen, von den unbeseelten angefangen bis zu ihrem Gipfel, dem Menschen. Und nichts ist in diesen Darlegungen so bemerkenswert als die nachdrückliche Betonung strenger Kontinuität gleichwie die Überzeugung, daß auch qualitative Verschiedenheiten der auffälligsten Art im letzten Grunde auf quantitative oder Gradunterschiede zurückgehen. Man wird an Xenophanes gemahnt (vgl. I, 132) und an seine Lehre von den minimalen, sich allmählich zu großen Totalwirkungen zusammensetzenden Prozessen. Die Voraussetzung der Stetigkeit ist bei Aristoteles dieselbe, ob er gleich von Fortschritten oder Übergängen in Sätzen, wie es die folgenden sind, nur in bildlichem Sinne redet. „Von den seelenlosen Wesen aus schreitet die Natur allmählich zu den Tieren über, so daß die Stetigkeit des Überganges die Grenzen verwischt und uns über die Zugehörigkeit des in der Mitte Liegenden vielfach im unklaren läßt. Zunächst kommt das Reich der Pflanzen, das in seinem Innern gleichfalls derartige gradweise Unterschiede aufweist, als Ganzes aber im Vergleich mit der übrigen Körperwelt fast als ein Beseeltes, im Vergleich mit dem Tierreich jedoch als unbeseelt erscheint. Der Übergang von den Pflanzen zu den Tieren ist wieder ein kontinuierlicher." Hierbei wird auf jene Mittelwesen hingewiesen, die der für die Tierwelt charakteristischen Eigenbewegung

ganz und gar entbehren und auch, wenn irgendwelche, so doch nur dunkle Spuren von Empfindung zeigen. In diesem Betracht werden Schaltiere, ferner Seeanemonen und insbesondere Schwämme namhaft gemacht. „In allmählicher Stufenfolge erscheinen dann immer die einen mehr mit Leben und Bewegung begabt als die anderen.“ Eine gleiche Bewandtnis habe es auch mit den Funktionen der Lebewesen, indem sich zu den Tieren und Pflanzen gemeinsamen Aufgaben der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung jene der Aufzucht der Jungen gesellt, die wieder je nach ihrer Dauer und der Intensität der „Vergesellschaftung“ niedrigere und höhere Stufen aufweist. Allein auch in betreff der moralischen und intellektuellen Eigenschaften werden zwischen Tier und Mensch an den betreffenden Stellen der biologischen Werke wenigstens nicht viel mehr als Gradunterschiede anerkannt. Dieses Verhältnis erhelle am deutlichsten aus dem Vergleich der Kinder mit den Tieren, indem bei jenen nur „gleichsam Spuren und Keime“ der im Zustand der Vollreife erkennbaren Eigenschaften anzutreffen seien und „die Kinderseele sich von der Tierseele so gut als gar nicht unterscheidet“.

8. Man hat der aristotelischen Lehre von dem, was wir heute die „natürliche Reihe“ nennen, mehrfach Widersprüche oder doch einen Mangel an systematischer Strenge vorgeworfen. Dieser Tadel gilt uns als unbegründet. Nicht der Darsteller, sondern sein Gegenstand, die Natur selbst, läßt es in dieser Rücksicht an Strenge, und an, man möchte sagen pedantischer, Folgerichtigkeit fehlen. Man kann sich vielleicht den wahren Sachverhalt am besten durch ein Bild von der Art des folgenden vergegenwärtigen. Die Welt der Organismen gleicht einem Terrassenbau, dessen Absätze mit Baumwuchs dicht besetzt sind. Doch eignet diesen Stämmen nicht durchweg gleiche Triebkraft. Demgemäß kann es geschehen, daß einzelne Zweige mächtiger als andere emporschießen und sogar die Wipfel an weit höheren Stellen gepflanzter Bäume überragen. So ist auch jene Stufenfolge in Ansehung der von Aristoteles mit wunderbarer Treffsicherheit hervorgehobenen Gesichtspunkte allerdings vorhanden, allein sie gilt nicht von jeder Einzelheit und in betreff jeder die Gruppen der Lebewesen kennzeichnenden Eigenschaft. Die Insekten z. B. stehen als ein Glied der blutlosen oder (wie wir seit Cuvier sagen) der wirbellosen Hauptklasse wohl auch in Anbetracht ihrer intellektuellen Entwicklung im großen und ganzen gewiß tiefer als des Stagiriten blutführende oder unsere Wirbeltiere. Das hindert aber nicht, daß einige ihrer Familien, wie es die Bienen und Ameisen sind, an Intelligenz manchen Wirbeltieren überlegen sind. Derartige Anomalien durfte, ja mußte Aristoteles anerkennen, und wenn ihn anläßlich solcher

Zugeständnisse irgendein Tadel trifft, so kann er sich nur auf die Tendenz beziehen, den Tatsachenbestand durch unzulängliche Theorien zu begründen. Nicht eines Mangels, weit eher eines Übermaßes von Systemgeist dürfen wir ihn bezichtigen, wie denn dieser mitunter sogar die unbefangene Auffassung des Tatsächlichen getrübt hat. Mit Recht erkennt er z. B. in der Trennung der Geschlechter eine die höheren organischen Wesen charakterisierende Einrichtung, eine Instanz der von ihm so wohl verstandenen Spezialisierung der Funktionen, die er diesmal allerdings — in wenig galanter Weise — durch das Streben der Natur nach Sonderung des Höheren und des Niedrigeren, gleichsam der Form und des Stoffes, verstärkt sein läßt. Nicht mit Unrecht verwendet er diese Einsicht, man möchte sagen als eine Präsumtion gegen die von manchen behauptete Selbstbefruchtung der Fische, da doch die geschlechtliche Paarung selbst bei weit tiefer stehenden Blut- oder Wirbellosen sattsam erhärtet sei. Der gegen die Verfechter jenes Irrtums erhobene Vorwurf der „Unkunde" aber fällt nun auf ihn selbst zurück, wenn er auf Grund jener Präsumtion die durchgängige Zweigeschlechtigkeit aller Pflanzen verficht und damit hinter die allgemeine griechische Volksansicht zurückschreitet, wie sie sich z. B. in dem Ausdruck „männliche Palmen" verkörpert. Die Geschlechtstrennung haben übrigens bei den Dattelpalmen wenigstens schon die alten Babylonier gekannt, gleichwie sie heutzutage jedem Araberkind bekannt ist.

9. Derartigen falschen Verallgemeinerungen oder genauer gesprochen: der Verwechslung von bloßen Tendenzen mit Gesetzen von unbedingter Geltung begegnet man natürlich nicht selten in diesen einer frühen Stufe der Forschung angehörigen Erörterungen. Bisweilen schließt sich solch eine über das Ziel schießende Verallgemeinerung an eine richtige und für den Scharfsinn des Stagiriten gar sehr bezeichnende Problemstellung an, die jedoch durch einen unvermeidlichen Mangel in der Kenntnis der Tatsachen dazu verurteilt war, der wahren Lösung zu entraten. Daß zum Beispiel die eingeatmete Luft dazu bestimmt sei, die innere Lebenswärme zu unterhalten, diese geniale Ahnung des wirklichen Sachverhaltes wird in der Schrift „über die Atmung" vorzugsweise aus dem Grunde bestritten, weil dann ein Verbrennungsprodukt entstehen und durch dieselben Luftwege ausgeschieden werden müßte, durch welche das Brennerreger in die Lunge gelangt ist. Daß dem in der Tat so ist, das konnte Aristoteles, dem das Brennerreger, der Sauerstoff, so unbekannt war wie das Verbrennungsprodukt, die Kohlensäure, unmöglich wissen. Er tat aber ein Übriges, indem er auch die dem realen Vorgang genau entsprechende Voraussetzung von vornherein zurückwies, und zwar unter Berufung auf die vermeintlich allgemeine

Erfahrung, vermöge deren die Aufnahme eines Nahrungsmittels und die Ausscheidung seines Rückstandes niemals auf demselben Wege erfolgen.

Haben hier und anderwärts biologische Verallgemeinerungen und die sie bedingende Methode des Vergleichens Aristoteles in die Irre geführt, so bleibt diese Methode nichtsdestoweniger die Grundlage seiner physiologisch-anatomischen Forschung und zugleich seiner gewaltigsten Erfolge. Die vergleichende Biologie und insbesondere die vergleichende Anatomie bildet einen seiner mindest bestrittenen Ruhmestitel. In diesem Bereich hat er seine Vorgänger, an denen es ihm freilich nicht fehlte, weit hinter sich gelassen. Von solchen Vorgängern ist in erster Reihe der geniale Verfasser der in der hippokratischen Sammlung erhaltenen Schrift „von den Gelenken" zu erwähnen. Der von allem Charlatanismus himmelweit entfernte, ebenso vornehm gesinnte als unermüdliche Forscher (vgl. I, 253) konnte unmöglich ohne die gründlichsten und umfassendsten Vorstudien Sätze wie jenen niederschreiben, in denen er den Bauch des Menschen mit „jenem aller anderen Tiere" verglichen oder die menschlichen Rippen für „die am meisten gekrümmten" erklärt hat.

10. An die anatomischen schließen sich die physiologischen Verallgemeinerungen, die allerdings so wenig als jene etwas grundsätzlich Neues waren. Man denke an des Empedokles und an Platons Erörterung der Atmung, an der Hippokratiker und an Demokrits Theorien der Ernährung und des Wachstums, nicht minder an Alkmäons Versuch, eine allgemeine Ursache des Todes der Organismen zu ermitteln. An systematischer Vollständigkeit freilich scheint ihm keiner der Älteren nahe gekommen zu sein.

Schon der Umstand ist nicht wenig bedeutsam, daß das Wort „organisch" in seinem modernen und spezifischen Sinne zuerst bei Aristoteles auftaucht. Heißt ihm doch die Seele oder Psyche „die erste Entelechie eines organischen physischen Körpers". Als die Grundbedingung der Fähigkeit oder Bestimmung zum Leben gilt ihm eben der Besitz von Organen, von denen die Pflanze wenige, das Tier viele und in dem Maße, als es vollkommener ist, immer mehr besitzt. Diese unterscheidet er als „ungleichteilige" von den „gleichteiligen" Bestandstücken des organischen Körpers, eine Unterscheidung, die jener der heutigen Wissenschaft zwischen Organen und Geweben genau entspricht. Die „gleichteiligen" unterscheiden sich durch ihre Eigenschaften, durch Härte und Weichheit, Trockenheit und Feuchtigkeit usw., die „ungleichteiligen" durch ihre Leistung, durch ihr Tun und ihr Wirken. In der Behandlung beider Bereiche betätigt sich sein stark ausgeprägter Sinn für Ähnlichkeit oder Gleichartigkeit, jene vornehme, wenn nicht die vornehmste aller Tugenden des wissenschaftlichen Entdeckers. Unter den Geweben faßt er, der einen hierhergehörigen

Vers des Empedokles billigend anführt, z. B. Haare, Federn, die Stacheln des Igels, freilich, worin ihm die neuere Wissenschaft nicht mehr beipflichtet, auch Schuppen unter einem gemeinsamen Begriff zusammen. Nicht anders werden im Bereich der Organe die menschlichen Arme, die Vorderfüße der Vierfüßigen, die Flügel der Vögel, desgleichen die Hände des Menschen mit den Scheren der Krebse und dem Rüssel des Elefanten verbunden. Auf den letzteren und seine mannigfache Leistungsfähigkeit paßt übrigens fast allzu genau die von Aristoteles dargebotene Charakteristik der Menschenhand. Hätte doch der Teleologe, der dieses „eine Werkzeug statt vieler" dem „für die meisten Kunstfertigkeiten befähigten Wesen" wegen dieser seiner Befähigung verliehen sein ließ — im Gegensatz zu Anaxagoras, der den intellektuellen Vorrang des Menschen eben aus dem Besitz der Hand abgeleitet hatte —, die Frage nach einer ähnlichen Abzweckung des Elephantenrüssels in ungleich minder hochtönenden Worten beantworten müssen.

Zwischen bloßer Analogie und strenger, auf wesentlicher Gleichheit des inneren Baues beruhender Homologie hat Aristoteles allerdings noch nicht unterschieden. Sein Glaube an das, was man die „funktionelle Einheit" im Reich des Organischen genannt hat, veranlaßt ihn, allenthalben nach Äquivalenten der in einer Tierklasse vorhandenen Gewebe, Funktionen und Organe in den übrigen Klassen zu suchen. Dem — inneren — Knochengerüst wird die — äußere — Schale der Schaltiere verglichen; dem Blut der Bluttiere entspricht der Nährsaft der Blutlosen; selbst dem Herzen und dem Hirn fehlt es nicht an analogen Bildungen. Einen bemerkenswerten Fall bildet die von der neueren Forschung bestätigte Einsicht in die ausnahmslose Allgemeinheit harnartiger Ausscheidungen, die Aristoteles auch dort wiederfindet, wo ihre äußere Erscheinung eine so ganz andersartige ist, wie bei Vögeln und Schlangen. Hier sind natürlich richtige Einsichten mit Irrtümern vielfach vereinigt, oft stehen sie in nächster Nachbarschaft beisammen; wie denn die Kiemen zwar als ein Äquivalent der Lungen, nicht aber (wie schon bemerkt, vgl. S. 46) als Atmungswerkzeuge erkannt werden. Was Kiemen und Lungen nach Aristoteles verbinden soll, ist vielmehr die beiden Organen fälschlich zugeschriebene Aufgabe, die Kühlung des Blutes, hier durch Luft, dort durch Wasser, zu bewirken.

Den kühnsten Flug hat dieser Analogismus dort genommen, wo der Stagirit die Gleichartigkeit und zugleich die Verschiedenheit von Tier und Pflanze in einem unvergeßlichen Bilde hervorhebt. Er bedient sich hierzu der platonischen Entartungslehre, indem er das Tier in regressiver Bildung zur Pflanze werden, seine Fortpflanzungswerkzeuge nach oben, Kopf und Mund hingegen nach unten kehren und diesen schließlich in die ihre Nahrung aus der Erde aufnehmende Wurzel sich wandeln läßt.

Damit ist das Endziel einer umgekehrten Entwicklung erreicht, dere leitende Tatsache die Abnahme der Lebenswärme bildet. Aristoteles ha nämlich zwar nicht gleich uns Neueren Warmblüter von Kaltblüter streng geschieden, wohl aber glaubte er ein Mehr und Minder von Wärm durch die Tierreihe verfolgen zu können, wobei die Wärme vermöge ihre physikalischen Wirkung die tierischen Körper ausdehnen, aufrichten, ihr Beweglichkeit steigern, die Kälte sie verkümmern lassen sollte. Diese über das Ziel schießenden und überdies einseitig physikalisch begründete Verallgemeinerung, die übrigens ihr Urheber selbst nicht als eine aus nahmslose anerkennt, lag wohl die Wahrnehmung zugrunde, daß di warmblütigen Tiere die vollkommensten und die blutlosen Tiere über haupt „bis auf einige wenige“ kleiner als die Bluttiere sind.

Während so die zahlreichen Fäden der Analogie, die alle Stufe und Klassen der organischen Wesen durchziehen, den Mitteln gelten die der Erfüllung gleichartiger Aufgaben gewidmet sind, bleibt ein Res übrig, der den Nachweis solch eines Zweckzusammenhanges nicht meh gestattet. Wir reden solchen Launen der Natur gegenüber, wie es z. B die Brustwarzen männlicher Säugetiere sind, von rudimentären oder *ver kümmerten* Organen und suchen in der Abstammungslehre den Schlüsse zur Erklärung derartiger Anomalien. Aristoteles, dem diese Auskunf versagt war, spricht in solchen Fällen (ganz ebenso wie noch *Schopen hauer*) von Teilen, die nur „*der Andeutung wegen*“ vorhanden sind als ob die Gestaltungslust der Natur ein Glied ihres Bauplanes, das sic in vielen Instanzen zweckdienlich erwiesen hat, auch dort, wo es keine Zweck erfüllt, nicht gern ganz und gar missen wollte.

11. Einige Hauptpunkte der aristotelischen Physiologie mußten wi bereits berühren; eine summarische Darstellung dieser Doktrin des Sta giriten wird uns die Schwächen seiner Ätiologie von neuem vor Auger stellen.

Die Nahrung muß eine gemischte sein, damit die aus allen Elementen zusammengesetzten Körperteile ihren Stoffverbrauch allseitig ersetzen können. Der Nahrungsaufnahme folgt ihre Umgestaltung, die Verdauung oder Verarbeitung, die nicht nur Aristoteles eine *Kochung* nennt. Hier tritt uns vielmehr ein Stück uralter Volksphysiologie entgegen. Das Reifen der Früchte unter dem Einfluß der Sonnenwärme, die Zubereitung dieser und anderer Nahrungsmittel mittels des Herdfeuers, schließlich die weitere Erweichung und Auflösung der Speisen im warmen Innern des Tierkörpers — diese *drei* Prozesse als Stadien *eines*, seinem Wesen nach identischen Vorgangs anzusehen, sind die Griechen gleich andern Völkern von altersher gewohnt gewesen. Bezeichnet doch dasselbe Wort (pepsis, in unserem Pepsin, Dyspepsie

u. dgl. m. erhalten) ebensosehr die Kochung im eigentlichen Sinn als die Verdauung, während das nahe verwandte pepaino die erste jener drei Stufen, das Reifen der Frucht, bedeutet. Im vollen Umfang dieses dreifachen Sinnes ward das lateinische coquo verwendet. Ein wenig anders steht es mit dem deutschen Kochen, dessen uneigentlicher Gebrauch nur der dichterischen Rede und dann wieder dem fachwissenschaftlichen Ausdruck zu Gebote steht. „Was Arabien kocht" — so umschreibt Schillers „Spaziergang" die von der arabischen Sonne gezeitigten Früchte; „bald kocht der Magen nicht", so wird eine Verdauungsschwäche von Martin Opitz gekennzeichnet. Von der Verdauung als Kochung spricht noch die rückständige Physiologie des 19. Jahrhunderts, z. B. an einer Stelle der Hegelschen Enzyklopädie. Eigentümlich scheint unserem Philosophen hierbei nur das Folgende. In der Kochung als der durch die tierische Wärme bewirkten Wandlung des Rohen und Unedlen in das Verfeinerte und Vervollkommnete glaubt er unterschiedliche Abstufungen erkennen zu können. So gilt ihm das Phlegma oder der Schleim als das Ergebnis einer ersten oder vorläufigen, das Blut hingegen unter den Nahrungssäften als jenes der letzten oder endgültigen Kochung.

Die Produkte unvollständiger Kochung und die auf jeder Stufe dieses Prozesses übrigbleibenden Rückstände, das sind im Gegensatze zum Blut die Mittel zum Aufbau und zur Erhaltung der tieferstehenden Körperbestandteile. Jeder der Nahrungsstoffe gelangt nämlich in die seiner bedürftigen Bestandteile, das Blut als der edelste in die edelsten, als welche „das Fleisch und die Substanz der übrigen Sinneswerkzeuge" bezeichnet wird. In diesem Betracht wird der Körper mit einer Haushaltung verglichen, in der die beste Nahrung den Freien zuteil wird, die geringere und das Überbleibsel der besseren den Dienern vorbehalten bleibt, während der wertloseste Teil den Haustieren als Futter dient. Das Blut, von dessen Umlauf Aristoteles nichts weiß, wird im Herzen bereitet, das darum als „die Quelle zugleich der Wärme und der Empfindung", der „Herd" und um seiner geschützten Lage willen „die Akropole" des Leibes heißt. Von hier aus ergießt sich das Blut nach allen Seiten hin in immer feinerer und feinerer Verteilung, etwa wie in einem wohlgepflegten Garten zu gleichem Zwecke „die Wasserleitungen von einem Ursprung und einer Quelle aus in viele Rinnen und immer wieder in andere" sich verzweigen.

Dem Fleisch konnte Aristoteles natürlich nur dann die erste Stelle im Organismus einräumen, wenn er die Nerven oder doch ihre Funktionen so wenig als jene des Gehirnes kannte. Über diese Unkenntnis besteht kein Zweifel; wir haben ihrer schon mehrfach gedacht (vgl. S. 6 und 111); fraglich bleibt es nur, ob er die Nerven schlechtweg mit

den Sehnen zusammenwarf (vermöge der Grundbedeutung des Wortes die z. B. noch in unserem nervus rerum fortlebt), oder ob er doch eine Teil derselben von diesen unterschied. Der Unkenntnis der Nerven un ihrer Verrichtungen geht jene der als solche nicht erkannten, sonder nur unter der Gesamtbezeichnung „Fleisch“ zusammengefaßten Muskel und ihrer Funktionen zur Seite. So wenig die Empfindungsreize durc Nerven von der Peripherie zum Zentrum geleitet werden — eine Auf gabe, die vielmehr, wie es scheint, den Adern überwiesen wird — ebenso wenig werden die Bewegungsimpulse durch Nerven vom Zentrum au der Peripherie übermittelt und durch Muskeln daselbst ausgeführt. E sind vielmehr die Bänder und Sehnen selbst, die jene vom Herzen aus gehenden Impulse auf die Knochen übertragen sollen. So wird der a sich treffende Vergleich des Skeletts mit Marionetten in seiner Aus führung zu einem nur halb richtigen. Dem Holz und Eisen der Draht puppen sollen allerdings die Knochen, den Fäden aber, an welchen jen gezogen werden, lediglich die Sehnen und Bänder entsprechen. Zu Frage des Empfindungs-Mechanismus und der Sinneswerkzeuge wird un die Seelenlehre des Stagiriten zurückführen; vorher haben wir jedoc noch jenen Teil seiner Physiologie zu durchmustern, der ungleich höhe steht als diese dürftigen Ansätze zu einer Ernährungs- und Bewegungs lehre, nämlich seine Doktrin von der Zeugung und Entwicklung.

Vierzehntes Kapitel.

Aristoteles als Naturforscher.

(Schluß: Der Embryologe.)

Das Werk „von der Zeugung der Tiere“ bildet den Schluß der un erhaltenen biologischen, sogar mit Inbegriff der psychologische Schriften. Und da dieser ganze Bücher-Komplex dem Organon und den sämtlichen physikalischen Werken nachfolgt, so darf man hier eine Höhepunkt geistiger Reife anzutreffen erwarten. Diese Erwartung wir nicht getäuscht. Wir stoßen vor allem auf eine Selbstberichtigung vo außerordentlich bedeutsamer Art. Das Feuer wird aus der Reihe de Elemente verwiesen und als eine Begleiterscheinung von Prozessen auf gefaßt, deren Sitz jedes der drei übrigen Elemente sein kann. Daß das

Widernatürliche in seiner Art auch ein Natürliches und jenes nur in dem Sinne einer nicht zum vollen Siege gelangten Naturtendenz ist, daß es überhaupt nichts im eigentlichen Sinne Regelwidriges oder Zufälliges gibt, daß vielmehr alle Ausnahmen von geltenden Normen in Wahrheit nur Ergebnisse von Ursachen-Konflikten sind — dieser Gedankenreihe hat Aristoteles hier zum Teil präzisen Ausdruck geliehen, zum Teil ist er einem solchen ungleich näher als irgendwo sonst gekommen. Dazu stimmt der häufiger und mit größerem Nachdruck als anderswo erhobene Einspruch gegen unzulängliche Beobachtungen, gegen unstatthafte Generalisationen, gegen „leere" Allgemeinheiten, gegen „allzuweit" hergeholte Erklärungen, gegen die Bevorzugung des Räsonnements vor den Tatsachen, gegen die Willkür, die plausibles Mutmaßen an die Stelle faktischen Wahrnehmens zu setzen gewohnt ist.

Eine Fülle tatsächlicher Wahrnehmungen findet sich in Wahrheit in diesen Büchern vereinigt. Auf den „Augenschein", und zwar in ungemein weiter Erstreckung, beruft sich ihr Verfasser mit ungewöhnlicher Emphase. Es schmälert sein Verdienst nicht, daß er die grundlegende, „bis in die neueste Zeit . . . ergebnisreichste Methode der . . . embryologischen Forschung" einem Vorgänger verdankt, dem Verfasser des in der hippokratischen Sammlung erhaltenen Buches „von der Entstehung des Kindes". Diese Methode schildert ihr Urheber wie folgt: „Wenn man zwanzig oder mehr Eier zwei oder mehreren Hennen unterlegt und vom zweiten Tag angefangen bis zu dem letzten, an welchem das Junge aus dem Ei schlüpfen wird, täglich ein Ei wegnimmt und erbricht, so wird man . . . alles meiner Darstellung entsprechend finden, soweit man eben einen Vogel mit einem Menschen vergleichen kann." Diese „geniale Konzeption" fußte auf der Tatsache, daß in Wirklichkeit aus „der Entwicklung des Hühnchens . . . auf die . . . der Säugetiere geschlossen werden kann". Damit war die vergleichende Embryologie begründet und ein Weg betreten, auf dem im Altertum der einzige Aristoteles fortgeschritten ist, der auch im Mittelalter verschüttet blieb und den erst ein großer Italiener des Renaissancezeitalters, Ulisse Aldovrandi (1522—1607) wieder freigemacht und weiter verfolgt hat. Was die aristotelische Leistung auszeichnet, das ist (um mit dem vorhin angeführten Zeitgenossen zu sprechen) zumeist „der universelle Blick, der die embryologischen Verhältnisse aller bekannten Tierarten zu umfassen trachtet," und der neben manchen Fehlbeobachtungen doch erstaunlich viele, zum Teil erst im 19. Jahrhundert wiederentdeckte Tatsachen der Entwicklungsgeschichte in den verschiedensten Tiergeschlechtern, nicht am wenigsten bei Selachiern (vergl. S. 42) und Cephalopoden, ans Licht gebracht hat.

Wieder findet der Sinn für Korrelationen reiche Anlässe zu seiner

Betätigung. Wir begegnen dahingehörigen Wahrnehmungen, die das Erstaunen moderner Embryologen erregen. So kennt und beschreibt Aristoteles den Ersatz des Mutterkuchens durch die Kotyledonen genannten Lappen, der mit den Charakteren der Wiederkäuer und der schweineartigen Säugetiere Hand in Hand geht. Am wohltuendsten berührt es, wenn Aristoteles in solchen Fällen nicht vom Systemgeist eingegebene dogmatische Urteile vorträgt, sondern das Gewicht der Tatsachen zweifelnd prüft und nur zögernd eine Entscheidung trifft. So bereitet ihm die Stellung des Schweines, mit Recht, wie unsere Fachmänner versichern, einige Verlegenheit. Die Sau wirft nämlich mehrere und völlig ausgebildete Junge; mehrere wie die Vielzehigen, völlig ausgebildete, wie fast nur Ein- und Zweihufer, zu welch letzteren ja das Schwein in Wahrheit gehört. Soll nun seine Stellung im System durch jene oder durch diese Analogie bestimmt werden? Aristoteles entscheidet sich für die letztere Alternative und versucht nebenbei, jene Sonderstellung, die es unter Zweihufern einnimmt, durch Erwägungen, die auf die Kleinheit des Tieres und seine reichliche Ernährung gegründet sind (Vorhandensein eines beträchtlichen, für die Fortpflanzung verfügbaren Überschusses), zu erklären. Dieses Beispiel mag übrigens auch den Einfluß beleuchten, den Aristoteles als Klassifikator neben den anatomischen auch den entwicklungsgeschichtlichen Tatsachen einräumt.

2. Vielleicht das denkwürdigste Musterstück aristotelischer Subtilität und Unermüdlichkeit im Forschen und Nachdenken bieten uns seine auf die Teratologie bezüglichen Erörterungen. Zu dieser Lehre von den Monstrositäten oder Mißbildungen haben offenbar die Beobachtungen von Wahrsagern und Opferpriestern den Grund gelegt. Dazu mochten sich die Wahrnehmungen von Tierzüchtern aller Art gesellen. Dennoch würde niemand von dem allumfassenden Enzyklopädisten eine so eingehende Behandlung dieses Sondergebietes erwarten, wie sie uns tatsächlich vorliegt. Ist ihm doch beispielsweise das überaus seltene Vorkommnis zweiköpfiger Schlangen nicht fremd; weiß er doch, daß bei Bienen und Wespen Mißbildungen nicht auftreten, und hat er es dabei nur darin versehen, daß er diese Ordnungen statt der sie umfassenden Hauptklasse, der Insekten überhaupt, in diesem Sinne namhaft macht.

Noch erstaunlicher, wenngleich von weit zweifelhafterem Werte als die ausgedehnte Kenntnis der Tatsachen ist hier der Reichtum an Gesichtspunkten, die zu ihrer Erklärung verwendet werden. So wird die Frage aufgeworfen, ob nicht ein Zusammenhang zwischen der größeren und geringeren Zahl der gleichzeitig geworfenen Jungen und dem Vorkommen überschüssiger, beziehentlich defektiver Gliedmaßen besteht. Es schwebt dabei offenbar der Gedanke vor, daß Überfluß, beziehentlich

Mangel an Bildungsstoff in beiden Fällen als die gemeinsame Ursache zu gelten habe. Auch die bei manchen Eierlegern vorkommende gedrängte Lage der Eier wird als eine Gefährdung der unversehrten Entwicklung der Jungen ins Auge gefaßt. Wieder ein anderer Gesichtspunkt ist dieser: Mißbildungen seien bei den Tieren am häufigsten, deren Junge nicht völlig ausgebildet zur Welt kommen; die unvollkommene Ausbildung und die unvollständige Ähnlichkeit mit den Erzeugern seien schon gleichsam Schritte auf dem Wege zu monströsen Bildungen. Auch die angeblich größere Häufigkeit von Mißbildungen beim männlichen als beim weiblichen Geschlecht — eine Behauptung übrigens, deren gerades Gegenteil, wie unsere Spezialforscher versichern, die tatsächliche Wahrheit ist — wird sofort mit der uns bekannten, nicht selten verhängnisvollen Leichtigkeit des Erklärens auf eine vermeintliche Ursache zurückgeführt: auf die größere Wärme und die ihr entspringende größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des männlichen Embryo, der somit auch Verletzungen und Schädigungen in höherem Maße als der weibliche ausgesetzt ist.

Da unserem Philosophen die Monstrosität als ein Extrem der Unähnlichkeit des Erzeugten mit den Erzeugern gilt, so steht das atavistische oder Rückschlagsproblem dem teratologischen überaus nahe. Die Tatsache nämlich, daß Kinder oft „entfernten Vorfahren gleichen", ist ihm gar wohl bekannt. Behufs ihrer Erklärung weist er darauf hin, daß die Erzeuger nicht nur diese bestimmten Individuen, sondern zugleich Vertreter weiterer sie mitumfassender Gruppen sind. Sobald nun die Tendenz zur Reproduktion der Erzeuger (in erster Reihe des Erzeugers) aus irgendeinem Grunde abgeschwächt ist, treten die an sich schwächeren Tendenzen zur Reproduktion der entfernteren Typen, der Ahnen (wir können hinzufügen, der Volks- oder Rassegenossen), der Menschen, schließlich der Lebewesen überhaupt an ihre Stelle.

3. Hier verdient es angemerkt zu werden, daß Charles Darwin in unseren Tagen ganz ebenso die Rückschlagstendenz und die Tendenz zur Unähnlichkeit oder Variabilität, desgleichen die letztere und das Erscheinen von Monstrositäten miteinander verknüpft hat. Doch bestehen hier zwei schwerwiegende Unterschiede. Der Rückschlag bedeutet für Darwin als einen Anwalt der Deszendenzlehre jedesmal die Rückkehr zu einem Ahnen- und niemals die zu einem bloß allgemeineren Typus. Ferner aber — und hier mag es zweifelhaft bleiben, ob der antike oder der moderne Forscher der Wahrheit näher kommt —: Darwin sucht den Atavismus durch die Hypothese der Pangenesis zu erklären, während Aristoteles eben die atavistischen Vorkommnisse gegen die schon von Hippokratikern vertretene Theorie ins Feld führt. Wenn das

Fortpflanzungsmittel (so ungefähr äußert er sich) Beiträge von sämtlichen Körperteilen, festen wie flüssigen usw., enthalten und dadurch die Übereinstimmung zwischen Erzeugern und Erzeugten bewirken soll, wie steht es dann mit solch einem Falle wie dem aus Elis gemeldeten, wo eine Griechin sich mit einem Neger einließ, der Negertypus aber erst in der zweiten Generation zum Vorschein kam? Wie läßt sich solch ein Wiederauftauchen der Neger-Charaktere durch materielle Übertragung erklären? Wo befanden sich diese der Übertragung dienenden Teilchen in der mittleren Generation? Sie waren — so würden wir im Sinne Charles Darwin's antworten — in dieser einen gleichwie oft in einer langen Reihe von Generationen „latent" vorhanden und haben unter der Gunst uns unbekannter Bedingungen schließlich ihre Entwicklung gefunden. Es ist das übrigens nicht das einzige Gegenargument des Stagiriten. Er erhebt auch Einwürfe von der Art der folgenden. Auch in Geberden gleichen Kinder den Eltern; welche Übertragung von Teilchen soll diese Ähnlichkeit bewirkt haben? Ein bartloser Jüngling erzeugt einen Knaben, der dereinst ein bärtiger Mann sein wird, ohne daß doch Teilchen des noch nicht vorhandenen Bartes des Erzeugers in das Fortpflanzungsmedium eingegangen sein können.

4. Unter welchen Umständen kommt eine Knabengeburt, unter welchen eine Mädchengeburt zustande? Dieses bis zur Stunde nicht gelöste Problem hat Naturphilosophen und Ärzte vielfach und frühzeitig beschäftigt. Das praktische Interesse der Eltern sowohl als jenes der Tierzüchter und die Rätselhaftigkeit des Vorganges an sich haben gleichsehr das Verlangen erweckt, in diesen, einen der dunkelsten Winkel des Naturlebens hineinzuleuchten. Das konnte lediglich durch Hypothesen geschehen, die großenteils ebenso roh als abenteuerlich waren und überdies den Stempel des Apriorismus auf der Stirn trugen. Die rechte und die linke — als die wertvollere und die minderwertige — Seite der Bildungsstätte, sei es des Embryo, sei es des Fortpflanzungsmittels, desgleichen die größere oder geringere Wärme jener Stätte, das waren die herrschenden Erklärungsweisen, die in der philosophischen gleichwie in der ärztlichen Literatur Vertretung fanden und selbst praktische Vorkehrungen und Ratschläge in ihrem Gefolge hatten. Aristoteles erörtert diese Theorien mit großer Ausführlichkeit und zum Teil wenigstens, wie man hinzufügen darf, mit großem Glücke. Er stellt den vorgefaßten Meinungen den Augenschein, das Ergebnis ungemein zahlreicher Zergliederungen von Tier- und Menschen-Embryonen gegenüber; er kennt auch Fälle von Amputationen, die jenen Theorien widersprechen. Gar schlagend ist sein Hinweis auf das Vorkommen zweigeschlechtiger Zwillinge dort, wo auf Grund jener Theorien das eine oder das andere

Geschlecht ausgeschlossen sein sollte. Weniger treffend als seine Polemik gegen Anaxagoras, der dem Parmenides gefolgt war (vgl. I 149), gegen Leophanes und auch Empedokles, ist jene gegen Demokrit. Dieser hatte nämlich das Übergewicht des männlichen oder des weiblichen Bildungsstoffes für den Erfolg verantwortlich gemacht, wobei jedenfalls die Voraussetzung, daß von beiden Teilen Bildungsstoff beigesteuert werde, den heute feststehenden Tatsachen besser entsprach, als der vom Stagiriten dagegen erhobene, auf der angeblich bloß anregenden und formenden Kraft des männlichen Prinzipes fußende Einwand. Seine eigene Antwort auf die vielverhandelte Frage geht dahin, daß die Erzeugung von Mädchen die Folge einer unvollkommenen Ernährung des Embryo und diese ihrerseits durch die Altersstufe des Erzeugers oder der Erzeuger — seine Darstellung schwankt in diesem Punkte — bedingt sei. Der Epoche der Vollreife sollte die Erzeugung von Knaben vorbehalten sein, der Zeit vor und nach dieser jene von Mädchen angehören. Noch vor einem halben Jahrhundert fehlte es nicht an Statistikern und Naturforschern, die im großen Durchschnitt der Erfahrungstatsachen eine ausreichende Stütze dieser Theorie zu erblicken vermeinten. Die Forschungen der letzten Jahrzehnte scheinen die Unzulänglichkeit dieses gleichwie jedes anderen bisher vorgebrachten Erklärungsversuches endgültig dargetan zu haben.

5. Auch in einem andern Teil dieses Gebietes hat die Autorität des Stagiriten eine erstaunlich lange Nachwirkung geübt. Wir meinen die Annahme des spontanen Entstehens vergleichsweise hochentwickelter Tiere. Zahlreichen Insektenarten, ferner allen Schaltieren und einer nicht ganz geringen Anzahl von Wirbeltieren, nämlich von Fischen, hat Aristoteles Entstehen durch Urzeugung zugeschrieben — ein Irrtum, der erst eines hochbegabten Italieners (Francesco Redi, 1626—1697) „Versuchen über die Zeugung der Insekten" gewichen ist. Teils aus Schlamm, teils aus feuchtem Sand, insbesondere aus faulenden Stoffen, sollten unter dem Einfluß der an einen luftartigen Stoff (Pneuma) gebundenen „Lebens- oder Seelenwärme" Pflanzen und Tiere entstehen können. Man wird an Anaximanders Lehre von dem Ursprung organischer Wesen erinnert (vgl. I 45), die gleich der Doktrin vom Urwirbel zu einer Gemeinlehre der Naturphilosophen geworden war. In Wahrheit steht hier Aristoteles im Banne des Hylozoismus, wie er denn dort, wo er von der Allverbreitung der in allem Flüssigen enthaltenen Lebens- oder Seelenwärme handelt, die Folgerung nicht zurückhält: „so daß in gewisser Art alles von Seele erfüllt ist". Man fragt sich verwundert, wie denn derselbe Mann, der in diesem Forschungsbereich so viele Triumphe errungen hat, zugleich in so schwere Irrtümer verfallen konnte. Die Antwort auf diese

Frage hat etwa also zu lauten: Die Kenntnis einiger dieses Gebiet beherrschender Grundtatsachen ist erst durch das Mikroskop gewonnen worden. Zu dieser Unkenntnis gesellte sich das schwer zu vermeidende Mißverständnis mancher vieldeutiger Erfahrungen, dem es an genau zutreffenden Parallelen selbst in der jüngsten Vergangenheit nicht gebricht. In gleichem Sinne hat die, man darf sagen extrem teleologische Naturansicht und der gleichsam atavistische Zug zur Annahme allgemeiner Stoffbelebung gewirkt. In diesen Einflüssen darf man die Faktoren erkennen, deren Produkt, solange es unzergliedert bleibt, unser Erstaunen in so hohem Maße zu erregen geeignet ist.

Aristoteles wußte nämlich nichts von dem Verwachsen des männlichen und des weiblichen Zeugungsbeitrags. Das Säugetierei war ihm unbekannt. Auch die Wirkungsweise des männlichen Elements ward von ihm, wie wir schon bemerken mußten, gröblich mißverstanden. Die diesem ausschließlich beigelegte, bewegende und formende Kraft ließ sich demgemäß auch einer anderen Kraft- und Wärmequelle zuschreiben. Wenn er fortfuhr, den Meeresschlamm für den Ursprung statt für die bloße Pflegestätte des darin wimmelnden Lebens zu halten, so war sein Irrtum kein schwererer als jener, den die Verfechter der Urzeugung im 18. und 19. Jahrhundert begangen haben. Sie verwiesen auf zwei in demselben Raum befindliche Gefäße, deren eines keine Spur organischen Lebens aufwies, während das andere, das von einem, wie sie meinten der Erzeugung, in Wahrheit bloß der Ernährung niederer Lebewesen dienlichen Aufguß erfüllt war, gar bald von solchen strotzte. Erst Spallanzani (1729—1799) und Pasteur (1822—1895) haben die von Redi erhobene Forderung des strengen Ausschlusses aller organischen Keime so weit gesteigert und verschärft, daß jener Irrtum in sich zusammenbrach. Immer wieder hatte man die Abwesenheit entwicklungsfähiger Keime dort behaupten zu dürfen geglaubt, wo man in Wirklichkeit nur in dem einen Falle die Abwesenheit, in dem anderen die Anwesenheit günstiger Entwicklungsbedingungen zu behaupten befugt war. Eben diese Verwechslung der Bedingungen des Gedeihens mit der Ursache des Entstehens tritt uns einmal bei Aristoteles mit einer uns fast heiter anmutenden Naivetät entgegen. Alle Schaltiere, so lehrt er uns, entstehen spontan, und zwar aus schaumigem Schlamm. So zeigen uns Örtlichkeiten, die vorher von Schaltieren entblößt waren, solche, sobald sie durch Wassermangel schlammig geworden sind. Wie ein experimentum crucis wird uns das folgende Paar von Instanzen dargeboten. Nachdem bei Rhodos eine Flotte längere Zeit vor Anker gelegen hatte und sich an die mittlerweile massenhaft ins Meer geworfenen tönernen Scherben viel Schlamm angesetzt hatte, wurden zahlreiche Austern darin gefunden. Daß Austern jedoch keinen Zeugungsstoff von sich geben, das beweise ein anderer

Fall. Seekundige Chioten wollten an der Küste ihrer Heimatsinsel eine Austernbank anlegen. Sie bezogen zu diesem Behuf Austern aus der Bucht von Pyrrha, einem gegen die Seeseite fast völlig abgeschlossenen, an schmackhaften Seetieren aller Art überreichen Busen, gleichsam einem lesbischen mare piccolo (vgl. II 211). Ihr Versuch mißlang. Denn obgleich die an die Küste von Chios verpflanzten Schaltiere an Größe beträchtlich zunahmen, so wollte sich doch kein (oder kein erheblicher) Nachwuchs einstellen. Was nun dieses Vorkommnis in Wahrheit lehrt, das ist die auch anderweitig beglaubigte Tatsache, daß die für das Gedeihen der erwachsenen Exemplare ausreichenden Bedingungen für die Aufzucht von Austern nicht durchweg genügen. Eine dieser Bedingungen, die geschützte Lage, hatten, wie Aristoteles meldet, jene Chioten wohl erkannt und berücksichtigt. Ihre Wahl mochte auf jene Stelle gefallen sein, wo der Sund zwischen Insel und Festland durch die vorliegende Gruppe der „Wein-Inseln" noch mehr verengt wird. Andere Bedingungen, wie das Vorhandensein zahlreicher Anheftungsstellen (von der Art jener Tonscherben oder ihnen analoger Muschelschalen, Faschinen u. dgl. m.) oder auch der größere Salzgehalt des Meerwassers waren ihnen unbekannt geblieben. So geschah es, daß die junge Brut, die auch heutzutage von Austernzüchtern oft in besondere Becken des Austernparkes übertragen wird, nicht zu reichlicher Entwicklung gediehen ist.

Der Gedanke übrigens, daß allerwärts zahllose unsichtbare organische Keime umherschwärmen, die nur eines Vereines günstiger Umstände harren, um zur Entfaltung und zum Wachstum zu gelangen — dieser Gedanke mußte Aristoteles, der gar selten über das unmittelbar Wahrnehmbare hinausblickte (vgl. S. 83/4), noch fremder bleiben als manchen seiner Vorgänger. Wenn ferner unter diesen Empedokles (vgl. I, 196) und in gewissem Maß auch Anaximander transformistische Hypothesen zur Erklärung organischer Zweckmäßigkeit zu verwenden nicht verschmähten, so konnte der vom stärksten Vertrauen in die Zielstrebigkeit der Natur beseelte Aristoteles solcher Hilfen nicht zu bedürfen glauben. So ist er denn in Ansehung dieser großen Frage über Anaximander, Empedokles, Anaxagoras, Archelaos und Demokrit nicht nur nicht hinausgeschritten, sondern selbst einigermaßen hinter ihnen zurückgeblieben. Indem wir diesen erstaunlichen Mißgriff feststellen und zu erklären versuchen, darf doch auch die Bemerkung nicht fehlen, daß die Irrung des Stagiriten nicht eigentlich eine grundsätzliche war. Nach dem Ursprung des Lebens wird auch die Wissenschaft der Zukunft zu forschen nicht aufhören. Spricht doch die Tatsache, daß alle diese Erklärung bezweckenden Versuche bisher ergebnislos geblieben sind, keineswegs dagegen, daß es eines Tages gelingen kann, die Hervorbringung

der allereinfachsten Lebensformen im Laboratorium zu erzielen oder auch den Nachweis zu liefern, daß die hierzu erforderten Bedingungen in früheren Stadien der Erdgeschichte vorhanden waren, nunmehr aber erloschen sind. Nicht viele werden sich bei Fechners Annahme beruhigen, organisches Leben sei der ursprüngliche Zustand der Materie, alles Unorganische hingegen bestehe aus Schlacken oder Auswurfsstoffen des vormals Lebendigen. Und auch die von keinem Geringeren als Helmholtz befürwortete Ansicht, die ersten Keime alles Lebens seien aus anderen Weltkörpern (etwa in Meteorsteine eingeschlossen) auf unseren Planeten gelangt, auch diese Hinausschiebung des Problems wird schwerlich jemals dauernde Befriedigung schaffen.

Wenn wir im Verlauf dieser Erörterung mehrmals genötigt waren, der „Lebens- oder Seelenwärme" des Aristoteles zu gedenken, so haben wir unwillkürlich den engen Zusammenhang bemerklich gemacht, der für unseren Philosophen zwischen biologischen und psychologischen Erscheinungen besteht — ein Zusammenhang, der aus der Darlegung seiner Seelenlehre noch deutlicher erhellen wird.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Seelenlehre des Aristoteles.

Dem aristotelischen Seelenbegriff sind wir schon einmal begegnet. Seelisch, organisch, belebt — unter diesen Begriffen waltet der engste Zusammenhang. Der „organische physische Körper" ist ihm der „potentiell belebte," die Beseelung hingegen die „Entelechie" oder die Verwirklichung eben des potentiell Belebten oder Organischen. Somit ist das Wesentliche im Seelischen nicht wie bei uns Bewußtsein oder Empfindung; und wenn z. B. Aristoteles von der Pflanzenseele spricht, so geschieht das nicht etwa erst mittels einer Erweiterung und Übertragung des in der Tierwelt geltenden auf das ihr untergeordnete Reich des organischen Lebens. Am besten erfaßt man den Sinn, den der Stagirit mit dem Wort Seele verknüpft, wenn man darunter die Gesamtheit der Eigenschaften versteht, die das organische oder lebende Wesen kennzeichnen. Ebenso wie die Gesamtheit pflegt er aber auch einzelne Gruppen dieser Eigenschaften unter jenem Ausdruck zu befassen. Er unterscheidet in der Regel deren drei und benennt sie die Nahrungs-, die Empfindungs- und die Denk-Seele. Von der empfindenden

wird die begehrende Seele nicht scharf geschieden. Doch wird die Ernährung gelegentlich noch, je nachdem sie der bloßen Erhaltung oder dem Wachstum der betreffenden Wesen dient, unterschieden, und demgemäß erscheinen an dieser, der untersten Stelle des Seelenbaues mitunter zwei Seelen statt einer. In der aufsteigenden Reihe der Wesen wird die tieferstehende in die höherstehende und darum mehr umfassende Seele gleichsam aufgenommen; „wie im Viereck" (vermöge seiner Teilbarkeit durch die Diagonale) „das Dreieck, ist im Empfindungs- das Nährwesen potentiell enthalten". Platons Unterscheidung ganz eigentlich getrennter, an verschiedene körperliche Sitze gebundener substanzieller Seelen ist seinem Schüler fremd.

Mit der Sehkraft des Auges wird die Lebenskraft des Organismus verglichen; wie jene so heißt diese die Form des entsprechenden Stoffes. Weder eine Körperart, wie es z. B. Demokrits kugelförmige Seelen-Atome sind, noch etwas vom Körper Ablösbares oder ihn Überdauerndes ist für Aristoteles die Seele. Die griechische Sprache erlaubt es ihm, die Verbindung von Leib und Seele ähnlich auszudrücken, als ob wir sagen dürften: „Die Seele ist etwas vom Körper". Sie ist, das will er damit sagen, etwas am Organismus Haftendes, nicht etwas von ihm Trennbares. Mit der Entseelung des Körpers hat die Seele, aber auch der organische Körper selbst, zu existieren aufgehört, letzteres etwa gleichwie die abgeschlagene oder auch die steinerne Hand nicht oder nicht mehr eine funktionsfähige und somit überhaupt nicht eine Hand im eigentlichen Sinne ist. Von der einen Einschränkung, welche die Sterblichkeit der Seele bei Aristoteles erfährt, wird späterhin die Rede sein.

Die Definition der Seele als der „ersten Entelechie eines organischen physischen Körpers" haben wir bereits kennen gelernt. Doch bedarf der Hinweis auf „die erste Entelechie" noch eines Wortes der Erläuterung. Es wird damit hier wie sonst (vgl. S. 66) das Zuständliche im Unterschiede zu seiner aktuellen Betätigung hervorgehoben, etwa wie das ruhende Wissen einen Gegensatz bildet zum tatsächlichen Vorstellen oder auch der latente Besitz von Eigenschaften während des Schlafes zu ihrer aktuellen Bewährung in der Zeit des Wachens.

2. Ehe Aristoteles seine eigene Seelendoktrin darlegt, durchmustert und prüft er die Lehren seiner Vorgänger. Das Bemerkenswerteste in dieser, das erste der drei Bücher „von der Seele" einnehmenden Polemik ist vielleicht die eifervolle Entschiedenheit, mit welcher der enge Zusammenhang zwischen Körper und Seele verfochten wird. So wird die pythagoreische Lehre, daß beliebige Seelen in beliebige Körper eingehen, mit der grellen Wendung abgetan, man könnte ebensowohl behaupten,

daß die Zimmermannskunst in Flöten eingehe. Müsse doch vielmehr jede Kunstübung die ihr spezifisch gewidmeten Werkzeuge verwenden: und dazu genüge es nicht einmal, daß die Seele den Körper schlechtweg gebrauche, es müsse vielmehr diese bestimmte Seele mit diesem bestimmten Körper verbunden sein. Das ist ein Thema, in dessen Behandlung der Stagirit sich nicht genug tun kann; darauf kommt er immer und immer wieder, die gegenteilige Ansicht bald mit Gründen bestreitend, bald mit Spott verfolgend, zurück.

In dieser Bestreitung älterer Ansichten ist manches einen falschen Schein zu erzeugen gar sehr geeignet. Die Polemik richtet sich nämlich nicht nur mit gewohnter dialektischer Schärfe, sondern mit besonderem Nachdruck gegen Ansichten, die den aristotelischen in ihrem tiefsten Grunde nahe genug stehen. Es ist offenbar eben das Bestreben, die eigene Lehre gegen eine ihr verwandte, aber doch nicht mit ihr zusammenfallende bestimmt abzugrenzen, das den Anschein eines tieferen Zwiespalts, als er in Wirklichkeit vorhanden ist, hervorruft. Daß die Seele eine „Harmonie“ körperlicher Faktoren sei, diese wahrscheinlich auf Philolaos zurückgehende Doktrin haben wir bereits anläßlich der Besprechung des platonischen „Phädon“ (II 353) auf ihren eigentlichen Kern zurückgeführt, auf den Satz: „die Seelenprozesse sind eine Leistung leiblicher Faktoren“. Von da ist es nicht eben weit zur aristotelischen Formel: „die Seele ist eine Entelechie des organischen Körpers.“ Dort wie hier (man denke an das aristotelische Wort: „die Seele ist etwas vom Körper“) wird die Annahme eines besonderen, übernatürlichen und unkörperlichen Trägers und Erzeugers der Seelenfunktionen abgewiesen. So begreift man es auch, daß eben Peripatetiker wie Aristoxenos und Dikäarch es waren, die jene alte Lehre zu neuer Geltung zu bringen sich bemühen konnten.

3. Wir wenden uns zu dem mit Sorgfalt angebauten Felde der Sinneslehre. Hochbedeutsam ist hier die Anerkennung der Notwendigkeit eines Mediums für die Licht- nicht weniger als die Schallempfindung. Welches auch dieses Medium sei, mag es für das Auge das Licht oder nicht anders als wie für das Ohr die Luft sein, jedenfalls gilt es Aristoteles als ausgemacht, daß „die in diesem Medium sich fortpflanzende Bewegung es ist, die das Sehen bewirkt“. So stehen denn seine hierhergehörigen Lehren turmhoch über der rohen Ansicht der Atomisten. Während selbst Demokrit in der Ablösung winziger Hülsen und Häutchen von den Sinnesobjekten und ihrem Eindringen in unsere Sinnesorgane den Grund und demgemäß in allem, was diesen Vorgang behindert, in allem Dazwischenliegenden ein Hemmnis der Wahrnehmung erblickte, war der Stagirit sich darüber völlig klar, daß ohne dieses ver-

meintliche Hindernis die Sinneswahrnehmung überhaupt nicht zustande kommen könnte. Selbst eine Ameise — so meinte Demokrit —, die am Himmelsgewölbe hinkriecht, würde uns deutlich sichtbar werden, wenn sich vom Himmel zur Erde nur ein völlig leerer Raum erstreckte. Ganz im Gegenteil — so erwidert Aristoteles —; wäre jener Zwischenraum völlig leer, von keinem Medium eingenommen, so würde uns nicht nur keine deutliche, sondern überhaupt keine Gesichtswahrnehmung zuteil, ganz so wenig wie dort, wo jeder trennende Zwischenraum fehlt und das Sehobjekt dicht an das Auge selbst gehalten wird.

Im Tastsinn erkannte Aristoteles einen Sammelnamen für eine Anzahl von Sinnen, indem er neben dem Kontrastpaare des Harten und Weichen auch jenes des Trockenen und Feuchten, desgleichen des Warmen und Kalten (Temperatursinn) nebst einigen anderen nicht ausdrücklich namhaft gemachten darin beschlossen fand. Bei der Unterscheidung der Sinneswerkzeuge in Organe mittelbarer und unmittelbarer Wahrnehmung wird zu den ersteren neben Auge und Ohr auch das Geruchsorgan gezählt, während der Tast- und Geschmackssinn des unmittelbaren Kontaktes mit den Sinnesobjekten zu bedürfen wenigstens scheinen kann. Doch sei das wohl nur ein täuschender Schein. Es walte in Wahrheit nur ein gradueller Unterschied, der Unterschied zwischen nahe und ferne. Es sei fraglich, ob der Kontakt ein wahrhaft unmittelbarer und demgemäß Haut und Fleisch in Wahrheit der Sitz des Tastsinnes sei. Durch eine unseren Gliedmaßen vorgebundene Membran (durch einen Handschuh, dürfen wir erläuternd sagen) gehe die Tastempfindung unversehrt hindurch. Warum also nicht auch durch das Fleisch, wenn in Wahrheit nicht dieses, sondern ein dahinter liegendes Organ der Sitz der Empfindung sein sollte? Fast möchte man sagen, Aristoteles habe die Tastpapillen geahnt. Jedenfalls wollte er eine genaue Analogie zwischen den verschiedenen Sinnesbereichen nicht missen.

Wie es vielfach nur an einem Zufall hängt, ob wir verschiedene Sinne unterscheiden oder unterschiedslos zusammenwerfen, das zeige das Beispiel der Zunge, die zugleich Tast- und Geschmacksempfindungen vermittelt. Hätte dieselbe Vereinigung auf der ganzen Körperoberfläche statt, so würde uns der Geschmack und der Tastsinn zu einem Sinne verschmelzen; und wären vollends alle Sinnesorgane von einer uns stetig umgebenden Luftschicht verdeckt, so würden wir Schall, Farbe, Geruch mittels desselben Organs wahrzunehmen glauben und diese Sinne würden für uns die Geltung eines Sinnes erlangen.

4. Mit diesen feinen und fruchtbaren Gedanken liegen gelegentliche Anwandlungen eines sterilen Systemgeistes in Streit. Das Bemühen,

die Fünfzahl der Sinne mit der Vierzahl der Elemente auszugleichen, hatte schon seine Vorgänger beschäftigt. Er selbst behandelt dieses Streben anfänglich mit leisem Spott; doch gelangt er schließlich zu solch einem Ausgleich, indem er (wundersam genug) den Tastsinn nicht nur wieder als einen einheitlichen ansieht, sondern ihm auch den Geschmack als eine Abart unterordnet. So ergibt sich denn als Fazit ein künstlicher Parallelismus, bei dem zu verweilen wahrlich kaum die Mühe lohnt. Dem Auge soll (wegen seines teilweise wässerigen Inhalts) das Wasser, dem Ohr die Luft, dem Geruch — weil sein Objekt eine „rauchartige Ausdünstung" sei — das Feuer, dem Tastsinn endlich die Erde entsprechen.

Hingegen erfreut es, von umfassenden, auf reicher Beobachtung beruhenden Verallgemeinerungen Kenntnis zu nehmen, wie es die folgenden sind. Die Sinneswahrnehmung bleibt aus, wenn ein starker Affekt, heftige Furcht z. B., wenn Vertiefung in Gedanken oder ein stärkerer Sinnesreiz eine Gegenwirkung übt. Durch dieses Gegeneinanderwirken zweier Reize wird aber auch der stärkere von beiden eine Abschwächung erleiden. Besitzen hingegen beide Impulse die gleiche Intensität, so heben sie sich auf, und das Fazit ist gleich Null. Dasselbe Prinzip komme auch bei gemischten Eindrücken zur Geltung, indem sie geringere Kraft als die einfachen besitzen. Hierher gehört auch die Erkenntnis eines Gegensatzes zwischen der emotionellen Wirkung und der der Orientierung dienenden Deutlichkeit der Sinneseindrücke. Diese Norm wird einerseits am menschlichen Geruchssinn exemplifiziert, dessen Wahrnehmungen wenig Genauigkeit (einen geringen Nuancen-Reichtum) besitzen, aber durchweg von Lust- und Unlustgefühlen begleitet sind; andererseits an jenen Tieren, deren liderentblößte Augen nur wenige Farbenunterschiede, aber starke emotionelle Eindrücke (Furcht usw.) zu vermitteln scheinen. Endlich fehlt dem Stagiriten auch nicht die Einsicht, daß unseren Sinnesapparaten eine nach oben nicht weniger als nach unten begrenzte Aufnahmsfähigkeit eignet, so daß es neben den Sinnesreizen von allzu großer Schwäche auch solche von allzu großer Stärke gibt — ein Übermaß, das nicht nur die Wahrnehmung beeinträchtigt, sondern in extremen Fällen sogar das Sinneswerkzeug selbst zerstört.

In der Stufenleiter der Sinne nimmt der Tastsinn die oberste Stelle ein. Er gilt Aristoteles zugleich als der unentbehrlichste, der darum keiner Tierart fehlt, und als derjenige, der im Menschen die höchste Verfeinerung erlangt hat — eine Verfeinerung, die mit der Vernunftbegabung des Menschengeschlechtes aufs engste zusammenhänge. Man wird an Diderots Wort erinnert: Le toucher est le plus philosophique des sens. Auch innerhalb unserer Gattung gehe höhere geistige Be-

gabung mit größerer Feinheit der Haut Hand in Hand — eine merkwürdige Beobachtung, deren Stichhältigkeit wohl bis zur Stunde weder erhärtet noch widerlegt worden ist. Den Blindgeborenen spricht Aristoteles höhere Intelligenz oder doch höhere intellektuelle Entwicklungsfähigkeit zu als den Taubstummen, weil diesen der Zugang zur sprachlichen Belehrung versagt ist. Diesem akzidentellen Vorzug des Gehörsinns stehe jedoch die reichere Belehrung gegenüber, die uns der Gesichtssinn über die durchgängig mit Farbe bekleideten Gegenstände der Außenwelt erteilt, wodurch er auch zum Aufbau der Begriffswelt das Erheblichste beiträgt.

5. In dem speziellen Teile der aristotelischen Sinneslehre ist nichts so bemerkenswert als das Bestreben, die auf einem Sondergebiete gewonnenen Einsichten dem Verständnis des Gesamtgebietes zugute kommen zu lassen. Dieser Analogismus hat es, wie wir sahen, bewirkt, daß Aristoteles ein Medium der Empfindung auch dort vorauszusetzen liebt, wo sein Dasein nur vermutet werden kann. In ähnlicher Weise hat er die von den Pythagoreern in der Akustik gewonnenen Errungenschaften in der Optik und selbst im Bereiche der Geschmacksempfindungen wiederzufinden sich bemüht. Wie die Harmonie der Töne, so sollte auch die Schönheit der Farben und desgleichen die Annehmlichkeit der Geschmäcke auf Zahlenverhältnissen beruhen. Die Analogie ist hier freilich eine ziemlich vage. Das unser Ohr erfreuende Zusammenklingen von Tönen war auf Längenverhältnisse zurückgeführt worden, die zwischen den schwingenden und dadurch die Klänge erzeugenden Saiten bestehen. Hier handelt es sich dem Stagiriten nicht um die Harmonie nebeneinander wahrgenommener Farben, sondern um deren Erzeugung aus den von ihm vorausgesetzten zwei Grundfarben Schwarz und Weiß und um deren Mischungsverhältnis; desgleichen sollen die mannigfaltigen Abarten des Geschmackes aus verschiedenen Mischungen zweier Grundgeschmäcke, Süß und Bitter, entspringen. Unser Wohlgefallen an den Mischungsprodukten aber soll durch die Rationalität der Mischungsverhältnisse bedingt sein. Neben der Farbenmischung gebe es auch einen anderen Ursprung der Farben, nämlich das Hindurchscheinen des Trüben durch das Helle und umgekehrt, wie denn z. B. die Sonne an sich weiß, durch Rauch und Nebel gesehen aber rot erscheine. Die Zurückführung der optischen Mannigfaltigkeit auf die Zweiheit von Licht und Dunkel mittels des Hindurchscheinens des einen durch das andere kehrt in der Goetheschen Farbenlehre wieder. Der Versuch, die Farbenschönheit zu erklären, ist von Schopenhauer wieder aufgenommen, ausgebildet und verfochten worden. Der Unterschied der beiden Theorien besteht darin, daß Aristoteles von dem

proportionalen Anteil des Dunklen und Lichten an der Bildung je einer Farbe handelt, während Schopenhauer von der „qualitativ geteilten Tätigkeit der Retina" spricht. So seien „Rot und Grün die beiden völlig gleichen qualitativen Hälften der Tätigkeit der Retina . . ., Orange ²/₃ dieser Tätigkeit" usw.

6. Von der Sinnesempfindung führt der Weg durch die unserem Philosophen sehr wohlbekannten Nachbilder, dann durch die dauernden Empfindungsreste oder Sekundärbilder zu den höheren Funktionen der Meinung und der Vernunfterkenntnis. Vornehmlich über die ersteren dieser Stufen verbreitet er sich mit aller wünschenswerten Klarheit. Er kennt sowohl die Fortdauer eines empfangenen starken Sinneseindrucks nach Entfernung des betreffenden Gegenstandes, als das gelegentliche Auftreten komplementärer Farben oder negativer Nachbilder, und er möchte diese Vorgänge dem Fortwirken eines einmal erteilten mechanischen Anstoßes vergleichen. Mehr als diese vorübergehende Nachwirkung bedeuten die dauernden „Rückstände der aktuellen Sinnesempfindung", die in den Erinnerungsbildern erhalten bleiben. In der auf diesen Gegenstand bezüglichen Abhandlung überrascht uns vorerst die von reichen Ausführungen begleitete Darlegung der zwei Grundgesetze der Ideen-Assoziation: des Gesetzes der Ähnlichkeit und jenes der Kontiguität. Folgt er hierin seinem Lehrer Platon (vgl. II 356), so übertrifft er ihn durch die Einsicht, daß es insbesondere die Kraft des Affektes ist, die das assoziative Band verstärkt. Denn das heißt es doch, wenn uns gesagt wird, daß auch „eine kleine Ähnlichkeit" genügt, um dem Feigen das Erscheinen von Feinden, dem Verliebten das Erscheinen seines Lieblings vorzutäuschen. Und je größer die individuelle Disposition zu solch einem Affekte ist, eines um so geringeren Maßes von Ähnlichkeit bedürfe es, um eine derartige Täuschung zu bewirken, daß heißt: um die assoziierte Vorstellung wachzurufen. Das Schwächste in diesen Erörterungen sind die physiologischen Erklärungsversuche. So die Annahme übermäßiger Feuchtigkeit im Wahrnehmungsorgan derjenigen, die durch das Versagen der Erinnerung am meisten in Aufregung geraten, oder jene andere Voraussetzung, daß schlechtes Gedächtnis zwergartig gebauten und einen unverhältnismäßig großen Oberkörper besitzenden Menschen darum eigne, weil das Wahrnehmungsorgan (das heißt das Herz) von einer schweren Last gedrückt wird. Doch sind diese Mißgriffe glimpflich zu beurteilen. Bedeuten sie doch nur Auswüchse des unserer vollen Achtung werten Bestrebens, psychische Eigenschaften und Vorgänge zu körperlichen in nahe Beziehung zu setzen. So wird zum Beweise dieses engen Zusammenhanges die Tatsache vorgebracht, daß eine beharrlich gesuchte Erinne-

rung oft nach dem Aufhören des Suchens unversehens auftaucht. Es werde nämlich durch jenes Bemühen ein körperlicher Prozeß eingeleitet, den der von der Suche Ermüdete so wenig zu hemmen vermöge, wie der Werfende die Bewegung des einmal seiner Hand entflohenen Wurfspießes oder Balls. Aristoteles unterscheidet zwischen denjenigen, die empfangene Eindrücke fest bewahren, und jenen, die sie rasch und leicht reproduzieren — eine Unterscheidung, die bei modernen Psychologen unter verschiedenen Benennungen, so als „Treue" und „Bereitschaft" des Gedächtnisses wiederkehrt. Man ist zunächst verwundert zu erfahren, daß das Gedächtnis Mensch und Tieren gemein, die Wiedererinnerung aber dem Menschen allein eigen sei. Aristoteles unterscheidet hier jedoch, ähnlich wie es schon Platon getan hatte, zwischen dem Beharren und dem durch Wiederholung direkt veranlaßten Auftauchen eines vordem empfangenen Eindrucks einerseits und andererseits dem durch ein oder mehrere Zwischenglieder vermittelten und zumeist durch absichtsvolles Bemühen erfolgenden Wiedergewinnen eines solchen. Ob die höheren Tiere hier mit Recht dem Menschen gegenübergestellt werden, ist wohl heute nicht sicherer als es damals war.

Das Erinnerungsbild wird, ganz ebenso wie heutzutage, eben mit einem „Malwerke" oder „Bilde", am häufigsten aber mit einem „Siegelabdruck" verglichen. An diesen Vergleich wird die Bemerkung geknüpft, daß die sehr frühe Jugend und das späte Greisenalter der Stärke des Gedächtnisses gleich sehr ermangeln. Bei den ganz Jungen sei die Flucht der Eindrücke eine allzu rasche, das Siegel drücke sich nicht in fließendem Wasser ab; bei Greisen hingegen sei das aufnehmende Organ gleichsam verhärtet, so daß das Siegel darin keine tiefen und scharfen Abdrücke zurückläßt. Ähnlich wie mit den Altersunterschieden stehe es auch mit der angeborenen Verschiedenheit der Geister. Die allzu große Raschheit und die allzu große Langsamkeit der intellektuellen Prozesse beeinträchtige in ähnlicher Weise, wie jene extremen Altersstufen, die Schärfe und die Festigkeit des Siegelabdrucks.

7. Erinnerungs- und Traumbilder werden unter demselben Namen — als „Phantasien" oder „Phantasmen" — vereinigt. Zu Erinnerungsbildern werden sie eben durch die Beziehung auf die Urbilder der Erfahrung. Das Emportauchen der Empfindungsreste in der Stille der Nacht und des Schlafes wird aus der Beseitigung des im Wachen bestehenden Hindernisses, des Vorherrschens der unmittelbaren Sinnesreize, erklärt. Dabei wird das uns geläufige Bild von der Verdunkelung des Sternlichtes durch den Sonnenglanz mindestens gestreift, indem von dem Unsichtbarwerden einer schwächeren neben einer stärkeren Flamme die Rede ist. Erst wenn diese erlischt, werde jene wahrgenommen.

Eigentümlich ist dem Stagiriten der einem antiken Spielzeug entnommene Vergleich mit künstlichen Fröschen, die in einer Wasserschüssel emportauchen, sobald die darauf gestreute Salzschicht geschmolzen ist. Hier wie dort genüge das Schwinden des Hemmnisses, um das Zurückgedrängte ans Licht treten zu lassen.

Auch in betreff des Schlafens und Träumens bilden die physiologischen Erklärungsversuche den schwächsten Teil der betreffenden Darlegungen. Von den der Nahrung entstammenden, durch die Lebenswärme emporgetriebenen Dünsten, von der durch sie erzeugten Beschwerung des Kopfes mit dem daran geknüpften Schläfrigkeitsgefühl, von der Abkühlung der Dünste im kalten Gehirn, ihrem dadurch bewirkten Herabsinken, der diesem folgenden Erkaltung des Herzens und der Stockung seiner Lebenstätigkeit — von all dem wäre es besser zu schweigen als zu sprechen. Hingegen gilt es zu betonen, daß Aristoteles den Schlaf aus dem Versagen des ermüdeten Zentralorgans ableitet, da man ja andernfalls als Folge der stets ungleichen Ermüdung der einzelnen Empfindungsorgane einen abwechselnden Schlaf derselben erwarten müßte. Als Zweck des Schlafes betrachtet er die Erhaltung der Lebewesen, da alles, was zur Bewegung bestimmt ist, diese nicht unablässig ausüben könne, sondern durch Ruhepausen unterbrechen müsse.

Von Systemgeist ist hier Aristoteles so wenig beherrscht, daß er das Vorhandensein entgegengesetzter Phänomene des Traumbewußtseins bereitwillig anerkennt. Es komme bei manchen Personen vor, daß äußere Sinnesreize auch im Schlaf auf sie wirken, daß sie sogar Antworten auf vernommene Fragen erteilen, daß sie wenigstens Licht- und Schall-, Tast- und Geschmackseindrücke erfahren, „jedoch in abgeschwächter Weise und als ob sie aus der Ferne kämen." Daneben wird eingeräumt, daß objektiv schwache Sinnesreize gelegentlich als übermäßig starke empfunden, daß z. B. ein geringes Geräusch für einen Donnerschlag gehalten wird u. dgl. m. Zur Erklärung der ersteren Reihe von Instanzen dient ihm die Einsicht, daß die Empfänglichkeit des Schlafenden für Sinneseindrücke im besten Fall eine erheblich herabgesetzte ist. Die Erklärung des entgegengesetzten Vorkommnisses erscheint wie ein Korollar der Erklärung des Traumvorganges überhaupt. Wie die Phantasmen im wachen Zustande durch die stärkeren Sinneseindrücke gleichsam übertönt werden, so geschehe das auch gelegentlich mit einzelnen schwachen Primär-Eindrücken; andere wieder — man muß hier an solche denken, die durch die Gunst der Umstände, z. B. durch örtliche Nähe einen Vorzug genießen — erfahren eine Steigerung, weil sie, wir dürfen sagen, gleichsam dem Wettbewerb mit sonstigen, an sich stärkeren Sinnesreizen entzogen sind. In die erstere dieser Kategorien gehören insbesondere die vom eigenen Körper her-

stammenden Empfindungen. Hier treten mitunter im Schlafe solche hervor, die im wachen Zustand durch kräftigere, von außen wirkende Sinnesreize gewissermaßen erdrückt waren. Das letztere Vorkommnis gewährt unserem Philosophen eine erwünschte Handhabe zur Betätigung seiner uns so wohlbekannten Kompromißsucht.

Die Bedeutsamkeit der Träume war von den Vertretern der Aufklärung schlankweg geleugnet worden. Aristoteles versucht es, auch dieses Stück alten und weitverbreiteten Volksglaubens innerhalb gewisser Grenzen zu rechtfertigen. Einerseits sollen im Traumbewußtsein bisweilen Fäden angesponnen werden, die sich in das wache Leben hinein fortsetzen. Dadurch könne es geschehen, daß Träume mitunter zu „Vorzeichen und Ursachen" der im Wachen erfolgenden Handlungen werden, was genauer so ausgedrückt würde, daß die wahrhaften Ursachen oder Anfänge, da ihr Einfluß auf das wache Handeln unbemerkt bleibt, als dessen Vorzeichen gelten. Von größerem Belange ist der andere Zweig dieses apologetischen Bemühens. „Namhafte Ärzte" sollen in der Erkenntnis vorangegangen sein, daß „die Träume unserer Beachtung keineswegs unwert" seien. Es träume z. B. jemand, daß er durchs Feuer gehe und von diesem versengt werde. Da gelte es die vermeintlich versengten Körperteile zu untersuchen. Die Ursache des Traumes könne eine „schwache", auf krankhaften Veränderungen beruhende „Erwärmung" sein, die im wachen Zustand aus dem oben angegebenen Grunde sich der Wahrnehmung entzieht.

8. Wird somit einigen Kategorien von Träumen nicht jede Bedeutsamkeit abgesprochen, so steht doch Aristoteles dieser Frage in überwiegendem Maße als Aufklärer gegenüber. Gegen die Annahme „gottgesandter Träume" macht er unter anderem den Einwand geltend, daß die in diesem Licht erscheinenden Traumverkündigungen keineswegs den „Besten und Vernünftigsten", sondern „Alltagsmenschen" zuteil werden. Man wird dadurch einigermaßen an jene Gegner des Spiritismus erinnert, die in unseren Tagen ihr Befremden darüber geäußert haben, daß die vermeintlichen „Geister" kaum etwas Besseres zu sagen wissen, als die Mitglieder der ersten besten Klatschgesellschaft einer beliebigen Landstadt. Hingegen ist dem Stagiriten der Glaube an Telepathie nicht vollständig fremd. Er nimmt in diesem Betracht eine besonders enge Beziehung zwischen vertrauten Freunden und Verwandten an; von Menschen ausgehende — von ihm nicht näher bestimmte — „Bewegungen" sollen von denjenigen, die auch im wachen Zustand sich am meisten umeinander kümmern, am ehesten wahrgenommen werden. Noch dunkler als dieser Versuch, eine rätselhafte (wirkliche oder vermeintliche) Tatsache zu erklären, ist der Hinweis auf jene von

ekstatischen Zuständen heimgesuchten Personen, die für die Wahrnehmung „fremder Bewegungen" um so empfänglicher sind, als sie. gleichsam aus sich heraustretend, des Ballastes der eigenen „Bewegungen" ledig werden. Der Vollständigkeit halber verzeichnen wir noch den streng genommen nicht hierhergehörigen Umstand, daß Aristoteles die Tatsachen des Nachtwandelns kennt, in Kürze darlegt und an einer uns verlorenen Stelle seiner „Probleme" zu erklären versucht hat.

9. „Phantasien" oder „Phantasmen", das ist, wie wir sahen, die gemeinsame Bezeichnung für sekundäre Sinnesbilder allerart, mögen es nun Erinnerungs- oder auch Traumbilder sein. Wie urteilt nun Aristoteles über Wahrheit und Irrtum in diesem Bereiche? Hierüber äußert er sich in nicht widerspruchsfreier Weise, aber doch so, daß der Widerspruch mehr in den Worten als im Gedanken liegt. Einmal wird nachdrücklich hervorgehoben, daß die Phantasie von der Bejahung und Verneinung, das heißt von der Aussage überhaupt, grundverschieden, mithin auch den Kategorien der Wahrheit und des Irrtums entrückt sei. An einem anderen Orte wieder heißt „die Mehrzahl der Phantasien falsch" oder unwahr. Die Lösung dieses Widerspruches darf wahrscheinlich also lauten. Die einzelne „Phantasie" bildet keine Behauptung, die je nachdem den Tatsachen gemäß sein oder ihnen widerstreiten kann. Solch ein bloßes Vorstellungsbild kann denn auch von dem auf Wissen und Einsicht beruhenden Urteil weit abweichen, ohne mit ihm in Konflikt zu geraten. So steht neben unserer Überzeugung, daß die Sonne größer als die Erde ist, das von uns festgehaltene Vorstellungsbild der nur „fußgroßen Sonne". Wenn aber auch das Phantasiebild nicht mit dem Anspruch auftritt, ein Urteil auszudrücken, so bleibt es doch dem Betrachter unverwehrt, seine Beschaffenheit mit dem realen Sachverhalt, den es in irgendeiner Weise widerspiegelt, zu vergleichen. Und da wird uns denn jenes, wenngleich überscharf zugespitzte Verwerfungsurteil bald begreiflich. Ist doch das Sekundärbild zunächst eine „abgeschwächte Empfindung", das heißt also ein jedenfalls graduell oder quantitativ vom Urbild verschiedenes Abbild. Dazu gesellen sich die unter diesen Abbildern entstehenden Verbindungen und Verschlingungen. Diese werden einmal mit den im Wasser erscheinenden Reflexbildern verglichen, die bei stärkerem Wellengang so wirr durcheinander laufen, daß sie den Urbildern in nichts mehr gleichen.

10. Sind somit die sekundären Sinnesbilder von Irrtümern durchsetzt, wie steht es in diesem Betracht mit den primären Eindrücken selbst? Auch hier entfernen sich die aristotelischen Äußerungen von aller Denkstrenge einigermaßen, aber nicht allzuweit. An mehr als

einer Stelle wird die Truglosigkeit der Sinnesempfindung mit Nachdruck behauptet, in einer Weise, die an die Kyrenaïker und an die platonischen Darlegungen im „Theätet“ erinnert (vgl. II, 190 und 443). Untrüglich sei der Sinneseindruck, solange er „in seinem eigenen Bereiche“ bleibt. Ich sehe z. B. Weiß: an dieser Tatsache sei kein Zweifel gestattet; daß aber das Weiße ein Menschenantlitz sei, das könne wahr oder unwahr sein. So erfreulich es ist, hier die faktische Sinnesempfindung von den aus ihr gezogenen Schlüssen streng gesondert zu sehen: man erfreut sich dieser Strenge nicht allzu lange. Denn daß Aristoteles den hier auftauchenden Gedanken nicht in seiner vollen Allgemeinheit erfaßt und festgehalten hat, das ersieht man daraus daß er einmal von der ausnahmslosen Wahrheit der Sinnesempfindung, ein andermal aber wieder von dem ihr dennoch, wenngleich „in sehr geringem Maß, anhaftenden Irrtum“ spricht.

Dieser Widerspruch scheint kaum eine andere als die folgende Lösung zu gestatten. Aristoteles zieht das eine Mal lediglich die auf unrichtiger Deutung der empfangenen Sinneseindrücke beruhenden Täuschungen in Betracht und will in ihnen eine Schmälerung der Wahrheit jener Eindrücke nicht erkennen. Das zweite Mal erinnert er sich der auf individuellen Anomalien beruhenden Veränderungen des Sinneseindrucks (wofür der den Gelbsüchtigen bitter schmeckende Honig das typische Beispiel des Altertums ist) und wird dadurch zur Einschränkung jenes allgemeinen Satzes veranlaßt. Er hätte beide Reihen von Instanzen unter einen gemeinsamen Oberbegriff bringen können. Ob der von ihm Angeführte, der ein weißes Menschenantlitz zu erblicken glaubt, bloß den Eindruck des Weißen falsch gedeutet hat, oder ob sein Irrtum schon früher begann und er als ein Farbenblinder das, was anderen als rot erscheint, grauweiß sah: gleichviel, auch in dem letzteren dieser Fälle kann man nicht von einer eigentlich unrichtigen Sinnesempfindung sprechen, da ja, wie schon Demokrit treffend bemerkt hat, über Wahrheit und Unwahrheit nicht die Zahl entscheidet (vgl. I, 290). Der billig Urteilende wird diesen Widerspruch dem Stagiriten nicht eben hoch anrechnen. Er vernachlässigt das eine Mal eine in praktischer Rücksicht wirklich weit weniger bedeutsame Klasse von Irrungen, die er das andere Mal der Vollständigkeit halber nicht gänzlich ignorieren will.

Wie aber den hier in Betracht kommenden Sinnesirrungen jederart, den auf ausnahmsweiser wie auf normaler Mißdeutung beruhenden, den aus physikalisch-physiologischen wie den aus pathologischen Gründen entspringenden Täuschungen beizukommen sei, darüber weiß er jedenfalls den trefflichsten Bescheid. Ein Sinn — so ungefähr heißt es einmal bei ihm — berichtigt die Aussagen des anderen, das Gesicht z. B. die uns bereits bekannte, durch Fingerverschränkung erzeugte Irrung

des Tastsinns (vgl. II, 189), gerade wie der Tastsinn die zahlreichen optischen Irrungen berichtigt. Nahe steht diesem Gedanken die Erwägung, daß nur das Zusammenwirken mehrerer Sinne uns über die objektiven Eigenschaften der Dinge zu orientieren vermag. Nur auf diesem Wege gelangen die allgemeinen (dauernden und wechselnden) Qualitäten der Sinnesobjekte, ihre Gestalt und Größe, ihre Zahl, ihre Ruhe und Bewegung zu unserer Kenntnis. Hier tritt eine jener uns so wohlbekannten aristotelischen Hyperbeln auf den Plan (vgl. 87 f.). Es soll der Nutzen, den eine Mehrzahl von Sinnen ihrem Besitzer gewährt, in drastischer Weise erhärtet werden. Das geschieht mittels einer extremen Voraussetzung. Wie, wenn wir nur mit einem Sinne begabt und dieser mit der Empfänglichkeit für eine einzige Art von Wahrnehmungen ausgerüstet wäre? Es sei uns z. B. bloß der Gesichtssinn und diesem nur die Empfindung für Weiß verliehen, für ein Weiß überdies (so müssen wir denken), das keinerlei Unterschiede der Helligkeit, keine Nuancen irgendwelcher Art aufweist. Da würden in der Tat, wie eine kurze Überlegung lehrt, alle Objekte der Außenwelt ineinander verschwimmen; um jede Unterscheidung besonderer Wesen und Formen, selbst der Bewegung und Ruhe wäre es geschehen.

Es darf bei diesem Anlaß angemerkt werden, daß in zahlreichen Äußerungen über die spezifischen Gegenstände der Sinne dem Gesichtssinn jedesmal lediglich die Farbe, geradeso ausschließlich wie dem Geruchssinn der Geruch, zugesprochen wird. Daß die Wahrnehmung der Entfernungen, der Größe und Gestalt durch das Gesicht nur eine mittelbare, auf Schlüssen beruhende, ist, das scheint für Aristoteles geradeso festzustehen wie für Berkeley. Die detaillierte Ausführung dieser Theorie muß seine verlorene Schrift über Optik enthalten haben, die von dem großen Aristoteliker Alexander ausgebeutet worden ist. In den erhaltenen Werken spricht Aristoteles nur von dem Zusammenwirken des Gesichtssinns mit anderen Sinnen dort, wo Berkeley ausdrücklich von Schlüssen handelt, die aus den Licht- oder Farbeneindrücken gezogen werden. Grundsätzlich ist freilich beides dasselbe, da ja jenes Hinausgehen über den spezifischen Sinneseindruck nur mittels eines Vergleichens und Kombinierens, das heißt eben auf dem Wege der Schlußfolgerung, statthat.

11. Von der „Phantasie“ führt ein zwiefacher Weg einerseits zum begrifflichen Denken, andererseits zum Begehren. Von dem ersteren als der Betätigung der Vernunft oder des Nūs soll späterhin die Rede sein. Hier sei nur die bedeutsame Tatsache verzeichnet, daß Aristoteles das begriffliche Denken allezeit an eine anschauliche Vorstellung gebunden und durch sie bedingt erachtet. Es ergehe uns im Denken wie

n. So wenig wir ein Dreieck an und für sich zeichnen können, stets eine bestimmte Größe verleihen müssen, so wenig n wir auch nur von den allgemeinen Eigenschaften des ollen, es unterlassen, uns ein quantitativ bestimmtes zu stellen, mögen wir auch nachträglich von dieser eit vollständig absehen. Ohne Phantasie oder Vorer auch das Begehren unmöglich. Hier kommt vor allem gende oder beratschlagende Phantasie in Betracht.

n die ihr zugewiesene Rolle zu verstehen, empfiehlt es sich zust, die zwei anderen Arten ins Auge zu fassen, in denen der irit das Handeln unter Mitwirkung des Wissens oder der Erfahrung stehen läßt. Einmal tritt die Begierde auf. „Sie sagt dem Lebewesen: Laß uns trinken.‘ Die Wahrnehmung fügt hinzu: ‚Hier ist ein Trinkbares‘. Sofort trinkt er“. Ein andermal wird der Weg des syllogistischen Verfahrens eingeschlagen. „Die Menschen sollen gehen; ich bin ein Mensch; ich soll gehen.“ Daß der Mensch nicht allezeit einer Denkmaschine gleicht, diese Einsicht ist unserem Philosophen natürlich nicht versagt. Er beeilt sich, derartigen Beispielen die Bemerkung beizufügen, daß der „offenbare“ oder selbstverständliche Teil solch eines Räsonnements, der Untersatz: „ich bin ein Mensch“ faktisch häufig unterdrückt werde. Daß er nicht viel weiter geht und nicht mit jener kurz gesagt lebenswidrigen Auffassung des menschlichen Handelns vollständig bricht, das darf uns nicht allzusehr wundernehmen. Es war nicht von dem Entdecker und Ordner des Syllogismus zu erwarten, daß er diesen, wenn wir so sagen dürfen, auf sein Altenteil verweise und auf die Aufgabe des nachprüfenden Kontrollors beschränke. Da ist es denn ungemein lehrreich und anziehend zu erkennen, daß ihm diese, die richtigere Ansicht wenigstens gelegentlich aufgedämmert ist. Zwischen die an erster Stelle angeführte Art des Handelns, die wir kurzweg die triebmäßige nennen können, und die von Allgemeinbegriffen beherrschte oder syllogistische tritt an einer Stelle der Bücher „von der Seele“ jene oben erwähnte „überlegende“ oder „beratschlagende“ Phantasie, die also gekennzeichnet wird. Ein Wesen ist vor eine Wahl gestellt, die ohne ein Vergleichen und das Auffinden eines gemeinsamen Maßes nicht erfolgen kann. Die dazu gehörende Art von Überlegung sei aber — so ungefähr heißt es — von so einfacher oder primitiver Art, „daß sie den Charakter einer ‚Meinung‘ nicht zu besitzen scheint; geht ihr doch die syllogistische Form ab.“ Darin liegt augenscheinlich das dem Stagiriten halb unwillkürlich entschlüpfte Zugeständnis, daß es auch ein anderes als das begriffsmäßige Denken, daß es (wie wir heute sagen) ein Schließen von Einzelnem auf Einzelnes in Wirklichkeit gibt. Diese mittlere Stufe wird augenscheinlich nicht bloß Menschen, sondern,

. . ..sen" in der Vielzahl die Rede ist, auch man-
... eingeräumt; doch ohne Zweifel so, daß sie viel-
... ersten, der Stufe des triebmäßigen Handelns ver-
... ch werden wir schwerlich fehlgehen, wenn wir
... danken leihen, daß der unentwickelte Mensch (das
... gar häufig, bisweilen aber auch der vollentwickelte,
... n ihn ein Affekt beherrscht oder die blinde Gewohn-
... unterste oder triebmäßige Stufe des Handelns einnimmt.

Sechzehntes Kapitel.

Die Seelenlehre des Aristoteles.

(Fortsetzung: Das Willensproblem.)

Wir sind bei der aristotelischen Erörterung des Willensproblems angelangt, von der wir schon vorgreifend bemerken durften, daß sie sich uns „als vergleichsweise frei von Inkonsequenzen" erweisen werde. Vergleichsweise, aber nicht vollständig. Fast wäre man, wenn nicht der Gegenstand jeder zahlenmäßigen Bestimmung spottete, zu sagen versucht: der Stagirit war zu neun Zehntteilen Determinist, zu einem Zehntel Indeterminist. Aus seiner Behandlung des Zufallsbegriffs hat man, wie wir sahen, ganz und gar mit Unrecht eine Befehdung der allgemeinen Kausalität herausgelesen. Mit gleichem Unrecht hat man ihn die Willensfreiheit als etwas moralisch Wertvolles dort verfechten lassen, wo er nur von animalischen, Menschen und Tieren, Kindern und Erwachsenen gleich sehr gemeinsamen Willkürhandlungen sprechen wollte. Die Gesinnungen, Willensrichtungen oder moralischen Beschaffenheiten sind — das ist der Hauptpunkt seiner Lehre — dem reifen Menschen gegeben; es sind Handlungsweisen, die mittels der Gewöhnung zu etwas Festem geworden sind. Darum brauchen wir sie gewiß nicht für etwas geradezu Unwandelbares zu halten; sie können aber jedenfalls nicht durch bloßes Belieben, durch eine willkürliche Entschließung, beiseite gesetzt oder von Grund aus abgeändert werden. Jede einzelne Handlung eines Menschen ist ein Ausfluß der in ihm zur Zeit vorwaltenden Gesinnung. Wir können (so ungefähr heißt es an einer Stelle der Ethik) nach Willkür einen Nebenmenschen schlagen oder ihm Geld in die Hand drücken; kein äußerer Zwang nötigt oder hindert uns, das ... oder das andere zu tun. Es sind insofern Willkürhandlungen,

ie in unserer Macht stehen. Allein die Gesinnungen, von denen diese andlungen uns eingegeben werden, die Brutalität, die sich in jenem age, oder die Bestechungsabsicht, die sich in dieser Gelddarreichung eben mag, sie sind durch unser Vorleben bedingt, sie sind das Er- r Gewöhnung und Erziehung. Wir können — das erklärt Aristo- it dem vollen Nachdruck und nahezu mit den Worten eines moder- Deterministen — „nicht" unmittelbar „anders sein wollen, als ir sind". Der Lasterhafte kann ebensowenig durch einen Willens- akt sein Laster als der Kranke seine Krankheit abschütteln. Dieser Vergleich schließt sicherlich nicht den Gedanken in sich, daß jede sittliche Krankheit mehr als jede leibliche eine unheilbare sei. Die systematische Behandlung, die in dem einen Falle in der Hand des Arztes liegt, ist im anderen Sache der Bildung und Erziehung, die begreiflicherweise auch eine Selbsterziehung sein kann.

Bis hierher bewegt sich der Gedankengang des Stagiriten ganz und gar in den Geleisen des modernen, bereits von den Stoikern ausgebauten Determinismus. Hier aber schlägt er einen neuen und unerwarteten Weg ein. Die Zurechnung, und zwar noch weit mehr die Zurechnung tugendhafter als lasterhafter Handlungen erfordert eine Begründung. Aristoteles glaubt sie zu finden, indem er die Verantwortlichkeit zwar nicht an die schon fertige, wohl aber an die werdende Gesinnung knüpft. Zugegeben, daß die Einzelhandlung Ausfluß und Ergebnis des wohl oder übel geformten Charakters ist, daß ferner diese Formung insbesondere durch Gewöhnung erfolgt und jede Wiederholung von Handlungen die dieser Handlungsweise zugrunde liegende Gesinnung mehr und mehr stärkt und verfestigt: die Wahl der Gesinnung soll dessenungeachtet ursprünglich in unsere Hand gegeben sein. Man wird an die Wahl der Lebenslose in Platons „Staat" erinnert (vgl. II, 402). Groß ist hier unser Befremden, nicht gering die Zahl der Einwürfe, die sich uns aufdrängen. Wie mag z. B. das lasterhaft veranlagte und zum Laster erzogene Verbrecherkind die volle Freiheit solcher Wahl besitzen? Doch nimmt Aristoteles hier auch manche Unmöglichkeit in den Kauf, er wäre nicht der kräftige Denker gewesen, der er war, wenn er an diesem Punkt einfach Halt gemacht hätte. Er konnte nicht neben der von ihm in so reichem Maße anerkannten Macht der Gewöhnung den Einfluß des noch gewaltigeren, dieser vorausliegenden Faktors, der Naturanlage ganz und gar übersehen. Indem er diese in Betracht zieht, wird er augenscheinlich an seiner eigenen Lehre irre, und zwar nimmt sein Selbsteinwurf die folgende Gestalt an. Gegen die Behauptung, daß wir unsere Gesinnung wählen, lasse sich die Erwägung ins Feld führen, daß ja alle nach dem streben, was ihnen als das Gute (das heißt diesmal als das Zuträgliche, Heilsame oder Lustbringende) gilt. Daß nun einem

Individuum ein bestimmtes Ziel in diesem Licht erscheint, das geschehe auf Grund seiner Vorstellung („Phantasie"). So könne jene These nicht aufrecht bleiben, wenn man nicht über die Wahl der Gesinnung hinaus auch noch die Wahl der Vorstellungsweise zugestehen will. Sich zu diesem Zugeständnis zu bequemen, das fällt unserem Philosophen offenbar überaus schwer. Er kann nicht umhin, daran zu erinnern. daß hier die Naturanlage mit ins Spiel kommt, ja die maßgebende Rolle spielt. Und wie sollte ihn da nicht die Befürchtung beschleichen, daß seine These einen Zirkelschluß in sich faßt: Wahl der Gesinnung auf Grund der Vorstellungen, Abhängigkeit eben der Vorstellungen aber von der schon vorhandenen Gesinnung! Er wird ratlos und trifft nicht eigentlich eine Entscheidung. Die gegnerische Ansicht formuliert er in der denkbar kräftigsten Weise: „Für den Guten wie für den Schlechten steht das Lebensziel durch die Naturanlage oder auf irgendwelche andere Weise jedesmal fest und gilt ihm als ein solches." Doch alsbald erschrickt er vor den Konsequenzen dieses Zugeständnisses; er gibt sich den allverbreiteten menschlichen Meinungen, die er nicht umzumünzen versteht, gefangen, indem er ausruft: „Ist das alles wahr, wie könnte dann die Tugend etwas Freiwilligeres sein als das Laster?" Um nicht an der Freiwilligkeit und somit, wie er meint, an dem Wert der Tugend zu rütteln, darum bricht er diese ganze Erörterung ab, darum gibt er Argumente preis, deren Triftigkeit er zu erschüttern nicht vermocht hat. Die lang ausgesponnene, vielfach so tiefe und feine Untersuchung ist somit vergeblich geführt worden. Oder vielleicht doch nicht ganz und gar vergeblich! Mochte der Stagirit, indem er den Knoten zerhieb. immerhin Hörer und Leser zu überzeugen hoffen, s i c h s e l b s t hat er n i c h t ü b e r z e u g t. Das verrät der von Satz zu Satz unsicherer und zaghafter werdende Ton seiner Rede; das beweist der stetige Zuwachs an Abschwächungen, Einschränkungen, Verklausulierungen! Wird der Mensch im Beginn der Erörterung als der „Urheber" seiner Sinnesart bezeichnet, so soll er das bald nur mehr „gleichsam", dann „in einem gewissen Umfang" sein und schließlich heißt er lediglich „g e w i s s e r m a ß e n e i n M i t u r h e b e r" seiner Sinnesweise! So kann auch ein überzeugter Determinist, so konnte schon der Stoiker C h r y s i p p sprechen. der weder den Einfluß „intensiver Willensakte" geleugnet, noch sie aus dem Netz der allwaltenden Kausalität herausgehoben, sondern als M i t t e l g l i e d e r der universellen Verursachung anerkannt und als solche für ungemein wertvoll, ja unentbehrlich erklärt hat.

2. Daß seine eigentümliche Freiheitslehre in der Seele des Stagiriten keine tiefen Wurzeln geschlagen hat, das läßt sich auch auf einem anderen Wege, ich denke mit Sicherheit, ermitteln. Aus ihr fließen nämlich auf

strafrechtliche Zurechnung bezügliche Konsequenzen, die Aristoteles ziehen weit entfernt war. In der Tat, bezöge sich die Verantwortung des Missetäters ausschließlich auf die *Wahl* seiner Gesinnung, dann der Gewohnheitsverbrecher ganz oder nahezu ganz straflos ausgehen, ...liche Übeltäter aber, der die verbrecherische Gesinnung eben gewählt hat, aufs empfindlichste gezüchtigt werden. Von derartigen Folgerungen findet sich bei unserem Philosophen keine Spur. Nicht die Rücksicht auf jene ursprüngliche Wahlfreiheit, auf ihre zeitliche Nähe oder die Entfernung von ihr, bestimmt sein Urteil über die einer Handlung gebührende Strafe, sondern einzig und allein der Hinblick auf ihre von ihm ausdrücklich betonte soziale „Nützlichkeit". Er steht hier ganz und gar auf dem Boden einer rationellen Strafrechtspflege, der die Verhängung von Übeln nur insoweit als berechtigt gilt, als sie der Verhütung künftiger Missetaten dienlich scheint. Er geht darin sogar weiter als die Mehrzahl der heutigen Kriminalisten. Will er doch nicht einmal in der Trunkenheit einen mildernden Umstand erblicken. Billigend führt er jenes Gesetz des *Pittakos* an, das im Zustand der Trunkenheit begangene Gewalttaten härter zu strafen gebot, als die gleichen von Nüchternen verübten Übeltaten. Es galt eben auf die Trunkenbolde eine abschreckende Wirkung auszuüben, indem ihr Laster selbst, sobald es zur Schädigung anderer führt, unter Strafe gestellt wird. Die Gesetzgebung soll — das sagt er uns mit nackten Worten — die eine Gattung von Handlungen (die gemeinnützigen) zu *fördern*, die andere (die gemeinschädlichen) *hintanzuhalten* trachten. Wenn er in solchem Zusammenhange Worte wie „freiwillig" oder „in unserer Macht stehend" gebraucht, so denkt er nicht im entferntesten an jene vermeintliche anfängliche Gesinnungswahl, sondern als unfreiwillig gilt ihm lediglich die durch „äußere Gewalt" und die „durch Unwissenheit", soweit diese nicht eine vermeidliche ist, verursachte Handlung. Die zwiefachen Bedeutungen jener Worte sind wohl nicht immer streng genug auseinander gehalten worden.

Wir dürfen hinzufügen, daß die also begründete Straftheorie mit dem im Geist des Aristoteles vorwaltenden Determinismus ganz und gar im Einklang steht. Mögen Nebenabsichten der Strafe immerhin auf die Hintanhaltung der Privatrache, auf die Unschädlichmachung oder die Reformierung des Verbrechers gerichtet sein, an welch letztere Wirkung übrigens bei den kurzfristigen Gefängnisstrafen des Altertums überhaupt kaum gedacht ward: ihr Hauptzweck ist und bleibt, was man auch sagen mag, die Abschreckung. Der Gesetzgeber, der auf diese abzielt, kann sehr wohl der deterministischen Ansicht vom menschlichen Willen huldigen. Der als unzureichend befundenen Stärke gesellschaftsfreundlicher Motive fügt er eben einen wirksameren Beweggrund hinzu; er versucht das Ge-

wicht der antisozialen Tendenzen dadurch abzuschwächen, daß er ein neues Motiv, die Furcht vor Strafe, in die Wagschale legt — eine Furcht übrigens, die schlimmstenfalls, wenn nicht auf das verhärtete Gemüt des Verbrechers, so doch auf das bildsamere der Zuseher heilsam zu wirken geeignet ist.

3. Die derart bei Aristoteles vorwaltende deterministische Ansicht wird noch an einem anderen, von uns bereits in einem verschiedenen Zusammenhang berührten Punkte scheinbar durchbrochen (vgl. S. 82). Was nämlich dort in Wahrheit getroffen werden soll, ist keineswegs der Determinismus, sondern der ihm verwandte, aber durchaus nicht mit ihm identische Fatalismus. Wenn alles mit Notwendigkeit geschieht, so heißt es an jener Stelle der Hermenienschrift, so bleibt für menschliches Handeln und die ihm vorangehende Deliberation kein Raum übrig. Es ist die Tatsache, daß menschliches „Überlegen" und das ihm entspringende Handeln vielfach in den Lauf der Dinge eingreift, die den Stagiriten zu einem Protest veranlaßt gegen die Mechanisierung des gesamten irdischen Geschehens. Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß Aristoteles daselbst nicht eigentlich vom menschlichen Willen spricht, somit dem Fatalismus gegenüber nicht sowohl die sogenannte Willensfreiheit, als die Fähigkeit der „Überlegung", des „mit sich zu Rate Gehens" und des dadurch bedingten Handelns betonen will. Wäre er aufgefordert worden, seinen Umblick zu erweitern, so hätte er sicherlich nicht geleugnet, daß diese Überlegungen jedesmal selbst eine Vorgeschichte besitzen, daß sie durch den Kenntnisstand und die Denkfähigkeit des Überlegenden bestimmt und nicht am wenigsten, was der Philosoph anderwärts aufs nachdrücklichste anerkennt, durch die Affekte des betreffenden Individuums gefärbt sind. Diesmal hat jedoch der Unterschied zwischen dem, was ein späterer Denker (Epikur) die „automatische Notwendigkeit" nennt, zwischen der kausalen Verkettung rein materieller Geschehnisse einerseits und dem Eingreifen menschlicher Geistesprozesse und der durch sie bedingten Willenshandlungen andererseits einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er die gemeinsame kausale Grundlage beider Arten von Vorgängen zeitweilig aus dem Auge verliert. Hier hätte man ihn an den alten, in seiner Wertschätzung nicht eben hochstehenden Heraklit erinnern können, von dem wir es rühmen durften, „daß er allumfassende Verallgemeinerungen gewonnen hat, welche die beiden Bereiche menschlicher Erkenntnis (das Natur- und das Geistesleben) wie mit einem ungeheuren Bogen überwölbten" (I, 52). Obenan in diesen Einsichten stand die Anerkennung der allwaltenden, hier und dort gleich sehr herrschenden Gesetzmäßigkeit. Mochten die späten Nachfolger Heraklits, die Begründer der Stoa, ihrerseits über dem Gemein-

samen nur allzuoft den tiefgreifenden Unterschied übersehen und dadurch zum Fatalismus hinneigen: es bleibt das unvergängliche Verdienst des eigentlichen Ausgestalters der stoischen Doktrin, *Chrysipps*, daß er zum erstenmal die deterministische, die ausnahmslose Herrschaft der Kausalität rückhaltlos anerkennende, von der fatalistischen, der überdies den Anteil menschlicher Willensakte ignorierenden oder ausschaltenden Lehre aufs strengste geschieden hat.

Siebzehntes Kapitel.

Die Seelenlehre des Aristoteles.

(Die Lehre vom Nūs oder der Vernunft. Schluß.)

ir betreten den zweiten der Wege, die aus den Niederungen der „Phantasie" zu den höheren Gestaltungen des menschlichen Geisteslebens führen (vgl. S. 148). Oder genauer gesprochen: wir haben diesen Weg bereits wiederholt beschritten. Schon da wir von den aristotelischen „Beweisprinzipien" handelten, konnten wir als das Werkzeug, das der Gewinnung dieser wie aller anderen „ersten" Wahrheiten dient, die *Induktion* erkennen (S. 57). Noch früher stießen wir auf den Stufenbau, mittels dessen die Seele von dem ersten verfestigten Abbild eines empfangenen Sinneseindrucks bis zur Kunst und Wissenschaft, d. h. zu der reinen sowohl als zu der auf die Praxis angewandten Theorie emporsteigt (S. 41). Als die Staffeln dieses Baues haben sich uns die *Erinnerung*, dann die aus mehrfacher Wiederholung gleicher Eindrücke entstehende *Erfahrung* geoffenbart, die nichts anderes als eine „Vielheit von Erinnerungen an denselben Gegenstand bedeutet". Aus der Erfahrung wieder, oder besser: aus allem „Allgemeinen, was als ein Einheitliches aus dem Vielen erwächst und in der Seele zu festem Bestand gelangt", sahen wir eben die Kunst und Wissenschaft entspringen.

Je nachdem den einzelnen Gliedern in der Reihe lebender Wesen nur die niedrigeren oder auch die minder elementaren dieser Verrichtungen zu eigen sind, nehmen sie in der Gesamtheit der tierischen Welt einen tieferen oder einen höheren Platz ein. Den einen, den zuunterst stehenden Gliedern der Tierreihe soll bloße *Sinneswahrnehmung*, den anderen auch die *Erinnerung*, wieder anderen durch die Vermittlung des Gehörssinnes — eines der Entwicklung der Intelligenz

überaus dienlichen, aber, wie das Beispiel der Bienen lehre, nicht unbedingt erforderlichen Behelfes — die Fähigkeit des Lernens beschieden sein. Die übrigen animalischen Wesen nun „leben in Phantasie- und Erinnerungsbildern, haben aber an der Erfahrung“, der Vorstufe der Wissenschaft, „nur geringen Anteil“. Lediglich den Menschen eigne wahrhaftes Verständnis, die Fähigkeit allgemeine Begriffe zu bilden, wodurch sie den Gipfel der Einsicht erklimmen.

Es ist eine nicht direkt überlieferte, aber auf dem Wege der Schlußfolgerung zum höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit zu erhebende Tatsache, daß der Gründer des Peripatos in diesen Gedankengängen den Spuren eines unseren Lesern längst bekannten Original-Denkers, des pythagoreïsierenden Arztes Alkmäon von Kroton gefolgt ist (vgl. I. 121). So steht uns denn wieder einmal der Asklepiade in Aristoteles vor Augen (vgl. Kap. VI). Der Gegenspieler des Empirikers, der Platoniker wird uns sofort in der von Mystik nicht völlig freien Nūs-Lehre begegnen.

2. Diese in ihrem letzten Grunde auf Anaxagoras zurückgehende Lehre bildet einen der meist umstrittenen Bestandteile des aristotelischen Systems. Schon Theophrast, der unmittelbare Schulnachfolger des Stagiriten, hat mit den Schwierigkeiten der Doktrin vergeblich gerungen. Daß er ihres Verständnisses nicht völlig Herr ward, ist freilich mehr als wir behaupten können. Wie man aber naheliegenden Einwürfen gegen die Hauptsätze dieser Lehre begegnen, wie man sie wider Angreifer erfolgreich verteidigen könne, das glaubte er jedenfalls nicht zu wissen. Bringt er doch in einem uns aufbewahrten kostbaren Bruchstück ungelöste Aporien in nicht geringer Zahl und mit großem Nachdruck vor, so daß wir eher die Stimme eines Widersachers als jene eines Jüngers zu vernehmen glauben. Eines darf man aus diesem Sachverhalt mit höchster Wahrscheinlichkeit schließen: daß nämlich der Urheber der Nūs-Lehre diese nicht etwa außerhalb der uns erhaltenen Schriften mit einer ihr Verständnis fördernden und ihre Geltung in höherem Maße sichernden Klarheit und Vollständigkeit dargelegt hat.

An Platon, und zwar an die letzte Phase seiner Spekulation, erinnert uns sogleich der auf die Fortdauer des Nūs- oder Vernunft-Prinzips bezügliche Teil der aristotelischen Lehre. Während die Seele unserem Philosophen im übrigen zwar nicht als etwas Körperliches, wohl aber als ein am organischen Körper Haftendes, von ihm nicht Ablösbares gilt, wird für das Vernunft-Prinzip im Menschen derselbe Vorzug beansprucht, den der platonische „Timäos“ der „vernünftigen Kopf-Seele“ zuerkannt hat (vgl. II. 350). Freilich ist auch diese Unsterblichkeit für Aristoteles keine individuelle. Das dem Menschen vor seiner

Geburt eingepflanzte Vernunft-Prinzip kehrt nach dessen Auflösung dorthin zurück, woher es gekommen war: in den Himmelsraum, mit seinem unstofflichen, weil aller sonstigen physikalischen Eigenschaften entkleideten, nur den Raum erfüllenden und in ihm sich bewegenden Äther. In diesem Betracht steht Aristoteles auf dem Boden einer altertümlichen und populären Denkweise, der wir bei Epicharm nicht weniger als bei Euripides begegnet sind und die um die Wende des 5. Jahrhunderts zu Athen geradezu die herrschende gewesen ist (vgl. II, 68 u. 327 f.). Hier hat also Platons Jünger zwischen der Lehre seines Meisters und dem zu seiner Zeit gangbaren Glauben vermittelt. Der ersteren entnahm er die Beschränkung der Unsterblichkeit auf den Vernunftteil der Seele, dem letzteren dessen Rückkehr zum Himmels-Element und das Erlöschen des individuellen Bewußtseins.

3. Nach den Motiven dieser Neuerung haben wir nicht weit zu suchen. So bestimmt und nachdrücklich Aristoteles die enge Verflechtung des Individuell-Seelischen mit dem Individuell-Leiblichen betont, so entschieden er sich daher gegen „das Eingehen beliebiger Seelen in beliebige Körper“ wendet (vgl. S. 137 f.): die Gründe dieser Stellungnahme gegen pythagoreische uud verwandte Lehren reichen nicht bis zu dem Punkte, an dem die Seele als ein rein intellektueller Faktor auftritt. Mochte immerhin die stärkere oder schwächere Empfänglichkeit für gewisse Affekte erfahrungsgemäß mit dem körperlichen Habitus der verschiedenen Individuen verknüpft scheinen; mochte dasselbe auch von den Widerständen gelten, die der intellektuellen Tätigkeit hemmend gegenüberstehen; mochte man somit den Zornmut des einen oder den Stumpfsinn des anderen in ihrer leiblichen Beschaffenheit angelegt glauben; die Denkfähigkeit selbst, sobald und insoweit sie in Wirksamkeit tritt, zeigt bei allen die gleichen Züge. Es gibt keine individuellen Verschiedenheiten in der Art, wie A und B den pythagoreischen Lehrsatz beweisen. So begreift man es, daß der Träger der rein intellektuellen Tätigkeit als ein allen Menschen gemeinsamer, von den Schranken individueller und leiblicher Besonderheit losgelöster und eben darum auch von dem Banne der Sterblichkeit befreiter Faktor gelten konnte, dessen Ursprung unmittelbar an die Gottheit geknüpft und der nur mit einer Art von Stofflichkeit ausgestattet wird, die von allem grob Materiellen am weitesten entfernt ist. So vermögen wir denn jenen berühmten Ausspruch unseres Philosophen zu verstehen: der Nus allein komme von außen in den Menschen und sei allein göttlich; mit seiner Wirksamkeit habe die körperliche Wirksamkeit nichts zu schaffen. „Göttlicher freilich„ als die so genannten Elemente“ heißt ihm in unmittelbarer Nachbarschaft dieser Äußerung die Seele überhaupt, deren Sitz das im

Lebenshauche (Pneuma) eingeschlossene Wärme sei. Gilt jedoch diese Lebenswärme als dem Stoff, aus dem die Sterne gebildet sind, nur „analog“, so ist der Nûs in den Himmelsstoff oder Äther selbst gekleidet und darum allein wahrhaft göttlicher Art. Mit diesen Abstufungen geht auch der Fortschritt der Verfeinerung Hand in Hand, die vom bloßen Stoff zur reinen Form hinaufführt. Diese Stufenfolge nimmt, wie wir sahen, schon innerhalb der Elementenreihe ihren Anfang (vgl. S. 66). Wie das Feuer unter diesen am meisten Form ist, so übertrifft darin augenscheinlich das Lebens- oder Seelenprinzip noch das Feuer, während der Himmelsäther als das Gewand des Nûs den höchsten Platz in dieser Stufenreihe einnimmt und geradezu als reine, stofflose Form bezeichnet wird. Mag uns dieser Analogismus immerhin einigermaßen spielerisch anmuten: man begreift es, daß der zuhöchst stehende, allem grob Stofflichen am weitesten entrückte Seelenteil als der Träger der verfeinertsten Geistesfunktionen, als das Erkenntnisprinzip betrachtet wird, dem der Mensch das Wissen von den obersten und allgemeinsten Abstraktionen verdankt. So heißt denn der Nûs auf der einen Seite stofflose oder nahezu stofflose Stofflichkeit, auf der anderen „die Form der Formen“.

4. Auch der Kritik freilich haben jene Darlegungen manch eine Handhabe geboten. Schon Theophrast fragt, warum denn der Nûs, wenn er bereits in den Embryo als ein fertiger eingeht, sich erst so spät betätige. Warum zeigt das Kind sich als vernunftlos? Welche sind die Bedingungen und die Begleitumstände des Erwachens der Vernunft? Man möchte glauben, daß der Urheber der Lehre den so naheliegenden Einwand entweder schon vernommen oder selbst vorweggenommen hat. Was man für seine Antwort halten kann, das mag, wer hochtönende Worte liebt, so kennzeichnen, daß er ihn das Prinzip der Entwicklung durch jenes der Anpassung ersetzen läßt. Auf den Gedanken wenigstens, daß wir erst durch allmähliche Gewöhnung an den Glanz der höchsten Wahrheiten diese wahrzunehmen befähigt werden, führt der Vergleich des Nûs mit den Augen der Nachttiere, die vom Tageslicht geblendet werden. Denn da Aristoteles dem Nûs im Menschen jene Befähigung unmöglich absprechen kann, so ist es wohl keine müßige Vermutung, wenn wir ihm den Gedanken leihen, daß die volle Erkenntnis durch Gewöhnung und Anpassung des Erkenntnisorganes bedingt sei. Darnach würde der Nûs in der Periode des Wachstums zwar nicht eigentlich erstarken; wohl aber würde es ihm ähnlich ergehen wie dem Auge, das den Glanz eines allzu grellen Lichtes allmählich ertragen gelernt hat.

Eine andere der theophrastischen Aporien gilt dem Ursprung „des

Vergessens, der Täuschung und der Unwahrheit“. Wie läßt sich — das ist augenscheinlich der Sinn seiner Frage — ein derartiger Verlust und derartige Trübungen der Wahrheit mit dem Vorhandensein eines seiner Natur nach göttlichen, unvergänglichen und unveränderlichen Erkenntnis-Prinzips in uns vereinigen? Doch folgt hier dem Hervorheben der Schwierigkeit mindestens ein Ansatz zu ihrer Lösung. Theophrast fügt nämlich wie zweifelnd hinzu: „Oder etwa durch die Mischung?“ Damit weist er auf einen von uns noch nicht berührten Hauptpunkt der ganzen Lehre hin. Der Nūs im Menschen soll nämlich ein zwiefacher oder, wenn wir genau zusehen, ein dreifacher sein: der wirkende, der leidende und die Mischung beider. Der erstere ist das eigentlich göttliche und ewige Prinzip; er ist ganz und gar Energie und Aktualität; er ist unablässig wirksam, wenn wir auch seiner Wirksamkeit nicht immer gewahr werden. (Man wird hier nebenbei an Lichtenbergs und an Heinrich von Kleists sinniges Wort: „Es denkt in uns“ erinnert.) Diesem aktiven Prinzip steht ein Element der Empfänglichkeit oder des Leidentlichen gegenüber, dem Stoff und der Potentialität im Gegensatz zur Form und zur Aktualität vergleichbar. Man möchte von einem Mittler zwischen der Kraft des göttlichen und der Schwäche des menschlichen Wesens sprechen. Der tätige Nūs bewirkt alles, der leidende erfährt alles; jener ist unsterblich, dieser ist es nicht. In betreff seiner Eigenart ist Aristoteles noch wortkarger als in Ansehung des wirkenden Nūs. Man darf wohl nicht ohne Grund vermuten, daß der Stagirit dessen Rolle nur in dämmerigen Umrissen erblickt hat und daß seine Gedanken nicht nur für den Leser, sondern auch für ihn selbst voller deutlicher Ausführung ermangelt haben. In gewissem Sinne — so sagt uns Theophrast — sollen die zwei Arten des Nūs zwei Wesenheiten, in einem andern Sinne nur eine sein; gleichwie das aus Form und Stoff Zusammengesetzte Eines ist.

5. Reich an Rätselfragen ist dieses ganze, zumeist nur andeutungsweise behandelte Thema. Wie sollen wir die von Aristoteles behauptete Identität des Nūs mit seinem Gegenstand verstehen? Wie sie nicht zu verstehen ist, das läßt sich freilich mit mehr als annähernder Sicherheit erkennen. Eine Verwechslung der Funktion oder Tätigkeit mit ihrem Objekt darf man Aristoteles nicht zutrauen. Ebensowenig konnte er die bloße Subjektivität der durch den Nūs erkannten Wahrheiten behaupten wollen. Vergleicht er doch — von allem anderen abgesehen — den wirkenden Nūs mit dem Licht, das die zwar nur potentiell, aber objektiv vorhandenen Farben sichtbar macht und zu eigentlicher Aktualität erhebt. Die richtige Deutung jenes Ausspruchs dürfte, so meinen wir, die folgende sein. Erkenne ich ein Sinnesobjekt, so bleibt

neben der von mir erkannten Form immer noch der mit ihr verbundene Stoff übrig, als ein bloß tatsächlich gegebenes, vom Geist nicht durchdrungenes Material, gleichsam als ein dunkler Rückstand. Das gelte nicht dort, wo die Erkenntnis sich nicht auf das konkrete Ding, auf das aus Stoff und Form Zusammengesetzte, sondern auf die reine Form selbst richtet. Dieses Erkenntnis-Objekt werde **ganz** erkannt, ganz vom Geist durchdrungen, ganz in ihn aufgehoben. Insofern dies die Aufgabe des Nūs, er selbst reine Form, ja die „Form der Formen" ist, darf er mit seinem Gegenstand identisch heißen.

Ferner: wie mag wohl Aristoteles zu der Annahme gelangt sein, der wirkende Nūs sei in uns unablässig tätig, während unser Bewußtsein uns von dieser Unablässigkeit des Denkprozesses keine Kunde gibt? Die bloße Voraussetzung etwa, es gebe keinen traumlosen Schlaf und somit keine Unterbrechung des Bewußtseinslebens, wäre keine zulängliche Antwort. Denn eines ist die Annahme, daß das Spiel der Vorstellungen, die „Phantasie", in uns niemals feiere, ein anderes die Behauptung, daß der eigentliche Intellekt, die höhere Denktätigkeit, ohne jede Unterbrechung in uns walte. Eine bessere Auskunft könnte die Wahrnehmung zu liefern scheinen, daß das Ergebnis einer begonnenen Denkarbeit bisweilen plötzlich vor dem Forschenden steht, ohne daß er sich des Weges bewußt ist, der zu diesem Ziele geführt hat. Doch uns auch hierbei zu beruhigen, wird uns nicht eben leicht gemacht. Sahen wir doch, wie der Stagirit mindestens einem nahe verwandten Problem gegenüber ohne die Annahme **unbewußter Denkakte** sein Auslangen gefunden hat (vgl. S. 142/3). Das unerwartete Auftauchen einer Erinnerung, die wir zu suchen begonnen, aber wieder aufgehört haben, sollte der Fortdauer des durch jenes Suchen einmal eingeleiteten physiologischen Prozesses verdankt werden. Doch ist es freilich nicht unmöglich, daß ihm diese Auskunft für eine in seiner Schätzung tiefer stehende Sphäre auszureichen, den Leistungen des eigentlichen Intellektes gegenüber jedoch zu versagen schien. Die wahrscheinlichste Erklärung ist aber wohl die folgende. Sobald er von der Immaterialität des Trägers der Denkprozesse überzeugt war, mochte er, vielleicht auch durch die Analogie der gleichfalls „göttlichen", im Himmelsraume, dem auch der Nūs entstammt, heimischen Gestirne und ihrer unablässigen Bewegung geleitet, zu jenem Glauben gelangt sein.

Der Nūs, den jetzt unser Körper beherbergt, ist von Ewigkeit her vorhanden, tätig und lebendig; wir besitzen aber **keinerlei Erinnerung** an dieses sein Vorleben, so wenig als an sein niemals unterbrochenes Wirken in uns selbst. **Diesen Widerspruch** zwischen jener Voraussetzung und diesem Zeugnis unseres Bewußtseins **galt es zu erklären.** Den Weg zur Erklärung hat (so scheint es) diese Erwägung gebahnt.

Die Geisteskraft, welche Eindrücke bewahrt, sei identisch oder doch aufs engste verwandt mit jener, die Eindrücke empfangen hat. Das empfangende Geisteselement aber müsse eben dieser Empfänglichkeit wegen ein abhängiges, mehr stoff- als formartiges, leidentliches, darum auch verletzliches und vergängliches sein. In seiner Verletzlichkeit und der ihr entspringenden Vergänglichkeit sei der Grund zu suchen für das Fehlen einer Erinnerung an die Vorgeschichte des in jedem von uns waltenden t ä t i g e n N ū s oder aktiven Vernunftprinzips. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Winken des Stagiriten folgend ihn auf diesem Wege zur Spaltung des Nūs in einen wirkenden und einen leidenden Teil gelangen lassen.

War aber einmal diese Spaltung vollzogen, so mußte sie sich auch anderen Zwecken dienlich erweisen. Wie jenes höchste Denkprinzip eben seiner Unstofflichkeit wegen kein Intermittieren seiner Wirksamkeit, so ließ es auch keine Schwächung und keine Verderbnis zu. Wo eine solche unleugbar auftritt, dort wurde sie in erster Reihe jenem untergeordneten leidenden Vernunftprinzip, fernerhin dem dieses Prinzip jeweils bergenden Körper und den ihm anhaftenden Seelenorganen zugesprochen. Wie die Auswechslung des Sehorgans dem durch Altersschwäche Erblindeten die volle Sehkraft, so würde die Auswechslung der Seelen-Werkzeuge dem psychisch Geschwächten die volle Denkkraft wiedergeben. Damit griff Aristoteles zu der Auskunft, die den Vorkämpfern der unzerstörbaren und unverletzlichen Seele dem widersprechenden Anschein zum Trotz allezeit zu Gebote steht. Der Spielmann ist heil, seine Kraft ist unversehrt; aber verstimmten Saiten vermag sie nur widrige Töne, den zerrissenen keinerlei Klang zu entlocken.

6. Ehe wir weiterschreiten, gilt es eine bedeutsame, bisher zumeist übersehene Unterscheidung hervorzuheben. Aristoteles spricht, ohne, wie es seine Art ist, seine Leser davon zu unterrichten, vom Nūs bisweilen in einem e n g e r e n, bisweilen in einem w e i t e r e n Sinne. Bald heißt ihm so die Denkkraft überhaupt, dasjenige, „mittels dessen die Seele Gedanken bildet und Annahmen aufstellt"; bald bedient er sich desselben Ausdrucks im Gegensatz zu aller v e r m i t t e l t e n Erkenntnis zu allem Beweis und aller Reflexion (lógos). Die Verrichtung des Nūs heißt ihm dann ein „Berühren"; sie wird mit der Sinneswahrnehmung verglichen, gleichsam als ein Wahrnehmen höherer Ordnung, als das Vermögen — so dürfen wir sagen — intuitiver Vernunft-Erkenntnis. Dieser, der Nūs im engeren Sinne, ist das Organ der Anschauung von Begriffen.

Schwer, wenn nicht unmöglich ist es, hier eine vollständige Übereinstimmung mit jener Fassung der aristotelischen Erkenntnislehre zu

erzielen, die uns am Schluß des logischen Hauptwerkes und desgleichen an einigen Stellen der Metaphysik entgegengetreten ist (vgl. S. 41 42, auch 62/63). Von der entscheidenden Rolle, die dort der Sinneswahrnehmung und der Induktion in betreff der Begriffsbildung zugewiesen ward, ist in der Gestalt der Nūs-Lehre, die uns jetzt beschäftigt, nicht die Rede. Das empirische Element, welches dort und in der an Alkmäon anknüpfenden Doktrin (vgl. S. 155/6) im Vordergrund der Erkenntnislehre stand, ist hier einigermaßen zurückgetreten; man wird an jenen Rest von Platonismus erinnert, den der Stagirit niemals vollständig überwunden hat (vgl. S. 59/60). Da gilt es denn, die Grenzen dieser Diskrepanz so scharf, als es nur irgend möglich ist, zu ermitteln, jeglicher Übertreibung vor allem aufs sorglichste zu steuern.

7. Jene intuitive Vernunft-Erkenntnis oder intellektuelle Anschauung gilt unserem Philosophen nur in Ansehung der Begriffs-Bildung und daneben, soweit Urteile in Betracht kommen, in betreff derjenigen, die wir analytische, nicht derer, die wir synthetische nennen; sie gilt ihm in Rücksicht dessen, was Kant Erläuterungs-, nicht in betreff dessen, was er Erweiterungs-Urteile genannt hat. In jene Kategorie gehören vor allem die Definitionen oder Begriffsbestimmungen. In diesem Bereiche sei der Nūs so unfehlbar, wie es die Sinneswahrnehmung in dem ihrigen ist (vgl. S. 147). Die mehrfach erwähnten „unvermittelten Sätze" sind sicherlich in weitaus überwiegendem Maße Begriffsbestimmungen darlegende oder sie entfaltende Sätze. Wird doch unter ihnen ein Teil des Materials verstanden, aus dem Syllogismen aufgebaut werden, was doch nur in geringem Maße von den Axiomen oder den Normen gilt, denen der Bau des Syllogismus zu entsprechen hat. Bis hierher und nicht weiter reicht die Wirksamkeit des Nūs im engeren und höheren Sinne dieses Wortes; er schaut seine Gegenstände, die Begriffe, nicht anders als wie die Sinnesorgane die Sinnesobjekte schauen. Neue Wahrheiten, neue Verknüpfungen (Synthesen) zu gewinnen, ist er nicht befähigt. Der Apriorismus, das sehen wir, dem wir oft, zumal in den physikalischen Lehren begegnet sind, ist ein gelegentlicher, wenngleich keineswegs seltener Mißbrauch, nicht eine zu grundsätzlicher Geltung erhobene Methode.

Einen wirklichen inneren Widerspruch innerhalb der Nūs-Lehre glaubt man gewahren zu können. Einerseits nämlich bemüht sich Aristoteles mit nachhaltigem Ernst, den Nūs als ein bloßes Vermögen zu kennzeichnen, als eine Kraft, die vor oder außer ihrer Betätigung nichts ist, die vor dieser nicht mehr Gehalt besitzt als eine „unbeschriebene Tafel." Andererseits legt er ihm Prädikate bei, wie „frei von Vermischung", „trennbar", „frei von Leiden", die man nicht füglich etwas anderem als einer Substanz oder Wesenheit beizulegen sich veranlaßt

den kann. Auch bedient er sich gelegentlich, indem er vom Nūs cht, eben dieses Wortes (usía). Wer darin einen Mangel an Klar- und Folgerichtigkeit erblickt, dem läßt sich nur erwidern, daß uns ner derartigen Hypostasierung von Abstraktionen, wie wir schon mal bemerken mußten (S. 68), „ein Gebrechen und eine Schwäche menschlichen Geistes“ vor Augen liegt, „die nicht für eine einzelne Richtung derselben“, noch weniger für einen einzelnen Geistesheros als charakteristisch gelten kann“. Jedenfalls war sich Aristoteles, da er an eben jene Prädikate unmittelbar die Bestimmung „der Wesenheit nach reine Energie“ anknüpft, eines Widerspruches nicht bewußt.

Wir werden dem Nūs und seinem intuitiven Charakter in den ethischen Lehren des Stagiriten wieder begegnen. Jetzt ist es seine wiederholt gepriesene gottähnliche oder göttliche Natur, die uns zur Betrachtung desjenigen hinüberleitet, was nach einer Wendung, die Aristoteles in seinem Gespräch „Vom Gebete“ gebraucht hat, „selbst Nūs oder etwas noch über den Nūs Erhabenes“ ist, nämlich der Gottheit.

Achtzehntes Kapitel.

Die Theologie des Aristoteles.

Der Theologie geht die Religion voran, dem systematischen Nachdenken über die göttlichen Dinge das auf diese bezügliche Ahnen und Empfinden. An religiösem Gefühl hat es Aristoteles keineswegs gefehlt. Es gewinnt in seinen Schriften nicht selten einen ergreifenden, bisweilen sogar einen überschwenglichen Ausdruck. Und das darf uns nicht befremden. Reicht die Tiefe seines Gemütes auch nicht an jene seines Meisters Platon heran, für die Wunder des Naturlaufes blind, gegen die Geheimnisse der Welteinrichtung abgestumpft zu sein, zu einem „Höheren, Unbekannten“ nicht andachtsvoll emporzublicken, dazu war sein Wesen nicht flach und seicht genug. Allein sobald er seine Ahnungen zu verdichten und ihren Inhalt in feste Formen zu gießen unternimmt, da fällt es ihm ungemein schwer, die Forderungen des religiösen Fühlens mit den Ansprüchen seines wissenschaftlichen Denkens zu versöhnen. Daß ihm der Versuch nicht gelungen ist, ein in sich geschlossenes und abgerundetes theologisches System zu schaffen, darin liegt nichts Verwunderliches. Gar bemerkenswert ist vielmehr der tiefe Ernst, mit dem er diese Aufgabe erfaßt und die

gähnende Kluft zwischen jenen Forderungen und diesen Ansprüchen zu überbrücken sich bemüht hat.

Ein von pantheistischen Zügen durchsetzter Monotheismus, so darf die Stellung heißen, die der Stagirit den großen Welträtseln gegenüber eingenommen hat. Ein weltleitendes Wesen vorauszusetzen, dazu drängte ihn, der hier in den Spuren des Xenophanes und Platons wandelt, vor allem die Überzeugung von der strengen Einheitlichkeit des Naturganzen. Wir haben den Eifer kennen gelernt, mit dem er die Einheit und Einzigkeit des Himmels verficht — einen Eifer, der ihn sogar dazu verführt, die scheinbare Himmelskugel mit dem Weltall zu identifizieren (vgl. S. 95). Die Unterscheidung zwischen den vier Elementen der sublunaren und dem einen Element der darüber hinausliegenden Himmelsregion, zwischen der Wandelbarkeit der ersteren und der Wandellosigkeit der letzteren soll dieser Einheitlichkeit darum keinen Eintrag tun, weil jene unsere Weltregion nur „einen verschwindend kleinen Teil des Alls“ ausmacht. Der Versinnlichung dient hier ein zweimal wiederkehrendes, dem Bereich der dramatischen Kunst entlehntes Gleichnis. Die Natur sei nicht „episodenhaft“ wie „eine schlechte Tragödie“, das heißt eine solche, deren einzelne Akte und Szenen nur lose aneinander gereiht, nicht innerlich verknüpft sind. Dahin gehört es auch, wenn Aristoteles bei der Durchmusterung der naturphilosophischen Lehren jener des Anaxagoras den Preis zuerkennt mit den emphatischen Worten: „Da ward der Nūs genannt als der Urheber der Ordnung in der Gesamtnatur sowohl als im Bau der Lebewesen; und der dies aussprach, erschien wie ein Nüchterner neben seinen irreredenden Vorgängern“. In die billigende Anführung des homerischen Verses: „Nimmer taugt Vielherrschaft, nur Einer sei Herr und Gebieter“ und seine Anwendung auf das Weltregiment mündet die tiefgreifendste seiner theologischen Erörterungen.

2. Doch eben die Nennung des Anaxagoras darf uns an die Schranken erinnern, die dem so laut und so nachdrücklich verkündeten monotheistischen Bekenntnis unseres Philosophen gesetzt sind. Ein Teil dieser Schranken ist ihm und dem Klazomenier gemein, ein anderer ihm eigentümlich. Beide wollten dem wissenschaftlichen Geiste, der die Anerkennung einer festen, den Dingen selbst innewohnenden Gesetzmäßigkeit verlangt, zugunsten ihres Gottes oder Geistwesens kein größeres als das ihnen unbedingt notwendig scheinende Opfer auferlegen. Demgemäß hat Anaxagoras an einen einmaligen, räumlich begrenzten Eingriff des Nūs, an den Beginn der Rotationsbewegung, Aristoteles an die dauernde, aber gleichfalls räumlich begrenzte Anziehung, die der „erste Beweger“ auf die äußerste Himmelssphäre aus-

übt, eine unabsehbare Kette von Wirkungen geknüpft. Diese Wirkungen konnten aber der Nūs sowohl als der „erste Beweger“ nur dadurch hervorbringen, daß die dem Stoffe selbst eigentümlichen Tendenzen, Schwere und Leichtigkeit oder Streben nach den „natürlichen Orten“ genannt, mit jenen Bewegungsanstößen zusammenwirkten, beziehentlich von ihnen ausgelöst wurden (vgl. I, 173f.). Jene wie diese uranfänglichen Tendenzen sind als die Grundlage aller zweckgemäßen Stoffverteilung von der höchsten teleologischen Bedeutung, zugleich aber eine ursprüngliche, von jeder Veranstaltung des Nūs oder der Gottheit unabhängige Tatsache (vgl. S. 48f.).

Des Weiteren aber läßt sich zwischen den beiden Systemen ein bemerkenswerter Unterschied erkennen, das gerade Gegenteil dessen, was man von vornherein zu erwarten geneigt sein könnte. Der den Hylozoisten zeitlich und auch in der Auffassung seines Urwesens so nahestehende Anaxagoras ist in Ansehung seiner Naturauffassung von ihrem Einfluß freier als der vergleichsweise späte Aristoteles. Er ist mehr mechanischer Physiker als der Stagirit. Fehlt es bei diesem doch nicht an Rückfällen in die uralte, von ihm grundsätzlich geleugnete Stoffbeseelung, an einem dahin zielenden gleichsam atavistischen Zug, der ihm „in gewisser Art alles von Seele“ — und das bedeutet für ihn doch auch von einem zweckmäßig Waltenden — „erfüllt“ sein läßt (vgl. S. 133f.). Und daß ihm die Gottheit nicht als die einzige Quelle zweckvoller Ordnung gilt, das sagt er uns ausdrücklich dort, wo er von den Zwecktendenzen der Natur selbst spricht, mitunter sogar mit der Wendung: „Das will die Natur“. Tritt die Natur bisweilen gleichsam an die Stelle der Gottheit, in einem Worte wie jenes: „Die Natur tut nichts umsonst“, so werden die beiden gelegentlich auch in einer an das spinozistische: Deus sive Natura erinnernden Verbindung: „Der Gott und die Natur tun nichts umsonst“ geradezu wie gleichberechtigte Faktoren nebeneinander gestellt. Man sieht, wir haben nicht ohne Grund vom Hervortreten pantheistischer Züge in dem Bild gesprochen, das Aristoteles vom Verhältnis seines Gottes zu Natur und Welt entworfen hat.

Ja wir haben noch zu wenig gesagt, indem wir in der zuletzt angeführten Stelle die Gleichberechtigung der Natur und der Gottheit zu erblicken glaubten. Wir hätten vielmehr, so befremdlich das auch klingen mag, von einem Überwiegen des Naturprinzipes sprechen sollen. „Gott und Natur“, das besagt für Aristoteles die in der Natur waltenden, als göttliche verehrten Kräfte, nicht die Natur einerseits und daneben die für sich bestehende und selbständig wirkende Gottheit. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Aristoteles dieser, der reinen und absoluten Gottheit, jegliches Tun und Wirken, nicht minder jedes auf ein Wirken abzielende Streben, alles Wollen und damit auch alles

gute und zweckvolle Wollen geradezu und aufs nachdrücklichste abspricht. Man hat freilich diese den gangbaren Religionsvorstellungen so sehr zuwider laufenden Äußerungen zu entkräften sich bemüht, aber die Künstlichkeit und Nichtigkeit solcher Deutungen ist aufs überzeugendste dargetan worden.

Sind uns doch auch die Gründe dieser paradoxen Behauptungen ganz und gar nicht unbekannt. Was uns als eine Schranke der Gottheit und ihrer Macht erscheint, darin erblickt der Stagirit einen Ausfluß ihrer Vollkommenheit. Das schlechthin Vollkommenste könne nichts tun und wirken, weil dem Tun und Wirken ein Begehren und Verlangen, dem Begehren und Verlangen ein Bedürfen und ein Mangel vorangehen und entsprechen müssen. Menschliches Handeln sei ein Mittel zur Erreichung von Zwecken, die in sich vollendete Gottheit könne aber nicht nach einem außer ihr liegenden Zweck und Ziele streben. Auch die Reihe der Tugenden oder moralischen Trefflichkeiten durchmustert Aristoteles mit dem Ergebnis, daß im Wesen der Gottheit für ihre Betätigung und somit für ihr Dasein kein Raum vorhanden sei. Das gilt nicht nur von der Tapferkeit und der Enthaltsamkeit, das heißt der Überwindung von Gefahren und von Verlockungen, die ja für das vollkommenste Wesen nicht vorhanden sein können, sondern auch von der Gerechtigkeit, mit der seltsamen Begründung, diese setze einen Güteraustausch oder sonstigen geschäftlichen Verkehr voraus. Ja selbst die Güte, die von Platon mit dem göttlichen Prinzip identifiziert ward, findet in diesem Idealbild mindestens im Sinne des Wohlwollens oder der Liebe keine Stelle. Alles, woran menschliche Tugend sich übt und äußert, dürfe, mit dem Maße des höchsten Wesens gemessen, „unwürdig und kleinlich" heißen. Was demnach als alleiniger Lebensinhalt der Gottheit übrig bleibt, werden wir bald erfahren.

Hier möge vorerst die Bemerkung einen Platz finden, daß der aristotelische Theismus, so bedeutungsvoll er auch für die Geschichte der Theologie geworden ist, für das religiöse Leben der Menschheit so gut als nichts bedeutet hat. Wird in ihm doch die Gottheit in eine Höhe erhoben, aus der kaum mehr ein Pfad in die menschlichen Niederungen herabführt. Nicht von dem liebenden und erbarmungsreichen Vater, nicht von dem lohnenden und strafenden Richter, aber auch nicht von dem fürsorglichen Weltbaumeister ist in dieser Gotteslehre irgendwie die Rede. Indem Aristoteles seinen Gott jeder, selbst der entferntesten Berührung mit menschlicher Schwäche entrücken will, verurteilt er ihn zugleich zu vollständiger Unfruchtbarkeit. Daß solch ein Gott nichts wirkt und nichts leistet, das gilt noch in einem ganz anderen, man möchte sagen in einem für seine lebensvolle Wirklichkeit verhängnisvollen Sinne!

3. Woher aber, so fragen wir, kommt dieser Widerspruch zwischen Ausführung und Absicht? „Ein Herr und Gebieter“ wird auf den Weltenthron erhoben. Der Erfolg aber ist kaum ein anderer, als wenn der Weltenthron leer geblieben wäre. Le roi règne, mais ne gouverne pas — selbst diese Formel des konstitutionellen Königtums würde der Stellung des aristotelischen Weltherrschers kaum gerecht werden.

Zwei Denkmotive scheinen zur Erzeugung jenes grellen Widerspruchs zusammengewirkt zu haben: die Scheu vor jeder Störung des gesetzmäßigen Naturlaufs und die Flucht vor allem Anthropomorphismus. Zwei höchst achtbare Beweggründe, deren erster allerdings bloß zu jener „Leugnung übernatürlicher Eingriffe“ und zu jener Ansicht von dem „göttlichen Urquell“ des gesetzlichen Naturgeschehens zu leiten brauchte, die uns schon bei Hippokratikern begegnet sind (vgl. I, 251). In ihrer Vereinigung aber und mit äußerster Strenge verfolgt führen die beiden Motive über jede Gotteslehre hinaus und münden in den Agnostizismus. Das „Unerkennbare“ Herbert Spencers, das „weder erkennende noch erkennbare Eine“ Plotins (vgl. II, 530), das sind die angemessenen Bezeichnungen des von allen anthropomorphen Bestimmungen entleerten Gottesbegriffes. Aristoteles ist allzuweit oder er ist nicht weit genug gegangen. Wäre er minder radikal, oder noch radikaler verfahren, er hätte gleich sehr eine Darstellung vermeiden können, die seiner Gotteslehre den Stempel des Grotesken aufdrückt.

Aller Mythologie hat er beherzt den Rücken gekehrt. Er kennt sie nur als „mythische Zutat“ oder als „mythische Umhüllung“ der Wahrheit; aber wie wenig bleibt ihm als Kern dieser Schale übrig, da er nunmehr auch in jeder Art des Tuns, des Wirkens und Wollens, nicht minder in jeder Art von moralischer Trefflichkeit einen Rest von Anthropomorphismus entdeckt und mit entschlossener, wenngleich schonender, Hand aus dem Bilde seiner Gottheit entfernt hat! Selbst dieses Wenige freilich bliebe nicht übrig, wenn Aristoteles es hier nicht an strenger Folgerichtigkeit fehlen ließe, ja sich mit seinen eigenen bündigen Erklärungen in Widerspruch setzte. Alles Tun wird der Gottheit abgesprochen, aber eine Art des Tuns (práttein) wird ihr dennoch zuerkannt, nämlich die sie mit der höchsten Seligkeit erfüllende beschauliche Betrachtung. Alles Wirken und Hervorbringen (poieín) wird ihr aberkannt, aber sie soll trotzdem der Urquell aller himmlischen und irdischen Bewegung sein, freilich nur, indem sie die Welt wie ein geliebter Gegenstand den Liebenden bewegt (vgl. S. 90), indem sie also selbst in Ruhe verharrend eine übermächtige Anziehung ausübt. So durchbricht der Stagirit an zwei Punkten, das einemal in mehr gewaltsamer Weise, indem das „Betrachten“ aus dem Begriffskreise des Tuns entfernt wird, das anderemal in mehr versteckter Art die selbstgezogenen Schranken

Nur auf diesen Wegen — fast möchte man von Schleichwegen sprechen — gewinnt er den ihm durch seine eigenen grundsätzlichen Erklärungen verwehrten Einblick in das Wesen der Gottheit.

4. Konnten wir uns hier einer einschneidenden Kritik nicht enthalten, so sind wir doch weit davon entfernt, damit dem großen Denker nahetreten zu wollen. Seine Schwächen und Inkonsequenzen erweisen sich dem genauer Prüfenden als das kaum vermeidliche Ergebnis miteinander ringender Kräfte. Stark war in Aristoteles der wissenschaftliche Geist, stark auch das religiöse Bedürfnis. Die beiden Strömungen mußten aufeinander treffen. Dem Gestaltungsdrang des religiösen Sinnes begegnete die jene Gestaltungen zersetzende Einsprache des kritischen. Ein Abkommen war unvermeidlich. Daß dieses nicht ganz und gar auf Kosten eines der zwei streitenden Elemente erfolgt ist, das spricht für das seelische Gleichgewicht des Stagiriten; daß die logische Strenge aber alles in allem dabei noch weniger zu Schaden kam, als der arg verkümmerte Religionstrieb, das war bei einem Manne zu erwarten, der in erster Reihe Denker, nur in zweiter Linie Religionsbildner gewesen ist. Die arge Verkümmerung der religiösen Schöpfung aber, die so dürftige Ausgestaltung seines Gottesbegriffes, sie macht es wieder erklärlich, daß der transzendente Gott, auf den Aristoteles es abgesehen hatte, vielfach von pantheistischen Elementen überwuchert wird. Eben weil der Weltbeherrscher im aristotelischen System der Welt so sehr entfremdet, nur durch die dünnsten Fäden mit ihr verknüpft ist, weil zwischen ihm und der Welt, wie richtig bemerkt ward, fast „eisige Kälte" herrscht, kann er dem religiösen Bedürfnis des Philosophen nur eine gar wenig zulängliche Befriedigung gewähren. Und darum versagt es sich dieser nicht, die Befriedigung dort zu suchen, wo sein systematisches, auf Ausmerzung des Hylozoismus gerichtetes Denken sie ihm zu finden eigentlich verwehrt hat: in der von göttlichen Kräften durchwalteten, von Zielstrebigkeit erfüllten Natur, ihrem Material und ihren Schöpfungen.

Doch um volle Billigkeit walten zu lassen, tut es not, das Gewollte noch genauer, als es bisher geschehen ist, vom Erreichten zu unterscheiden. Der aristotelische Gott sollte nichts weniger als ein Lückenbüßer sein. War er doch vielmehr dazu bestimmt, die Krönung seines Gedankenbaues, die Brücke zwischen Ontologie und Naturwissenschaft zu bilden. In ihm soll die begriffliche oder formale, die Zweck- und die Bewegungs-Ursache zusammentreffen. Es soll, wie der namhafteste Historiker der antiken Philosophie treffend bemerkt hat, die Ewigkeit der Welt „mit ihrer Abhängigkeit von einer außerweltlichen Gottheit" vereinigt werden, während die Zurückführung des Welt-Daseins, der Welt-Ordnung oder der Welt-Bewegung „auf bestimmte Akte der Gott-

heit" als auf zeitliche Vorgänge ihrer Anfangslosigkeit widersprechen würde. Nur wie diese großen Absichten erfüllt werden, darüber gewähren uns die aristotelischen Äußerungen keinerlei befriedigenden Aufschluß. Schwer ist es schon zu verstehen, inwiefern dieses Wesen, das einerseits räumliche Bewegungen hervorruft, andererseits in beseligender Selbstschau dahinlebt, die oberste Zweckursache sein könne. Zu nicht minder schweren Bedenken gibt die Behauptung Anlaß, daß jener Bewegungsimpuls in einem Verlangen des Körperlichen nach dem Göttlichen seinen Ursprung habe. Das hier von uns gewählte Wort „Anziehung" ist einigermaßen irreleitend. Denn wenn wir Modernen von einer physikalischen Anziehung sprechen, so gebrauchen wir, mindestens die klarsten Köpfe unter uns, mit Bewußtsein ein Bild, das reale Tatsachen beschreiben, nicht sie erklären soll. Anders Aristoteles. Sein Absehen ist in solchen Fällen auf eine Erklärung gerichtet. Und so hat mindestens schon sein Schulnachfolger Theophrast jene Worte: „wie ein Geliebtes" (S. 90) verstanden. Hat er doch den auf solcher Auffassung beruhenden tiefgreifenden Einwand nicht zurückgehalten: „Wenn ein Begehren, zumal ein auf das Beste gerichtetes, nicht ohne Seelentätigkeit stattfindet, dann wären ja die also bewegten Körper selber beseelt". So hat schon der vertraute Jünger des Stagiriten ihm jenen Rückfall in die Stoffbeseelung vorgehalten, der den Gegenstand unserer obigen kritischen Bemerkungen ausmacht.

Den Götterglauben hat Aristoteles aus zwei Quellen abgeleitet: aus dem Eindruck, den einerseits die Himmels-Phänomene, ihre Ordnung und Zweckmäßigkeit, andererseits die Seelen-Phänomene auf die Menschen der Vorzeit hervorgebracht haben. In letzterer Rücksicht hat er in einer seiner populären Schriften an die Traumverkündigungen und an Offenbarungen erinnert, welche die in der Todesstunde noch mehr als im Schlaf von der Außenwelt, ja vom Körper selbst abgeschiedene Seele erfährt und die als ein Erzeugnis göttlicher Eingebung gegolten haben. Den Lehrschriften ist diese Stütze des Gottesglaubens fremd. Man hat somit die Wahl, hierin entweder eine bloße, übrigens auf Stellen der homerischen Gedichte gegründete Mutmaßung in betreff der primitiven Theologie oder überdies eine von dem Philosophen selbst gebilligte Ansicht zu erblicken, die zumal in Anbetracht der in den Lehrschriften dargelegten rationalisierenden Auffassung der Traumgesichte einer früheren Phase seines philosophischen Denkens angehören müßte. Wir selbst vermögen es nicht, diese von sehr beachtenswerter Seite geäußerte Annahme zu teilen.

5. Gern benützen wir übrigens diesen Anlaß, um auf einige methodische Regeln hinzuweisen, [illegible] allzu häufig, insbesondere dort, wo

moderne Darsteller eine ihrer Lieblings-Ansichten in Aristoteles wiederzufinden wünschen, außer acht gelassen werden. Den Lehrschriften gebührt im Fall eines Konfliktes jederzeit der Vorzug vor den populären, eben darum volkstümlichen Meinungen sich mehrfach anbequemenden, überdies uns nur in fragmentarischen Überresten und ohne Angabe der Personenverteilung erhaltenen Dialogen. Ferner aber: auch innerhalb der Lehrschriften müssen wir zwischen den systematischen, ein Thema geflissentlich behandelnden Erörterungen und gelegentlichen, in einen anderen Zusammenhang eingestreuten und gar leicht durch diesen modifizierten Äußerungen und Anspielungen sorgfältig unterscheiden. Auch gewinnt es der Stagirit keineswegs immer über sich, auf eine, der jeweils verfochtenen These günstige Beweisführung darum zu verzichten, weil die Prämissen, von denen sie ausgeht, mit seinen persönlichen Überzeugungen nicht in vollem Einklang stehen. Bisweilen freilich beschwichtigt er, so möchte man sagen, sein kritisches Gewissen durch die hypothetische Gestalt der Argumentation („wenn es anders so steht, daß" . . .) oder durch eine beigefügte Einschränkung („wie man wohl meint" oder: „wie es zu sein scheint"). Allein er mag das tun oder unterlassen: die Freude an der Häufung von Beweisgründen (vgl. S. 112f.), die Lust an der Betätigung seiner dialektischen Virtuosität, der Wunsch, eine gegnerische Meinung unter der Menge nicht weniger als der Wucht der Einwürfe gleichsam zu begraben, endlich auch seine Achtung vor allem Traditionellen, worin er so gern mindestens Spuren und Rudimente der Wahrheit erkennt, — all das vereinigt sich dazu, ihn in der Verwendung von Argumenten nicht allzu wählerisch, auch nicht selten zum Wechsel seines Standpunktes geneigt zu machen.

So gibt es denn keinen sichreren Weg, sich die Einsicht in den echten Aristoteles zu verbauen, als wenn man der soeben dargelegten Umstände vollständig vergißt, jede seiner auch nur beiläufigen Äußerungen auf die Goldwage legt, sie bis in ihre äußersten Konsequenzen verfolgt, um, falls sich dann ein Widerstreit zwischen den Resultaten solcher Deutekunst und der Anerkennung plan und unzweideutig ausgesprochener Lehren ergibt, ihn zugunsten der ersteren zu entscheiden! Zu welchen Ungeheuerlichkeiten diese Unmethode verführen kann, das mag wenigstens ein eben dem theologischen Gebiet entlehntes Beispiel lehren. Zum Erweis der Behauptung, daß Aristoteles seiner Gottheit n i c h t jedes Tun und Wirken abspreche, ist auf einen Satz der Rhetorik verwiesen worden, der da lautet: „Das Dämonische ist entweder eine Gottheit oder das W e r k e i n e r G o t t h e i t; wer auch nur ein solches annimmt, der setzt damit notwendig das Dasein von Göttern (man beachte auch die Vielzahl!) voraus." Das ist einfach die gekürzte Wiederholung einer von Platon dem sich und sein Daimonion verteidigenden Sokrates in den

Mund gelegten Argumentation; sie wird übrigens von Aristoteles nur als eines von vielen Beispielen einer bestimmten Beweisart, der aus einer Definition geschöpften, vorgebracht. Aus solchen Äußerungen einen Schluß auf den Gehalt aristotelischer Lehren zu ziehen, das darf man wohl den Gipfelpunkt einer sich selber richtenden Willkür nennen!

6. Von den aristotelischen Gottes-Beweisen haben wir einen, den teleologischen oder Zweck-Beweis, bereits vorweggenommen. Wir haben auf seine unzulängliche Durchführung, auf den Widerspruch zwischen der der Gottheit zugemuteten Aufgabe und der ihr nicht gewachsenen Eigenart eben des aristotelischen Gottes sattsam hingewiesen. Davon abgesehen darf aber dieser Beweis wohl der an sich weitaus am meisten besagende heißen (vgl. I, 293 f.).

Einen anderen Weg hat der Stagirit dort betreten, wo er das Dasein eines Absoluten im Gegensatz zu dem menschlicher Erfahrung allein begegnenden Relativen zu erweisen bemüht war. Wo es ein Besseres gibt — so lautet das bündigste der hierher gehörigen Argumente — dort muß es auch ein Bestes geben. Da uns nun die Gesamtheit der Wesen solch eine Stufenreihe, einen Fortgang des minder Vollkommenen zum Vollkommeneren offenbart, so sei der Schluß auf eine Spitze oder einen Endpunkt dieser Stufenfolge, auf ein unbedingt Bestes, gestattet. Damit hat der Philosoph jenen Schritt aus der Welt des Relativen getan, dessen Zulässigkeit alle diejenigen bestreiten werden, welche menschliche Einsicht eben in diesen Bereich gebannt und jeden Einblick in das Absolute uns versagt glauben. Nicht allzufern liegt, nebenbei bemerkt, der Einwand, daß mit demselben Recht wie das Dasein des absolut Guten sich auch jenes des absolut Schlechten behaupten ließe. Gibt es (so etwa mag man folgern) eine Stufenreihe des Guten, so läßt sich auch eine Stufenreihe des Schlechten nicht in Abrede stellen; und läßt sich aus jener das Dasein eines absolut guten, so aus dieser die Existenz eines absolut schlechten Wesens erschließen. Derselbe Beweisgang, der zu einer Gottheit hinaufführt, leitet, nach abwärts verfolgt, zu einem bösen Weltprinzip, mögen wir es nun Teufel oder wie sonst immer benennen. Hier stehen unserem Denker nicht nur die Bekenner dualistischer Religionen, wie der Zoroastrismus eine ist, gegenüber; auch sein eigener Meister hat, wenigstens in einer seiner Entwickelungsphasen, neben die gute Weltseele eine böse gestellt (vgl. II, 486 f.).

Ein drittes Haupt-Argument hat es unmittelbar wenigstens nicht mit dem Absoluten überhaupt zu tun; sein Kern ist vielmehr ein Versuch zur Lösung der Frage nach dem Ursprung der Bewegung. In einer wenig strengen, aber nicht aller Scheinbarkeit ermangelnden Gestalt erscheint der Schluß auf das Dasein eines unbewegten Be-

wegers dort, wo er von Aristoteles selbst nicht ohne jeden Vorbehalt geäußert wird. „Wahrscheinlich, um nicht zu sagen notwendig“ sei die Voraussetzung, daß von den drei hier an sich möglichen Annahmen nicht nur zwei, sondern auch die dritte verwirklicht sei. Wir kennen erfahrungsmäßig bewegtes Bewegendes und bewegtes Nicht-Bewegendes; wie sollte es da an der dritten der hierher gehörigen Kombinationen (die rein negative vierte, nämlich: nicht bewegtes Nicht-Bewegendes bleibt füglich aus dem Spiel), das heißt an dem nicht bewegten Bewegenden, fehlen. Typische Beispiele der zwei ersten Fälle sind (so dürfen wir erläuternd hinzufügen) die folgenden. Wir setzen eine Kugel in Bewegung, die in ihrem Rollen auf eine zweite Kugel trifft und sie dem Ruhezustand entreißt. Wir können aber dieselbe Kugel auch fixieren und in eine bloß rotierende Bewegung geraten lassen, in der sie sich, ohne nach außen eine irgend in Betracht kommende Wirkung zu üben, nur um ihre eigene Achse dreht. Im Naturleben spielen Winde und Ströme die erste, die in Umdrehung befindlichen Sternsphären die zweite dieser Rollen. Neben die von uns also exemplifizierten zwei Instanzen des bewegten Bewegenden und des bewegten Nicht-Bewegenden tritt nun, wir sagen wohl am besten als eine Forderung der Gedanken-Architektonik, die Verwirklichung der dritten Möglichkeit, die des unbewegten Bewegenden. Dieser Forderung soll in großem Maßstab eben der aristotelische Gott genügen. Ihre Erfüllung im kleinsten Maßstab durch die als ein bloßes Kuriosum betrachtete Anziehung des Magneten und ähnliches genügt augenscheinlich nicht den hochgespannten Ansprüchen des Stagiriten.

7. Allein nicht nur als ein Gebot des logischen Ebenmaßes, auch als ein unerläßlicher Behelf der physikalischen Welt-Erklärung wird uns der „unbewegte Beweger“ vorgeführt.

„Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn“ — dieses Scherzwort Gottfried Kellers könnte man als Motto vor die Lehre vom ersten Beweger stellen. Die in der zeitlich anfangs- und endlosen Welt unablässig sich vollziehenden Bewegungen müssen, falls nicht ein als unmöglich erachteter unendlicher Regreß stattfinden soll, einem letzten Bewegenden entspringen. Daß dieses ein sich selbst Bewegendes sein könne, diese Annahme wird vorgebracht und weitläufig erörtert; sie wird schließlich abgewiesen, aber nicht eigentlich widerlegt. Denn als eine Widerlegung kann doch der Hinweis auf die Tatsache nicht gelten, daß in dem sich selbst Bewegenden zwei Faktoren, das Wirkende und das, worauf es wirkt, begrifflich unterscheidbar sind. Allein obgleich Aristoteles, auch hier von Platon beeinflußt, seinen Leitgedanken, der Ursprung aller Bewegung sei ein seelischer, diesem ent-

lehnt hat, so trachtet er doch jenem Gedanken eine schärfere Formulierung zu verleihen und das hier in Frage kommende Seelische, wenn wir so sagen dürfen, in gewissem Sinne zu materialisieren. Etwas Derartiges darf man nämlich in seinem Versuche erblicken, den unbewegten Beweger an einer Stelle des Weltraumes zu lokalisieren, wodurch dessen im übrigen mit dem höchsten Eifer verfochtene rein geistige Beschaffenheit offenbar einen Abbruch erleidet.

Zunächst aber verschlingt sich der vermeintliche Nachweis jener primären Bewegungsursache mit dem von uns schon erörterten Ergebnis, es müsse die Begriffs-Kombination „nicht bewegtes Bewegendes" neben den zwei verwandten, in großem Maßstab verwirklichten Kombinationen in gleicher Weise im Kosmos vertreten sein. Es kann uns nicht befremden, daß diese zwei Gedanken-Reihen zu dem Fazit führen: in dem unbewegten Bewegenden sei eben jener anderwärts vergeblich gesuchte Urquell aller Bewegung zu erkennen. Dieses Resultat galt es einerseits durch Erwägungen von noch umfassenderer Allgemeinheit zu stützen, andererseits in seine Konsequenzen zu verfolgen. Beides geht bisweilen Hand in Hand.

Die höchste Allgemeinheit eignet der Lehre, daß alles Werden, das heißt, aristotelisch ausgedrückt, jeder Übergang von dem vorher nur potentiell Existierenden in ein aktuell Existierendes durch ein Aktuelles bewirkt werde. Als Beispiele werden die Zeugung eines Menschen durch einen andern, desgleichen die Heranbildung eines Fachmanns, wie es ein Musiker ist, durch eben einen solchen angeführt. Dann wird diese Erkenntnis auf das oberste Weltprinzip angewandt. Es wird der Schluß gezogen, daß sein Wesen volle Aktualität oder reine Energie sein müsse. Denn sobald nicht diese allein, sondern auch etwas bloß Potentielles, das will ja besagen: etwas Bedingtes und von anderen Faktoren Abhängiges darin enthalten wäre, so würde seine volle und unablässige Wirksamkeit gefährdet. Ist somit jenes höchste Weltprinzip identisch mit der obersten bewegenden Ursache, so muß auch diese, wenn sie anders niemals versagen und ihre Wirksamkeit niemals stocken soll, von a... ...ollen entblößt sein. Das Wesen des unbewegten Bewegers ...m nicht mit Potentialität behaftet zu sein, alles Stoff... Daraus folge wieder, daß es auch frei von Vielheit ... Nicht-Besitz von Teilen gelegen, mit anderen Worten: Sein Leben ist Denken, dieses Denken aber kann ...te, nämlich auf ihn selbst richten, und eben diese ...llt ihn mit höchster Seligkeit. Was wir Menschen ...egnadeten Augenblicken empfinden, das und mehr ... Gottheit immerdar. „An diesem obersten Prinzip ... schließt die in einen Lobgesang mündende weit

ausgesponnene Beweisführung — hängt der Himmel und die ganze Natur!“

8. Doch längst wollte uns wohl mehr als ein Leser durch eine Reihe von Fragen unterbrechen: Wie steht es um den Ausgangspunkt dieser langen Kette von Beweisgründen? Woher stammt die zuversichtliche Gewißheit des Philosophen in betreff der Wirkungen, die er einer so außerordentlichen Ursache zuzuschreiben sich genötigt sieht? Mag immerhin lediglich der „unbewegte Beweger“ die Ewigkeit der von uns wahrgenommenen Himmelsbewegungen verbürgen können, woher wissen wir, daß diese Bewegungen von Ewigkeit her bestehen und in alle Ewigkeit fortdauern werden? Die Art, wie Aristoteles diese Frage bejaht, ist jedenfalls nicht diejenige, in der wir Modernen sie zu bejahen irgendwie geneigt sein können. Er glaubt an den anfangs- und endlosen Umschwung des einen Himmels, der vom unbewegten Beweger verursacht und seinerseits wieder die Ursache aller im Weltall stattfindenden Bewegungen ist. Dieser eine Himmel und sein Umschwung sind jedoch von gleich fiktiver Art. Was die neuere Wissenschaft an die Stelle jenes einen Himmels gesetzt hat, das sind einzelne Gestirne, Sterngruppen und Sternsysteme, die in den verschiedensten Ebenen gelegen sind und sich in den verschiedensten Entfernungen von uns und voneinander befinden. Doch so gewichtig diese Umwandlung des aristotelischen Weltbildes auch in anderer Rücksicht ist, für die hier in Verhandlung stehende Frage ist sie nicht von entscheidender Bedeutung. Oder doch höchstens insofern, daß Aristoteles von einer ewigen und gleichartigen Bewegung spricht, während wir nichts von einer solchen wissen, vielmehr auch in diesem Betracht die Mannigfaltigkeit die Stelle der einst vorausgesetzten Einheitlichkeit einnimmt.

Das Fernrohr und das Spektroskop haben den einen Himmel in zahllose Welten aufgelöst und seine wandellose, gleichmäßige Beschaffenheit durch die bunte Abfolge wechselnder Zustände ersetzt. Wir glauben entstehende von entstandenen und zeitweilig nicht merklich veränderten, diese wieder von vergehenden Welten unterscheiden zu können. Doch ist damit auch die Schranke zwischen der unwandelbaren himmlischen und der dem Wandel und Wechsel unterworfenen sublunaren Welt des Aristoteles gefallen: der eigentliche Kernpunkt des uns beschäftigenden Problems ist auch damit nicht berührt. Die Frage nach dem Ursprung der Bewegung ist für Aristoteles zu einer die kühnsten Hypothesen heischenden einfach dadurch geworden, daß er sie überhaupt aufgeworfen hat. Setzen wir unserer Wißbegier engere Grenzen, rechnen wir die Bewegung, die dem Stagiriten unbekannte molekulare sowohl als die Massenbewegung, zur ursprünglichen Ausstattung des Stoffes, dann haben

wir die Frage nach dem Bewegungs-Ursprung zwar nicht beantwortet, aber es ist nur ein und dasselbe undurchdringliche Dunkel, das uns die Gesamtheit der hierher gehörigen, menschlicher Einsicht gleich sehr unzugänglichen Probleme verhüllt.

Wir forschen nach dem Ursprung der Stoffbewegung nicht mehr als nach dem Ursprung des Stoffes selbst und seiner sonstigen Eigenschaften. Ein ähnlicher war der Standpunkt der Atomisten und im wesentlichen auch jener der gesamten älteren Naturphilosophen. Erst indem man, verführt durch den trügerischen Anschein der Ruhe, den Stoffgebilde von mittlerer Größe darbieten, verlassen von den genialen Ahnungen eines Heraklit und Leukipp, das auseinander riß, was tatsächlich stets verbunden ist, den Stoff und seine Kraftbegabung, erst damit ward man vor eine Frage gestellt, die sich nur durch die vermessensten Vermutungen beantworten ließ (vgl. I, 276 f.) Wir sind zugleich reifer und bescheidener, nicht anmaßlicher, sondern demütiger geworden, indem wir nicht mehr einen Teil dieser Rätsel für lösbarer als einen anderen halten und an menschliche Weisheit nicht die Zumutung stellen, den Schleier zu lüften, der über alles Uranfängliche gebreitet ist.

Der Lokalisierung des unbewegten Bewegers ist bereits im allgemeinen gedacht worden, nicht minder der Art, in der er die kosmischen Bewegungen erzeugen sollte. Um über beide Punkte genauere Vorstellungen zu gewinnen, tut es not, die astronomischen Lehren unseres Philosophen ins Auge zu fassen. Da die Gottheit für Aristoteles kaum etwas anderes als der erste Beweger ist, dieser aber durch Vermittlung der Gestirnsphären und der sie im Raum herumführenden Untergötter oder Geister seine Wirkung übt, so verlassen wir, indem wir uns diesem Gegenstande zuwenden, nicht den Boden seiner Lehre von den göttlichen Dingen.

Neunzehntes Kapitel.

Die theologischen Lehren des Aristoteles.

(Fortsetzung und Schluß: Die aristotelische Astronomie.)

In den astronomischen gleichwie in den mathematischen Dingen betrachtet Aristoteles sich selber nicht als Fachmann. Bei ihrer Behandlung verweist er, wie wir schon einmal bemerken mußten, häufiger als sonst auf das Urteil der „Sachkundigen" oder der „Kenner" (vgl. S. 101). Gebührt ihm daher auf diesem Felde weniger als auf

jedem anderen der Ruhm eines bahnbrechenden Entdeckers, so erschein uns auch seine Verfehlungen in einem sehr verschiedenen Lich je nachdem wir ihre Ursachen oder ihre Wirkungen ins Au fassen. Es ist schwer, sich einer Aufwallung des Unmuts zu erwehre wenn wir sehen, wie bereits längst angefochtene und erschütterte Ii lehren vornehmlich durch die Autorität des Stagiriten von neuem g festigt und auf Jahrtausende hinaus in ihrem Bestande gesichert wurd (vgl. S. 44 u. 95, II, 527f.). Allein wir werden uns alsbald zu größer Milde des Urteils gestimmt finden, wenn wir uns der Schwierigkeit bewußt werden, die der Einfügung eines einzelnen, wenn auch gewaltig Fortschritts in den Gesamtbau der Wissenschaft sich entgegenstellte Wir denken hierbei an die geozentrische Lehre, die schon die jünger Pythagoreer und dann wieder Platon in seiner späten Altersphase fall gelassen hatten (vgl. I, 91f. u. II, 492), die aber sein Schüler wieder au genommen hat.

Man staunt zuvörderst über die Größe des Widerspruchs, in de dieser mit sich selbst gerät. Er verschließt sich keineswegs gege die Fortschritte der fachmännischen Forschung. Er kennt und billi das Ergebnis von Berechnungen, die den Umfang der Erdkugel au 400000 Stadien (das heißt auf 10000 deutsche Meilen, also, nebenb bemerkt, auf nicht ganz das Doppelte seiner wirklichen Größe) ver anschlagt haben. Das sei — es sind das seine eigenen Worte — „weni im Vergleich mit der Größe der übrigen Gestirne“ und „bedeute s viel als nichts im Verhältnis zum ganzen Himmelsgebäude. So drückt er sich denn in Ansehung dieser Frage fast genau so aus wie wir es zu tun pflegen, wenn wir unseren Wohnsitz ein Pünktche im Weltraume nennen. Nicht ohne beißende Ironie gedenkt er de Meinung der Alten, die „den ganzen übrigen Himmel um diese Stelle um ihrer Ehrwürdigkeit . . . willen sich haben bilden lassen“. Trot alledem hält er an der Mittellage und an dem Ruhezustand der Erde der er sogar die Achsendrehung abspricht, unbedingt fest. Man gewinn zunächst den Eindruck, daß ein Erbstück der wissenschaftlichen Vorzei festgehalten wird, während seine Grundlagen vollständig aufgegeben sind Kaum traut man seinen Augen, wenn man Aristoteles mit gleicher Schärfe die vormalige maßlose Überschätzung des Erdumfanges geißeln und dann wieder den aus der entgegengesetzten Einsicht fließenden Folgesatz tadeln sieht: „die Erde ist ein Stern unter Sternen“.

Bei dieser überaus merkwürdigen, zur Hälfte gegen den greisen Platon und zur Hälfte gegen die Pythagoreer gerichteten Polemik aber müssen wir einen Augenblick verweilen. Die zuletzt genannte Lehre der Jung-Pythagoreer, eine der kühnsten und genialsten Befreiungstaten des menschlichen Geistes, sie wird von einem großen Denker angeführt,

nur um verworfen zu werden. Und zwar verworfen mit der prinzipiellen Begründung, daß ihre Urheber „das Räsonnement über die Tatsachen gestellt haben". Ein stärkeres Stück unbewußter Selbstironie läßt sich kaum ersinnen. So spricht der Mann, der in seiner eigenen wissenschaftlichen Praxis so häufig die Dialektik über die Empirie erhoben, der sich in den waghalsigsten aprioristischen Konstruktionen — man denke an seine Elementenlehre — mit Vorliebe ergangen hat. Welch eine Warnung liegt in diesem auf den Richter zurückfallenden Schuldspruch! Von den Gegnern der geozentrischen Lehre heißt es: sie wollen der Erde nicht ihre Mittellage belassen, „weil sie sie dieser nicht würdig erachten, weil die ehrwürdigste Stelle dem ehrwürdigsten Körper gebühre; dieser sei aber nicht die Erde, sondern das Feuer". Mag immerhin solch eine aprioristische Folgerung gelegentlich in den Dienst der heilbringendsten Wahrheit gestellt worden sein, wie schlecht steht es doch Aristoteles an, auf derartiges geringschätzig herabzublicken, ihm, der fortwährend mit Vorurteilen von genau gleicher Art operiert, der eben dasselbe Prädikat der Ehrwürdigkeit der nach oben gerichteten Bewegung beilegt, der nicht müde wird, die Vollkommenheit des Kreises und der Kugel zur Grundlage seiner Theorien zu machen. Das Seltsamste aber ist die Tatsache, daß der über die Grund-Voraussetzungen der geozentrischen Doktrin so erhabene Weltweise diese zu verteidigen, ja neu zu begründen unternommen hat.

War doch die bevorrechtete Sonder- und die Zentralstellung der Erde eine naturgemäße, ja eine unausweichliche Annahme, solange man in den Sternen nur die Lichtlein des Himmels und in diesem selbst nur eine zur Erde gehörige und sie überwölbende Decke erblickte, solange mit einem Wort die „unendliche Erde" alles und der Himmel so gut als nichts bedeutete. Sobald aber dieses Verhältnis in sein Gegenteil verkehrt ward, wie unsäglich ungereimt muß es uns da erscheinen, daß man fortfuhr, das unermeßlich Große um das vergleichsweise winzig Kleine als um seinen Mittelpunkt kreisen zu lassen!

2. Doch hier gilt es, der „mildernden Umstände" zu gedenken (vgl. S. 48), die dazu angetan sind, unser Urteil über dieses wissenschaftliche Verschulden zu beeinflussen. Vor allem: war es vornehmlich die Autorität des Aristoteles, die den geozentrischen Irrwahn durch viele Jahrhunderte beschirmt hat, so stand doch nicht er allein in seinem Banne. Ein großer Zeitgenosse, einer der hervorragendsten Astronomen aller Epochen, Eudoxos von Knidos, teilte seinen Irrtum, und ward hierbei sicherlich nicht von dem Philosophen bestimmt, der in diesen Dingen nur als ein gebildeter Laie gelten konnte. Schon dieser Umstand zeigt uns, daß der geozentrischen Lehre selbst eine gar mächtige, von aller

individuellen Willkür unabhängige Lebenskraft innegewohnt hat. Noch deutlicher zeigt uns das eine ungemein denkwürdige wissensgeschichtliche Tatsache, auf die vorgreifend hinzuweisen wir uns wohl gestatten dürfen. Ein Jahrhundert nach Aristarch von Samos, den man als den Schöpfer der heliozentrischen Lehre den Kopernikus des Altertums zu nennen befugt ist (vgl. I, 98), hat Seleukos von Seleukeia dessen bis dahin mißachtete Theorie wieder aufgenommen und durch eine Reihe uns unbekannter Beweisgründe zu stützen versucht. Allein auch ihm ist nicht der verdiente Lohn zuteil geworden. Und zwar war es der namhafteste seiner astronomischen Zeitgenossen, Hipparch (um 150 v. Chr. G.), der die nun schon zweimal vorgebrachte richtige, aber noch nicht streng erweisbare Lehre verworfen hat. Sie galt nunmehr als endgültig abgetan. Sie ward begraben und blieb eingesargt, bis endlich der unsterbliche Domherr von Thorn die Scheintote zu neuem, unvergänglichem Leben erweckt hat.

Die wahre Stärke der geozentrischen Ansicht beruhte auf dem Umstand, daß die entgegengesetzte Lehre zwar, um mit Paul Tannery zu sprechen, „vom Gesichtspunkt der Mechanik und Physik aus einen unermeßlichen Fortschritt bedeutete, vom geometrischen Gesichtspunkt aber, den die Sternkunde der Alten nicht überschritten hat, keinen wirklichen Vorteil darbot". Ob man die Erde um die Sonne oder die Sonne um die Erde kreisen ließ, für das Lagenverhältnis beider Weltkörper machte das keinerlei Unterschied. Ob der Eisenbahnzug, in dem ich sitze oder der auf dem Nebengeleise befindliche, auf den ich blicke, in Wahrheit in Bewegung (letzterer in umgekehrter Richtung) begriffen ist, das bedeutet für das Verhältnis zu ihrer Umgebung sehr viel, für ihr Verhältnis zueinander ganz und gar nichts. So wurde denn an die wissenschaftliche Phantasie eine unerhörte Zumutung gestellt, ohne daß ihr für diese gewaltige Anstrengung ein ausreichender Ersatz geboten ward. Ja mehr als das! Wenn man mit einem wahrlich nicht geringen Kraftaufwand die Bande des Sinnentrugs durchbrochen hatte, stand man vor einer zweiten und nicht minder schwierigen Aufgabe. Dem Gebot des Denkens gehorchend, hatte man die von uns wahrgenommene Ruhe für Schein und eine für unsere Sinne nicht vorhandene Bewegung für Wirklichkeit erklärt. Nun forderte man, demselben Gebote des Denkens gehorchend, von der Bewegung die ihr zugehörigen Folgen; allein diese blieben aus! Selbst dann, wenn man zu verschiedenen Jahreszeiten und somit von weit auseinander liegenden Punkten der vorausgesetzten Erdbahn aus einen Fixstern visierte, ergab sich keine merkliche und meßbare Verschiedenheit der Winkelabstände (Fehlen der Jahresparallaxe). Die Größe der Entfernungen hatte eben die Größe der Ortsveränderungen weitaus kompensiert. So urteilen wir, nachdem es den vervollkommneten Instrumenten und Methoden der Neuzeit end-

lich gelungen ist, die hier obwaltenden Schwierigkeiten einigermaßen zu überwinden. Für die Mehrzahl der antiken Astronomen aber, die nicht so weit sahen wie der große Aristarch und seine wenig zahlreichen Anhänger, war der Schluß kaum vermeidlich, daß der Beobachter sich stets an derselben Stelle des Raumes befinde, mit anderen Worten: daß die Erde in unverrückbarer Ruhe verharre. Wie weit war es doch von da bis zur Erkenntnis des wirklichen Sachverhaltes, der dreifachen rastlosen Bewegung unseres Planeten: Achsendrehung, Umkreisung der Sonne und Fortschreiten des ganzen Sonnensystems und einer Anzahl benachbarter Fixsterne im Weltraum!

3. Wenden wir uns zu dem aristotelischen Versuche, die Himmelsphänomene zu erklären, so müssen wir vorerst moderne Analogien nicht herbeizuziehen, sondern fernzuhalten bemüht sein. Für nicht wenige antike Denker und für keinen mehr als Aristoteles gähnte eine unausfüllbare Kluft zwischen den himmlischen und den irdischen Dingen. Was wir unter Erklärung der Himmelsvorgänge verstehen, ihre Zurückführung auf universelle, auch das Erdendasein beherrschende Kräfte, das lag dem Sinn des Stagiriten vollständig ferne. Selbst wenn die Voraussetzungen für Newtons große Geistestat vorhanden, ja selbst wenn diese schon vollzogen und ihr Ergebnis unserem Philosophen bekannt gewesen wäre, selbst dann hätte er sich mit diesem schwerlich befreundet. Denn nicht um die Identifizierung himmlischer und irdischer Kräfte, vielmehr um deren weitgehendste Sonderung ist es ihm zu tun gewesen. Ist seine Geistesverfassung insoweit eine der modern wissenschaftlichen genau entgegengesetzte, so gilt nicht dasselbe von dem Bestreben, an die Stelle des Ungleichmäßigen die Gleichmäßigkeit, an die Stelle des scheinbar Ordnungswidrigen die Ordnung zu setzen. Hier bewegte sich sein Geist in den Bahnen, welche die Pythagoreer eröffnet und auch Platon beschritten hatte. Eine glaubwürdige Nachricht läßt diesen das Grundproblem der Himmelsforschung in die Frage kleiden: „Durch welche Voraussetzung gleichmäßiger und geordneter Bewegungen kann man den tatsächlich beobachteten Bewegungen der Wandelsterne gerecht werden?"

Darin lag die Aufforderung, Bewegungen, die diesem Kanon widersprechen, als zusammengesetzte zu betrachten und in ihm gemäße Faktoren zu zerlegen. Wir Neueren würden hinzufügen daß dies versuchsweise geschehen und der Versuch so lange fortgesetzt werden solle, bis wir auf Kombinationen treffen, deren Elemente aus bekannten, auch anderweitig nachweisbaren Kraftwirkungen bestehen. Allein nicht nur fehlte dieser dem Streben nach Verähnlichung himmlischer und irdischer Vorgänge entstammende Vorbehalt; die an sich so gesunde Forschungsregel wurde auch durch das Eindringen des gebieterisch auftretenden

Vorurteils zugunsten reiner Kreisbahnen gefälscht. So galt es denn in nicht geringem Maße, Veranstaltungen und Wirkungsweisen zu ersinnen, mittels deren aus strengen Kreisbewegungen andere als strenge Kreisbewegungen hervorgehen konnten. Vornehmlich aus diesen Antrieben ist die Sphärentheorie erwachsen (vgl. II, 493). Eine immer weitere Fortbildung konnte ihr nicht fehlen. Denn je genauer die Beobachtung und je häufiger mit ihr die Wahrnehmung teils wirklicher, teils scheinbarer Anomalien (d. h. sowohl wirklicher Ungleichmäßigkeiten als bloßer Abweichungen von strengen Kreisbahnen) wurde, um so stärkere Ansprüche wurden an das Zusammenwirken der Sphären gestellt, um so mehr mußte ihre Anzahl vervielfältigt werden. Während Eudoxos sich mit 26 Planeten-Sphären begnügte, fand Kallippos erst mit 33 und Aristoteles selbst mit 55 Sphären das Auslangen — eine Zahl, die er allerdings unter gewissen Voraussetzungen auf 47 zu ermäßigen sich bereit zeigt. Unter der Wucht dieses Oberbaues ist die mehr und mehr komplizierte Theorie schließlich zusammengebrochen. Dazu hat Aristoteles, wie man sieht, sein Teil beigetragen. Das Verhältnis unseres Philosophen zu der ganzen Lehre aber war dieses.

4. Abgesehen von dem Vorgang seines Meisters und hervorragender Spezialforscher haben auf ihn auch besondere Erwägungen von teilweise wundersamer Art gewirkt. Sich im Raume frei fortzubewegen, das sei den Gestirnen schon durch ihre Kugelgestalt verwehrt, die übrigens durch eine statthafte Verallgemeinerung aus den Erscheinungen der Mondphasen und der Verfinsterungen abgeleitet ward. Hätte die Natur, die nichts „umsonst und ohne Grund" tut, ja der in diesem Zusammenhang einmal sogar „Voraussicht" zugeschrieben wird, eine freie Fortbewegung der Wandelsterne erstrebt, sie hätte ihnen Bewegungsorgane — wir dürfen sagen: Extremitäten — verliehen! Während aber die Kugelgestalt zur Fortbewegung die ungeeignetste ist, sei sie die geeignetste zur Ruhelage sowohl als zur Drehung eines Körpers um sich selbst. Daß übrigens die rotierende Kugel zugleich eine rollende sein könne, das wird wunderbarerweise in dieser Erörterung nicht beachtet! Das Hauptbeispiel der Rotation oder Achsendrehung ist der Fixsternhimmel. Nach seinem Muster sind die anderen himmlischen Kugeln oder Sphären gebildet zu denken, an denen die 7 Wandelsterne, das heißt, die 5 eigentlichen (mit freiem Auge wahrnehmbaren) Planeten nebst Sonne und Mond, und zwar in der Reihenfolge: Saturn, Jupiter, Mars, Venus, Merkur, Sonne und Mond, befestigt sind.

Die Anzahl der Sphären zu vermehren, dazu ist Aristoteles, trotzdem er nicht als eigentlicher Fachmann gelten will und auch diesen Vorschlag nur zögernd und nicht ohne Vorbehalte vorbringt, durch einen

Grundgedanken seiner Welt-Dynamik gelangt. Danach sollte die bewegende Kraft von dem jenseits der Himmelskugel befindlichen „unbewegten Beweger" ausgehen und sich bis zum Mittelpunkte fortpflanzen. Um das zu ermöglichen, mußte die Gesamtheit aller Sphärengruppen stofflich verbunden und zu einem mechanischen Ganzen verkettet sein. Aus dieser Forderung erwuchs ihm eine seinen Vorgängern unbekannte Schwierigkeit. Jede innere Sphärengruppe wird von der ihr zunächst stehenden äußeren mit herumgeführt und empfängt von ihr neben den Bewegungsimpulsen, welche die faktisch beobachteten Tatsachen erklären helfen, auch solche, die den Beobachtungstatsachen widersprechen. Soll nun die Wirksamkeit eben dieser Bewegungsanstöße in Wegfall kommen, so muß ein ihrer Eliminierung dienliches Mittel ersonnen werden. Ein solches fand Aristoteles in weiteren, zu diesem Behuf erdachten Sphären, die er die „zurückrollenden" oder „zurückführenden" nannte und deren Aufgabe es war, die entbehrlichen oder hinderlichen, von je einer äußeren der nächsten inneren Sphärengruppe mitgeteilten Bewegungsantriebe wett zu machen oder zu kompensieren. Auf die Einzelheiten dieser Zusatztheorie einzugehen, scheint für unsere Zwecke entbehrlich.

5. Hier stößt jedoch unsere Darlegung auf eine schwer lösbare Rätselfrage. Wie sollen wir es verstehen, daß die Vorläufer des Aristoteles die jene Zusatztheorie heischende Schwierigkeit nicht gekannt oder nicht beachtet haben? Einige der hervorragendsten Fachmänner unserer Tage beantworten diese Frage wie folgt. Für Eudoxos und Kallippos waren die Planeten-Sphären nicht das, als was Aristoteles sie betrachtet hat, nämlich (durchsichtige) Körper. Sie galten ihnen lediglich als ein Vorstellungsbehelf, als ein Mittel der Verdeutlichung. Ihre Sphärentheorie — so behauptet man — wollte nichts anderes besagen als: die Sternbewegungen vollziehen sich in der Art, als ob jeder der sieben Wandelsterne im Innern je einer Gruppe von Sphären befestigt wäre und den durch die Theorie vorausgesetzten, diesen Sphären erteilten Bewegungsanstößen gehorchte. Wäre diese Darstellung — so meint man — mehr als eine bloße Darstellung, wäre sie eine Annahme über Tatsächliches gewesen, so hätte sie jene Forscher vor dieselben Schwierigkeiten stellen und zu ähnlichen Lösungsversuchen drängen müssen, wie der aristotelische einer ist. Sie wollten aber — so etwa fährt man fort — ganz und gar keine Erklärung, sie wollten nur, wie wir das heute ausdrücken, eine Beschreibung liefern, und die auf jeden einzelnen Wandelstern wirkenden Kraftimpulse schildern; ihre Darlegung war eine rein geometrische, die erst von Aristoteles für eine physikalische Hypothese gehalten, mit anderen Worten: die von ihm gröblich mißverstanden worden ist.

Gern würden wir uns der von hohen zeitgenössischen Autoritäten gefällten Entscheidung fügen; allein wir vermögen es nicht, gewichtige dagegen in uns aufsteigende Bedenken niederzuringen. Zugegeben, was sich wahrlich nicht leicht zugeben läßt, daß der Stagirit eines so groben Mißverständnisses fähig war; zugegeben, daß er, der sich in diesen Erörterungen fortwährend auf das Urteil der Spezialforscher, der „Mathematiker", der in diesem Wissensfelde „Stärkeren", beruft, sich in Wahrheit so wenig Mühe gegeben hat, deren wirkliche Meinung zu ergründen — auch mit diesen weitgehenden Zugeständnissen ist die Sache keineswegs erledigt. Es waren Zeitgenossen, ihm persönlich sehr nahe stehende Zeit- und Schulgenossen — Kallippos heißt geradezu einer seiner Intimen — deren Theorien er so völlig mißverstanden, und von denen kein einziger es versucht oder vermocht haben soll, ihn eines Besseren zu belehren. Auch unter seinen nächsten Schülern befand sich einer, Eudemos, der in diesen Dingen so gut wie kaum ein anderer Bescheid wußte. Der gelehrte Verfasser der „Geschichte der Astronomie" war zugleich der neben Theophrast von Aristoteles am meisten bevorzugte Lieblingsschüler, dem er, wie eine glaubhafte Überlieferung meldet, nahe daran war, die Schulnachfolge zu übertragen. Auch dieser sollte gegen das aristotelische Mißverständnis niemals ein Wort der Einsprache gewagt oder mit einem solchen nicht den allerleisesten Erfolg erzielt haben. Ferner: es hat der Sphärentheorie in keiner ihrer Fassungen an lebhaftem Tadel, an tief eindringender Kritik gefehlt. Solch ein Kritiker war Sosigenes, der Zeitgenosse Julius Cäsars und sein Helfer bei der von ihm unternommenen Kalenderreform. Dieser Astronom ist, wie wir aus einem umfangreichen, im Kommentar des Simplicius (um 530 n. Chr. G.) erhaltenen Bruchstück wissen, nicht müde geworden, die Sphärentheorie, wie sie von Eudoxos, Kallippos und Aristoteles vorgetragen ward, einer scharfen, vielleicht überscharfen Beurteilung zu unterziehen. Doch von einem Mißverständnis des Aristoteles verlautet auch bei ihm, der überdies eben den aristotelischen „zurückführenden Sphären" ein besonderes Studium und eine eigene Monographie gewidmet hat, kein Sterbenswörtchen. Wir wollen, beiläufig bemerkt, nicht bei der Frage verweilen, ob denn der Stagirit auch seinen Meister Platon mißverstanden, oder ob gar dieser selbst die ihm möglicherweise von Eudoxos dargebotene Anregung irrtümlich gedeutet haben soll. Endlich und hauptsächlich: die Lehre von den konzentrischen Sphären hat alsbald, zuerst durch Apollonios von Perga (geb. um 260 v. Chr. G.), ein Jahrhundert später durch Hipparch, eine tiefgreifende Umwandlung erfahren (exzentrische Sphären, Epicyklen). Allein nicht nur im Volksglauben und in der Afterwissenschaft der Astrologie haben die Planetensphären, und zwar als körperliche Gebilde,

weiter fortgelebt. Hier könnte man ja immerhin mit einem Schein von Recht von der Möglichkeit einer vergröbernden Auffassung sprechen wenngleich der Sachverhalt aller Wahrscheinlichkeit nach ein völlig anderer ist. Aber auch die strenge Wissenschaft und ihre Geschichte hat denselben Standpunkt unverrückt festgehalten. Das gilt sogar von dem diese und verwandte Disziplinen (neben der Astronomie auch die Geographie) endgültig zusammenfassenden und für das Altertum abschließenden Schriftsteller, von Claudius Ptolemäus (um 150 n. Chr. G.). Dieser große Systematiker behandelt aufs eingehendste die Lehre von den Himmelssphären. Er bespricht ihre Beschaffenheit, ihre Anordnung, ihre Befestigungsweise usw. in weitläufiger Erörterung; doch auch er deutet mit keiner Silbe an, daß die Planetensphären jemals anders und in bloß idealem Sinne verstanden worden seien. So hoch man auch die Autorität unseres Philosophen einschätzen mag, es heißt ihr schier Unmögliches zumuten, wenn man voraussetzen will, ihr Einfluß habe ausgereicht, um jede Erinnerung an eine der seinigen vorangehende, grundverschiedene Auffassung des Gegenstandes für die ganze Folgezeit und bis auf die letzte Spur zu vertilgen.

Alles, was wir den hervorragenden Fachschriftstellern, denen wir diesesmal zu widersprechen uns genötigt sehen, einräumen zu können glauben, ist das folgende. Die Annahme mag statthaft sein, daß Eudoxos mit seinen sonstigen großen Forschertugenden auch ein ungewöhnliches Maß von Resignation verbunden hat. Es ist möglich, daß er alles, was er über die „himmlische Mechanik“ ermittelt zu haben glaubte, nur mit einem Vorbehalte gelten ließ; daß er den Zweifel, der gegen die unbedingte Gewißheit jenes objektiven Sachverhaltes in ihm sich regen mochte, niemals vollständig überwunden, und daß er ihn mit der Erwägung beschwichtigt hat: mag auch über den Mechanismus der Himmelsbewegungen zweifellose Gewißheit dem menschlichen Geiste zu erreichen nicht vergönnt sein, die richtige Darstellung der auf jeden einzelnen Planeten wirkenden Rotationsantriebe wird nichtsdestoweniger einen selbständigen Wert besitzen und behaupten. So mag ihm denn die von ihm fortgebildete Sphärentheorie in beträchtlichem, vielleicht in überwiegendem Maße als eine getreue Abbildung der hier wirksamen Bewegungsimpulse gegolten haben, während er ihr als einer Erklärungshypothese gegenüber einen Rest von Skepsis niemals los werden konnte und demnach die erschöpfende Wahrheit über das Zusammen- oder Gegeneinanderwirken der verschiedenen je zu einem Wandelstern gehörigen Sphärengruppen zu ermitteln als ein kaum lösbares Problem betrachtet hat. So mag denn von Eudoxos zu Aristoteles, von dem exakt rechnenden und nüchtern prüfenden Mathematiker zu dem ein volles und universelles Weltverständnis anstrebenden Philosophen der Akzent

dieser Fragen, wenn wir so sagen dürfen, sich einigermaßen verschoben haben.

6. Wir kehren zu dem oben namhaft gemachten Grundgedanken der aristotelischen Welt-Dynamik zurück. Der Ursitz und Urquell aller bewegenden Kräfte soll jenseits der Himmelskugel gelegen sein. Dieser Urquell, die Gottheit als „unbewegter Beweger“, soll als ein rein geistiges Wesen gelten, und zugleich einen Wohnsitz im Raume einnehmen. Denn jenseits in seiner Anwendung auf ein Örtliches ist eine räumliche Bestimmung, wenngleich Aristoteles das nicht Wort haben und das Dasein des Raumes an der Himmelskugel seine Grenze finden lassen will. Diesen Widerspruch schlichten zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen. Hier ist es dem Stagiriten eben nicht gelungen, zwischen uralten Vorstellungen der Volksreligion, die er nicht missen will, und seiner eigenen verfeinerten Auffassung einen befriedigenden Ausgleich zu treffen. Er weist vielmehr den den „weiten Himmel“ einnehmenden „Göttern“, die in seinen einen geistigen Gott, allerdings, wie wir alsbald sehen werden, nicht restlos aufgegangen sind, einen seinem kosmologischen System entsprechenden Platz an. Daß die Einwirkung des ersten Bewegers auf die Himmelskugel oder Fixsternsphäre durch die Berührung derselben begründet wird, klingt nun freilich gar wunderlich. Wissen wir doch zunächst nicht, welchen Sinn wir mit dem Worte „Berührung“ in seiner Anwendung auf ein immaterielles Wesen verbinden sollen. Auch wird diese Schwierigkeit dadurch nicht verringert, daß die Berührung als eine einseitige — die Gottheit berührt den Himmel, nicht aber dieser die Gottheit — dargestellt wird. Doch tut es umso weniger not, hierbei zu verweilen, als Aristoteles uns keinen Zweifel darüber läßt, auf was sein Augenmerk eigentlich gerichtet ist. Es erhellt aus seinen darauf bezüglichen Erklärungen deutlich, daß der aus dem stofflichen Bereich entlehnte Ausdruck in diesem Zusammenhang nur den Anteil bezeichnen soll, der der örtlichen Nähe an der Einwirkung des unbewegten Bewegers zukommt. Größere Schwierigkeiten bereitet uns die nunmehr auftauchende Frage, wie denn diese Einwirkung, die mit der von dem geliebten oder begehrten Gegenstand auf den Liebenden oder Begehrenden ausgeübten verglichen wird, die Rotationsbewegung der Himmelskugel verursachen kann. Kann man sich doch vorerst des Eindrucks nicht erwehren, daß dieser wie jeder andere geliebte oder begehrte Gegenstand das Ziel der von ihm angeregten Bewegung, daß diese mit anderen Worten ein Hinstreben zu eben diesem Erreger ist. Die Umdrehung der Himmelskugel aber beläßt jeden ihrer Orte in derselben Entfernung oder Nähe von dem unbewegten Beweger, in der er sich vor dem Empfang des Bewegungsanstoßes befunden

hat. Dieser hat, so möchte man sagen, sein ursprüngliches Ziel verfehlt.

Wir Modernen können hier an die naturwissenschaftliche Erklärung der Gestirnbewegungen erinnert werden, an das Zusammenwirken der Tangential- und der Gravitationskraft, deren Resultierende eine Kurve ist. In der Tat fehlt es nicht an einem Punkte der Übereinstimmung. In beiden Fällen kommt je ein Kräftepaar ins Spiel. Aber nicht eine Zusammensetzung zweier Bewegungen behufs Entstehung einer dritten hat Aristoteles irgendwie im Auge. Sein Gedanke ist vielmehr dieser. Der Einfluß des ersten Bewegers ist ein — übrigens nicht einmaliger, sondern andauernd wirkender und sich immer erneuernder — Bewegungs- oder Erregungsanstoß. Die Rotationsbewegung aber wird durch diesen Anstoß ausgelöst. Und zwar aus zwei Gründen. Dem Himmel, der die nach aristotelischer Ansicht vollkommenste, nämlich die Kugelgestalt besitzt, eignet die Tendenz, sich in der vollkommensten der ebenen Figuren, im Kreise zu bewegen. Sobald er daher dem Ruhezustand entrissen wird, geht er in diese, seiner Natur allein gemäße Bewegung über. Aber auch von der Kugelgestalt des Himmels abgesehen wird dasselbe Ergebnis durch die nachfolgende Erwägung erreicht. Jene Erregung muß vorerst nur eine Bewegung im weitesten Sinne des Wortes oder eine Veränderung hervorrufen; unter allen Veränderungen nimmt aber die Ortsbewegung, unter allen Ortsbewegungen wieder die kreisförmige die erste oder oberste Stelle ein. Darum muß der Himmel als das vornehmste körperliche Gebilde, sobald er überhaupt eine Einwirkung erfährt, eben diese Bewegung annehmen. So glauben wir, teils auf Grund ausdrücklicher Erklärungen des Stagiriten, teils im Hinblick auf seine sonstigen Lehrmeinungen, seine Ansicht vom ersten Beweger und der durch ihn bewirkten Umdrehung der Fixsternsphäre verstehen zu sollen.

7. Wenn nun die Fixsternsphäre den ihr vom unbewegten Beweger erteilten Anstoß direkt empfängt, so geschieht dies bei den übrigen Sphären durch die Vermittlung besonderer Wesen, die wir Untergötter, Dämonen, am besten Sphärengeister nennen dürfen. Wie wohl Aristoteles zu dieser, den von ihm angestrebten Monotheïsmus durchbrechenden, ja an Fetischismus mahnenden Annahme gelangt ist? Die Antwort auf diese Frage erteilt seine ganze, auf urtümlichen Vorstellungen beruhende Ansicht von den himmlischen Dingen, die er zu allem Irdischen, dem Wechsel und Wandel Unterworfenen, in scharfen Gegensatz stellt und bei deren Erörterung er das Wort „göttlich“ keineswegs vermeidet. Tadelt er doch geradezu die Auffassung der Gestirne als bloß körperlicher Wesenheiten. Sie seien beseelte Wesen. Ganz ausdrücklich

legt er ihnen Leben und — im Unterschiede gleich sehr von der bloß leidenden anorganischen Körperwelt als von der ruhenden Gottheit — Tätigkeit bei. Aus den somit geforderten Sternseelen oder Sterngöttern aber sind ihm wohl darum Sphärenseelen oder Sphärengötter geworden, weil ja ein jeder der hier allein in Betracht kommenden Wandelsterne seine Bewegungsantriebe durch das Zusammenwirken mehrerer Sphären empfängt und es augenscheinlich unstatthaft schien, verschiedene und zum Teil einander widerstreitende Bewegungsimpulse von einem und demselben gottähnlichen Wesen ausgehen zu lassen. So sind denn die Sphärengeister die in je eine Mehrzahl zerlegten Sterngeister oder -götter. Dünkt uns dieses Gemenge von Wissenschaft und Fetischismus gar befremdlich, so haben doch nicht alle Zeitalter darüber ebenso geurteilt. Noch in Johannes Keplers Cosmographia treiben die die Planeten „herumführenden Geister" ihr Wesen!

Steht demnach jeder Planetensphäre ein besonderer Sphärengeist vor, so muß sich die ungezählte Schar der Fixsterne als zu einer Sphäre gehörig ohne derartige Untergötter behelfen. Die also sich ergebende Ungleichmäßigkeit in der Verteilung der Sphären und der sie leitenden göttlichen Faktoren — hier ein Sternenheer an eine Sphäre geheftet, dort je ein einzelner Stern von mehreren Sphären und Sphärengeistern bewegt — diese schon an sich große Ungleichmäßigkeit erfährt noch eine weitere außerordentliche Steigerung. Nicht einmal eine stetige Zunahme der Sphärenzahlen von der Peripherie zum Mittelpunkt ließ sich behaupten oder aufrecht erhalten. Ganz im Gegenteil: den mittleren Wandelsternen die größte, den innersten, von der Peripherie am weitesten entfernten (nämlich Sonne und Mond) wieder die kleinste Zahl von Sphären zuzuteilen, dazu haben die Beobachtungstatsachen der Astronomie genötigt. Nicht gering ist darob das peinliche Befremden unseres Philosophen. Sein Sinn für Ebenmaß und Harmonie wird durch diese Anomalien schwer verletzt. Allein die unerschöpflichen Hilfsquellen seiner Dialektik lassen ihn auch diesesmal nicht im Stich!

Gar glatt und rasch weiß er den ersten der sich hier darbietenden Anstöße zu erledigen. Die Himmelssphäre, die unzählige Fixsterne trägt und bewegt, steht eben dem „Besten", das heißt dem unbewegten Beweger, am nächsten. Die von diesem ausgeübte Kraftwirkung — das ist der Gedanke des Aristoteles — ist somit hier die stärkste. Ist sie doch noch gleichsam unverbraucht und hat sie unterwegs noch keinerlei Abschwächung erfahren; darum läßt sich ihr die gewaltigste Leistung zutrauen. Die zweite Schwierigkeit wird durch ein der menschlichen Gesundheitspflege entlehntes Gleichnis beseitigt, angesichts dessen es dem Darsteller und dem Leser nicht leicht fällt, vollen Ernst zu bewahren. Die Wandelsterne werden mit verschiedenen Typen menschlicher Individuen ver-

glichen. Den einen von diesen (denen die äußersten, der Fixsternsphäre benachbarten Planeten entsprechen) eigne von Haus aus ein so hohes Maß von Gesundheit und Beweglichkeit, daß diese keiner oder nur geringer diätetischer oder gymnastischer Nachhilfe, etwa eines regelmäßigen kleinen Spazierganges, bedürfen. Andere wieder (mit denen die mittleren Planeten verglichen werden) müssen die Schwerfälligkeit des Körpers durch angestrengte Übungen, durch Laufen, Ringen, Turnen u. dgl. herabzumindern ernstlich bemüht sein. Endlich aber gelangen wir zu Individuen, bei denen auch die Häufung derartiger, die Leichtigkeit der Bewegung fördernder Hilfen sich als unzureichend erweisen würde, die daher mit Fug darauf verzichten und unter allen Umständen nur unvollkommene Leistungen erzielen. Dieser Teil des Vergleiches gilt den innersten, der zu völliger Unbeweglichkeit verurteilten Erde räumlich am nächsten und an Raschheit der Bewegung angeblich am tiefsten stehenden Wandelsternen, der Sonne und dem Mond.

Wir scheiden von diesem wenig erquicklichen Teil der aristotelischen Doktrin mit dem Bekenntnis, daß uns gar manches darin völlig dunkel bleibt. Zugegeben, daß die den Gestirnen zugesprochenen Prädikate des „Lebens" und der „Tätigkeit" in Wahrheit auf die Sphärengeister gemünzt sind, so gilt das doch jedenfalls nur in Ansehung der Wandelsterne. Was sollen wir aber von den Fixsternen denken? Unbeseelt sollen ja sicherlich auch sie nicht sein. Die oberste aller seelischen Funktionen aber, die Bewegung, wird von Aristoteles den Gestirnen überhaupt aberkannt und nur den Sphären, an die sie gebunden sind, zugesprochen. Der Vergleich der Gestirne mit Pflanzen und Tieren gewährt uns noch geringere Klarheit, da ja Entstehen und Vergehen, Ernährung und Ausscheidung, alle Formen des Wechsels und Wandels der Himmelswelt ausdrücklich abgesprochen werden. Endlich wird auch die kontemplative Tätigkeit niemals den Sterngöttern, sondern einzig und allein der obersten Gottheit oder dem unbewegten Beweger zugeschrieben. Diesen, den letzten Teil der aristotelischen Gotteslehre, wollen wir nunmehr ins Auge fassen.

8. Gott denkt — Gott denkt sich selbst — Gott denkt nur sich selbst — dieses Sichselbstdenken der Gottheit macht ihre höchste Seligkeit aus: in diese Sätze mündet die aristotelische Theologie. Begründet werden sie durch die nachfolgenden Erwägungen. Das Denken mit Ausschluß alles Handelns und Wirkens bildet die einzige des höchsten Wesens würdige Tätigkeit. Der Wert jedes Denkens wird durch sein Objekt bestimmt; darum würde der Gegenstand der göttlichen Denktätigkeit, sobald er ein anderer als die Gottheit selbst wäre, diese in ihrer unwürdige Niederungen herabziehen und ihrer Majestät entkleiden.

Endlich: das Denken, als die einzige von allen äußeren Einflüssen völlig unabhängige Tätigkeit ist auch die alleinige Quelle der höchsten Seligkeit.

Es hat dieser Lehre auch in unseren Tagen nicht an begeisterten Lobrednern gefehlt. Allein „die erhabenste Lehre, zu welcher der Geist des Aristoteles sich zu erschwingen“ vermochte, hat von den Zeiten der Scholastik an diese ihre Stellung nur dort zu behaupten gewußt, wo man sie durch eine unstatthafte Umdeutung ihres eigentlichen Gehaltes zu entleeren versucht hat. Thomas von Aquino († 1274) glaubte nur die Rolle des Interpreten zu spielen, während er in Wahrheit die verhängnisvolle Enge jener Doktrin in unzulässiger Weise auszuweiten bemüht war. „Indem Gott — so behauptet der Meister der Scholastik — sich selbst erkennt, erkennt er alle anderen Dinge“, deren Ursache und Urprinzip eben die Gottheit ist. Durch diesen Zusatz sollte die Folgerung vermieden werden, die alle wahrhaft unbefangenen Ausleger zu ziehen nicht umhin konnten, und die der jüngste Nachfolger des h. Thomas und des Johannes Duns Scotus († 1308) mit bitterem Spotte die „Allunwissenheit Gottes“ genannt hat. Bei eben dieser „Allunwissenheit“ aber muß es sein Bewenden haben, wenn wir nicht das uns Mißfällige aus den Lehren des Aristoteles einfach hinauszuerklären uns gestatten. Es waren insbesondere gewitzte, aber keineswegs oberflächliche Franzosen, von Pierre de la Ramée (1515—1572) bis auf unseren Zeitgenossen Jules Simon (1814—1896), die an dieser Doktrin eine einschneidende Kritik geübt haben. Der erstere, der die Kühnheit seiner Aristoteles-Kritik in der Bartholomäusnacht gebüßt hat, spricht von der „pfauenhaften Eitelkeit“, die jene durch die Ewigkeit währende beseligende Selbstschau in sich schließt; während Jules Simon mit Befremden auf den „einsamen Gott des Aristoteles“ blickt, „der zugleich die Ursache der Weltharmonie sein und die Kenntnis dieser Welt und dieser Harmonie entbehren soll“.

Daß das ewige Einerlei dieser göttlichen Selbstbetrachtung im Grunde genommen herzliche Langeweile bedeutet, auf den so naheliegenden Einwurf dürfte man uns erwidern, daß wir damit der menschlichen Schwäche, die stets nach Veränderung verlangt, ja für die sogar der Wechsel oder doch die Unterbrechung eine Grundbedingung aller Wahrnehmung bildet (vgl. I 96), allzu viel einräumen. Wir dürfen die eigene Unzulänglichkeit — so wird man uns einwenden — nicht zum Maßstab des Seelenlebens der Gottheit erheben. Der Einwand ist triftig, aber er erfolgt nicht an der rechten Stelle. So wenig wir die Schranken menschlicher Wahrnehmung, menschlichen Fühlens, menschlichen Glückes auf eine Gottheit übertragen dürfen, so wenig steht es uns zu, das, was Menschen beglückt, auch ein übernatürliches Wesen beglücken zu lassen.

Solange es sich nur um Gradunterschiede handelt, mögen wir aus den Zuständen und Erfahrungen minder vollkommener Wesen auf jene eines Wesens von höherer Vollkommenheit annehmbare Analogieschlüsse ziehen. Wo hingegen die Grundvoraussetzungen psychischen Lebens selbst in Frage kommen, nicht dem Grade, sondern der Art nach, da fehlt auch der Boden, der irgendwelche derartige Folgerungen zu tragen imstande ist. Sobald wir irgendeine zu Analogieschlüssen berechtigende Gleichartigkeit eines fremden mit menschlichem Seelenleben voraussetzen, da ist auch die fundamentale Tatsache des unerläßlichen Wechsels und Kontrastes gegeben. Ein wandelloses, ewig gleiches Fühlen — das ist für uns ein total Unbekanntes, zu dem uns keine Brücke der Analogie hinüberführt. Der Stagirit aber hat seine Gottheit nach dem Ebenbild des Menschen, oder richtiger, nicht des Menschen schlechtweg, sondern des dem kontemplativen Leben ergebenen Philosophen gebildet. Wird uns doch die Lehre von dem Vorzug des beschaulichen Daseins vor allen anderen Lebensrichtungen alsbald, und zwar als der krönende Gipfel seiner Sittenlehre begegnen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Sittenlehre des Aristoteles.

Die ethischen Lehren des Aristoteles sind uns in dreifacher Fassung überliefert. Die seltsamer Weise unter dem anspruchsvollsten Titel, als „Große Ethik“ auftretenden zwei Bücher sind längst als ein bloßer Auszug, als ein Handbuch der Schule erkannt worden Die beiden anderen Werke, die nikomachische und die eudemische Ethik genannt, jene aus zehn, diese aus sieben Büchern bestehend (von denen jedoch IV—VI verloren und durch die entsprechenden Bücher der nikomachischen ersetzt wurden), sind Bearbeituugen des Vorlesungskurses, in welchem Aristoteles die Moralwissenschaft behandelt hat. Dieser bestand aus Vorträgen, die der Stagirit für gereifte Jünger gehalten und ausdrücklich als ungeeignet für den allzu jugendlichen „Hörer“ bezeichnet hat. Uns liegen zwei Redaktionen desselben Kursus vor, die eine von dem Lieblingsschüler Eudemos, die andere vielleicht von dem allerdings früh verstorbenen Sohne Nikomachos, etwa unter Theophrasts Beihilfe, zusammengestellt und veröffentlicht. Die eudemische Fassung weist gewisse individuelle Besonderheiten auf, vor allem eine stärkere

Betonung des religiösen Elementes; die nikomachische ist diejenige, zu der das halbe Dutzend von Selbstzitaten, die in anderen Werken begegnen, genau stimmt. Sie gilt mit Recht als die authentischere der beiden Redaktionen, gleichwie sie die vollständigere ist. Die Treue der Wiedergabe scheint aus manchen, eben für Vorlesungen charakteristischen Eigentümlichkeiten zu erhellen (vgl. S. 23). Es fehlt nicht an desultorischen, zum Teil auf lange vorher Erledigtes zurückgreifenden Bemerkungen, nicht minder an auffälligen, nahezu wörtlichen Wiederholungen. Ferner begegnen uns neben breitesten Ausführungen auch so knappe Andeutungen, daß man kaum umhin kann anzunehmen, der Herausgeber habe dort, wo ihn die Nachschriften der Hörer im Stich ließen, bloße skizzenhafte Aufzeichnungen des Lehrers selbst benützen können und verwertet.

2. Betrachten wir vorerst den Bau und den Gesamtinhalt des Werkes. Jener ist untadelig und einheitlich. Zweifel, die eine oberflächliche Prüfung wachruft, weichen alsbald einer sorgfältigeren Überlegung.

Die Einleitung handelt unter anderem über Güter im allgemeinen, über die Unterscheidung solcher, die Zwecke, und solcher, die Mittel sind, ferner über die Unterordnung der Hilfskünste unter die beherrschenden Künste und schließlich ihrer aller unter diejenige Kunst oder rationelle Praxis, die das Lebensziel selbst erstrebt. Diese, die man die Politik oder Staatskunst nennen dürfe, schließe die Ethik in sich. Sei doch in der Wohlfahrt des Staates oder der Gesamtheit — wir Neueren würden Staat und Gesellschaft unterscheiden — jene der Einzelnen beschlossen. So wird denn, nebenbei bemerkt, in diesem ganzen Lehrkursus das Wort „Politik“ auch von der Ethik gebraucht, indem das Ganze für den Teil gesetzt wird. Dieses höchste Ziel ins Auge zu fassen, könne unmöglich nutzlos sein. Oder sollte der Schütze nicht mehr Aussicht haben, ins Schwarze zu treffen, wenn er das Ziel kennt, als wenn er es nicht kennt? Diese Untersuchung müsse auf die höchste Exaktheit verzichten. Herrsche doch über das, was ehrbar, was gerecht sei, so großer Meinungsstreit, daß schon der Zweifel laut geworden ist, ob denn diese Unterscheidungen nicht bloß konventioneller Art seien, ob sie auf der Natur und nicht vielmehr auf Satzung beruhen. Der letzte Grund dieses Zweifels sei die Unsicherheit der Wirkungen, wir würden sagen: die gewaltige Komplikation des menschlichen Lebens. Nicht nur eine Tugend, wie die Tapferkeit, auch ein Gut, wie der Reichtum sei für manchen eine Quelle des Verderbens geworden. Man müsse sich daher mit annähernden Verallgemeinerungen, mit der Erkenntnis dessen, was „in der Regel“ geschieht, begnügen, wie man denn überhaupt in jedem Wissensgebiete nur das diesem entsprechende Maß von

Strenge beanspruchen dürfe. Gleich töricht wäre es, einem Mathematiker bloße Wahrscheinlichkeits-Erwägungen und einem Staatsmann Beweisführungen von zwingender Strenge zuzumuten!

Welches ist nun das Lebensziel oder das höchste Gut? Dem Namen nach erkennen wir es alle in der Eudämonie. Darin ist die große Menge mit den „feineren Leuten" eines Sinnes. Bei der näheren Bestimmung aber trennen sich die Wege, indem die Masse der Menschen darunter immer etwas „Handgreifliches und auf der Oberfläche Liegendes" versteht, z. B. Reichtum, Ehre, Lust. (Schon hier zeigt sich, daß der Begriff der Eudämonie eine gleichsam objektive Seite besitzt. Wäre es doch, falls sie bloße Glückseligkeit bedeutete, kaum zu vermeiden, daß sie als eine Summe von Lustgefühlen oder doch von lustvollen Dauerzuständen aufgefaßt würde. Es ist darin vielmehr etwas enthalten, was man die richtige oder die gesunde psychische Gesamtverfassung nennen könnte.) Zunächst will Aristoteles die Erkenntnis der Eudämonie aus der vergleichenden Prüfung der hauptsächlichen Lebensrichtungen entnehmen.

Deren gebe es drei: das Genußleben, das politische und das kontemplative Leben. Die Verwerfung des ersten erfolgt ohne eigentliche Begründung, man darf sagen auf Grund eines schon zur Untersuchung hinzugebrachten Werturteiles, das sich in Schmähworten wie „tierisch", „sklavenartig" u. dgl. bekundet. Die Schätzung des politischen Lebens dringt tiefer in die Sache ein. Ihm wird der Preis aberkannt wegen der Abhängigkeit der Ehre — des angeblich vom Politiker erstrebten Zieles — von den Ehrenden. Das höchste Gut müsse vielmehr unabhängig und schwer verlierbar sein. Ferner wolle man aber um der Tugend willen geehrt sein; eben dadurch erkenne man jedoch diese als das höhere an. Dadurch belehrt könnte nun jemand eben die Tugend für das Ziel halten; aber auch dieser ginge fehl. Ist es doch denkbar, daß ein im Besitz der Tugend Befindlicher sein Leben verschlafen, tatenlos verbringen und überdies von Widerwärtigkeiten und Schicksalsschlägen aller Art heimgesucht würde. Darin könnte aber niemand die Eudämonie erblicken, außer etwa ein rechthaberischer Disputant — eine Klausel, die wie eine Ahnung der späteren Paradoxien (der Weise ist auch im Stier des Phalaris glückselig u. dgl.) klingt.

Der Untersuchung liegen hier zum Teil stillschweigende, aber nicht willkürliche Voraussetzungen zugrunde, wie: das höchste Gut muß dauerhaft und von äußeren Einflüssen unabhängig sein; höher als die Ehrung steht das, um dessentwillen man geehrt sein will. Zum Teil aber sind die Voraussetzungen von gesuchter und willkürlicher Art. Dahin gehört die „Tugend", die ein Leben lang als latentes Vermögen

in uns schlummern, zu keiner Betätigung drängen und trotz des Nicl gebrauchs nicht rosten würde.

Nach einer gegen **Platon** und seine Ideenlehre gerichteten pol mischen Abschweifung, der das sprichwörtlich gewordene *amicus Pla sed magis amica veritas* entstammt ist (vgl. S. 14), wird die Frage na dem höchsten Gute wieder aufgenommen. Vollkommener, so heißt jetzt, sei jedesmal das als Zweck Erstrebte, schlechtweg vollkommen d immer als solcher und niemals als Mittel Erstrebte. Von dieser Art s vor allem die Eudämonie. Dasselbe Ergebnis erzielt auch die vom Be griff der Autarkie (des Selbstgenügens) ausgehende Untersuchung. Da vollendete Gut müsse diesen Charakter besitzen, und ihn besitze i Wirklichkeit die Eudämonie; sie mache das Leben lebenswert, selbs wenn es von allen anderen Gütern entblößt ist. Es folgen Versuche die Eudämonie genauer zu bestimmen. Zunächst als die dem Mensche eigentümliche „Leistung", als welche „die vernunftgemäße oder doc nicht der Vernunft entbehrende Seelentätigkeit" erkannt wird, oder auc als „die der höchsten und vollkommensten der Tugenden gemäße Seelentätig keit". Eine der Tugend gemäße Tätigkeit, nicht die Tugend selbst – auf diese Unterscheidung legt Aristoteles erhebliches Gewicht. Er be leuchtet sie unter anderem durch das hübsche Wort: „in Olympia wer den nicht die Bestgebauten und Kräftigsten bekränzt, sondern di **Kämpfer**". So werden auch nur die richtig Handelnden, nicht (das darf man hinzudenken) die lediglich wohl Veranlagten, des Schönen und Guten im Leben teilhaft. Dieses bedürfe nicht der „Lust" als eine äußeren Zutat oder eines „Anhängsels", es trage sie vielmehr in sich selbst.

Der Wunsch des Philosophen, menschliches Glück so viel als irgend möglich als von äußeren Umständen unabhängig zu erweisen, es auf innere Tüchtigkeit und deren praktische Bewährung zu gründen, bringt ihn hie und da einer Übertreibung nahe, von der sein maßvoller Sinn, sein offener Blick für die Wirklichkeiten des Lebens, ihn bald zurückführt. Von äußeren Erfordernissen wird vorerst eine nicht allzu kurze, eine „volle" Lebensdauer namhaft gemacht, denn „eine Schwalbe macht keinen Sommer". Allein auch der Besitz eines bescheidenen Maßes äußerer Mittel wird für wünschenswert erklärt. Das materielle Ungemach gilt hauptsächlich darum nicht als gleichgültig, weil es uns der Werkzeuge des schönen und edlen Handelns beraubt. Der vollen Eudämonie entbehre aber auch der übermäßig Häßliche, der schlecht Geborene, der reinsamte oder Kinderlose, noch mehr, wer ganz und gar mißratene nder besitzt, oder wer wohlgeratene verloren hat. Allein auch ein amos-Schicksal brauche den Menschen nicht an sich elend zu machen, nl aber könne man den von einem solchen Betroffenen nicht mehr

glückselig nennen. Die Sprache dieser Erörterung ist eine zugleich warme und gehobene; sie zeugt von dem inneren Anteil des Autors, der sich „viele und schwere Schicksalsschläge“ mit einer Fassung getragen haben will, die „nicht dem Stumpfsinn, sondern dem Seelenadel und der Hochherzigkeit“ entspringt. Schließlich wird die Dauerhaftigkeit der Eudämonie und ihre innerhalb weiter Grenzen geltende Unabhängigkeit vom Schicksal auf die Festigkeit der einmal erworbenen Charaktereigenschaften gegründet. Ihr Bestand sei ein sichrerer als der der intellektuellen Erwerbungen. Übung und stete Betätigung lasse hier nichts dem *Vergessen* Verwandtes aufkommen. Mehr der Äußerung eines Wunsches als einer Tatsache gleicht es freilich, wenn die „wertvollsten“ Lebensgewohnheiten zugleich die „dauerbarsten“ heißen, als ob es keine verhärteten Übeltäter, keine „Gewohnheitsverbrecher“ gäbe.

3. Zwei charakteristische Einzelheiten drängen sich unserer Beachtung auf. Es wird die Frage gestreift, ob die Eudämonie durch Lehre, durch Gewöhnung oder wie sonst erworben werde. Bei diesem Anlaß erfährt die ausschließlich religiöse Auffassung des Gegenstandes eine leise und schonende, aber darum nicht minder bestimmte Zurückweisung. Denen, welche die Eudämonie für eine „Gottesgabe“ erklären, wird erwidert, sie sei jedenfalls eines der göttlichsten Besitztümer, wenn sie auch nicht geradezu von den Göttern verliehen wird. Ein bloßes Göttergeschenk — das wird angedeutet — könnte als ein Vorrecht weniger Auserlesener gelten, während die Eudämonie in Wahrheit als Ziel und Kampfpreis der Tugend ganz allgemein erreichbar ist und jedem offen steht, der nicht in diesem Betracht gleichsam „verkrüppelt“ ist. Hier erfreut der mit Freimut gepaarte Zartsinn, der den Rechten der Philosophie nichts vergibt und zugleich dem religiösen Gefühl jeden irgend vermeidlichen Anstoß zu ersparen weiß.

Weiter, als man erwarten möchte, geht hingegen Aristoteles in seiner Nachgiebigkeit gegen volkstümliche Meinungen an einer benachbarten Stelle. Es gilt die Frage, ob posthume Begebnisse, das Geschick der Nachkommen und Freunde, den Verstorbenen berühre, ob ein bereits abgeschlossenes Leben darum nicht ein glückseliges heißen dürfe, weil die dem Betreffenden zunächst Stehenden nach seinem Hinscheiden von schweren Schicksalen heimgesucht wurden. Da der Stagirit die Unsterblichkeit der individuellen Menschenseele mit alleiniger Ausnahme des hier nicht in Betracht kommenden Vernunftteiles rundweg leugnet, so war ihm die Antwort auf diese Frage klärlich vorgezeichnet. Allein er gewinnt es nicht über sich, sie zu erteilen. Die kahle Verneinung gilt ihm als „allzu gemütlos“, als „den gangbaren Meinungen“ allzu schroff „entgegengesetzt“! So bequemt er sich denn zu einem Kompromiß, das man

kaum umhin kann ein schwächliches zu nennen. Jener Einfluß wird nicht in Abrede gestellt, wohl aber auf ein Minimum herabgesetzt. Er heißt ein „geringer und schwacher", und zwar an und für sich sowohl, weil äußere Geschehnisse der Eudämonie nur wenig anhaben können, als auch in Sonderheit im Hinblick auf den Toten. Es ist das eine von vielen Instanzen, die uns eine nützliche Lehre erteilen können. Die Grenzlinie zwischen den Fällen, in denen Aristoteles sich mit Bewußtsein und Bedacht auf den Boden der gangbaren Meinungen stellt, um die aus diesen fließenden Konsequenzen zu ziehen, und jenen anderen, wo seine eigenen Überzeugungen zum Ausdruck kommen, ist keineswegs (wie man wohl gemeint hat) allezeit mit Sicherheit zu ziehen. Nicht allzu selten gleitet er vielmehr aus der höheren dieser Regionen in die niedrigere herab. Gelegentlicher Mangel an wissenschaftlichem Mute — diesen Vorwurf zu wiederholen (vgl. S. 44) fällt uns nicht leicht, er läßt sich aber kaum vollständig vermeiden.

Mit der Eudämonie beginnt, mit ihr schließt der ethische Vortragskurs. Was dazwischen liegt, sind Erörterungen der Mittel, die diesem höchsten Zwecke dienen, und zwar, da die Eudämonie bereits als eine tugendgemäße Seelentätigkeit erkannt ist, in überwiegendem Maße Besprechungen eben der Tugenden oder Trefflichkeiten der menschlichen Seele. Wie nun derjenige, der die Trefflichkeit des Auges erforschen will, zunächst mit dem Auge selbst und seinen Verrichtungen vertraut werden muß, so kann auch jener, der die Trefflichkeit der Seele ermitteln will, nicht umhin, vorerst diese und ihre Leistungen zu ergründen. So wird denn auf die psychologische Grundlage der Ethik zurückgewiesen. Ihr wird die Unterscheidung zwischen der intellektuellen und der (im engeren oder eigentlichen Sinne) ethischen Trefflichkeit entnommen — eine Unterscheidung übrigens, die für Aristoteles nichts weniger als eine strenge Sonderung bedeutet. Ganz im Gegenteil. Soll doch die Herrschaft der Vernunft in der moralischen Trefflichkeit ganz ebenso sehr eine gewichtige Rolle spielen, wie diese als eine Hauptbedingung der intellektuellen Tugend oder Trefflichkeit erscheint. Allein so nahe auch die beiden Bereiche einander stehen und so eng ihre Wechselwirkung ist, einer gesonderten Betrachtung sind sie trotzdem durchaus bedürftig.

4. Mit dieser Scheidung beginnt das zweite Buch. Es behandelt zunächst die verschiedene Erwerbungsweise der beiden Hauptarten seelischer Trefflichkeit. Der Belehrung und Erfahrung auf der einen Seite steht die Gewöhnung und Übung auf der andern gegenüber. Hier überrascht es zuvörderst, den weiten Abstand zu gewahren, der die aristotelische Lehre vom sokratischen Intellektualismus trennt. „Von Jugend auf zum Guten gewöhnt werden", das gilt dem Stagiriten als

das Alpha und Omega der moralischen Erziehung, auf das auch die Gesetzgeber ihr volles Augenmerk zu richten haben. Das zwischen der Gewöhnung und ihren Ergebnissen obwaltende Verhältnis wird durch somatische Parallelen beleuchtet. Reichliche Nahrung und kräftige Übung verleihen körperliche Stärke; jeder Fortschritt in dieser befähigt wieder zur Aufnahme reichlicherer Nahrung und zum Vollzuge kräftigerer Übungen. So mache uns die Gewöhnung an Gefahrenverachtung tapfer, jeder Fortschritt in der Tapferkeit aber erhöhe unser Selbstvertrauen und lasse uns wieder mehr Gefahren verachten. Es taucht die Aporie auf, wie es denn möglich sei, durch Übung der Gerechtigkeit gerecht zu werden, da man doch nicht Gerechtigkeit üben könne, ohne schon gerecht zu sein. Der Lösung dieses Bedenkens dient ein Vergleich mit dem Erlernen der Musik oder der Schreibekunst, wobei man die ersten Schritte halb zufällig oder unter fremder Anleitung vollziehe. Diejenigen, die sich mit begrifflichem Wissen in der Philosophie begnügen, werden mit Kranken verglichen, die den Aussprüchen der Ärzte begierig lauschen, ihren Anordnungen Folge zu leisten jedoch ganz und gar nicht gewillt sind.

Mehr und mehr wendet sich die ethische Darlegung der sie beherrschenden Theorie vom Mittleren zu. Ein unbedingt feststehendes, ein exakt bestimmbares Maß gibt es nicht in betreff der Zuträglichkeit des Speisengenusses oder der körperlichen Übungen; ganz ebensowenig aber in betreff der Gegenstände des Begehrens, des Fürchtens usw. In all diesen Bereichen steht einem Zuviel ein Zuwenig gegenüber. Ein Zuviel des sinnlichen Begehrens heißt Zügellosigkeit, ein Zuwenig nennen wir Stumpfsinn. Wer vor dem Rascheln einer Maus erschrickt, gilt mit Recht als feige; wer eine zehnfache Übermacht herausfordert, mit gleichem Recht als tollkühn. Vorzüglich nennen wir eine Beschaffenheit, die von Mangel und Übermaß gleich weit entfernt ist. Doch müssen wir die gegenständliche von der relativen Mitte unterscheiden. In der Mitte zwischen 2 und 10 steht das von beiden Zahlen gleich weit entfernte 6. Allein wenn die um den Preis von jährlich 2 Minen (= 200 Franken) erhältliche Nahrung für jemanden zu schwach, jene um 10 Minen aber zu stark ist, so folgt daraus noch nicht, daß die um den Preis von 6 Minen beschaffte Nahrung die für ihn geeignete und empfehlenswerte ist. Das richtige Maß der ihm zuträglichen Ernährung wird sich irgendwo zwischen jenen beiden Extremen befinden; allein an welcher Stelle dieses Zwischenraums, das zu beurteilen, ist Sache der Erfahrung und des Taktes.

5. Es folgt die Begriffsbestimmung der ethischen Trefflichkeit oder Tugend als einer Willensbeschaffenheit, „die in einem relativen, auf uns bezüglichen Mittleren besteht“. Auf die Frage, wie diese Mitte

festzustellen sei, erfolgt die Antwort: das zu bestimmen bleibt dem Einsichtigen überlassen. Ob der Lockerheit dieser Angabe will der Spott der Nachwelt nicht verstummen. Da ferner die Einsicht einerseits als der maßbestimmende Faktor und somit als der Regulator der Tugend gilt, sie andererseits aber als von der ethischen Tugend bedingt erscheint, so ist dem Stagiriten auch der Vorwurf des Zirkelschlusses nicht erspart geblieben. Doch mag auch die Form der Darstellung jene zumal von begriffsstrengen Herbartianern erhobenen Vorwürfe rechtfertigen: der Kern der Lehre wird unseres Erachtens von ihnen nicht berührt. Das wahre Gebrechen der Theorie des Mittleren liegt, wie wir meinen, anderswo: in ihrer ungebührlichen Ausdehnung, in ihrer Anwendung auf Trefflichkeiten, die sich, wie die Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, nur in gezwungener Weise in den Begriffsrahmen des Mittleren pressen lassen (vgl. S. 112 f.). Den wahrhaften und wertvollen Kern der Theorie erblicken wir hingegen in der Anerkennung, oder, wenn wir einen vielleicht anfechtbaren, aber landläufigen und kräftigen Ausdruck gebrauchen dürfen, in der Bejahung der gesamten Menschennatur. Kein Element derselben — und darin zeigt die aristotelische Ethik ein echt hellenisches Antlitz — wird schlechtweg verworfen und für böse erklärt; es wird von jedem lediglich verlangt, daß es keinen größeren als den ihm gebührenden Raum einnehme. Welcher dieser Raum sei — die Entscheidung dieser Frage stellt Aristoteles allerdings dem Urteil des „einsichtigen" oder, wie er sich mindestens ebenso häufig ausdrückt, des „anständigen" Mannes anheim. Er war somit nichts weniger als ein grundstürzender Moral- oder Sozial-Reformer. Bekundet er doch vielmehr aufs deutlichste, daß er in Fragen der Lebensführung auf dem Standpunkte seiner Zeit und seines Volkes, bez. eines darin vertretenen Bildungskreises steht. Darin liegt zugleich seine Stärke und seine Schwäche (vgl. S. 43 f.). Er bleibt vor grellen Einseitigkeiten und Übertreibungen bewahrt, wie wir solche bei den Kynikern kennen gelernt haben und bei Stoikern und Epikureern wiederfinden werden; er verzichtet aber auch darauf, eines jener Fermente zu liefern, die den moralischen Werdegang des Menschengeschlechtes hier fördernd, dort störend, immer aber mit nachhaltiger Kraft zu beeinflussen vermocht haben (vgl. II, 135 ff.).

Dem Mißbrauch der Lehre vom Mittleren soll die Bemerkung steuern, daß nicht jede Handlungsweise und jeder Affekt die Anerkennung eines löblichen Mittleren gestatte. Gebe es doch auch solche, deren Benennung schon einen Tadel in sich schließt und bei denen daher von einer billigenswerten Mitte zu sprechen nicht erlaubt sei. Hier läuft Aristoteles Gefahr, auf die in der Sprache verkörperten herkömmlichen Meinungen mehr als gebührende Rücksicht zu nehmen. Man wird an

Benthams Warnung vor den „die Frage umgehenden Namen" (question begging names) erinnert. Den Rest des Buches nimmt eine vorläufige Exemplifikation der Lehre vom Mittleren ein. Dabei laufen viele feinsinnige Bemerkungen unter. Vor nichts müsse man mehr auf der Hut sein als vor der Lust und dem Lustvollen. Denn diesen gegenüber gleichen wir bestochenen Richtern. Als Muster mögen uns die von der Mauer herabschauenden Greise der Ilias dienen, die von der übermenschlichen Schönheit der Helena mächtig ergriffen sind, dem Ausdruck ihrer Bewunderung aber den Wunsch beifügen:

„Aber wie schön von Gestalt, entschiffe sie doch in die Heimat!"

6. Da die ethischen Tugenden für Willensbeschaffenheiten einer bestimmten Art erklärt wurden, so sieht sich Aristoteles, ehe er in ihre Detailbehandlung eingeht, genötigt, die auf den menschlichen Willen bezüglichen Fragen zu durchmustern. Diesem Gegenstand ist die erste Hälfte des dritten Buches gewidmet.

An der Spitze steht die Unterscheidung des Freiwilligen und Unfreiwilligen. Die Quellen unfreiwilligen Handelns seien Gewalt und Unwissenheit. Eine Abart der Gewalt bildet das Handeln unter dem Druck einer Drohung oder sonstigen Gefahr. Als Beispiele dienen hier das Machtgebot des Tyrannen, der das Leben unserer Nächsten in seiner Hand hat, und der Seesturm, der uns nötigt, das Schiff durch Überbordwerfen von Wertgegenständen zu entlasten. Das Handeln in derartigen Notlagen sei von gemischter Art; doch überwiege darin die Freiwilligkeit, da unsere Wahlfreiheit nicht aufgehoben ist. Es könnte jemand den Begriff der Gewalt so sehr erweitern wollen, daß er auch das Lustvolle und das sittlich Schöne dazu rechnet, mit der Begründung, beides befinde sich außer uns und übe einen Zwang auf uns. Ihm habe man zu antworten, es gäbe dann überhaupt nichts anderes als Gewaltsames; denn aus derartigen Beweggründen tun wir alle alles. So wird denn der Begriff des „Gewaltsamen" auf den eigentlichen Zwang beschränkt, auf die Fälle, in denen der Ursprung des Handelns außer uns liegt und wir zu diesem ganz und gar nichts beitragen.

In betreff des Handelns aus Unwissenheit werden mehrfache subtile Unterscheidungen vorgenommen. Vom nicht freiwillig Handelnden wird der unfreiwillig Handelnde gesondert, als derjenige, der einen seiner Absicht widersprechenden, nicht bloß einen nicht beabsichtigten Erfolg erzielt hat. Desgleichen wird das Handeln durch Unwissenheit vom Handeln in Unwissenheit unterschieden. Im ersteren Falle gilt die Unwissenheit dem Zwecke, es findet also ein Verkennen des Lebenszieles statt; im zweiten Fall den Mitteln der Ausführung, wie wenn Trunkenheit oder der Zornaffekt das Motiv des Handelns bildet,

die dadurch verdunkelte Intelligenz aber in der Wahl der Mittel fehlgreift. Daß die Affekthandlungen an und für sich unfreiwillig seien, wird bestritten, unter anderem mit dem Argumente, daß man andernfalls Kindern und Tieren überhaupt kein freiwilliges Tun zusprechen könnte. So wird denn hier „Freiwilligkeit“ im Sinne der bloßen animalischen Willkürhandlung gebraucht. Eine höhere Stufe der Freiwilligkeit bezeichnet der von Reflexion begleitete Willensentschluß (prohaíresis), der genauer bestimmt wird als „ein auf innerer Beratschlagung beruhendes Streben nach solchem, was in unserer Macht steht“. Die Details der Untersuchung ließen sich wegen der mangelhaften Entsprechung der entscheidenden griechischen und deutschen Worte nicht ohne Weitläufigkeit wiedergeben. So genüge uns das Schlußergebnis: der Gegenstand des Wunsches ist der Zweck, jener der inneren Beratschlagung und des ihm entspringenden Willensentschlusses sind die Mittel; die auf diese gerichteten Handlungen sind vorsätzlich und freiwillig. Dahin gehören die Betätigungen der Tugend sowohl als des Lasters. Wie nun im folgenden Aristoteles mit den Schwierigkeiten des Willensproblemes nicht ganz erfolglos ringt, das haben wir bereits in einem früheren Abschnitt (S. 150—155) dargelegt. Uns hat der von der „Phantasie“ ausgehende zwiefache Weg, der einerseits zum begrifflichen Denken, andererseits zum Begehren oder Streben (órexis) führt, zu diesem als einem Hochpunkt der aristotelischen Psychologie geleitet. Der Philosoph selbst zeigt sich in den fraglichen Bereichen um systematische Ordnung so wenig bekümmert, daß er diese rein psychologischen Erörterungen der Willensfrage der Ethik vorbehalten hat, ganz ebenso wie er die ebenfalls der Seelenlehre zugehörige Affektenlehre in eine, man darf wohl sagen ganz äußerliche Verbindung mit der Redekunst gebracht und dem über diese handelnden Lehrkurs einverleibt hat.

Die zweite Hälfte des Buches wendet sich der Detailbehandlung der ethischen Tugenden und Laster zu. An der Spitze steht die Tapferkeit, die Aristoteles in augenscheinlich beabsichtigtem Gegensatze zu der platonischen Erweiterung dieses Begriffes (vgl. II, 241 f.) im ursprünglichen und populären Sinne verstanden wissen will. Besondere Ergiebigkeit läßt sich der Erörterung weder dieser noch der zunächst folgenden Kardinaltugend, der Sophrosyne, nachrühmen, auf die übrigens das 7. Buch zurückkommt. Das Bemerkenswerteste in diesem Abschnitt ist wohl die Behauptung, daß die Feigheit von mehr pathologischer Art als die Zuchtlosigkeit sei.

7. Das vierte Buch behandelt Vorzüge und Mängel des Charakters in einer Weise, die teils für die antike Sinnesart teils für jene des Stagiriten gar sehr bezeichnend ist. Welche geringe Rolle der Erwerb

in der Lebensauffassung des letzteren spielt, das zeigte schon sein Fehlen dort, wo die Hauptrichtungen des Menschendaseins gezeichnet wurden. Neben dem Genußleben, dem politischen und dem beschaulichen wird das Erwerbsleben zwar gleichfalls genannt, aber sofort mit dem Bemerken abgetan, der materielle Besitz sei ja ein Mittel für andere Zwecke, nicht selbst ein Zweck. Der ungleich mehr aristokratischen als bürgerlichen Denkart entspricht denn auch die Bewertung der auf das Verhalten in Geldsachen bezüglichen Charaktereigenschaften. Es wird die „Liberalität“ erörtert, als die richtige Mitte zwischen der „Verschwendungssucht“ einer- und der „Gemeinheit“ andererseits. Nachsichtige Schonung wird hierbei dem Verschwender zuteil, dessen Extravaganz zumeist durch Mängel der Erziehung verschuldet sei, während es nicht allzu schwer falle, ihn durch richtige Behandlung zur wünschenswerten Mittellinie zurückzuführen. Unheilbar hingegen sei die „Gemeinheit“, ein Erbfehler der großen Menge, der mit der Zahl der Jahre wachse, und den auch jede sonstige Abnahme der Kraft verschärfe. Einige der in dieser Schilderung verwendeten Züge mahnen an die Komödie, so der als Typus des Knickers und Knausers erscheinende „Kümmelspalter“.

Eine höhere Stufe der „Liberalität“ bezeichnet die „Großartigkeit“, die mit unserer „Munifizenz“ darum nicht zusammenfällt, weil sie mehr den großen Stil in Geldsachen als die Geneigtheit bedeutet, Erhebliches zugunsten anderer oder für öffentliche Zwecke aufzuwenden. Soll sie sich doch auch in der Einrichtung des eigenen Hauses bekunden. Die beiden Extreme bilden die (von der Gemeinheit mehr dem Grade als der Art nach verschiedene) „Kleinlichkeit“ und das „Protzentum“ oder die „Glanzsucht“. Die letzteren Ausdrücke bezeichnen nicht sowohl eine Übertreibung der „Großartigkeit“ als ihr Hervortreten am unrechten Ort und bei wenig passenden Anlässen; wie wenn jemand seine Klubgenossen mit einem Aufwand bewirtet, der bei einem Hochzeitsschmaus am Platze wäre, oder wenn er als Chorführer in der Komödie einen Purpurmantel trägt. Der „Kleinliche“ hingegen verdirbt um einer geringen Ersparnis willen die Wirkung der größten Ausgabe, tut alles Derartige zögernd und widerwillig und fürchtet trotzdem stets über das Maß des Notwendigen hinausgegangen zu sein. Bei der Besprechung dieser Fehler bedient sich Aristoteles zwar des Wortes, das auch eigentliche Laster bedeutet, trennt sie aber von solchen durch die Bemerkung, sie seien unschädlich und nicht geradezu schimpflich.

Dieselbe Einschränkung kehrt in der Besprechung des „Kleinsinns“ und der „Aufgeblasenheit“ wieder, der angeblichen zwei Extreme, zwischen denen der „Hochsinn“ gelegen sein soll. Mit diesem, der Krönung und dem „Schmuck aller Tugenden“, berühren wir den Punkt der aristotelischen und der antiken Moral, der als das Maximum der

„Selbstbejahung" von christlicher „Selbstverleugnung" am weitesten entfernt ist. Die Güte ist dieser selbstsicheren, tiefinnerlichen Vornehmheit nicht fremd. Aber es ist die Güte der Überlegenheit, zum Teil des Stolzes. So zieht es der Hochsinnige bei weitem vor, Wohltaten zu erweisen als zu empfangen. Die Rankune ist ihm so fremd als die Verstellung; diese, weil sie der Furchtlosigkeit, jene, weil sie dem großartigen Zug seines Wesens widerstreitet. Sein Verhältnis zur großen Menge ist durch Geringschätzung, sein Verkehr mit ihr durch Ironie gekennzeichnet. Den Kern des Hochsinns macht es aus, daß der von ihm Erfüllte sich der höchsten Ehren würdig weiß und nach ihnen, wenngleich ohne jeden hastigen Eifer, strebt. Auch Fürstenmacht und Reichtum gelten ihm als Mittel, nicht als Zwecke. Zu den äußeren Kennzeichen seines Auftretens gehören gemessene Körperbewegungen und eine ruhige, von allem Kreischen entfernte Stimme. — Merkmale, so möchten wir hinzufügen, des sicheren Machtbesitzes, denen wir insbesondere bei den Großen des Orients begegnen. Und in der Tat, der mit allen Tugenden ausgestattete grand seigneur, so darf man den hier gezeichneten Typus vielleicht am besten nennen. Der „Hochsinnige" ist, schließlich, der Ehrung würdig, die er beansprucht, während die Ansprüche des „Kleinsinnigen" überbescheidene, jene des „Aufgeblasenen" unbescheidene sind.

Wie die „Liberalität" zur „Großartigkeit" in Geldsachen, so verhalte sich zum „Hochsinn" der „Ehrgeiz", nämlich das zwar auffälliger Größe entbehrende, aber in bezug auf die Quellen und das Maß der Ehrung die richtige Mittelstellung einnehmende Begehren dieses Namens. Freilich walte hier kein sicherer Sprachgebrauch, da dasselbe Wort mitunter auch in tadelndem Sinne — in dem unserer „Ehrsucht", dürfen wir sagen — verwendet werde. Hingegen sei auch dem „Mangel an Ehrgeiz" bisweilen eine lobende Bedeutung (die der Anspruchslosigkeit) eigen, wie denn dort, wo die richtige Mitte einer bestimmten Bezeichnung ermangelt, die Extreme nicht selten die unbesetzte Stelle zu usurpieren versuchen.

8. Es kommt die „Milde" oder „Sanftmut" an die Reihe, die zwar in betreff des Zornaffektes nicht die genau richtige Mitte, sondern eher ein Zuwenig als ein Zuviel in sich schließe; doch möge das Wort immerhin in jenem Sinne gebraucht werden. Das eine der Extreme nun, die tadelnswerte „Reizbarkeit" oder „Neigung zum Zornmut", wird nicht viel anders geschildert, als auch wir sie schildern würden; ungleich charakteristischer ist die Darstellung des Zuwenig. Hier kann man die weite Kluft ermessen, welche die aristotelische und die in ihr enthaltene gemein-griechische Gesinnung von christlicher Demut sowohl

als von kynischer „Affektlosigkeit" scheidet. Wer nicht dort, wo es not tut, und in dem Maße, als es not tut, zürnen versteht, der „ruft den Eindruck eines Stumpfsinnigen hervor und befindet sich nicht in der zur Abwehr geeigneten Verfassung". Wer ferner „einen ihm oder den Seinen angetanen Schimpf gleichmütig hinnimmt, der zeigt die Natur eines Sklaven", nicht eines freien Mannes. Diese Gedanken sind in der peripatetischen Schule weiter gesponnen und durch treffende Gleichnisse beleuchtet worden. Nicht nur die Abwehr, auch die Züchtigung bedürfe des Zornaffekts; wer ihn ausrotten will, der durchschneide die Sehnen der Seele; die Vernunft ohne diese und verwandte Affekte gleiche einem Feldherrn ohne Soldaten!

Dem Bereich des gesellschaftlichen Verkehrs gehören einige der nunmehr besprochenen Charaktertypen an. So die zwischen der „Wohldienerei", die, sobald sie mit Eigennutz gepaart ist, „Schmeichelei" heißt, und dem ihr gegenüberstehenden „mürrischen und streitsüchtigen Wesen" die richtige Mitte einnehmende, im übrigen namenlose Art des Umgangs mit Menschen. (Wir würden sie Urbanität im höchsten Sinne nennen.) Desgleichen hebt sich von dem „Possenreißer" oder „plumpen Spaßmacher" einerseits, dem „bäurisch-hölzernen" Gesellen andererseits, der Meister der gewandten, mit Scherz gewürzten Geselligkeit ab. Es wird die alte und die neuere Komödie zum Vergleich herangezogen. Dort habe das mit drastischer Komik wirkende „Schimpfwort" geherrscht, seine Stelle nehme zurzeit die „Anspielung" ein. Vielleicht hätten aber die Gesetzgeber manche Gegenstände, die sie der groben „Beschimpfung" entzogen haben, auch der „Verspottung" entziehen sollen. Denn was man gerne anhört, das sei man auch bald zu tun bereit. Hier müsse eben der wahrhaft feingesinnte und von allem Sklavensinn freie Mann sich selber Gesetz sein.

Die „Scham" oder die „Schamhaftigkeit" wird erwähnt, obgleich sie als ein bloßer Affekt, beziehentlich als dessen Herrschaft über uns, nicht als eine Willensbeschaffenheit, nicht eigentlich hierher gehöre. Die Scham als Furcht vor üblem Ruf stehe der Furcht vor Gefahren nahe, auch in ihrer engen Verflechtung mit dem Körper. Wie die letztere uns erblassen macht, so lasse uns die erstere erröten. Sie zieme, und zwar als ein wirksames Korrektiv des an Verfehlungen reichen Trieblebens, der Jugend, nicht dem reifen Alter; denn diesem stehe es nicht an, irgend etwas, dessen man sich zu schämen hat, wirklich zu tun oder auch nur von einer derartigen Zumutung ernstlich berührt zu werden. Und hierbei mache es keinen Unterschied, ob in Wahrheit oder der Satzung nach Häßliches in Frage stehe, „denn beides ist zu meiden". Dieses Sätzchen hätte, nebenbei bemerkt, kein Kyniker und wohl auch Platon, der z. B. in der Frauenfrage das Herkommen so gering achtete,

nicht niedergeschrieben. Derartige Äußerungen zeigen uns, wie groß die Abhängigkeit unseres Philosophen von seinem Milieu war und wie vergeblich es ist, die Fälle, in denen er seine persönliche Überzeugung, und jene, in denen er bloß gangbare Meinungen vertritt, streng sondern zu wollen.

Hat Aristoteles in Ansehung der Schamhaftigkeit das Schema des Mittleren verlassen, so hat er von diesem in betreff der „Wahrhaftigkeit“ einen nicht eben glücklichen Gebrauch gemacht. Sollte eine derartige Schematisierung hier überhaupt erzwungen werden, so ließ sich allenfalls dem durch und durch Verlogenen der Wahrheits-Fanatiker entgegenstellen, der eine Notlüge selbst dann meidet, wenn von ihr die Rettung des eigenen Lebens oder selbst des Vaterlandes abhängt. Die von Aristoteles herbeigezogenen Typen des „Prahlsüchtigen“ auf der einen und des „Ironikers oder Selbstverkleinerers“ auf der anderen Seite sind allerdings mehr der Wirklichkeit entnommen, allein sie beschränken sich auf ein ziemlich enges Teilgebiet des Gegenstandes, dem nunmehr auch die zwischen beiden Extremen liegende „Wahrhaftigkeit“ angehören muß. An solche, lediglich auf die äußere Geltung des Sprechenden bezügliche Aussagen reiht der Stagirit allerdings noch andere, nämlich die zu Abmachungen und Versprechungen gehörigen an, um sie in den Bereich der Gerechtigkeit zu verweisen. Daß aber auch diese beiden Teilgebiete zusammengenommen nicht das Gesamtgebiet der Wahrhaftigkeit ausmachen, braucht niemandem gesagt zu werden.

In der Besprechung der Prahlsucht tritt wieder ein uns schon bekannter Zug in der Physiognomie unseres Philosophen, seine Geringschätzung des Gelderwerbs, zutage. Insoweit nämlich die Prahlerei überhaupt einen Zweck verfolgt, soll sie weit weniger Tadel verdienen, wenn sie auf Ruhm und Ehre, als wenn sie auf Geldgewinn abzielt. Die Selbstverkleinerung oder Ironie gilt übrigens nur in ihren grelleren Formen als anstößig. Mitunter — so lautet eine feine Bemerkung — nimmt das eine dieser Extreme die Gestalt des anderen an. So erscheine die übermäßige Schlichtheit der spartanischen Tracht obenhin angesehen als Selbstverkleinerung, während sie in Wahrheit versteckte Ruhmredigkeit sei. Man wird an Platons angebliches Wort erinnert: die Eitelkeit des Antisthenes gucke aus den Löchern seines Mantels hervor.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Sittenlehre des Aristoteles.

(Fortsetzung: Die Gerechtigkeit.)

Die Unzulänglichkeit der Theorie des Mittleren erhellt nirgends deutlicher als in der Behandlung der Gerechtigkeit. Dieser einen Tugend ist ein ganzes, das fünfte Buch gewidmet. Allein nicht nur durch seinen ungewöhnlichen Umfang ragt dieser Abschnitt vor anderen hervor. Er bezeichnet — das darf man ohne Übertreibung behaupten — geradezu einen Wendepunkt in der Entwicklung der griechischen Ethik. Hier zum erstenmal tritt der Altruismus mit offenem Visier auf den Plan. Man mißverstehe uns nicht. Wir sprechen nicht vom Altruismus im Sinne der christlichen Liebe oder des Comte'schen „vivre pour autrui". Ebensowenig wollen wir andeuten, daß die Pflicht der Sorge für fremdes Wohlergehen den Hellenen vor Aristoteles unbekannt gewesen sei. Keine Behauptung könnte törichter sein. Als Hüter der Gerechtigkeit treten die Götter schon an manchen Stellen der homerischen Gedichte auf, am auffälligsten dort, wo der reiche Ertrag der Felder, das Gedeihen der Fruchtbäume und der Herden, als Lohn der gerechten Urteilssprüche eines gottesfürchtigen Königs erscheinen. Und welche Rolle die Gerechtigkeit in der platonischen Ethik spielt, daran brauchen wir unsere Leser nicht erst zu erinnern. Aber sie haben auch nicht das gekünstelte Räsonnement vergessen, das die Gerechtigkeit eben bei Platon mit dem Wohlergehen des gerecht Handelnden verknüpft hat. Wird doch diese Tugend in wundersamer Beschränkung ihres Inhalts mit der Harmonie der Stände im Staat identifiziert. Und diese soll ihrerseits das Widerspiel der seelischen Harmonie des Individuums sein. Auf diesem weiten Umweg gelangt Platon dazu, die Forderung gerechten Handelns als eine Forderung des Selbstinteresses des Handelnden zu erweisen. Handle gerecht, sonst ist dein innerer Friede gefährdet — so lautet, auf ihren knappsten Ausdruck gebracht, die individual-ethische Begründung der sozialen Haupttugend bei Platon. Von alledem ist in der Moralphilosophie seines Schülers nicht die Rede. Die Gerechtigkeit wird ohne Umschweif eine Tugend genannt, deren Ziel fremdes Wohlergehen ist. Daß es solch eine nicht auf das Glück des Handelnden abzielende, vielmehr auf den anderen (pros héteron, ad alterum) gerichtete Tugend gibt, das bemerkt Aristoteles ausdrücklich, und er wird dieser Tatsache nicht ohne ein gewisses Erstaunen gewahr. Um jede eudämonistische Begründung ist er unbekümmert. Den dahin zielenden platonischen Versuch verwirft er mittelbar, dadurch, daß er

ihm seine Grundlage, die Identifizierung der staatlichen Gerechtigkeit mit der dem Gleichheitsprinzip widersprechenden Unterordnung eines Standes unter den anderen entzieht. So durften wir denn mit Recht erklären, daß der Altruismus hier zum erstenmal in der griechischen Philosophie ohne jede Anlehnung an das Glückseligkeitsstreben des Handelnden, somit ohne jede Vermummung und wie eigenberechtigt auftritt.

Es wird eine Gerechtigkeit im weiteren Sinne von einer solchen im engeren Sinne gesondert. Die letztere zerfällt wieder, wie wir alsbald sehen werden, in mehrfache Unterarten. Jene erstere aber wird geradezu mit der moralischen Tugend oder Trefflichkeit überhaupt identifiziert. Das geschieht auf folgende Weise. Dem Gesetz gehorchen sei gewissermaßen ein Gebot des Rechtes, ihm zuwider handeln ein Unrecht. Da nun dieses, das positive Recht, die Betätigung aller anderen Tugenden gebietet, die Verletzung ihrer Forderungen hingegen bisweilen bestraft (z. B. die Feigheit im Kriege, die Mißhandlung im Frieden), so werden mittelst der Begriffe des Recht- und Unrechttuns, nicht ohne alle Gewaltsamkeit, auch die übrigen Tugenden und Laster hierher gezogen; nur mit der Einschränkung, daß die betreffenden Tugenden hier vom Gesichtspunkte nicht des eigenen, sondern des fremden Wohls betrachtet werden. So glaubt der Philosoph die Wahrheit des Ausspruchs erhärten zu können:

„In dem gerechten Sinn liegt jegliche Tugend beschlossen."

Nicht minder jene des Satzes, daß die Gerechtigkeit die vollendete Tugend ist. Sei es doch ungleich schwieriger, die moralische Trefflichkeit gegen andere, als bloß im eigenen Interesse zu bewähren. Diese Darlegungen münden in den uns schon bekannten überschwenglichen Ausruf (vgl. S. 20): Nicht der Morgenstern und nicht der Abendstern sei so wunderherrlich wie die Gerechtigkeit, die schließlich auch die Grundlage jeder staatlichen oder gesellschaftlichen Gemeinschaft heißt.

2. Es kommt die spezifische Gerechtigkeit an die Reihe, die ihrerseits in die distributive und in diejenige zerfällt wird, die zumeist die korrektive, aber wohl besser mit den Scholastikern die direktive genannt wird. Der Wirkungsbereich der letzteren ist der Verkehr, überwiegend der geschäftliche, wie Kauf, Miete, Bürgschaft u. dgl. Neben diese Formen des freiwilligen Verkehrs treten jene des (von der Seite des Leidenden angesehen) unfreiwilligen. Unter diese einigermaßen erkünstelte Rubrik fallen alle denkbaren Eingriffe in das Leben und Eigentum, in die Ehre und Freiheit, die wieder teils als versteckte oder betrügerische, teils als offene und gewalttätige unterschieden werden. Nur im Hinblick auf diese Unterabteilung läßt sich die direktive Gerechtigkeit auch als eine korrektive oder strafende betrachten.

Die distributive oder verteilende Gerechtigkeit soll darin bestehen, daß jedem nach seinem Wert oder Verdienst zugemessen wird, — wobei überwiegend an politische Gerechtsame, aber nicht an diese allein gedacht wird. Der Maßstab des Wertes sei nun in verschiedenen Staatsordnungen ein verschiedener: in der Demokratie die Freiheit (d. h. jedem Freien oder Nicht-Sklaven gebührt das Gleiche); in der Oligarchie der Reichtum, in der Geburts-Aristokratie die Abkunft, in der eigentlichen Aristokratie die Tugend. Aller Streit und alle Wirrnisse sollen ebenso wie aus der Ungleichheit der Gleichen, aus der Gleichheit der Ungleichen entspringen.

In Wahrheit beruhe die distributive Gerechtigkeit auf einer proportionalen Gleichheit. Die Proportion besteht jedesmal aus vier Gliedern, oder aus dreien, wenn das eine zweimal verwendet wird. Es waltet kein prinzipieller Unterschied ob, es laute nun die Proportion: wie a:b so b:c, oder: wie a:b so c:d, oder auch: wie a:c so b:d. Immer handelt es sich darum, daß die Leistungen den Entlohnungen, die Pflichten den Rechten entsprechen. Der Unrechttuende erhält nun mehr, der Unrechtleidende weniger, als das Fazit der Proportion erheischt, soweit es sich nämlich um Güter handelt, während es sich bei Übeln umgekehrt verhält. Dieses Mehr oder Weniger nun bietet die Handhabe dar, durch welche die Lehre vom Mittleren in diesen Zweig der Gerechtigkeit eingeführt wird. Die Theorie in anderer Weise und unmittelbar auf die Gerechtigkeit anzuwenden, war ein Ding der Unmöglichkeit. Fehlt es doch hier an jenen zwei Extremen von der Art, wie es die Feigheit und die Tollkühnheit, die Unempfindlichkeit und die Zuchtlosigkeit sind, zwischen denen die Tapferkeit und die Mäßigkeit die richtige Mitte bilden sollen. Der Gerechtigkeit steht als alleiniger Kontrast die Ungerechtigkeit gegenüber. Dieses Unterschiedes ist der Stagirit sich wohl bewußt, und er bringt ihn zu unverhohlenem Ausdruck durch die Bemerkung, das Mittlere gelte hier „nicht in derselben Weise wie bei den anderen Tugenden"; es beziehe sich vielmehr auf den „Gegenstand" — wir dürfen vielleicht sagen: auf das Ziel oder den beabsichtigten Erfolg — des Handelns. Das sei nämlich eine Gleichheit, die nun allerdings zwischen zwei Extremen, einem Mehr und einem Weniger, mitteninne liegt. Doch läßt sich der Philosoph gelegentlich auch zu einer Redeweise verführen, die jenen Unterschied wieder verdunkelt und, wenn man sie buchstäblich nimmt, geradezu ungereimt wird. Derartiges geschieht in dem Satze: „Die Rechtschaffenheit ist ein Mittleres zwischen Unrechttun und Unrechtleiden." Oder könnten wir in irgend einem verständlichen Sinne sagen: die redliche Geschäftsgebahrung ist ein Mittleres zwischen Übervorteilen und Übervorteiltwerden? Da müßte es doch jedenfalls heißen: die zugleich kluge

und redliche Geschäftsgebahrung usw., indem die Klugheit das Zuwenig, den aus der Übervorteilung durch andere erwachsenden Verlust, die Redlichkeit das Zuviel, den aus dem eigenen Übervorteilen anderer entspringenden Gewinn hintanhält. Es handelt sich jedoch hier nur um eine Lockerheit des Ausdrucks, die freilich nicht durch bloße Nachlässigkeit, sondern wohl in überwiegendem Maße durch das halb unwillkürliche Bestreben verschuldet ist, den fundamentalen Unterschied zwischen der Idee des Mittleren in ihrer Anwendung auf die Gerechtigkeit und auf andere Tugenden einigermaßen zu verschleiern.

Auch kann man diese zwiespältige, nur äußerlich gleichartige Anwendung desselben Begriffes, die einmal der Disposition zum Handeln, das anderemal dem Erfolg des Handelns gilt, wohl als eine Künstelei bezeichnen. Der große Dialektiker ließ sich diesmal gleichsam in den Schlingen seiner eigenen Dialektik fangen. Die wahre Basis jener Theorie des Mittleren ist die Tatsache, daß die menschliche Natur mit Antrieben ausgestattet ist, die Befriedigung heischen und zur Betätigung drängen, die es aber zugleich vor einem Übergreifen in die Sphären anderer ebenso sehr oder mehr berechtigter Antriebe und Bedürfnisse zu bewahren gilt. So steht es z. B. um die Abwehr-Affekte nicht minder als um die der Sinnlichkeit angehörenden Impulse. In diesen Bereichen hat die Theorie des Mittleren, der wissenschaftliche Ausdruck für das Gebot des Maßhaltens, das insbesondere in der griechischen, die Natur bejahenden Volksmoral eine so ansehnliche Rolle spielt, ihre Wurzel und ihre Berechtigung.

3. Haftet so das Auge unseres Philosophen in einseitiger Weise an dem Gesichtspunkt der durch ein Zuviel und ein Zuwenig gestörten und durch die Handhabung des Rechtes wiederhergestellten Gleichheit, so begreift man, was sonst unbegreiflich wäre, daß die Strafjustiz von ihm, wenigstens an einer Hauptstelle, ausschließlich im Sinn solch einer Ausgleichung betrachtet wird. Der Richter, der das „personifizierte Recht" ist, trachtet solch einen Ausgleich zu bewerkstelligen, indem er den ungerechten Gewinn dem Gewinnenden abnimmt, den ungerechterweise erlittenen Verlust dem Verlierenden ersetzt. Der beste moderne Erklärer des ethischen Hauptwerks wollte seinem Verfasser nicht die „kindische Lehre" zutrauen, daß die Schadloshaltung für erlittenes Unrecht die einzige Aufgabe der Rechtspflege sei. Auch könne es Aristoteles unmöglich entgangen sein, daß zwischen Unrechttun und Unrechtleiden keineswegs immer dieses einfache Verhältnis obwalte, daß vielmehr das von dem einen Teil begangene Unrecht mitunter weit größer, bisweilen aber auch um vieles kleiner sei als der von dem anderen Teil erlittene Schaden. Darauf ist zu antworten, daß die so verengte

Auffassung der richterlichen Tätigkeit und desgleichen das Übersehen des soeben vorgebrachten Einwands einem Aristoteles allerdings nicht von vornherein zuzumuten wäre, daß aber der Wortlaut seiner Äußerungen keine andere Deutung zuläßt, und daß jener Irrtum der legitime Sprößling eines anderen und tiefergreifenden Irrtums, der mißbräuchlichen Übertragung der Theorie des Mittleren auf ein ihr fremdes Gebiet ist.

Gern fügen wir die Bemerkung bei, daß Aristoteles an einer anderen Stelle desselben Buches einen verwandten Irrtum klar durchschaut und kraftvoll bestritten hat. Dort ist es allerdings eine Polemik, die seinen Blick geschärft hat. Die Pythagoreer hatten die Gerechtigkeit, wie unsere Leser wissen (vgl. I, 86), mit einer Quadratzahl identifiziert, weil der Begriff der genauen Vergeltung, Gleiches für Gleiches, sie an die Entstehung einer Zahl aus zwei gleichen Faktoren mahnte. Gegen jene Voraussetzung nun, somit gegen das jus talionis, erhebt der Stagirit gar triftige Einwürfe. Wenn ein Befehlshaber einen Untergebenen schlägt, so fordere die Gerechtigkeit nicht, daß er wieder geschlagen werde; und im umgekehrten Falle, wenn der Vorgesetzte vom Untergebenen geschlagen wird, sei mit der einfachen Vergeltung, der Zurückgabe des Schlages, noch nicht genug getan; es müsse vielmehr — natürlich im Interesse der Mannszucht — eine noch empfindlichere Strafe hinzutreten.

4. Nach einigen Bemerkungen über das bloße Analogon des Rechtes, das im Verhältnis des Herrn zum Sklaven und des Hausvaters zu den Familienangehörigen enthalten ist, wendet sich Aristoteles zu der uns so wohlbekannten tiefgreifenden Unterscheidung zwischen dem natürlichen und dem bloß konventionellen Recht (vgl. I, 323 ff.). Es fehle nicht an solchen — es dürften Kyniker gemeint sein — die alles staatliche Recht in die letztere Kategorie verbannen und diese ihre Meinung also begründen. Alles Natürliche ist unveränderlich; das Feuer z. B. brennt überall, in Griechenland wie in Persien, in gleicher Weise. Die örtlichen Verschiedenheiten und der zeitliche Wandel des Rechtes beweise somit seinen konventionellen Ursprung. Dem sei aber nicht so, erwidert unser Philosoph. Auch das Natürliche sei nicht notwendig ein Unwandelbares. Von Natur z. B. sei die rechte Hand die bessere; trotzdem könne man durch Übung und Gewöhnung die linke Hand zu gleicher Vollkommenheit bringen. Auch im staatlichen Rechte liege jedesmal eine Mischung von Wandellosem mit Wandelbarem vor uns. Man sieht, der Ausgleich, den Epikur zwischen den die Sprachentstehung behandelnden Theorien getroffen hat (vgl. I, 321), ist von Aristoteles in Ansehung der gleichen, den Ursprung des Rechtes betreffenden Kontroverse vorweg genommen worden.

Anläßlich des Recht- und Unrechttuns wird die Frage der Freiwilligkeit wieder aufgenommen und in noch genauerer Weise als vorher (vgl. S. 197) erörtert. Freiwillig sei ein Tun dann, wenn jemand etwas von dem, was in seiner Gewalt ist, wissentlich und nicht in Unkenntnis ausführt, wobei das Wissen und sein Gegenteil sich sowohl auf das Objekt als auf das Organ und den Zweck der Handlung erstrecken kann. (Ein Beispiel des Unwissentlichen in betreff des Objektes: A schlägt den B, ohne zu wissen, daß dieser sein Vater ist; dann fällt die Handlung in eine andere Kategorie, als wenn er das wüßte.) Das freiwillige Tun zerfällt wieder in das vorsätzliche, d. h. vorher überlegte, und das unvorsätzliche. Die Schädigung anderer, die der Leidenschaft entspringt, ist zwar ein Unrecht, aber ihr Urheber darum noch nicht ungerecht oder schlecht. Von den unfreiwilligen Verfehlungen sind die einen verzeihlich, die anderen sind es nicht. Zum Unverzeihlichen gehört, was zwar in Unwissenheit, aber in einer solchen getan wird, die durch eine weder natürliche noch menschliche, d. h. durch eine bestialische Leidenschaft hervorgerufen ist.

5. Der wichtigste der noch übrigen Abschnitte behandelt den Begriff der Billigkeit und sein Verhältnis zu dem der Gerechtigkeit. Da jene als etwas Löbliches gilt und sich doch auf dieselben Gegenstände wie das strenge Recht bezieht, so ergebe sich eine Schwierigkeit. Wie kann beides, das Gerechte und das Billige, löblich sein, da sie doch einander widerstreiten? Die Lösung der Schwierigkeit liege darin, daß das Billige zwar ein Gerechtes, aber nicht das dem Gesetz entsprechende Gerechte ist. Es sei vielmehr eine Korrektur des legalen Rechtes oder positiven Gesetzes. Jedes Gesetz sei von allgemeiner Art; es gebe aber Fälle, die solch einer allgemeinen Regel widerstreben. Unter derartigen Umständen meint das Gesetz in Wahrheit die Mehrzahl, nicht die Gesamtheit der Fälle; der Fehler der Verallgemeinerung liege nicht am Gesetz und am Gesetzgeber, sondern an der Natur des Gegenstandes. Der Gesetzgeber selbst würde, wenn er anwesend wäre und den Sachverhalt kennte, den Fehler berichtigen. Ein erläuterndes Beispiel liefert ein antiker Erklärer. Ein Fremder wird zur Kriegszeit auf der Stadtmauer betroffen. Das Gesetz bedroht ihn, als des Einverständnisses mit dem Feinde dringend verdächtig, mit dem Tode. Nun stellt sich aber heraus, daß der Fremde den einheimischen Truppen ein diesen nützliches Signal gegeben hat. Der Buchstabe des Gesetzes verurteilt ihn zum Tode; die die Natur des Einzelfalles würdigende Billigkeit spricht ihm Dank und Ehrungen zu. Neben solch einem singulären Falle gibt es natürlich auch Ausnahmen von der ursprünglichen Rechtsregel, die selbst eine Klasse

zu bilden und der Gegenstand einer neuen Rechtsregel zu werden vermögen.

In der Jurisprudenz zweier Länder, Roms und Englands, spielt das Prinzip der Billigkeit eine erhebliche Rolle. Die Fortbildung, die das jus aequum oder aequabile in den englischen „Billigkeits-Höfen" (Courts of Equity) gefunden hat, entspricht ziemlich genau den hier geäußerten aristotelischen Gedanken. Das kann uns die Darlegung eines der vornehmsten philosophischen Rechtsgelehrten des modernen England, John Austin, lehren. „Sicherlich" — so etwa äußert er sich über einen nach Billigkeits-Grundsätzen zu entscheidenden Rechtsfall — „war der Fall dem Geist des Gesetzgebers nicht gegenwärtig. Allein die Gesetzesbestimmungen würden den Fall eingeschlossen haben, wenn ihr Urheber seine allgemeine Absicht folgerichtig ausgeführt hätte. Da dies nicht geschah, so vervollständigt der Richter die mangelhaften Bestimmungen und ergänzt sie auf Grund der vom Gesetzgeber gehegten und in seinem Werke zum Ausdruck gebrachten Absicht." Aristoteles hat vorwiegend die negative, die englische Rechtsentwicklung und ihr Vertreter die positive Seite des Gegenstandes ins Auge gefaßt. Doch auch jene, die negative Seite der Billigkeit, ist der modernen Rechtswissenschaft keineswegs fremd geworden. Sie betont z. B. Hugo Grotius, wenn er bemerkt, ein Gesetz werde den Anforderungen der Billigkeit gemäß ausgelegt, wenn es auf einen Fall, den es tatsächlich einschließt, aber im Hinblick auf die darin waltende Absicht nicht einschließen sollte, nicht angewendet wird. Man unterscheidet demnach die „erweiternde" von der „einschränkenden" Gesetzesauslegung. Ein Doppelbeispiel der einfachsten Art wäre das folgende. Gegenüber dem mit Straf-Sanktionen versehenen Gebot des Dekalogs: „Du sollst nicht töten!" wäre die Straflosigkeit des Totschlags aus Notwehr eine Forderung der einschränkenden, die Strafbarkeit der Tötung durch Fahrlässigkeit eine Forderung der erweiternden Gesetzesauslegung. Immer verdient nach Aristoteles der „billige" oder weitsinnige Richter den Vorzug vor dem „buchstabentreuen" oder dem Pedanten.

6. Bedeutsam ist die Erörterung des Selbstmords, weniger durch das, was sie enthält, als durch das, was ihr abgeht. Mit keiner Silbe deutet Aristoteles auf die platonisch-pythagoreïsche Auffassung hin, die in dem Selbstmord ein eigenmächtiges Verlassen des uns von der Gottheit angewiesenen Postens und somit eine Auflehnung gegen den göttlichen Willen erblickt. Ebensowenig ist davon die Rede, daß der Mensch sich und seine Fähigkeiten der Gesamtheit schulde und dieser zu entziehen nicht befugt sei. Aber auch ein Vergehen gegen sich selbst wird im Selbstmord nicht erkannt, da niemand freiwillig

sich selbst ein Unrecht zufüge. Wenn es schließlich doch der Staat ist, dem durch den Selbstmord ein Unrecht widerfahren soll, so scheint aus der vom Philosophen gebilligten Art der Strafe hervorzugehen, daß er hier auf dem Boden der herkömmlichen Ansicht steht. Denn als Strafe nennt er „eine Art von Ehrlosigkeit"; und eben solch eine Atimie, nämlich das selbständige Begraben des rechten Armes als des schuldigen Körperteils, war die zu Athen vom Gesetz über den Selbstmörder verhängte Strafe. Ihr Grund aber war augenscheinlich die durch das Blutvergießen verursachte Befleckung des Gemeinwesens.

Läßt hier Aristoteles den gangbaren Begriff der religiösen Sühne gelten, so hat er doch die Frömmigkeit nicht als eine der moralischen Tugenden zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung und Darstellung gemacht. War sein Standpunkt etwa jener, zu dem Platon durch die Erörterungen des „Euthyphron" geführt ward: die Frömmigkeit besitzt keinen eigenen Wirkungsbereich, sondern sie ist eine unser sonstiges Handeln begleitende Gesinnung (vgl. II, 293 f.)? Doch wäre es trotzdem tunlich gewesen, den gangbaren Meinungen von den göttlichen Dingen die eigenen in einem besonderen Abschnitt gegenüber zu stellen. Auch brauchte die Theorie des Mittleren hierbei keineswegs zu kurz zu kommen. War es nicht vielmehr geradezu verlockend, den wahren Glauben als die richtige Mitte zwischen Unglauben und Aberglauben erglänzen zu lassen? Vielleicht waren es Klugheitsrücksichten, die ihn davon zurückhielten, seine in hohem Maße anstößigen theologischen Lehren auf einen Punkt zusammenzudrängen und so der Anklage auf Asebie, der er freilich trotzdem nicht entgangen ist, das Material vorzubereiten und in der handlichsten Gestalt zu überliefern. Wie weit er sich grundsätzlich — ungeachtet aller gelegentlichen Rückfälle — vom Volksglauben entfernt hat, das konnte uns seine Verurteilung der gesamten, für bloße „Zutat" und „Hülle" erklärten, Mythologie, desgleichen der Vielgötterei mit alleiniger Ausnahme der Sterngötter sattsam lehren. Allein auch von der geläuterten Theologie seines Meisters Platon trennt ihn eine weite, ja in Anbetracht der Zeitverhältnisse eine kaum glaublich weite Kluft. Konnte doch zwischen dem Abschluß des platonischen Alterswerkes und der Abhaltung des Lehrkurses, aus dem die nikomachische Ethik hervorgegangen ist, kaum ein Zwischenraum von zwei Jahrzehnten gelegen sein. Und doch wird die zweite der in den „Gesetzen" verpönten und eventuell mit der Todesstrafe bedrohten Ketzereien, die Leugnung göttlicher Eingriffe in das menschliche Geschick, als eine Selbstverständlichkeit behandelt (vgl. II, 520 f.)! Es wird ja der Gottheit jegliches Tun, jegliche Einwirkung auf den Gang des Weltgeschehens und somit auch auf menschliche Schicksale rundweg aberkannt.

Mit einer scharfen polemischen Wendung eben gegen Platon und seine auf bloße Analogie oder „Ähnlichkeit" gegründete Ansicht von der Gerechtigkeit schließt das Buch und zugleich die Reihe der die moralischen Tugenden behandelnden Bücher.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die aristotelische Sittenlehre.

(Fortsetzung: Die dianoëtischen Tugenden und die Willensohnmacht.)

An die ethischen schließen sich die dianoëtischen Tugenden, d. h. die Vorzüge des Intellekts, insoweit dieser im Dienste des Handelns steht. Den Weg von jenen zu diesen bahnt die Erwägung, bisher sei immer die Wahl des Mittleren empfohlen, als das Mittlere aber dasjenige bezeichnet worden, was die „richtige Regel" als solches kundgibt. Diese gelte es daher ins Auge zu fassen. Den Anfang der Untersuchung bildet eine weit ausgreifende Einteilung. Dem vernunftlosen Seelenteil steht der vernünftige gegenüber. Die Gegenstände der Vernunft-Erkenntnis sind wieder von zweifacher Art: notwendige und kontingente, d. h. solche, bei denen ein Sich-Anders-Verhalten unmöglich, und solche, bei denen es möglich ist. Auf die ersteren richtet sich die streng wissenschaftliche, auf die letzteren die reflektierend überlegende Erkenntnis, die mitunter auch die beratschlagende heißt. Damit ein Handeln zustande komme, müssen drei Elemente, nämlich außer der Denkkraft auch noch wahrnehmende Empfindung und ein Trieb oder Verlangen in der Seele vorhanden sein und zusammenwirken. Das letztere kann auch negativ gerichtet sein. Entspricht doch dem theoretischen Bejahen und Verneinen auf praktischem Gebiete das Verfolgen (oder Trachten) und das Meiden. Ursprung der Handlung ist das Vorhaben, das selbst wieder dem Trieb oder Verlangen und der auf einen Zweck gerichteten Einsicht entspringt. Demgemäß wird das Vorhaben als eine Verbindung von Trieb und Einsicht bezeichnet. „Denn die Einsicht allein setzt nichts in Bewegung" — ein hochbedeutsames Wort, das den Intellekt in die ihm gesteckten Grenzen weist, und durch das sich der Stagirit antiken Intellektualisten, wie Sokrates einer war, nicht minder als modernen Rationalisten von der Art eines Samuel Clarke oder Henry More weitaus überlegen zeigt.

Es werden die verschiedenen Abarten der Erkenntnis durchmustert, wobei wir uns angesichts der mangelnden genauen Entsprechung zwischen der griechischen und deutschen Terminologie auf das Wesentlichste beschränken. Im Bereich des Kontingenten befinden sich die Objekte des Machens oder Produzierens und des Tuns oder Handelns. Auf die ersteren richtet sich die Kunst, auf die letztere die Einsicht schlechtweg, unter der die praktische, auf das dem Menschen Heilsame und Schädliche bezügliche Einsicht verstanden wird. Als Beispiel eines Einsichtigen in diesem Sinne wird Perikles genannt, wobei Aristoteles offenbar mehr dem herkömmlichen Urteil über diesen Staatsmann kat' exochēn, als seiner persönlichen, wie das „Staatswesen der Athener" lehrt, recht sehr kühlen Wertschätzung gefolgt ist. Als Urheber des Wissens von den Prinzipien wird der Nūs oder die „Vernunft" angesprochen. Die „Weisheit" wird einerseits den vorzüglichsten Künstlern zuerkannt und bedeutet hier nichts anderes als „die Vollendung der Kunst". Andererseits — so heißt es — sprechen wir auch von „Weisen" ohne Beschränkung auf irgend ein Sondergebiet. So verstehen wir denn darunter nicht nur das Wissen von dem aus Prinzipien Abgeleiteten, sondern auch jenes von den Prinzipien selbst. In diesem Sinne schließe die Weisheit Vernunft und Wissenschaft in sich. Ihre Objekte seien „die von Natur ehrwürdigen Dinge". Dieser ihr Vorzug wird ausführlich gerechtfertigt durch den Hinweis auf den relativen, nur dem Menschen geltenden Charakter der praktischen Einsicht. Vergebens kämpfe man gegen diese Rangordnung an mit dem Bemerken, der Mensch sei doch „das höchststehende der irdischen Wesen". Gewiß; aber ein Blick auf die Zusammensetzung des Universums genüge, um zu zeigen, daß es anderes, seiner Natur nach weit Göttlicheres als den Menschen gibt. (Nebenbei bemerkt: urteilt hier Aristoteles über das Verhältnis des Menschen zum Weltall nicht weit richtiger als jene unserer älteren Zeitgenossen, die wie Comte oder Feuerbach die Verehrung universeller Potenzen durch die „Religion der Menschheit" ersetzen wollten? Richtiger, so meinen wir, trotz seines durch den Fortschritt der Forschung widerlegten Glaubens an die unbedingte Wandellosigkeit der Gestirne.)

2. Die Leistungen der Weltweisen von der Art eines Thales oder Anaxagoras erhalten von den Menschen alle möglichen ehrenden Prädikate; sie heißen genial, großartig, wunderbar, zugleich aber unfruchtbar, da ihre Urheber nicht nach den „menschlichen Gütern" gestrebt haben. Auf diese ziele die praktische Einsicht, in der übrigens die Detailerfahrung oft mehr wert sei als die Kenntnis des Allgemeinen. Weiß z. B. jemand, daß leichte Fleischsorten wohl verdaulich und daher zuträglich sind, weiß er aber nicht, welches Fleisch leicht ist, so steht er

in der Praxis demjenigen nach, dem jene allgemeine Regel fremd, die Zuträglichkeit des Hühnerfleisches aber bekannt ist.

Einen Hauptgegenstand der praktischen Einsicht bilde die Politik. Hier wird der Gesetzgebung als der „baumeisterlichen“ oder die Oberleitung führenden Kunst die Politik im engeren Sinne entgegengesetzt, wie sie sich in den dem Tagesbedarf dienenden Verordnungen oder Dekreten, gleichsam dem Handwerkszeug des Staatslebens kundgibt. Es wird der weitverbreiteten Meinung gedacht, daß die praktische Einsicht es vornehmlich mit dem Individuum zu tun habe, so daß der lediglich auf Erzielung seines Privatvorteils Bedachte der eigentlich Einsichtige wäre. Dem gegenüber deutet der Stagirit auf seine Überzeugung hin, daß der Mensch von Natur aus zum Familien- und zum Staatsleben bestimmt ist, so daß er in der Vereinsamung und in der Beschränkung auf seinen Privatvorteil auch diesen nicht erreiche.

Die Untersuchung kehrt zu dem vorher gestreiften Thema zurück: der Hauptgegenstand der praktischen Einsicht ist das Detail oder das Einzelne. Dies wird der Anlaß, in bedeutsamer Weise die bereits der unerfahrenen Jugend zugänglichen Kenntnisse von jenen zu unterscheiden, deren Erwerb eine reichere Erfahrung und darum einen längeren vorangegangenen Zeitablauf voraussetzt. In die erstere Kategorie gehören geometrische und andere mathematische Kenntnisse, während schon die Naturkunde, in noch höherem Maße aber die politische Einsicht und die Lebensklugheit, reicher Erfahrung nicht entraten können. Die Möglichkeit, bereits im Knabenalter erhebliche Fortschritte in der Mathematik zu machen, wird mit dem Sätzchen begründet: „etwa darum, weil hier die Abstraktion waltet?“ Das heißt im Munde des Aristoteles, der auch die mathematischen Einsichten auf dem Boden der Induktion erwachsen läßt: „darum, weil hier ein Minimum von Erfahrung ausreicht.“ (Die Wissenschaftsgeschichte hat die hier verzeichnete Wahrnehmung im reichsten Maße bekräftigt. Sie kennt eine Frühreife auch der schöpferischen Geister auf diesem Gebiete wie wohl kaum auf einem anderen. Abel, Eisenstein, Galois, Gauss, Lord Kelvin, Newton, Pascal haben, ehe sie oder sogleich nachdem sie 20 Jahre alt waren, schon bedeutende, zum Teil bahnbrechende mathematische Leistungen geliefert.) Wahrheiten hingegen, deren Erkenntnis auf umfassender Empirie beruht, können die jungen Leute zwar „nachsprechen“, aber „es fehlt ihnen an Glauben“ oder innerer Überzeugung. In einem anderen Zusammenhange wird derselbe Gedanke vielleicht noch treffender wie folgt ausgedrückt: die Anfänger „reihen zwar die Sätze aneinander, aber sie verstehen sie noch nicht,“ selbst dann nicht, wenn ihnen das Wortverständnis keineswegs abgeht; muß der Geist doch (so ungefähr fährt Aristoteles fort) „mit dem Gegenstande verwachsen sein.“

Die weitläufigen, an einzelne Kunstausdrücke wie „Wohlberatenheit“, „Verstand“, „Verständigkeit“ usw. geknüpften, zumeist polemisch gegen Platon gekehrten Ausführungen übergehen wir, teils wegen ihrer geringen Ergiebigkeit, teils und vornehmlich aber darum, weil manche der hier besprochenen Wortbegriffe (wie schon einmal bemerkt) genauer Äquivalente im Deutschen entbehren. Dieser Schwierigkeit zum Trotz müssen wir jedoch bei dem, was über den Nūs gesagt wird, verweilen (vgl. S. 163). Hier wird nämlich seine intuitive Eigenart so sehr in den Vordergrund gerückt, daß daneben sogar die Kluft zwischen den allerallgemeinsten Einsichten und den allerspeziellsten Wahrnehmungen verschwindet. Ja die direkte Intuition wird als charakteristisch erklärt für die beiden äußersten Endpunkte aller Erkenntnis. Unmittelbar gewiß seien im Gegensatz zu aller vermittelten Erkenntnis einerseits die obersten Vernunftwahrheiten, d. h. die logischen Axiome, andererseits die Einzelwahrnehmungen, welche die Anwendung allgemeiner Sätze auf besondere Fälle ermöglichen. Diese Wahrnehmungen liefern den in praktische Ergebnisse mündenden Schlußketten, man möchte sagen, ihr jeweils unterstes Glied in der Gestalt von Sätzen wie: dieses Einzelding ist „ein derartiges“, d. h. es besitzt die Merkmale oder Art-Eigenschaften, durch welche die Anwendbarkeit der vorher gewonnenen allgemeinen Sätze auf einen Einzelfall bedingt ist. Wenn demgemäß in dieser Erörterung Vernunft und Sinneswahrnehmung mitunter ihre Stelle tauschen, so ist das nicht viel anders, als wenn wir unser „sehen“ gelegentlich von einer aller Sinneswahrnehmung weit entrückten Erkenntnis gebrauchen, in Wendungen wie: „alle Welt sieht“ oder: „wer sieht nicht, daß“ u. dgl. m.

3. Den Schluß des Buches bildet ein dialektisches Turnier, in welchem Aristoteles Einwürfe aller Art vorerst häuft und dann wieder hinwegräumt. Welche der Einwendungen selbstersonnene sind, welche nicht, vermögen wir nicht mit Sicherheit zu sagen. Es wird zunächst nach dem Nutzen der „praktischen Einsicht“ sowohl als der „Weisheit“ gefragt. Die letztere habe es überhaupt mit keinem Werden oder Entstehen und darum auch nicht mit den Bedingungen der Glückseligkeit zu tun. Dieser Vorzug eigne freilich der „praktischen Einsicht“; allein wozu bedarf es ihrer, wenn sie sich zwar mit dem Gerechten, dem Guten und für den Menschen Heilsamen beschäftigt, das Wissen von alledem uns aber zum Handeln nicht geschickter macht. Und darüber sei man doch heute — in den Kreisen der Platoniker nämlich — einig, daß die Tugenden Gewöhnungen oder Willensbeschaffenheiten sind. Behauptet aber jemand, die praktische Einsicht fördere den Erwerb dieser Beschaffenheiten, so wäre sie darum doch immer für jene, die in ihrem Besitze sind, ebenso nutzlos wie [illegible] welch[illegible]

sitzen. In betreff der letzteren käme es ja auf dasselbe hinaus, ob wir selbst die erforderlichen Willensbeschaffenheiten besitzen, oder ob wir anderen, die sie besitzen, gehorchen. Wir wollen insgesamt gesund sein, aber wir studieren darum nicht insgesamt die Medizin. Endlich möge es verwunderlich erscheinen, wenn die praktische Einsicht der Weisheit zwar an Wert und Würde nachsteht, ihr aber zugleich auch überlegen ist, indem sie herrscht und in allem das Regiment führt.

Es beginnt die Reihe der Erwiderungen. Vor allem, die beiden in Frage stehenden Vorzüge wären als die Vollendung des betreffenden Seelenteils um ihrer selbst willen erstrebenswert, auch wenn sie nichts anderes bewirkten. Sie bewirken aber etwas anderes. Die Weisheit nämlich gleiche allerdings nicht der Heilkunst, welche die Gesundheit hervorbringt, wohl aber der Gesundheit selbst, indem sie nicht anders als diese einen Beitrag zur Glückseligkeit leistet. Denn als ein Teil der gesamten Tugend beselige sie den sie Besitzenden und Betätigenden. Die Betätigung betont Aristoteles stets aufs nachdrücklichste, zumal Xenokrates gegenüber, der im Besitz der Tugend allein schon die Glückseligkeit erblickt hatte; dieser stillschweigenden Polemik entstammt die gewaltsame Annahme, es könne ein im Besitz der Tugend Befindlicher sein Leben verschlafen usw. (vgl. S. 191 f.). Ferner: die Aufgabe, die es zu lösen gilt, werde durch praktische Einsicht im Verein mit ethischer Tugend verwirklicht. Diese bewirke, daß man das richtige Ziel verfolgt, jene schaffe die hierzu geeigneten Mittel.

Die nachfolgende Erörterung bildet eine ganz eigentliche Kritik des sokratischen Intellektualismus, der freilich schon Platon im „Staatsmann" die Wege geebnet hatte (vgl. II 464). Sokrates soll nur eine Halbwahrheit geäußert haben, als er die Tugenden für Einsichten, für Abarten der einen praktischen Einsicht erklärt hat. Einsicht sei nicht das Wesen, wohl aber eine unerläßliche Bedingung der Tugend. Es sei unmöglich, ohne Einsicht völlig gut, unmöglich aber freilich auch, ohne Willenstugend völlig einsichtig zu sein. Es fällt hier unseres Erachtens ein helles Licht auf den Zusammenhang zwischen Charakter und Intellekt, auf die wohl mittels der innerlichen Verlogenheit erfolgende Verderbnis des Geistes durch das Gemüt. Der Unerläßlichkeit der Einsicht scheine die Tatsache zu widersprechen, daß es auch eine natürliche Tugend, zum Guten hinneigende Anlagen und Temperamente gibt, dergleichen wir schon bei Kindern und selbst bei Tieren gewahren. Sie seien aber insgesamt der Leitung durch den Intellekt bedürftig, wie denn ein gewaltiger Menschen- oder Tierleib, der des Augenlichts beraubt ist, nur zu um so heftigerem Sturze kommt; wobei man an den durch Odysseus geblendeten Zyklopen zu denken kaum umhin kann. In dem intellektuellen Element liege auch das einigende Band der

Tugenden, eine Einheitlichkeit, an der man leicht irre werden kann durch die Wahrnehmung, daß kaum irgend jemand die gleiche natürliche Begabung für sie alle besitzt. Das durch die Einsicht bestimmte Geschick in der Wahl der Mittel verdient, wenn der Zweck ein guter ist, ebenso sehr unser Lob, wie es im entgegengesetzten Fall als die „Fähigkeit zu allem" (Panurgie) von Schurkerei kaum zu unterscheiden ist. Noch folgt die Klärung der letzten „Aporie" in betreff des Verhältnisses der praktischen Einsicht zur Weisheit. Nicht übergeordnet sei jene dieser, und damit ein hoher einem noch höheren Seelenteil, so wenig wie etwa die Heilkunst der Gesundheit übergeordnet ist. Nicht der Gesundheit, sondern um der Gesundheit willen erteilt die Heilkunst ihre Befehle; das sei auch das Verhältnis der praktischen Einsicht zur theoretischen Weisheit.

Wer das Buch unbefangen, gleich weit entfernt von Tadelsucht wie von Verhimmelung des Aristoteles, zu Ende gelesen hat, wird schwerlich leugnen, daß es zwar reich ist an feinen Beobachtungen, an geistreichen Gedanken und an subtilen Beweisführungen, daß es aber die am Eingang ausgesprochene Verheißung nicht erfüllt hat. Die Lehre vom Mittleren sollte hier ihre Klärung finden. Von der dort genannten „richtigen Regel" ist erst gegen Ende des Buches wieder die Rede, aber nur insoweit, daß es heißt: es gelte nicht nur nach ihr, sondern auch mit ihr zu handeln. Mit anderen Worten: wir sollen ihr nicht nur entsprechen, sondern auch volles Bewußtsein von ihr besitzen. Daß dadurch oder durch den sonstigen Inhalt des Abschnitts die Lehre vom Mittleren auf eine unverrückbare Basis gestellt sei und etwas anderes bedeute als einen Appell an den Takt und an die Lebenserfahrung des „trefflichen" oder „einsichtigen" Mannes, wird kaum irgend jemand behaupten wollen.

4. Was nützt alle Stärke des gebietenden Intellekts, wenn der ausführende Wille seinen Dienst versagt? Dieser unausgesprochene Gedanke bildet die Brücke zwischen Buch VI und Buch VII, zwischen der Lehre von den dianoëtischen Tugenden und der Lehre von der Willens-Ohnmacht, zu der wir jetzt übergehen. Aristoteles selbst spricht von einem „neuen Anlauf". Er kehrt in Wahrheit zu den bereits erledigten ethischen Tugenden zurück und liefert einen Nachtrag, indem er einen Gegenstand, die Selbstbeherrschung, eingehender behandeln will, als es in jener summarischen Durchmusterung gestattet war. Dreierlei Verwerfliches — so beginnt er — gebe es auf ethischem Gebiete: die Schlechtigkeit, die Willensohnmacht und die, allerdings nicht häufig anzutreffende, Vertierung. Über die erstere habe das Vorangehende ausreichend gehandelt; die dritte werde späterhin berührt werden; jetzt gelte es die Willensschwäche und ihr Gegenteil zu erörtern. Es folgt

eine methodische Bemerkung von ungemein großer Tragweite. Es seien vorerst die Tatsachen darzustellen, dann, nach Erörterung der sich darbietenden Schwierigkeiten oder Aporien, die geltenden Meinungen insgesamt oder doch die vornehmsten von ihnen. Sobald die Aporien ihre Auflösung gefunden haben und die gangbaren Meinungen aufrecht bleiben, sei eine zulängliche Darlegung geliefert. Hier zeigt sich so unverhüllt wie sonst wohl nirgends der von uns schon beiläufig angemerkte hochkonservative Zug des aristotelischen Geistes (vgl. S. 43). Die durch die Beseitigung wirklicher oder vermeintlicher innerer Widersprüche geläuterte oder gefestigte gangbare Meinung fällt in Ansehung der die Lebensführung betreffenden Fragen mit der Wahrheit selbst zusammen! Allerdings ist die Anwendung dieser Regel keine ausnahmslose. Die Bevorzugung des kontemplativen Lebens z. B. nicht nur vor dem gering geachteten Genuß-, sondern auch vor dem hochgeschätzten politischen Leben ließ sich nicht auf dem hier vorgezeichneten Wege gewinnen. Doch wie es auch mit dem Geltungsbereich der Regel stehen mag, daß sie überhaupt aufgestellt werden konnte, ist für ihren Urheber über die Maßen bezeichnend. Wie gewaltig erweist sich nicht die Kluft, die ihn von den Vorkämpfern grundstürzender Moral-Reformen trennt! Gingen doch die Kyniker insbesondere statt von der Präsumtion der Richtigkeit gangbarer Meinungen vielmehr von der genau entgegengesetzten Annahme aus: die allgemein anerkannten Maßstäbe des Handelns seien Wahn und eitler Dunst.

5. Unsere Leser erinnern sich der Grundlehre des sokratischen Intellektualismus. Es gebe nicht das, was man einen Sieg der Begierden oder Lüste über die Einsicht zu nennen pflegt; niemand handle gegen sein besseres Wissen; etwas als das Richtige erkennen und dieser Erkenntnis keine Folge leisten, das sei dem Geistesgesunden verwehrt, das sei nicht mehr und nicht weniger als eine Form des Wahnsinns. Wir haben uns bemüht, das Element der Wahrheit, „das in dieser Übertreibung enthalten ist," von ihr loszulösen und vollauf zu würdigen (vgl. II 54). Was Aristoteles hier in Betracht zieht, das ist eine, wahrscheinlich von Akademikern vorgenommene, Modifikation jener sokratischen Lehre. Die behauptete Unbesiegbarkeit gelte von der wahrhaften Erkenntnis, nicht aber von der bloßen, so häufig ihre Stelle vertretenden Meinung. Die Schwäche einer solchen sei der Kraft starker Begehrungen nicht gewachsen; kein Wunder daher, wenn im Kampf der Meinung mit der Lust die letztere den Sieg davon trägt.

Dieser als der ersten der hier vorgebrachten sechs Aporien folgt eine andere, bei deren Wiedergabe es nicht ohne jede sprachliche Gewaltsamkeit abgeht. Der Enthaltsame soll zugleich ein Heilsinniger

(sôphrōn) sein (vgl. II 244). Und doch kann sich seine Enthaltsamkeit nur im Kampf mit starken und schlechten Begierden bewähren, während dem Heilsinnigen der Besitz und vor allem das Übermaß schlechter Begierden fremd sein soll. Wären hingegen die Begierden, die der Enthaltsame überwindet, nicht schlechte, sondern gute, dann wäre die Charaktereigenschaft, die ihnen Widerstand leistet, eine schlechte und somit nicht alle Enthaltsamkeit etwas Löbliches. Ebensowenig würde endlich die Überwindung der Begierden besonderes Lob verdienen, wenn diese zwar schlechte, aber auch schwache wären.

Drittens: wenn die Willensstärke (diese Bedeutungsnüance zeigt hier das griechische Wort, das wir soeben durch „Enthaltsamkeit" wiedergeben mußten) den Menschen mit Heftigkeit bei seiner Meinung beharren läßt, so ist sie etwas Schlechtes für den Fall, daß diese Meinung eine falsche ist. Und wenn uns ihr Gegenteil, die Willensschwäche, zum Abfall von unserer Meinung geneigt macht, so wird es auch eine löbliche Willensschwäche geben, von der Art wie jene, die Neoptolemos im „Philoktet" des Sophokles an den Tag legt. Verdient er doch darum Lob, weil sein Wahrheitssinn sich gegen die von Odysseus ihm beigebrachte Überzeugung auflehnt, es gelte Philoktet durch List zum Aufbruch nach Troja zu bewegen.

Die vierte der Aporien wird vom Stagiriten selbst eine „sophistische" genannt. Sie besagt, daß die mit Unverstand gepaarte Willensschwäche kein Laster, sondern eine Tugend ist. Der Verstand hat nämlich in solch einem Falle eine schlechte Wahl getroffen, deren Berichtigung eben durch die Willensschwäche erfolgt ist. Man denke — so etwa können wir die hier obwaltende Voraussetzung exemplifizieren — an einen Verschwörer, der die von ihm zugesagte Teilnahme an einem Mordplan aus Schwäche unterläßt, oder an einen religiösen Fanatiker, der die Hinrichtung des Ketzers für seine Pflicht hält, aber sie auszuführen nicht willensstark genug ist.

Die fünfte Aporie besteht in der Übertragung einer aus dem platonischen „Kleineren Hippias" uns bekannten Vexierfrage auf das vorliegende Gebiet (vgl. II 236 ff.). Wer ist besser, der auf Grund seiner verkehrten Überzeugung den Lüsten Fröhnende oder der ihnen aus Willensschwäche Unterliegende? Der erstere, so lautet die Antwort, weil er mittels der Änderung seiner Überzeugung leichter als der andere zum Verlassen des Irrwegs zu bestimmen ist.

Den Schluß macht die Frage: wenn es auf allen Gebieten Selbstbeherrschung und Willensohnmacht gibt, wen sollen wir dann willensschwach im absoluten Sinne nennen, da doch schwerlich irgend jemand alle Abarten der Willensschwäche in sich vereinigt?

6. Aristoteles wendet sich zur Klärung dieser Aporien. Er bestreitet vorerst die Triftigkeit der in der ersten Aporie vorgenommenen Unterscheidung. Nicht nur das Wissen, auch das bloße Meinen — so etwa können wir seinen Gedanken wiedergeben — werde oft mit äußerster Zähigkeit behauptet. Eine schwach begründete Meinung müsse darum nicht auch eine schwachwirkende oder kraftlose sein. Er erinnert an Heraklit, womit er sagen will, daß der Ton orakelhafter Sicherheit, mit dem der Ephesier seine Aussprüche verkündet, zu ihrer gegenständlichen Begründung in argem Mißverhältnis stehe. Der Stagirit hätte noch weiter gehen, er hätte den Wahnwitz fanatisierter Massen und die „fixen Ideen" der Irren herbeiziehen können. Allein er hätte auch damit nicht mehr bewiesen, als daß die objektive Begründung und die subjektive Sicherheit einer Überzeugung keineswegs notwendig mit einander parallel gehen. Daß solch ein Parallelismus in weiten, außerhalb des Bereiches der Autorität, des Herkommens oder der Religion gelegenen Gebieten waltet, daß demnach Versuchungen über schwankende, verworrene oder gar widerspruchsvolle Meinungen leichter triumphieren als über Erkenntnisse von der Art der Sätze: „$2 \times 2 = 4$" oder: „Blausäure tötet", daran zu rütteln hätte er sich vergebens angestrengt.

Die ferneren Lösungsversuche weiten die in Verhandlung stehenden Fragen vielfach aus und gelangen von dem Sonder-Problem: „Wie ist es möglich, gegen das bessere Wissen zu handeln?" zu dem allgemeineren Problem: „Welchen Einfluß hat das Wissen auf das Wollen?" Der Schöpfer der Logik beruhigt sich, wie leicht begreiflich, nicht bei Begriffen wie „wissen" oder „erkennen", ohne sie einer eingehenden Analyse zu unterziehen. Er weist vorerst auf den Doppelsinn dieser Worte hin, die das einemal einen ruhenden oder latenten Wissensbesitz, das anderemal dessen Aktualität, das zur Zeit vorhandene geistige Schauen, bedeuten. Dann werden die Wissensobjekte, die verschiedenen Arten von Sätzen oder Satzkomplexen unterschieden. Es ist möglich, daß man einen allgemeinen Satz, nicht aber seine Anwendbarkeit auf einen bestimmten Einzelfall kennt. Und zwar kann diese Unkenntnis einmal durch jene des Untersatzes, ein andermal durch den bloßen Mangel an Kenntnis eines Einzelobjektes bedingt sein. Ein Beispiel der letzteren Art: Trockene Nahrung ist heilsam; Nahrung von einer bestimmten Beschaffenheit ist trocken; beides mag ich wissen; aber es mag mir trotzdem ein Urteil darüber fehlen, ob das mir vorliegende Nahrungsmittel jene bestimmte, auf Trockenheit hinweisende Beschaffenheit besitzt oder nicht.

Die dritte Erörterung unterscheidet zwei Arten des potentiellen Wissens. Der Wissensbesitz kann einmal ein nichtaktueller schlechtweg, ein andermal ein in seiner Aktualität behinderter sein; solche Hindernisse

bilden der Schlaf, der Rausch, der Wahnsinn. Hierher gehören auch die Affekte. Indem Aristoteles die von heftigen Affekten Befallenen zu denjenigen rechnet, welche die in ihnen schlummernde Einsicht nicht zu erwecken und zu gebrauchen vermögen, ja deren Körperorgane sogar unmittelbar vom Affekte bewegt werden, kommt er dem von ihm vorher getadelten sokratischen Standpunkt überaus nahe.

Der nächste (vierte) Lösungsversuch scheint dem Stagiriten als der eigentlich entscheidende zu gelten. Er führt zu dem paradoxen Ergebnis, daß der Vorgang, den wir eine Bewältigung des Intellekts durch die Begierde nennen, selbst eines intellektuellen Elementes nicht entbehre. Die Willensohnmacht sei gewissermaßen „ein Erzeugnis der Meinung und der Überlegung". Unser Geist beherbergt gleichzeitig zwei zu entgegengesetzten Ergebnissen führende Syllogismen. Z. B.: „Alles Süße soll man genießen; das vor uns Liegende ist ein Süßes; man soll das vor uns Liegende genießen." Und andererseits: „Das Süße ist nicht heilsam; dieses ist ein Süßes; dieses ist nicht heilsam." Die in uns vorherrschende Begierde bewirkt es nun, daß wir uns, indem wir eine Wahl treffen wollen, im Gegenstande vergreifen und nach dem uns unzuträglichen Syllogismus statt nach dem uns zuträglichen langen. Es will uns bedünken, daß die dem Aristoteles eigentümliche, wenn auch bisweilen glücklich überwundene Tendenz, im Menschen eine syllogistische Denkmaschine zu erblicken (vgl. S. 149), hier einen kaum zu überbietenden Höhepunkt erreicht hat. Man kann übrigens in dieser Vorstellung immerhin einen Wahrheitskern erblicken. Die Einreihung der jeweils unseren Willen sollizitierenden Genußobjekte und der von ihnen zu erwartenden Lust- oder Unlustempfindungen in bestimmte, aus früheren Erfahrungen abgeleitete Kategorien — das ist ein wirklich intellektuelles Element des Vorgangs. Und wenn Aristoteles diese Einreihung sich in den strengen Formen des Syllogismus vollziehen läßt, so habe er — so mag man meinen — mehr eine schematische und durchsichtig klare, als eine völlig naturtreue Schilderung beabsichtigt. Wir wollten diese letztere Auskunft, die sich uns aufgedrängt hat, nicht verschweigen, obgleich wir uns endgiltig bei ihr zu beruhigen kaum vermögen.

Höher als der vierte steht uns jedenfalls der dritte dieser Lösungsversuche. Um ihn zu einem vollständigen zu machen, dazu fehlt ihm nur der ausdrückliche Hinweis auf ein Phänomen, das unseres Wissens John Locke zuerst in den Vordergrund der Betrachtung gerückt hat. Unser Handeln wird wohl in der größten Zahl der hierhergehörigen Fälle überhaupt nicht von Erfolgserwartungen bestimmt. Es vollzieht sich unter dem Druck einer zur Zeit vorherrschenden Unlustempfindung (a present uneasiness). Dieser Druck kann stark genug sein, um alle Zukunftserwartungen zu überwinden; er kann uns nötigen, auf jede

Berechnung künftiger, aus unserem Handeln entspringender Lust und Unlust zu verzichten. Hier ist die Leuchte des Intellektes nicht verdeckt oder getrübt, sondern vollständig erloschen. Sokrates hatte Recht, von Wahnsinn zu sprechen; nur hätte er hinzufügen sollen, diese seelische Anomalie sei nicht ein seltener Ausnahmsfall, sondern ein alltägliches Geschehnis.

7. Endlich wendet sich der Stagirit zu der zweiten seiner Aporien. Daß der Enthaltsame zugleich ein „Heilsinniger" sei, das verlangt nur der zwei benachbarte, aber keineswegs identische Eigenschaften vermengende Sprachgebrauch. Denn der Enthaltsame könne allerdings von dem Besitz schlechter Begierden nicht völlig frei sein, während die Heilsinnigkeit solch einen Besitz ausschließt. Wir kommen dem aristotelischen Gedanken vielleicht am nächsten, wenn wir sagen: es gelte hier zwei Phasen der Charakterbildung, zwei Entwicklungsstufen zu unterscheiden, die wegen ihrer Ähnlichkeit leicht verwechselt werden. Der Enthaltsame ist noch nicht ein Heilsinniger, dieser nicht mehr ein Enthaltsamer. Für jenen besitzen die Lüste einen Reiz, dem er zu widerstehen weiß; für diesen haben sie auch ihren Reiz verloren.

Auch die Lösung der dritten Aporie, der Frage, ob denn die Willensstärke oder Beharrlichkeit nicht unter Umständen ein Übel sei, erfolgt durch die Einführung feinerer Unterscheidungen. Es wird nämlich der „Starrsinn" oder die „Unbelehrbarkeit" sowohl als der „Eigensinn" aus dem Bereich der Willensstärke ausgeschieden. Nicht ohne Witz heißt es von den Eigensinnigen, daß sie den Willensschwachen und Unenthaltsamen d. h. den von Lust Beherrschten, näher stehen als den Enthaltsamen oder Willensstarken. Denn die rechthaberische Freude an Kampf und Sieg und die Scheu vor einer Niederlage im Meinungsstreit falle in jene, nicht in diese Kategorie. Auch auf das Beispiel des sophokleïschen Neoptolemos wird mit dem Bemerken zurückgegriffen, daß dieser zwar durch eine Lust, aber durch eine edle, nämlich durch die Lust an der Wahrhaftigkeit, dazu vermocht ward, sein dem Odysseus gegebenes Wort zu brechen. Zugleich erhält die in jener Aporie enthaltene Frage ihre Antwort, ob es nicht auch eine „löbliche Willensschwäche" gebe. Die Frage wird verneint mit der Begründung: das Besiegtwerden nicht durch eine Lust überhaupt, sondern durch eine unedle Lust bilde das Wesen der Willensschwäche.

Die vierte, schon von vornherein als „sophistisch" bezeichnete Aporie glaubt Aristoteles einer besonderen Erörterung offenbar nicht bedürftig. Daß Mangel an Mut oder an Ausdauer in einem Einzelfalle nicht Schaden, sondern Nutzen stiften kann, das — so hätte er bemerken können — hindert nicht, daß die in der ungeheueren Mehrzahl

der Fälle bewährte Tendenz dieser Eigenschaften die genau entgegengesetzte ist.

Die in der fünften Aporie aufgeworfene Frage: „wer ist der Bessere, der aus Überzeugung Lasterhafte oder der den Anfechtungen des Lasters gelegentlich Unterliegende?“ war dort im ersten Sinne entschieden worden. Diese Entscheidung wird nunmehr zurückgenommen und bestritten. Als er die Frage aufwarf, stellte sich Aristoteles — so darf man sagen — auf den ausschließlich intellektualistischen Standpunkt. Die feste, aber falsche Überzeugung kann durch Belehrung berichtigt werden und ist somit heilbarer als der Mangel einer Überzeugung. Jetzt vertauscht er jenen Standpunkt mit dem eigentlich moralischen; an die Stelle der der Belehrung zugänglichen Überzeugung tritt die das Gemüt verhärtende Gewohnheit. Diese beherrscht den „Zuchtlosen“, verschließt ihn der Reue und erlaubt ihm keine Umkehr. Sein Widerpart hingegen, der bloß aus Schwäche Fehlende, ist reumütig und eben dadurch besserungsfähig.

Die sechste der Aporien darf uns nicht weniger befremden als ihre Beantwortung. Daß die Willensschwäche nicht einer völlig glatten, von jeder Unebenheit freien Fläche gleicht, ist freilich zweifellos. Wie selbst der Charakterstarke seine Stärke selten nach allen Seiten hin gleichmäßig betätigt, so erweist sich auch der Willensschwache in der Regel nach einer Seite mehr als nach anderen für Versuchungen empfänglich, ohne daß doch diese Doppeltatsache uns zu hindern brauchte, von willensstarken sowohl als von willensschwachen Individuen zu sprechen. Die Art nun, wie Aristoteles zwischen einer allgemeinen und einer partiellen Willensschwäche unterscheidet, darf schwerlich als unanfechtbar gelten. Wir erteilen dort — so behauptet er — wo die Lustmotive keine von der Natur gegebenen sind, das Prädikat der Willensohnmacht nur mit der Beschränkung auf das betreffende Sondergebiet, beispielsweise des Ehrgeizes oder der Gewinnsucht; wir lassen hingegen diese Beschränkung fallen, sobald die Lustmotive die natürlichen oder leiblichen sind. Da darf man doch einwenden, daß es auch in dem letzteren Bereiche an individuellen Verschiedenheiten, z. B. zwischen dem der Gourmandise und dem der Trunksucht Ergebenen, keineswegs fehlt. Wahr scheint nur so viel, daß wir je nach der Artung des Falles einmal mehr die Stärke eines spezifischen Hanges, ein andermal die Schwäche der Widerstand leistenden Willensfaktoren zu betonen veranlaßt sind. In Fällen der letzteren Art mag man in der Tat eher als in anderen mit dem Stagiriten Prädikate wie „Unenthaltsamkeit“, „Unmäßigkeit“ oder „Zuchtlosigkeit“ gebrauchen. Diesen Vorwurf — so lautet eine der hier auftauchenden Bemerkungen — verdient in höherem Grade derjenige, der bei schwachen Begierden zum Übermaß neigt, als jener,

dessen Begehrungen an sich heftige sind. „Denn was würde man erst von ihm zu erwarten haben, wenn sein Verlangen auch noch ein heftiges wäre!" Hier begegnet auch eine Einteilung der Neigungen in solche, die ihrer Natur nach schön, in jene, die das Gegenteil sind, und in die dazwischen liegenden, die den körperlichen Bedürfnissen entspringen. Ein tadelnswertes, aber freilich niemals geradezu lasterhaftes Übermaß sei auch der erstgenannten Gattung nicht fremd, wobei an Niobe und ihre der Mutterliebe entstammende Herausforderung der Leto erinnert wird. Zu der zweiten Kategorie werden auch die der Bestialität oder Vertierung eigentümlichen, gleichwie die auf krankhafter Anlage oder Gewöhnung beruhenden Neigungen gerechnet.

Dem Zornmut zu unterliegen, heißt weit weniger schimpflich als das gleiche Verhalten gegenüber den sinnlichen Begierden. Denn der Zorn höre gewissermaßen auf die Stimme der Vernunft, wenn er sie auch vielfach mißversteht. Er wird mit jenen übereifrigen Dienern verglichen, die, ehe sie noch den Auftrag des Herrn genau vernommen haben, hinweg eilen, um den vermeintlichen Befehl zu vollziehen. So hat der Jähzornige den Eindruck empfangen, es liege eine Beleidigung vor, und er macht sich sofort, ohne vorgängige sorgfältige Überlegung, an die Abwehr und Vergeltung. Damit gehorcht er noch immer in gewissem Sinne der Vernunft, sein Widerpart hingegen nur der Begierde. Ein weiterer Grund für die glimpflichere Beurteilung der Übergriffe des Jähzorns sei seine Freiheit von Verstellung und Arglist. Dem aristokratisch gesinnten Philosophen gilt der freimütige Abwehr-Affekt offenbar als der Edelmann im Sklaventroß der verschlagenen und heimtückischen Begierden. Selbst ein Dichterwort, das die Liebesgöttin die „ränkespinnende" genannt hat, verschmäht er nicht zu erwähnen.

8. Es ist das nicht das einzige in dieser Partie verwendete Dichterwort. Zitate, Anekdoten, auch folkloristische Notizen wechseln in bunter Folge miteinander. Diese ungewöhnliche Reichhaltigkeit auf der einen und der auffallend vernachlässigte Stil auf der anderen Seite legen die Vermutung nahe, es habe diesem Abschnitt des Vortragskursus mehr als anderen die Hand eines zugleich sichtenden und feilenden Redaktors gefehlt.

Einen Gegensatz zu diesem Überfluß bildet die Knappheit und Kahlheit des nunmehr folgenden Schlußstückes des Buches. Es ist das der einzige Bestandteil des Werkes, dessen Echtheit nicht ohne jeden Schein von Recht angefochten worden ist: eine Abhandlung über Lust und Leid, von der die diesem Thema gewidmete weitläufige Erörterung im X. Buch nichts zu wissen scheint. Dort keinerlei Rückblick, hier keinerlei Vorblick. Das ist, wie man schon im Altertum sah, nicht

wenig befremdlich. Man darf daraus schließen, daß die beiden Stücke ohne jede Rücksicht auf einander niedergeschrieben worden sind. So viel, aber nicht mehr. Denn die inhaltlichen Widersprüche, die man zu entdecken glaubte, sind von nur scheinbarer Art. Man darf eben die überwiegend dialektische Eigenart der gegen Lustverächter wie Speusipp und sicherlich auch Antisthenes gerichteten Polemik keinen Augenblick übersehen. So heißt es darin im Hinblick auf gewisse gegnerische Argumente: „Damit ist nicht einmal bewiesen, daß die Lust nicht das höchste Gut, geschweige denn, daß sie überhaupt kein Gut sei“ — woraus natürlich nicht im mindesten folgt, daß der Verfasser, der dann nicht Aristoteles, aber auch nicht Eudem sein könnte, die Lust für das höchste Gut erklärt hat. Wir halten das Stück für eine skizzenhafte Vorarbeit. Durch ihre Einschaltung mochte der Herausgeber, ebenso wie unmittelbar vorher durch die Aufnahme roher Schüler-Nachschriften, eine Lücke des redigierten Textes ausfüllen wollen (vgl. S. 190). Wir werden auf einiges darin Enthaltene bei der Besprechung des Schluß-Buches zurückkommen. Hier mag nur ein Gedanke von großer Feinheit und beträchtlicher Tragweite hervorgehoben werden. Es genügt nicht — so heißt es an einer Stelle — einen Irrtum zu widerlegen, man muß auch seinen Ursprung erkennen und dartun. Man könnte diesen Satz in seiner bündigsten Fassung: „man widerlegt nur, was man erklärt hat,“ ein Seitenstück zu August Comte's tiefsinnigem Worte nennen: „man zerstört nur, was man ersetzt hat.“ Doch es ist Zeit, zu den Büchern VIII und IX überzugehen, die über die Freundschaft handeln.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die aristotelische Sittenlehre.
(Fortsetzung: Die Freundschaft.)

wei Bücher unter zehn, ein Fünftel des ganzen ethischen Werkes, der Freundschaft gewidmet! Das erscheint uns als ein so auffälliges Mißverhältnis, daß man nach den Ursachen solcher Bevorzugung zu fragen nicht umhin kann. Zugegeben, daß hier unter Freundschaft Einiges mitverstanden wird, was wir nicht also zu benennen pflegen, insbesondere die einträchtige Gesinnung der Bürger: es bleibt doch die Freundschaft im eigentlichen Sinne, und zwar die Männerfreundschaft in allen ihren Abstufungen, von der tatlosen Sympathie bis zur opfervollen Hingebung, weitaus das Hauptthema dieses Doppelbuches. Von

der uns aus Platon so wohl bekannten männlichen Erotik ist darin kaum irgendwie die Rede. Die Knabenliebe kennt Aristoteles, hierin offenbar mit seinem ganzen Zeitalter durch die Kyniker beeinflußt, beinahe nur mehr als eine widernatürliche Neigung, die er anläßlich der „Vertierung" mitten unter anderen grellen Abnormitäten anführt. Sie ist für ihn augenscheinlich jedes Anflugs von Idealität oder Romantik entkleidet. Es geschieht aber nicht das, was man erwarten sollte, daß nämlich jener Prozeß, den wir als Entwertung der Frau bezeichnet haben (vgl. II 308), sofort zurückgeht und die gefühlvolle Frauenliebe den leergewordenen Platz einnimmt. Es fehlt allerdings nicht an Ansätzen zu dieser Wandlung; wir erinnern an die Art, in der das Testament eben unseres Philosophen seiner ersten Gemahlin Pythias gedacht hat (vgl. S. 19). Allein es blieb vorerst bei bloßen Ansätzen. Die uns erhaltenen Lehrschriften des Aristoteles kennen die Frauenliebe nur als Drang zur Befriedigung eines Naturbedürfnisses, ferner als tadelnswertes, der Zuchtlosigkeit zugehöriges Übermaß, zugleich als Motiv eines Eingriffs in die eheherrlichen Rechte eines anderen. Dem Gattenverhältnisse selbst wird im Kreise der Freundschaftsbeziehungen eine durchaus würdige, aber eine bescheidene Stelle zugeteilt. Wenige Zeilen genügen zu seiner Kennzeichnung als einer über den unmittelbaren Naturzweck hinausreichenden, durch den Austausch spezifisch verschiedener Leistungen das gegenseitige Wohl fördernden, überdies durch die Trefflichkeit beider Teile, wo diese vorhanden ist, neben dem Nutzen auch Freude schaffenden Gemeinschaft. Fürwahr, eine anspruchlose Nische im glanzvollen Tempel der Freundschaft. Der Zeitgeschmack war offenbar in einer Wandlung begriffen, die man mit bündiger Kürze also zu charakterisieren versucht ist: die Flamme der sentimentalen Knabenliebe war erloschen, jene der sentimentalen Frauenliebe war noch nicht entzündet.

Freilich war sie in naher Sicht. Ein Jahr nach dem Tod des Stagiriten hat Menander, das Haupt der neuen Komödie, in der die Liebesheirat den obersten Platz einnimmt, seinen ersten dramatischen Sieg errungen. Ihm war Philemon wahrscheinlich vorangegangen. Mitbedingt war diese Wendung durch das Sinken des öffentlichen Geistes und das ihm entsprechende Überwuchern der privaten Lebensinteressen. Diese Veränderung des Milieu hat augenscheinlich auch auf Aristoteles gewirkt und im Verein mit den vorher erwähnten Faktoren der Pflege der Freundschaft einen breiteren Raum gewährt, ohne daß ihr jedoch schon der Überschwang und die Gefühlsseligkeit eigen war, den sie im Kreise der Epikureer zeigen wird. Wohl aber deutet dieser Vorblick ebenso wie ein Rückblick auf die berühmten Freundesbündnisse der Pythagoreer (vgl. I 118) auf den Mutterboden hin, dem der intensive Freundschaftskult auch bei Aristoteles entsprossen ist. Hat er doch den

weitaus größten Teil seines Lebens als Mitglied zweier Genossenschaften verbracht, die man mit Recht „Männerbünde" genannt hat: zuerst der platonischen Akademie, dann des von ihm selbst gegründeten Peripatos. Es waren das Gemeinschaften, die für viele vom Jünglings- bis zum Greisenalter gewährt und sie aus einer Studentenverbindung, wenn man so sagen darf, in einen unseren Akademien verwandten, aber an Innigkeit des Zusammenlebens sie weit überragenden Forscherverband hinüber geleitet hat. Gelegentlich verrät Aristoteles unwillkürlich diese Herkunft seines Ideals, indem er dort, wo er von der Freundschaft ganz allgemein handeln will, sich Worte entschlüpfen läßt wie „Gemeinschaft der Studien und der Gedanken".

2. Ein Wort über die Stelle, an der diese zwei Bücher erscheinen. Es ist unseres Erachtens die denkbar beste, ja die einzig passende. Man hat eingewendet, die Behandlung der Freundschaft würde sich in angemessener Weise an jene der Gerechtigkeit als der sozialen Tugend anreihen. Das ist kein übler Einfall, aber ihm stehen gewichtige Gründe gegenüber. Es war dem Verfasser der Ethik offenbar darum zu tun, die sämtlichen „Tugenden", zumal die zwei Hauptklassen derselben, eng aneinander zu schließen. Nur dieser Wunsch konnte ihn dazu vermögen, die „Willensohnmacht" nicht unmittelbar an die moralischen Tugenden anzuschließen, sondern sie erst der Besprechung der „dianoëtischen" nachzuschicken. Hätte er nun die zwei Bücher über die Freundschaft an die Darlegung der Gerechtigkeit angeknüpft, das heißt zwischen das V. und VI. Buch gestellt, so wäre damit zwischen die beiden Hauptgruppen der Tugenden ein mächtiger Keil getrieben, der übersichtlichen Auffassung der Tugendlehre das schwerste Hindernis bereitet worden. Wohl aber mußte dieser Gegenstand, der nach Aristoteles' eigener Äußerung eher eine Begleiterscheinung der Tugenden als selbst eine von ihnen ist, nach diesen, aber vor ihrem Endziel, der Glückseligkeit, erörtert werden, zu deren Verwirklichung eben die Freundschaft den erheblichsten Beitrag leistet.

3. Die Darstellung beginnt mit einem überaus warmen Preise ihres Gegenstandes. Die Freundschaft wird selbst über die Gerechtigkeit erhoben, da es, wo sie vorhanden ist, der Gerechtigkeit nicht bedürfe, die Gerechten hingegen ihrer nicht entraten können. Hier begegnet ein merkwürdiges Wort. Wer sich verirrt hat und aus der Wildnis wieder zu menschlichen Wohnstätten gelangt, der fühle es, wie vertraut und verwandt der Mensch dem Menschen ist! Weder der Unterschied von Griechen und Barbaren, noch jener von Freien und Sklaven beirrt an dieser Stelle das rein menschliche Empfinden. Das ist fast ein Unikum

bei Aristoteles, ein nahezu vereinzelter Zug weltbürgerlichen Sinnes. Von jenem neuen Licht, das Hippias und die Kyniker entzündet hatten und das alsbald in der Stoa hell erglänzen wird, hat sich ein Strahl auch in die Seele unseres Philosophen verirrt.

Es folgen die gewohnten, Aporien genannten dialektischen Plänkeleien. Es werden die alten Fragen gestreift, ob die Ergänzung des Ungleichartigen oder der Zusammenschluß des Gleichartigen das Hauptmotiv der Freundschaft bilde, wobei dieser Begriff in der uns aus Platons „Lysis" und „Symposion" bekannten Art im kosmischen Sinne ausgeweitet wird (vgl. II 310 f.). Daran reiht sich die Frage nach dem Liebenswerten, das im letzten Grunde auf das Gute und das Angenehme zurückgeht.

Unsicherer Bestand wird den um des Vorteils oder des Genusses willen geschlossenen Freundschaften zuerkannt, von denen die ersteren bei den Alten, die letzteren bei den Jungen überwiegen. Die vollendetste Art der Freundschaft sei jene der Guten. Sie sei dauerhaft, zugleich aber selten, da nicht viele die für sie erforderliche Eignung besitzen. An die Freundschaft der Gleichen reiht sich jene der Ungleichen, wie es Eltern und Kinder, Gatte und Gattin, Befehlshaber und Untergebene sind. Was aber die Gleichheit betrifft, so bestehe ein bemerkenswerter Unterschied zwischen der Freundschaft und der Gerechtigkeit. In dieser stehe die proportionale, in jener die absolute Gleichheit oben an. Dieser Gedanke wird durch einen extremen Fall beleuchtet. Sehr viel höher Stehenden, vor allem aber den Göttern gegenüber gebe es des weiten Abstandes wegen keine eigentliche Freundschaft. Daran schließt sich die wunderliche Frage, ob ein Freund dem anderen wünschen könne, ein Gott zu werden? Die Frage wird verneint. Würden sie doch aufhören, Freunde zu sein und damit ginge ja auch der zum Gott Erhobene eines Gutes, nämlich der Freundschaft verlustig. (Vielleicht liegt diesem, zunächst den Eindruck des Erkünstelten und Ergrübelten erzeugenden Problem das Verhältnis zum divinisierten Alexander zugrunde!) Doch gebe es Fälle, in denen auf die Gleichheit in der Freundschaft verzichtet wird. So bei Schmeichlern, die sich selbst zur Inferiorität verurteilen und denen gegenüber man die eigene Superiorität gern zur Geltung bringt. Auch wird das Geehrtwerden dem Geliebtwerden nicht selten vorgezogen, z. B. im Verkehr mit den Mächtigen. Bei diesen in Ansehen zu stehen, eröffnet die Aussicht auf gelegentliche Hilfe und Förderung und wird so gleichsam zum Symbol des eigenen Wohlergehens. Nach Ehrung von seiten der Anständigen und Kundigen aber strebt man behufs der Stärkung des eigenen Selbstgefühls. Ist also das Geehrtwerden vielfach ein Mittel zu anderen Zwecken, so ist das Geliebtwerden Selbstzweck und steht darum höher als jenes. Noch höhere Kraft aber als

dem Verlangen nach Gegenliebe eignet der Betätigung der eigenen Liebe. Dabei wird auf Mütter verwiesen, die ihre Kinder — offenbar durch zwingende Umstände, wie drückende Armut oder uneheliche Geburt, veranlaßt — in der Fremde heranwachsen lassen, sich aber ihres Gedeihens freuen und sie innig lieben, selbst wenn die ihnen entfremdeten Sprößlinge es an jeder Liebes- oder Ehrenbezeigung fehlen lassen.

4. Ein uns vorerst befremdlich anmutender Exkurs über die Staatsformen und ihre Entartungen mündet sowohl in eine Vergleichung der verschiedenen Arten der „Freundschaft" mit den verschiedenen Regierungsformen, als in die Erörterung des Einflusses, den die jeweilige Gestalt des Staatsverbandes auf die privaten Verhältnisse und Gesinnungen der Bürger ausübt. In ersterer Beziehung sei des zutreffenden und uns so geläufigen Vergleiches des ursprünglichen „patriarchalischen" Königtums mit der Stellung von Eltern zu Kindern, zumal mit der väterlichen Gewalt, gedacht, ferner des „aristokratischen" Charakters, der dem Verhältnis des Eheherrn zur Ehefrau eigne, eine Vorherrschaft des höher stehenden Elementes, die zur „Oligarchie" entarte, sobald der Mann in den der Frau zukommenden Wirkungskreis übergreift und somit die Herrschaft ganz und gar an sich reißt. In Rücksicht des zweiten Punktes ist wohl nichts bemerkenswerter als der Ausspruch über die Demokratie, es werde die Befreundung der Bürger in ihr dadurch gefördert, daß „den Gleichgestellten vieles gemeinsam sei", mit anderen Worten: daß die die Bürger trennenden Sonderrechte fehlen. Die „fraternité", so möchte man sagen, wird hier aus der „égalité" abgeleitet. Uns liegt der Gedanke nahe, daß auch der die Gesellschaft atomisierende Cäsarismus eine derartige Wirkung üben müsse. Doch schreibt Aristoteles eben der Tyrannis, wohl wegen des von ihr im griechischen Altertum mehrfach mit Erfolg geübten „divide et impera", die entgegengesetzte Wirkung zu.

Es folgt eine weitläufige Behandlung des Themas: die dem Nutzen dienende Freundschaft ist eine reiche Quelle von Zwistigkeiten, wie solche überhaupt aus den auf Ungleichheit begründeten Freundschaften erwachsen. Der Überlegene und der Bedürftige z. B. erheben einander widerstreitende Ansprüche, indem jener auf seine Überlegenheit, dieser auf seine Bedürftigkeit pocht, um von dem Nutzen, den die Freundschaft gewährt, den größeren Anteil zu erringen. Beide Teile — so lautet die paradox klingende Entscheidung — haben recht. Der eine wie der andere verdient einen Vorzug, nur nicht eben denselben. Dem niedriger Gestellten gebührt ein Mehr an Vorteilen, dem Höherstehenden ein Mehr an Ehrungen. Nicht anders verfahre der Staat, wenn er den Leistungsfähigeren höher ehrt, den Bedürftigeren aber ausgiebiger fördert.

5. Bei verwandten Fragen verweilt zunächst auch das neunte Buch. Hier taucht unter anderem die männliche Erotik auf, aber nur in der Gestalt der Buhlschaft, also einer Abart der „Freundschaft“, die sich auf Lust und Gewinn, somit auf Akzessorisches und Vergängliches, nicht auf den bleibenden Kern der Persönlichkeit richtet und darum der Dauerhaftigkeit ermangelt.

Es folgt, was man eine Kasuistik der Freundschaft genannt hat. Für die Entscheidung der widerstreitenden Ansprüche, die einmal von Eltern einerseits, den Sachkundigen andrerseits, dann wieder von Wohltätern und von Kameraden an uns gestellt werden, gebe es keine durchgängig allgemeine Norm. In der Regel soll die Vergeltung empfangener Wohltaten den Forderungen der bloßen Kameraderie vorangehen. Es fehlt in dieser Erörterung nicht an ausgeklügelten Fällen. A hat mich von Räubern losgekauft; muß ich vorkommenden Falles dasselbe tun, ohne jede Rücksicht auf seinen Charakter? Muß ich ihm, wenn er den aufgewendeten Geldbetrag verlangt, diesen unter allen Umständen zurückerstatten? Oder soll ich vielmehr mit dieser Summe den eigenen Vater aus der gleichen Lage befreien dürfen? Gewiß, so antwortet Aristoteles mit nicht ganz unbedenklicher Spitzfindigkeit, da ich die Befreiung des Vaters doch auch der eigenen Befreiung vorgezogen hätte. Selbst dem, der mir ein Darlehn gewährt hat, darf ich mitunter die gleiche Gunst verweigern. Dann nämlich, wenn jener in der sicheren Erwartung der Rückzahlung mich als einen anständigen Mann zu seinem Schuldner gemacht hat, ich aber von seiner Unverläßlichkeit eine Rückerstattung nicht zu erhoffen habe.

Es kommt die Auflösung der Freundschaft an die Reihe. Diese erfolge, wenn Nutzen oder Genuß das Ziel der Freundschaft waren, und nicht mehr sind. Glaubte aber jemand fälschlich, um seines Wesens willen geliebt zu sein, dann verdient der Urheber solch einer Täuschung den schärfsten Tadel. Ein derartiger Betrug sei schlimmer als Falschmünzerei, da der Gegenstand der Fälschung soviel höher steht als Geld. Wie aber sollen wir uns einem schlecht gewordenen Freunde gegenüber verhalten? Die Freundschaft kann nicht aufrecht bleiben; aber nur dem unheilbar Schlechten gegenüber müsse ein sofortiger Bruch erfolgen. Dem Besserungsfähigen hingegen ist zum Zwecke der moralischen Aufrichtung mehr Beistand zu gewähren als dem in seinen Vermögensverhältnissen Herabgekommenen behufs der Besserung seiner Lage. Eine Schwierigkeit von verwandter Art: der eine Teil ist zwar nicht schlechter, der andere aber um vieles besser geworden. Auch angesichts solch einer Kluft läßt sich die Freundschaft nicht wohl aufrecht erhalten, was sich am häufigsten bei Kinderfreundschaften zeigt. Doch soll die Ver-

gangenheit so weit nachwirken, daß wir den ehemaligen Freunden mehr Wohlwollen als bloßen Fremden bewahren.

Von dem Freunde, der uns ein „zweites Ich" ist, wendet sich die Betrachtung zu dem ersten, zum Verkehr des Menschen mit sich selbst. Hier tritt dem innerlich mit sich Einigen, der von Reue so gut als nichts weiß und darum gern in Erinnerungen sowohl als in Zukunftserwartungen lebt, das Bild des Schlechten, mit sich Zerfallenen gegenüber. Ist es auch unmöglich, gleichzeitig Lust und Schmerz zu empfinden, so kommt doch der Zerrissene, der das Eine will und das Andere wünscht, der jetzt nach einem Genusse strebt, den er sofort wieder bereut, diesem Zustand so nahe, als die Menschennatur es zuläßt. Solche Leute leben nicht mit selbst in Freundschaft; sie fliehen vielmehr vor sich, suchen ihr Heil in der Zerstreuung und im Selbstvergessen, wenn sie nicht gar bis zur Selbstvernichtung fortschreiten.

6. Von der freundschaftlichen werden verwandte Gesinnungen geschieden, wie einerseits das Wohlwollen oder die Sympathie, andererseits die Eintracht. Jene kennzeichnet den Mangel an Intensität; ihr fehlt die Sehnsucht und die Vertraulichkeit des Umgangs. Ein typisches Beispiel ist die Vorliebe, die wir für einen der Teilnehmer an einem Wettstreit (Dichter, Schauspieler, Preiskämpfer) hegen. Wir wünschen ihm den Sieg; ihm dazu zu verhelfen, liegt uns aber ferne. (Die Leidenschaft der Zirkus-Parteien war Aristoteles noch unbekannt.) Bisweilen jedoch ist solche Sympathie die Vorstufe der Freundschaft, etwa wie die Lust am Anblick eine Vorstufe der Liebe zu sein pflegt. Die Eintracht wieder erhebt sich über die bloße Meinungsgleichheit, deren Gegenstand auch beliebige astronomische oder mathematische Lehrsätze sein können. Ihr Feld ist die Praxis, nicht am wenigsten die Politik. Solche Sinnesgemeinschaft verbindet die Menschen, während der Egoismus sie trennt, der jeden nach einem Mehr an Nutzen, nach einem Weniger an Mühen und Opfern streben läßt. Wo die letztere Gesinnung vorherrscht, hemmt und überwacht jeder seinen Nächsten; und solch eine unablässige Kontrolle ist es in der Tat allein, die ein so geartetes Gemeinwesen vor dem Untergang rettet.

In eine weit größere Tiefe führt die Frage, warum die Wohltäter die von ihnen mit Wohltaten Bedachten mehr als diese jene zu lieben scheinen. Ein populärer Erklärungsversuch wird vorangestellt: der Vergleich beider Teile mit Gläubigern und Schuldnern. Dem Gläubiger sei an der Zahlungsfähigkeit und darum an der Wohlfahrt des Schuldners gelegen; dieser möchte seine Verpflichtung und darum auch den Gläubiger am liebsten verschwinden sehen. Das heiße aber, um mit Epicharm zu sprechen, die Sache gar zu sehr von der schlimmen Seite ansehen.

Zutreffender als jener Vergleich sei der mit den Künstlern. Ein solcher liebt sein eigenes Werk mehr, als er von ihm, wenn es beseelt wäre, geliebt würde. Am meisten gilt das von den Dichtern. Sie hegen die stärkste Zuneigung zu ihren eigenen Geschöpfen und lieben sie wie Eltern ihre Kinder. („Marian weint im Nebenzimmer über die Leiden ihrer jungen Leute", so berichtet Lewes einmal über seine Lebensgefährtin, die Romanschriftstellerin George Eliot. „Mir bricht das Herz über dieser Geschichte, und ich ertrage es kaum, mich von ihr zu trennen" — so schreibt Dickens an einen Freund.) Ähnlich stehe es mit den Wohltätern. Der letzte Grund sei der, daß wir alle die Existenz lieben; wir existieren aber in unserer Tätigkeit. „Das Werk ist gewissermaßen der Wirkende in seiner vollen Aktualität." Daneben komme auch das ideale Element der Wohltat in Betracht. Dieses ist für den Wohltäter im Empfänger der Wohltat gleichsam verkörpert, während der letztere oft nur einen vorübergehenden Nutzen einheimst. Den Schluß der Erörterung bildet die Erwägung, daß alles mit Mühe Vollbrachte höher geachtet werde. So schätzen wir den selbsterworbenen Besitz mehr als den ererbten; so lieben die Mütter ihre Kinder mehr als die Väter. Auch das scheine vom Wohltäter zu gelten.

7. Die Behandlung einer Anzahl von Streitfragen bildet den Schluß des Buches. Man macht den Menschen die „Selbstliebe" zum Vorwurf; andererseits aber empfiehlt man uns, den besten Freund am meisten zu lieben; wer aber stünde mir näher als ich selbst? Man habe die Selbstliebe im alltäglichen Sinne von einer anderen und weit selteneren zu unterscheiden. Jene ist den Begierden, den Affekten, kurz dem Vernunftlosen im Menschen, untertan; diese willfahrt dem Herrscher-Element in der Seele, der Vernunft; solche Willfährigkeit dürfe aber Selbstliebe heißen, weil das Herrscher-Element ebenso im Menschen wie im Staate und in jedem anderen Zusammengesetzten füglich mit dem Ganzen identifiziert werden kann. Aus der Übung dieser Selbstliebe erwächst der Gesamtheit wie den Einzelnen der höchste Segen. Das wird in schwungvollen Sätzen ausgeführt, aus denen echte Begeisterung spricht. Der also Gesinnte — so ungefähr heißt es — wird Geld und Gut und Ehren fahren lassen; er wird um des „Schönen", d. h. des Ideals willen, alles hingeben und dieses allem anderen vorziehen. Selbst Großtaten wird er dem Freunde überlassen, indem es ihn schöner dünkt, dem Freunde Urheber edler Taten zu sein, als sie selbst zu verrichten. Es folgt der Versuch einer quasi-hedonistischen Rechtfertigung solcher Selbsthingabe, die ungefähr also lautet: „eine kurze, aber intensive Freude ist einer lange andauernden, aber matten Lust vorzuziehen." Ein Jahr beseligenden Glückes — das können auch wir zugeben — ist mehr wert als viele

Jahrzehnte halber Lebensfreude. Allein durch solche Erwägungen auch den Opfertod zu rechtfertigen, das will uns eine Künstelei bedünken. Nicht dieser läßt sich unmittelbar vom Standpunkt der Hedonik aus rechtfertigen, wohl aber die Erfüllung des Lebens mit einem reichen Inhalt, die Hingabe an Ideale, die gelegentlich auch den Opfertod zur Folge haben wird. Richtiger als Aristoteles scheint uns hier J. S. Mill zu urteilen, wenn er dieselbe Frage mit dem Satze beantwortet: „Es läßt sich dartun, daß im ganzen mehr Glück unter den Menschen vorhanden sein wird, wenn Gesinnungen gepflegt werden, die sie unter Umständen unbekümmert um Glück machen."

Die Frage, ob der Glückliche oder der Unglückliche in höherem Maße der Freunde bedarf, wird zunächst mit Gründen erörtert, die sich aus dem Vorangehenden von selbst ergeben. Der Unglückliche bedarf der Wohltäter, der Glückliche solcher, denen er wohltun kann. Die gangbare Ansicht, nach der man zumeist im Unglück Freunde benötigt, wird aus der vulgären Nützlichkeitsauffassung der Freundschaft erklärt. Ihr gegenüber wird auf die gesellige Natur des Menschen, auf die Ersprießlichkeit alles Zusammenwirkens im Gegensatz zur bald ermattenden Einzeltätigkeit, endlich darauf hingewiesen, daß der Besitz trefflicher Freunde es uns allein ermöglicht, Handlungen zu schauen, die zugleich an sich vorzüglich und uns durch ihre Urheber vertraut sind. Es erfolgt jene Wendung, die bei Aristoteles nicht selten den Übergang zu den tiefgreifendsten und eigentlich entscheidenden Argumenten bezeichnet („mehr in der Natur der Sache liegt es, daß" usw.). Als das weitaus gewichtigste Ziel der Freundschaft erscheint nunmehr die Erweiterung des eigenen Selbst, die Ausdehnung des erworbenen oder „sekundären Ich", um mit unserem Theodor Meynert zu sprechen. Der Vermittlung dient der nicht ohne eine gewisse Anstrengung gewonnene Begriff des Selbstbewußtseins: „Wir fühlen, daß wir fühlen; wir erkennen, daß wir erkennen". In diesem Wissen von unseren Bewußtseinszuständen sei das Bewußtsein unseres Daseins beschlossen, das an sich — nur nicht für die Schlechten — ein lustbringendes ist. Solches Empfinden nun und die damit verbundene Lust werde durch das Mitempfinden mit den Freunden als ein erweitertes Daseins-Bewußtsein erheblich gesteigert.

Soll man nun diesen so wünschenswerten Besitz ins Ungemessene zu vermehren trachten? Daß dies bei der auf Nutzen gegründeten Freundschaft nicht tunlich ist, wird mit naheliegenden Gründen bewiesen. Gibt es aber auch für die idealer geartete Freundschaft solch ein Maß? Etwa — so fährt der Stagirit wundersam genug fort — wie für die Bevölkerung einer Stadt. „Denn weder aus 10 noch aus 100 000 Menschen kann eine Stadt bestehen." Für solche Beschränkung werden allerhand Gründe

angeführt. Man kann nicht mit vielen zusammenleben und sich gleichsam unter sie verteilen; meine Freunde müssen wieder untereinander befreundet sein, was um so schwieriger wird, je größer ihre Zahl ist; auch begegnet es im letzteren Falle immer häufiger, daß man zugleich mit dem einen jubeln, mit dem anderen trauern sollte. Schließlich sei Intensität des Freundschaftsgefühls mit seiner weiten Ausbreitung wohl überhaupt nicht verträglich. Allerweltsfreunde gelten mit Recht als Niemandes Freunde. Es wird an die in der Dichtung gefeierten Freundespaare und an die Ausschließlichkeit der verwandten Liebesleidenschaft erinnert.

Endlich wird noch das Verhalten der Freunde im Glück und Unglück besprochen. Ist die Erleichterung, die der Anteil von Freunden an unserem Unglück gewährt, als die Verteilung einer Last auf mehrere anzusehen? Oder ist ihre Anwesenheit und das Bewußtsein ihrer Teilnahme an sich erfreulich und insoweit unseren Schmerz zu mindern geeignet? Die Frage bleibt unentschieden. Mannhafte Naturen vermeiden es, die Freunde an ihrer Trauer teilnehmen zu lassen; Weiber und weibische Männer hingegen erfreuen sich des gemeinsamen Jammerns. Am meisten sind Freunde dann herbeizuziehen, wenn ein Maximum unserer Befriedigung mit einem Minimum ihrer Belästigung Hand in Hand geht. Den Trauernden soll man auch uneingeladen besuchen, an den Gastereien der Glücklichen aber nur selten teilnehmen; doch möge man sich bei der Ablehnung von Einladungen vor allem hüten, was den Eindruck der Rüpelhaftigkeit erzeugen könnte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Sittenlehre des Aristoteles.

(Das Schlußbuch der Ethik.)

Das Schlußbuch faßt die in den vorangehenden neun Büchern angesponnenen Fäden kraftvoll zusammen. Es verbreitet sich vorerst über das Thema der Lustempfindung, dessen überaus eingehende und an polemischen Seitenblicken reiche Behandlung nicht auf dieses Buch und auch nicht auf den ethischen Lehrkurs beschränkt ist. Wir nehmen vorerst von den Endergebnissen Kenntnis, auf die sich die Theorie der Glückseligkeit aufbaut.

Die Lust — so lautet ein Kapitalsatz, unseres Erachtens der wertvollste des ganzen Werkes — ist die Vollendung oder Krönung der Tätigkeit, in derselben Art, wie die Schönheit die Jugendblüte krönt. Der hierin beschlossene Gedanke läßt sich wie folgt verdeutlichen: Wie der Organismus nicht nach Schönheit, sondern nach Erhaltung und Entwicklung strebt, die Schönheit aber die Erreichung dieses Zieles begleitet, so streben wir von Natur und triebmäßig nach allen normalen Betätigungen unserer Kräfte, nach der vollen Entfaltung unserer Anlagen, und heimsen dabei die Lust ein, die solche Entfaltung und Betätigung begleitet. Einen Kommentar hat Aristoteles selbst jenem Satze vorangeschickt in den Worten: „Jede Sinneswahrnehmung, desgleichen jegliche Denktätigkeit und Betrachtung, ist von Lust begleitet. Die lustvollste als die vollendetste aller dieser Tätigkeiten ist jedoch jene, deren Subjekt ein im normalen Zustande befindliches Wesen und deren Objekt der trefflichste der in die fragliche Kategorie gehörigen Gegenstände ist". Hier befremdet nur eines. Während das über die Lusterzeugung Gesagte offenbar von ganz allgemeiner Art ist und sich auf alle Wirksamkeit oder Betätigung bezieht, ist ausdrücklich doch nur von Unterarten intellektueller Tätigkeit die Rede. Es lag eben dem Autor, der selbst ein beschauliches Leben führte und die Beschaulichkeit bald als den Gipfel der Glückseligkeit preisen wird, gar nahe, theoretische Tätigkeiten als Vertreter aller Tätigkeiten überhaupt zu verwenden, oder genauer gesprochen: sich von ihnen aus den Weg zu den übrigen zu bahnen. Das geschieht sofort nach rascher Erledigung einer Vorfrage, der Frage nämlich, deren Begründung man zwischen den Zeilen lesen darf: „Wie kommt es nun — da doch unsere Anlagen sich zu betätigen niemals aufhören —, daß wir nicht unablässig Lust empfinden?" Als Antwort dient der Hinweis auf zwei Grundtatsachen der Menschennatur: auf die Ermüdung und auf die seelische Abstumpfung. Mit der letzteren, dem Erzeugnis der Gewöhnung, sinkt die „Intensität" der Tätigkeit, und zugleich „verdunkelt sich" der Glanz des sie begleitenden Lustgefühls.

2. Jetzt erweitert sich der Kreis der Umschau. An die Stelle der bloß betrachtenden Verrichtungen tritt das Leben selbst: „Alles strebt nach Lust, weil alle nach Leben verlangen, das Leben aber ist eine Art der Betätigung". Diese differenziert sich bei den Einzelnen je nach den Objekten, auf die sie sich richtet, und nach den Organen, deren Spiel ein jeder bevorzugt. Erwähnt, um sogleich fallen gelassen zu werden, wird die Frage, ob wir die Lust um des Lebens willen wählen, oder das Leben um der Lust willen lieben. Sei doch beides untrennbar verbunden! Es folgt eine langwierige Erörterung über die Artverschiedenheit der

Lustgefühle, die von der Artverschiedenheit der sie bedingenden Tätigkeiten abhänge. Es gilt die wertvollen von den verwerflichen Genüssen zu sondern, ein Gebiet der Ethik, das so häufig den Tummelplatz willkürlicher Machtsprüche gebildet hat. Aristoteles weiß nichts von der haltlosen platonischen Sonderung „wahrer“ und „falscher“ Lustempfindungen (vgl. II 468/9). Er trägt jedoch kein Bedenken, die Gefühlsweise des „trefflichen Mannes“ zum allein gültigen Maßstab zu erheben und mit einer unverkennbaren Anspielung auf das protagoreïsche Wort vom „Maß aller Dinge“ „die Tugend und den Guten“ an die Stelle des „Menschen“ überhaupt zu setzen. Von der Lust des Abnormen und Verdorbenen (so ungefähr heißt es) sagen wir, daß sie eine Lust lediglich für ihn und seinesgleichen, von jener des Normalen — der an einer früheren Stelle auch der mit sich Einige und vom Zwist der verschiedenen Seelenteile Verschonte genannt war —, daß sie Lust überhaupt sei. Dem hier verletzten Sinne für die Relativität alles Menschlichen wird eine Entschädigung geboten durch die Anerkennung einer zwischen den beiden Extremen des unbedingt Löblichen und des unbedingt Verwerflichen in der Mitte liegenden, die mannigfachsten Wertstufen aufweisenden Reihe von Lustgefühlen.

In dieser Diskussion begegnet gar manche feine Bemerkung, so über die Rückwirkung der Lust auf die von ihr begleiteten Tätigkeiten, gleich wie über das, was man die Interferenz verschiedener Lustgefühle nennen könnte. Wie eine Unlust die betreffende Tätigkeit schädigt, z. B. die Schreibunlust das Schreiben, so übt auch eine dieser Beschäftigung fremde Lust dieselbe hemmende Wirkung. Der Freund der Flöte vermag nur schwer einem Gespräche zu folgen, wenn er zugleich Flötenspiel vernimmt. Wenn hingegen im Theater schlecht gespielt wird, so nimmt der Genuß von Obst und Backwerk, den von Verkäufern feilgebotenen Erfrischungen, im Publikum zu. Die einer Tätigkeit eigentümliche Lust erhält diese aufrecht, steigert und vervollkommnet sie, während die ihr fremde Lust sie beeinträchtigt.

3. Es erfolgt der Übergang zur Schlußpartie, deren Gegenstand die Eudämonie oder Glückseligkeit bildet. Ihr als dem Ziel alles menschlichen Tuns gebühre eben diese Stelle. Daß sie „eine tugendgemäße Tätigkeit“ und nicht etwa eine bloße „Beschaffenheit“ sei, wird von neuem mit den unseren Lesern bereits bekannten Gründen dargetan (vgl. S. 192 u. 215). Da die Eudämonie nicht Mittel, sondern Selbstzweck ist, bietet sich der Anlaß, das Spiel, das gleichfalls keinem außer ihm liegenden Zwecke dient, herbeizuziehen, und seinen etwaigen Anspruch auf die oberste Stelle zu prüfen, was mit einer für uns überraschenden Ausführlichkeit geschieht. Der Beweis, daß alle Mühe und Arbeit des

Lebens auf einen ernsten Zweck und nicht auf bloße spielerische Unterhaltung abzielen könne, war nicht eben schwer zu führen. Erleichtert ward diese Beweisführung dem Griechen durch das enge Band, das seine Sprache zwischen den Begriffen „Knabe“, „Spiel“, „Scherz“ (pais, paízein, paidiá) gewoben hat und durch den damit nahe gelegten Gedanken, daß die für das Knabenalter charakteristische Beschäftigung unmöglich die höchste Aufgabe des reifen Mannesalters bilden könne. Was hier Aristoteles zu längerem Verweilen einlud, war der Umstand, daß ebensosehr wie das Spiel auch jene Lebensrichtung, der er den höchsten Preis zuerkennt, einer äußeren Abzweckung ermangelt, und daß eben darum beide unter einen gemeinsamen Oberbegriff, den der „Unterhaltung“ im weitesten Sinne, zusammengefaßt zu werden pflegten.

Der höchste Preis aber wird dem kontemplativen Leben zuerkannt, zu dessen Lob und Ehre ein begeisterter Hymnus erschallt. „Wunderbare Genüsse, wunderbar durch ihre Reinheit und ihre Beständigkeit, gewährt die Philosophie oder die Wissenschaft.“ Ehe wir auf die Beweisgründe eingehen, die diesen Satz erhärten sollen, drängt sich uns eine Bemerkung in die Feder. Man mag über die Schlußkraft der hier vorgebrachten Argumente urteilen, wie man will, unbedingt beweiskräftig sind sie für eines: für das Gemütsleben des Mannes, der sie ersonnen hat. Welch ein mächtiges Glücksgefühl muß denjenigen durchströmt haben, dessen Leben von wissenschaftlicher Forschung erfüllt war und der ihre beseligende Kraft in so enthusiastischer Weise feiert.

Jener Beweisgang aber besitzt die folgende Gestalt. Ist das höchste Lebensziel, die Eudämonie, eine tugendgemäße Tätigkeit, so muß die in Frage kommende Tugend oder Trefflichkeit die höchste, sie muß eine Betätigung des Besten in uns sein. Dieses Beste aber könne nur der Nūs (die Vernunft) oder sonst etwas sein, was zur Herrschaft und Führung berufen ist und Einsicht besitzt in die schönen und göttlichen Dinge, mag nun dieses Element selbst von göttlicher Art oder doch das in uns dem wahrhaft Göttlichen am nächsten Stehende sein. Dieser Entscheid stimme mit den Lehren der Vorgänger und mit den Tatsachen überein. Auch sei die kontemplative Tätigkeit die stetigste von allen; das Betrachten können wir länger als jedes andere Tun ohne Ermüdung fortsetzen. Ferner: ein anderes Erfordernis der Glückseligkeit, das S e l b s t g e n ü g e n oder die Autarkie, sei dem beschaulichen Dasein im höchsten Maße eigen. Selbst die Übung der praktischen Tugenden, der Gerechtigkeit, der Tapferkeit, der Enthaltsamkeit, setze doch immer das Vorhandensein anderer voraus, an denen und denen gegenüber diese Tugenden geübt werden. Auch für den Weisen sei es gewiß ersprießlich, der Mitarbeiter nicht zu entraten, aber er benötige sie nicht. Ein weiteres Argument geht von dem Gegensatz der Muße und der „Geschäfte“ aus. Die

letzteren insgesamt, darunter auch die durch Größe und Schönheit ausgezeichnetsten, die Staats- und Kriegsgeschäfte, seien Mittel zu anderen Zwecken. Niemand wähle den Krieg um des Krieges willen. Wir kämpfen, um Frieden zu erzielen; wir berauben uns der Muße, um Muße zu gewinnen. Selbstzweck aber und der Genuß voller Muße sei das beschauliche Leben, dessen höherer Wert auch durch den Mangel jedes Nebenertrags begründet wird. So enthalte denn die Kontemplation, sobald sie nur ein volles Menschenleben ausfüllt, die vollendete Eudämonie. Solch ein Leben sei ein übermenschliches. Man dürfe aber nicht den Dichtern gehorchen, die uns ermahnen, die den Erdensöhnen gesteckten Schranken zu achten und uns mit Menschlichem zu bescheiden. Man müsse vielmehr so weit, als irgend möglich, an dem unsterblichen Leben der Götter teilzunehmen trachten!

4. An solchem Überschwang Kritik üben zu wollen, ist ein wenig dankbares Unternehmen. Daß hier einige Einschränkungen not tun; daß das Autarkie-Argument nicht aller Künstlichkeit entbehrt, da die Entbehrlichkeit der Forschungsmittel nicht ohne Übertreibung behauptet, auch der Mensch im Forscher von diesem nicht ohne Gewaltsamkeit getrennt wird; daß das Musse-Argument einem Zirkelschluß bedenklich ähnelt, indem es übersieht, daß der geborene Staatsmann oder Feldherr, daß ein Pitt oder ein Napoleon, den politischen Kampf und das Schlachtgetümmel keineswegs bloß als Mittel zu anderen Zwecken bevorzugen — all das braucht dem denkenden Leser kaum gesagt zu werden. Eher ist zu besorgen, daß der Mangel an den erforderlichen Einschränkungen die aristotelische Lehre einer über das Ziel schießenden Kritik aussetzt und ihrer billigen Würdigung Eintrag tut. Es liegt gar nahe zu sagen: der Stagirit war eben ganz und gar und in hervorragendstem Maße zum Denker und Forscher geboren; wie sollte er nicht seine individuelle Vorliebe verallgemeinert, sein persönliches Ideal zum menschlichen erhoben haben?

Man erlaube uns, mittelst einer Parabel zu antworten. Am Meeresufer steht ein einsames Haus, das seine zahlreichen Bewohner zeitlebens nicht verlassen dürfen. Die Mehrzahl von ihnen gibt sich innerhalb der matt beleuchteten Räume handwerksmäßigen Verrichtungen hin. Einige halten die Hausordnung aufrecht, andere schlichten die unter den Genossen häufig ausbrechenden Zwistigkeiten oder bereiten die Verteidigung gegen feindlichen Angriff vor. Nur einige wenige verzichten auf jeden irgend entbehrlichen Anteil an dem gemeinsamen Arbeitsertrage. Sie ziehen es vor, den größten Teil ihrer nicht der Pflichterfüllung gegen die Gesamtheit gewidmeten Zeit an dem einen Erkerfenster zu verbringen, das in die endlose Ferne hinausblickt. Hier ergötzen sie sich an den

wechselreichen Bildern, die ihnen das Spiel der Wolken, das sternbesäete Firmament und die bald heiter erglänzende, bald sturmgepeitschte See darbieten. Ihre Vorliebe bleibt vereinzelt. Ist doch das Gesicht des einen zu schwach, um den hellen Glanz der Sonne, das Ohr des anderen zu empfindlich, um das Getöse der Brandung zu ertragen. Diese Mängel ihrer wahrnehmenden Fähigkeiten, vielleicht auch die größere Stärke ihrer harte Anstrengung gestattenden und heischenden Muskeln, endlich auch das höhere Maß ihrer physischen Bedürftigkeit bannen sie in das Joch der Alltagsarbeit. Gewiß wäre es mißlich zu behaupten, daß diese, die weitaus meisten, wohl daran täten, die Betrachtung der Naturwunder dem Betrieb ihrer nützlichen Beschäftigungen vorzuziehen. Allein wer möchte es leugnen, daß den aus dumpfer Enge in die unermeßliche Ferne Hinausstrebenden, die übermächtigen Eindrücke des All-Lebens begierig in sich Aufnehmenden das bessere Los gefallen ist, daß ihr Dasein einen reicheren und wertvolleren Inhalt birgt? Dasselbe gilt im Gegensatz zu der großen Masse der kurzlebigen, hinfälligen, der Tierreihe zugehörigen, wenngleich ihre Spitze bildenden Bewohner unseres winzigen Sternes von jenem Bruchteil, der den Einblick in die „nie alternde Ordnung“ des unendlichen Weltalls und der es durchwaltenden Kräfte zu seinem Lebensziel erkoren hat.

5. In minder hohen Tönen wird jener Beitrag zur Eudämonie gepriesen, den die Betätigung der praktischen Tugenden leistet. Diese wurzeln in der „zusammengesetzten“ Natur des Menschen als eines aus Geist und Körper bestehenden Wesens. Bedeutsam ist der Hinweis auf die enge Verflechtung des Intellektuellen und des Ethischen. Dem Intellekt entlehne die Ethik den Begriff des **Richtigen**, die **Grundlage** des praktischen Intellekts hingegen bilden die ethischen Tugenden. (Je stärker übrigens diese Überzeugung war, um so weniger konnte es dem Stagiriten beifallen, die zwei so nahe verwandten Themen durch ein so umfangreiches Stück, wie es die Behandlung der „Freundschaft“ darstellt, trennen zu wollen: vgl. S. 226.) Alsbald kehrt Aristoteles zur Begründung des Vorzugs zurück, den er dem beschaulichen Leben zuerkennt. Dessen Unabhängigkeit von äußeren Faktoren wird immer nachdrücklicher betont. Hieß es z. B. vorher vom Gerechten bloß, er bedürfe der Personen, an denen er die Gerechtigkeit betätigen kann, so treten jetzt zu den Personen noch Sachgüter hinzu, mittelst deren er Rückerstattungen vollziehen kann u. dgl. m. Eben das gelte auch vom Freigebigen. Desgleichen bedürfe der Tapfere äußerer Machtmittel, und dem Enthaltsamen dürfe die Möglichkeit der Ausschweifung nicht fehlen, da ja sonst — das muß man hinzudenken — seine Enthaltsamkeit eine erzwungene wäre. Mag man immerhin darüber streiten, was in der Tugendübung das Wichtigere sei:

der Vorsatz oder die Ausführung, ihre Vollendung erhalte sie doch nur durch beide zusammen, die Taten aber bedürfen vieler Hilfsmittel, und um so reicherer, je größer und schöner sie sind. Der der Betrachtung Ergebene aber benötige zu seiner Wirksamkeit nichts von alledem; ja man könnte sagen, daß ihn alles Derartige nur störe. Insofern er freilich als Mensch unter Mensch lebt, wird er auch die praktischen Tugenden üben und insoweit auch jener äußeren Ausstattung nicht ganz entraten können.

Der letzte und höchste Trumpf wird ausgespielt. Es ist der aus der unbedingten Tatlosigkeit des Gottes oder der Götter (vgl. S. 166) und aus ihrer von keiner Seite bestrittenen höchsten Seligkeit gezogene Schluß, daß diese und darum auch jede dem Menschen erreichbare Annäherung an sie nur in der Beschaulichkeit bestehen könne. Wenn hier, nebenbei bemerkt, Aristoteles bald von seiner einen Gottheit, bald von der Götter-Vielzahl des Volksglaubens spricht, so liegt der Grund hierfür klar zutage. Er kann die Seligkeit seines höchsten Wesens nicht beweisen; er geht vielmehr von der allgemein gangbaren Annahme aus („wir alle setzen voraus" usw.) und setzt dann unvermerkt den einen Gott der Philosophen an die Stelle der vielen „seligen Götter" der Volksreligion.

6. Die Schlußbetrachtungen der Ethik bereiten den Übergang zur „Politik" vor und deuten auch auf die gewaltige Vorarbeit zu diesem Werke hin, auf die verlorenen „Politien" deren wichtigstes Stück uns vor wenigen Jahren wiedergegeben worden ist (vgl. S. 20f. u. 25). Der letztere Hinweis erfolgt in der Gestalt einer Polemik gegen den alten Gegner Isokrates (vgl. S. 14f. u. 18). Dieser hatte nämlich in einer seiner Reden ganz beiläufig den Gedanken geäußert, daß der Gesetzes-Reformator nicht notwendig Neues schaffen müsse, daß er vielmehr nur die zahlreichen vorhandenen Gesetze zusammenzustellen und aus ihnen die bewährtesten auszuwählen brauche, „eine Aufgabe, die jeder, der es will, gar leicht vollbringen kann". Der durch tiefe Abneigung geschärfte kritische Blick unseres Philosophen, wohl auch das Bewußtsein, einen Teil dieser angeblich so leichten Aufgabe: „die Zusammenstellung von Verfassungen und Gesetzen" mit einem mächtigen Aufgebot mühevoller Forschung gelöst zu haben, gibt ihm bittere Worte des Tadels ein. Es ist vor allem das von Isokrates anscheinend empfohlene eklektische Verfahren, das seinen entschiedensten Widerspruch herausfordert. Komme doch alles darauf an (das wird hier und auch anderwärts wiederholt und mit Nachdruck hervorgehoben), daß die Gesetze eines Landes untereinander und daß sie mit den gegebenen Bedingungen — wir würden sagen: mit dem jeweiligen Gesellschaftszustand — übereinstimmen.

Den Weg zur „Politik“ aber bahnt die Erwägung, daß die große Mehrzahl durch Furcht vor Strafe weit mehr als durch Schamgefühl vom Schlechten zurückgehalten wird. So müsse denn vor allem die gleichsam den Acker zur Aufnahme der Aussaat vorbereitende „Erziehung“, nicht minder aber die „Lebensführung“ selbst durch das Gesetz geregelt sein, das allein „zwingende Gewalt besitzt“. Es wird in diesem Betracht auf den Musterstaat Sparta hingewiesen. Dann wieder wird der nivellierenden Reglementierung in offenbarer Anlehnung an den platonischen „Staatsmann“ die individualisierende Behandlung gegenübergestellt (vgl. II 463). Allein, gleichviel ob wir diese oder jene bevorzugen mögen, immer werde der politisch Tätige allgemeiner Einsichten bedürfen, die freilich ihrerseits der Ergänzung durch erfahrungsmäßige Routine nicht entraten können. Die Unzulänglichkeit der Behandlung dieser Materie durch Sophisten und Rhetoren sollte die eben erwähnte, gegen Isokrates gerichtete Polemik erhärten helfen. Mit einer Ankündigung des Hauptinhalts der „Politik“ als des beabsichtigten Abschlusses der „Wissenschaft von den menschlichen Dingen“ und als der unmittelbaren Fortsetzung des ethischen Lehrkurses wird dieser geschlossen.

Ehe wir jedoch das geöffnete Tor durchschreiten, wollen wir noch auf eine Haupt- und Grundlehre der Ethik einen zusammenfassenden und durch anderweitige aristotelische Darlegungen vervollständigten Rückblick werfen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die aristotelische Sittenlehre.

(Schluß: Die Lehre von der Lust.)

Selbsterhaltung und Selbstentfaltung, danach strebt wie jeder andere so auch der menschliche Organismus. Überdies nach Entwicklung und Ausübung der in die menschliche Seele gelegten Fähigkeiten. Mit diesen Äußerungen der Selbstbetätigung gehen in allen ihren Phasen Lustempfindungen Hand in Hand. Diese sind somit nicht ursprünglich die Ziele unseres Strebens, sondern Begleiterscheinungen seines Erfolges.

Einmal gekostet wird freilich die Lust auch ein unmittelbarer Gegenstand des Verlangens. Als solcher bedarf sie unserer unablässigen wachsamen Kontrolle. Nicht nur können diese sekundären Zwecke, wenn

sie um ihrer selbst willen verfolgt werden, die primären Zwecke aufs äußerste schädigen (man denke an die Gefahren der Unenthaltsamkeit oder Völlerei); auch diese selbst, die Betätigung unserer Anlagen, bedarf steter Rücksicht auf die Bedingungen des Lebens (man denke an die Gefahren der Tollkühnheit) gleichwie der wechselseitigen Einschränkung. Die ohne solche Bezugnahme und ohne solche Beschränkung geübte Kraftbetätigung führt zu einem schädlichen Übermaß. Diesem einen Extrem steht ein anderes, das unzulängliche, hinter dem Naturgebot zurückbleibende Maß der Entwicklung gegenüber. Hier liegt die Wurzel der Theorie des Mittleren. Jene Selbstbetätigung aber erfährt durch das Wirken äußerer Faktoren vielfache Behinderungen und Unterbrechungen, deren Überwindung und Beseitigung wieder eine Hauptquelle der Lust ist. Insofern darf diese ein Begleitphänomen der Rückkehr zum Normalzustand heißen. Allein nicht nur von außen her und auch nicht bloß durch das unverhältnismäßige Erstarken einzelner Elemente unserer Gesamtnatur erwachsen dem Streben nach allseitiger Selbstbetätigung Hemmnisse und Störungen. Selbst das bloß zeitliche Vorwalten einzelner Kräfte wird von den anderen, durch diese zurückgedrängten peinlich empfunden. Ist doch solches Vorwalten eines Teiles „für den Rest unserer Natur etwas gewissermaßen Widernatürliches". Hierauf fußt das Bedürfnis der Abwechslung, das dem Begehren nach Wiederholung des Gewohnten antagonistisch gegenübertritt

Das sind die aus zerstreuten Äußerungen zusammengelesenen, nur hie und da durch ein fehlendes Mittelglied ergänzten Grundzüge der aristotelischen Lehre von der Lust. Seine Stellungnahme sowohl den eigentlichen Hedonikern als den Lustverächtern gegenüber ergibt sich hieraus von selbst. Doch soll, da er es an polemischen Ausführungen, die zum Teil einen selbständigen Wert besitzen, nicht hat fehlen lassen, einiges daraus hervorgehoben werden.

Denjenigen, welche die Lust schlechtweg für ein Übel erklären und damit eine handgreifliche Ungereimtheit zu begehen scheinen, wird eine Entschuldigung zugebilligt. Sie, Speusipp und die Kyniker, mögen in ihrem Innern selbst nicht so weit gehen; sie glauben aber der übermäßig lustfreundlichen Tendenz der Mehrzahl gegenüber das entgegengesetzte Extrem vertreten zu sollen, und glauben diese dadurch zur löblichen Mitte zurückführen zu können. „Allein eben hierin liegt ihr Irrtum!" Blicken doch die Leute in betreff solcher Fragen mehr auf Taten als auf Worte. Sobald nun diese mit jenen in grellen Widerstreit geraten, verfällt die Theorie mit Inbegriff des Wahren, das in ihr enthalten ist, dem Mißkredit und überdies auch ihre Vertreter der Mißachtung. Wer die Lust verwirft und dennoch gelegentlich offenkundig nach ihr strebt, erzeugt den Eindruck, als sei er ihr ganz und

gar ergeben. „Sind doch feinere Unterscheidungen nicht die Sache der großen Menge."

Eben den Philosophen, welche die Lust für ein Übel erklärten, war erwidert worden, daß doch jedenfalls ihr Gegenteil, das Leid oder die Unlust, der alle zu entfliehen trachten, ein offensichtliches Übel ist: hieraus allein folge schon, daß die Lust ein Gut sei. Dieses Argument gilt dem Stagiriten nicht als völlig beweiskräftig. Es wäre an sich nicht unmöglich, daß beide Glieder dieses Paares von Gegensätzen Übel seien und daß das Gute — der Gedanke liegt dem Urheber der Theorie des Mittleren nahe genug — der zwischen diesen Extremen mitten inne liegende neutrale Zustand sei. Das wäre nicht logisch unmöglich, aber es sei tatsächlich unwahr!

2. Den Lustverächtern stehen die Hedoniker gegenüber, als deren Vertreter Aristoteles, wie unsere Leser bereits wissen, nicht etwa den Gründer der kyrenaïschen Schule, den von ihm geringgeschätzten „Sophisten" Aristipp (vgl. I 339), sondern den ihm persönlich befreundeten, auch um seiner Sittenstrenge willen von ihm gerühmten Astronomen Eudoxos von Knidos nennt (vgl. II 177 f.). Schon diese Wahl seines Gegners zeigt uns, daß er der hedonischen Lehre bei weitem nicht so schroff wie etwa Platon im „Philebos" gegenüberstand. Die also erzeugte Vormeinung wird durch das Schlußergebnis seiner Untersuchung, das also lautet, bekräftigt: „Die Lust ist nicht identisch mit dem Guten, und nicht jede Lust hat man zu wählen; einige Gattungen der Lust verdienen jedoch an und für sich gewählt zu werden; von ihnen sind jene, die es nicht verdienen, teils der Art, teils der Herkunft nach verschieden".

Gemeinsam ist beiden Denkern der Ausgangspunkt ihrer Betrachtung. Diesen bilden nicht irgendwelche Forderungen oder Gebote, sondern Tatsachen — Tatsachen der Menschennatur oder vielmehr der gesamten tierischen Schöpfung. Die wahrscheinlich wörtlich mitgeteilte These des Eudoxos lautet samt ihrer Begründung also: „Alle Wesen, vernunftbegabte wie vernunftlose, streben nach Lust, und diese ihre dahin gerichtete Bewegung tut es kund, daß die Lust für sie das beste ist. Weiß doch jede Kreatur das für sie Gute zu finden, wie sie denn stets ihre Nahrung zu wählen weiß. Das für alle Gute aber und das, wonach alles strebt, ist das Gute überhaupt". Ferner sei das am meisten wünschenswert, was wir nicht aus einem anderen Grunde und um eines anderen Zweckes willen erstreben oder wünschen. Von dieser Art sei aber, wie allgemein anerkannt wird, die Lust. Werfe doch niemand, wenn er sich freut, die Frage auf, wozu er sich freue, weil jeder voraussetzt, daß die Lust oder Freude an und für sich etwas Wünschenswertes ist.

Nun kann nichts bemerkenswerter sein, als daß Aristoteles in der

über diese Lehrmeinung eröffneten Diskussion sich vorerst ganz und gar auf die Seite des Hedonikers Eudoxos stellt. „Nichts (so ruft er mit mehr als gewohnter Emphase aus) besagt der Einwand: dasjenige, wonach alles strebt, ist darum noch nicht ein Gutes. Weit gefehlt; was allen scheint, davon sagen wir mit Recht, daß es ist. Wer diese Bürgschaft unseres Glaubens aufheben will, der wird nichts Verbürgteres an ihre Stelle zu setzen wissen." Spricht Aristoteles — so wird manch einer unserer Leser nicht ohne Erstaunen fragen — hier nicht wie ein Protagoreer? wie ein Vertreter des Satzes: „Aller Dinge Maß ist der Mensch"? Allerdings. Und zwar nicht nur an dieser Stelle, etwa von dem Wunsche getrieben, die von ihm nicht gebilligte, aber geachtete Lehre des Eudoxos gegen untriftige Einwendungen zu schützen. Vielmehr auch an der Spitze und in der Grundlegung der Ethik, wo er sich den Satz „anderer", wohl eben des Eudoxos, zu eigen macht: „Das Gute ist das, wonach alles strebt". Wir rechnen ihm diesen wohlberechtigten „Subjektivismus" gar hoch an. Nichts konnte ihm ferner liegen als die Torheit, Meinungen oder Folgerungen der großen Mehrzahl mit der gegenständlichen Wahrheit zu identifizieren. (Solch eine Mißdeutung legt übrigens das entscheidende Wort des griechischen Originals nicht ebenso nahe wie das deutsche „scheint"). Nicht von abgeleitetem, sekundärem Wissen oder Wollen, sondern von den ursprünglichen, primären Erkenntnissen sowohl als Strebungen der Menschen gilt ihm jenes Wort mit der diesem zugrunde liegenden Einsicht, daß derartige Urphänomene das letzte sind, zu dem menschliches Wissen vordringen und worauf ein Kanon der Lebensführung aufgebaut werden kann.

3. Der Punkt, an dem des Stagiriten und des Knidiers Wege sich scheiden, ist unseren Lesern nicht mehr unbekannt. Nicht auf Lust, sondern auf die von ihr als einem Nebenertrag begleitete Erfüllung der Naturzwecke sei das triebartige menschliche Streben von Haus aus gerichtet. Das Band aber, das die ursprünglichen Triebhandlungen mit Lustempfindungen verknüpft, wird von unserem Philosophen vollauf anerkannt und dort, wo er ein Regulativ des menschlichen Tuns zu schaffen unternimmt, aufs reichlichste verwertet. Allein zerreißt nicht — so kann man fragen — dieses Band an der Stelle, wo die individuelle, die das eigene Selbst betreffende Moral der sozialen Moral den Platz räumt? Worauf gründet doch Aristoteles die von ihm über alles hochgehaltene soziale Tugend oder Gerechtigkeit, die mit Naturzwecken und Naturtrieben so wenig gemein zu haben scheint, wie mit den aus dem Parallelismus der Lustphänomene und der Triebhandlungen sich ergebenden Erwägungen?

Es wäre freilich an sich denkbar, daß Aristoteles darauf verzichtet

hätte, zwischen den in der Gerechtigkeit verkörperten Forderungen der Gesamtheit und dem Eigeninteresse des Einzelnen irgendeine Brücke zu schlagen. Dort die Gesellschaft mit ihren Bedürfnissen und den aus ihnen fließenden Forderungen; hier das Individuum, das durch Lehre und Erziehung, durch Lob und Tadel, durch Strafe und Belohnung jenen Bedürfnissen dienstbar und den aus ihnen sich ergebenden Normen untertan gemacht wird. Allein daß das nicht in Wirklichkeit die Stellung war, die der Stagirit diesem Probleme gegenüber einnahm, erhellt aus mehr als einer Kundgebung seiner Gesinnungen. Wie konnte er dann neben dem positiven oder gesetzlichen auch ein natürliches Recht anerkennen? Noch weniger hätte er jenen uns wohlbekannten überschwenglichen Preis der Gerechtigkeit als der vollendeten, mit wundergleicher Schönheit ausgestatteten Tugend verkünden können (vgl. S. 20). Vor allem aber: die Identifizierung der Gerechtigkeit mit der gesamten Tugend war schwerlich statthaft (vgl. S. 204), wenn im Geiste des Moralphilosophen zwischen den dem Individuum gleichsam von außen aufgenötigten und den seine persönliche Glückseligkeit ausmachenden Tugenden ein unausfüllbarer Abgrund geklafft hätte. Es ist aber dem keineswegs so. Zunächst möchte man eine Naturbasis der sozialen Tugend in dem erblicken, was ein Erzeugnis und ein Ziel der Freundschaft genannt ward: in der Erweiterung des eigenen Selbst, in der Steigerung der Daseinslust durch das Mitempfinden mit anderen und die dadurch bedingte Teilnahme an ihrem Dasein (vgl. S. 232). Was die im eigentlichen Sinne sogenannte „Freundschaft" mit höherer Intensität, aber in geringerer Ausdehnung bewirkt, das muß die Pflege des Sozialgefühls überhaupt in weiterem Umfang und mit einer diesem entsprechenden Gesamtwirkung zur Folge haben. Solch ein Gedanke kann Aristoteles kaum völlig fremd gewesen sein. Allein er verweilt bei ihm so wenig als bei der von uns gelegentlich gestreiften Möglichkeit einer künstlichen „Ausmerzung der Sozialgefühle" (vgl. II 423). Derartige Schulfragen haben seinen in der konkreten Wirklichkeit heimischen Geist niemals beschäftigt. Gilt ihm doch der Mensch in erster Reihe als ein zum „Zusammenleben" bestimmtes, als ein „gesellschaftliches Wesen". Familie, Gemeinde, Staat — das sind die Kreise, in die er jeden Einzelnen gebannt sieht: seine Zugehörigkeit zu diesen Verbänden gilt ihm als ein Grundgesetz der menschlichen Natur; sie kann ihnen nicht entrinnen, ohne ganz und gar nicht nur äußerlich zu verkommen, sondern auch innerlich zu verkrüppeln. So lag für ihn die Naturbasis der Sozialgefühle und der Sozialmoral in der gesellschaftlichen Veranlagung des Menschen, die ihm als eine fundamentale, keiner weiteren Begründung bedürftige, keinem nörgelnden Zweifel zugängliche Tatsache gegolten hat. Das Verhältnis des Menschen aber zu den verschiedenen

Stufen und Formen des Gesellschaftsverbandes wird in dem Vorlesungskurs über „Politik" geklärt und dargelegt, zu dessen Betrachtung wir uns nunmehr wenden.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Staatslehre des Aristoteles.

(Die Vorarbeit, der Bau und die Einleitung des Werkes.)

Soeben lernten wir den Menschen als ein Mitglied der Gesellschaft kennen, sogleich darauf wird er der Mittelpunkt der Lehre vom Staate. Die griechische Sprache unterscheidet die beiden Begriffe nicht, ein sprachlicher Mangel von erheblichem sachlichen Belange. Wir übersetzen bald als „Staat" bald als „Gesellschaft" dasselbe Wort, das im Grunde weder das eine noch das andere bedeutet. Es ist dies das griechische „polis" mit seiner Sippe. So sehr ist die „Stadt" dem Hellenen der Typus nicht nur jeder staatlichen, sondern auch jeder geselligen Vereinigung. Selbst das Familienleben der Tiere heißt unserem Philosophen ein „politisches", nicht minder ihr Zusammenwirken zu gemeinsamen Zwecken, gleichviel (das fügt er ausdrücklich hinzu) ob jene Tiergemeinschaften unter je einem Oberhaupte stehen wie die Bienen, oder eines solchen ermangeln wie die Ameisen, also sogar dann, wenn die Analogie mit menschlichen Staatswesen die allerschwächste ist.

Daß der Grieche seinen Staat nur in der Gestalt des „Stadtstaates" kannte, das hat die Eigenart seiner Kulturentwicklung aufs nachhaltigste beeinflußt und zugleich den frühen Untergang hellenischer Selbständigkeit mit verschuldet. Daß aber eine Grenzlinie zwischen Staat und Gesellschaft kaum vorhanden war und der Staat in Wahrheit sich an die Stelle der Gesellschaft gesetzt hat, das ist nur ein anderer Ausdruck dafür, daß die Gebiete des Rechtes und der Sitte, des Erzwingbaren und des Freiwilligen nichts weniger als streng geschieden waren. Das erhellt wieder deutlich aus der Verwendung eines Wortes für die zwei Dinge. Nómos, so heißt ein jeder, auch der folgenärmste und gleichgültigste Brauch, z. B. eine Haar- oder Barttracht, desgleichen aber auch das vom bittersten Ernst begleitete, selbst das Leben heischende Gesetz, z. B. die Verpönung des Mordes. Am wenigsten hat solch eine Scheidung in den Idealen eines Platon und Aristoteles Platz gegriffen. Ihnen hat Sparta mit der lykurgischen Zucht als Musterstaat gegolten, als der ernstlichste Versuch annähernder Verwirklichung ihres

Ideals universeller Reglementierung. Haben wir doch, platonischen „Staat“ zurückzugreifen, erst kürzlich Stagirit ebenso wie das Erziehungswesen auch die „ führung“ von der staatlichen Autorität geregelt und Der Gedanke ist ihm völlig fremd, daß individuelle Fr der Freiheit zu irren zu den wünschenswerten Ding nicht nur die Staatsgewalt selbst allezeit in fehl sondern daß, auch davon abgesehen, die Spontaneit die mit ihr verbundene Mannigfaltigkeit der Situat Güter von unschätzbarem Werte sind. Das einzu nischen Demos, seinem Führer Perikles und d den Geschichtschreibern, Thukydides, vorbeha

2. An weit ausgreifenden Zurüstungen zur Sc lehre hat es Aristoteles nicht fehlen lassen. zu sagen, daß ihn sein starkes historisch-poli dieses Bereich gehörigen Tatsachen unablässig verarbeiten ließ, und daß ein Teil dieser Arbeite Politik“ zugute kam (vgl. S. 25). Das gilt ni logischen, an die Geschichte der Heiligtümer u knüpften Untersuchungen, noch weniger von der Studie über strittige Gebiete („Die territori Staaten“), wohl aber von dem gewaltigen, „Po werke, dessen auf Barbarenstaaten bezüglich Rom und Karthago in den Kreis der Betr Gliederung dieses Werkes, wie sie aus dessen tigsten Bestandteil hervorgeht (vgl. S. 20), Neueren bei derartigen Darstellungen verw historischen von einem statistisch-antiquarisc jener beschäftigt sich mit dem Werden, diese zerfällt auch die athenische „Politie“ in zwei sc erster die Verfassungsgeschichte Athens, übrig ohne ängstliche Beschränkung auf das Allerwe dem zweiten Hauptteil die Schilderung der einrichtungen mit Inbegriff der Verwaltung in das Detail ihrer Funktionen herab vorb all dieser historisch-politischen Studien u Spekulation haben auch einige der verlore nämlich ein Teil des umfangreichen Ges der Staatsmann“ betitelte und das Muster e in Briefform abgefaßte, an Ale Königtum“ und ein vielleicht

Untergang geweiht werden, dann
·t und in ihrem Bestand gesichert
·ses und das sich ihm eng an-
e greift auf den in Buch IV ent-
n Differenzierung der Hauptver-
welcher der Anlaß zu einer Um-
n ist. Doch entbehrt eine solche
ıat sich auch nicht ohne die ge-
rte Textesgestalt bewerkstelligen
ihr Urheber so sehr Relativist
r unbefangenen Sachlichkeit, die
vertieft er sich in die Eigenart
l späht nach den Mitteln, jeder
zu verleihen und sie vor den
vahren. Sogar der mit unver-
ın" empfängt seinen Anteil an
·iner Gewaltherrschaft frommen-

:en spricht, läßt uns ermessen,
ng eines eigenen Staatsideales
ıgen: der Inhalt von Buch VI
VIII unvollendet geblieben
totelischen Geistes wirken hier
· Anpassungsfähigkeit, zu arm
·r den Schöpfern neuer Ideale

·mik gegen Platon. Hatte
in den Begriffen des Königs,
ters hervorgehoben, so betont
rschiedenheit all dieser Ver-
·h hier, die Analyse schaffen,
:ıe einfachsten Bestandteile".
· durch den Fortpflanzungs-
das Kontrastpaar des Herrn
·ıen das zum Gebieten be-
ıtz von Mann und Weib
\us diesen zwei Gemein-
·sem geht das Dorf hervor,
·tadt oder der Staat. Mit
·ens erreicht. Er entsteht
·lung des „Gut-Lebens".

aristotelischen Staatsideals, angekündigt. In Übereinstimmung damit wird bald nach dem Beginn des Buches IV auf eine Behandlung der — der besten Verfassung am nächsten stehenden — „Aristokratie“, die sich dort nicht findet, zurückgewiesen. Es gab also eine Zeit, in der der Vortragskurs ganz anders und, wir dürfen hinzufügen, weit weniger zweckmäßig gestaltet war. Man darf füglich voraussetzen, daß der Vortragende sein Staatsideal damals nur in einer wenig umfangreichen Skizze entwickelt hat. Jetzt nimmt die überdies der Vollendung ermangelnde, ja nicht über die Erziehungsfrage hinaus gediehene Darlegung dieses Ideals die ganzen zwei letzten Bücher ein, fast ein Viertteil des ganzen Werkes. Das mußte für Aristoteles Grund genug sein, diese Partie von der früher für sie in Aussicht genommenen Stelle wegzurücken, während die Herausgeber seiner Vorlesungen jene derzeit irreleitenden Vor- und Rückverweisungen zu tilgen unterlassen haben.

Welche Absicht aber mochte ihn einstmalen dazu bewogen haben, seinen idealen Staats- und Gesellschaftsentwurf und wohl um seinetwillen auch die Staatsideale anderer nebst den ihnen nahestehenden Musterverfassungen in einem so frühen Studium des Vortragskurses zu behandeln? Das vermögen wir nicht mit Sicherheit zu sagen. Vielleicht war er auch hier der Jünger seines Meisters. Platon war, wie unsere Leser sich erinnern (vgl. II 390/1), bisweilen geneigt, die „Rangfolge“ und die „Zeitfolge“ der Verfassungen in einen einigermaßen phantastischen Zusammenhang zu bringen, die Staatsordnungen der nicht allervorzüglichsten Art durchweg als Entartungen des Ursprünglichen und Vollkommenen anzusehen und zu diesem Behuf sogar seinem eigenen, nirgendwo verwirklichten Idealstaat „bald das patriarchalische Königtum bald eine diesem entsprechende Aristokratie“ unterzuschieben. Sollte nicht auch Aristoteles einst von ähnlichen Gedanken geleitet worden sein? Dann ist er auch hier Platoniker gewesen, ehe der Asklepiade in ihm den Sieg davongetragen hat. Dieser, der Empiriker, hat nämlich die Diagnose der Therapie vorangeschickt, vorerst die historischen Durchschnittsverfassungen geschildert, an ihren Unvollkommenheiten Kritik geübt und erst an diese seine auf Besserung und Vervollkommnung abzielenden Vorschläge gereiht.

Die Bücher IV—VI verbindet der engste Zusammenhang. Die Musterung der verschiedenen Verfassungsformen macht in IV nicht bei den Haupttypen halt, sondern erstreckt sich auch auf mannigfache Unterarten und Varietäten. Sie mündet in eine vergleichende Darstellung der staatlichen Gewalten und der Gestalt, die sie in den unterschiedlichen Verfassungsformen gewonnen haben. Buch V kann man im Gegensatz zu der sonst vorwaltenden statischen Betrachtungsweise die Lehre von der politischen Dynamik nennen. Wie Verfassungen sich wandeln, wie

zur Erfindung und Verwertung des Geldes dargelegt. Allein trotz der klaren Einsicht in die unerläßliche Vermittlerrolle des Geldes wird der Menschenklasse, die dieser Vermittlung obliegt, von allem Anfang an mit sichtlicher Ungunst begegnet. Geringschätzige Worte, wie sie unserem „Krämertum“ und „krämerhaft“ entsprechen, dienen zur Bezeichnung des großen nicht weniger als des kleinen Handelsbetriebes. Es folgt das, was man eine Verurteilung des Merkantilismus nennen könnte. Die einen, so heißt es nämlich, erblicken den Reichtum in der „Menge des Goldes“; die andere und offenbar bevorzugte Ansicht geht dahin, das Geld sei „leerer Tand“, sein Wert ein willkürlicher, da jede Änderung des Münzfußes ihn antastet und sogar jemand Geld im Überflusse besitzen und zugleich, wie Midas in der Sage, Mangel am Notwendigsten leiden kann.

Das ungezügelte Streben nach Gelderwerb habe auch darin seinen Grund, daß es den Menschen mehr um das Leben als um das Gut-Leben zu tun ist, und daß man selbst das letztere in der Fülle leiblicher Genüsse zu erblicken pflegt. So sei es gekommen, daß man jedes menschliche Vermögen zu widernatürlichem Zwecke, nämlich zum Gelderwerb, verwendet. Sogar die, damals vielfach von Condottieri geübte, Kriegskunst und die Heilkunst, von denen die erstere den Sieg, die letztere die Gesundung zu schaffen bestimmt ist, werde in den Dienst bloßer Erwerbszwecke gestellt. Hier waltet eine Strömung, die in unseren Tagen in Emil Steinbachs Versuch, die berufliche Entlohnung von dem Erwerbsstreben zu sondern, wieder aufgelebt ist. Wenn ferner Aristoteles die handelsgeschäftliche Finanzkunde „mit Recht übel berufen“ nennt, weil der durch sie geförderte „Erwerb kein naturwüchsiger“ sei, so wird man an die Ausfälle moderner Sozialisten gegen das Schmarotzertum des Zwischenhandels erinnert. Unverständlich bleibt es hierbei freilich, wie das unmittelbare Tauschgeschäft durch das wirtschaftliche Ergänzungsbedürfnis legitimiert wird, während die Handelsvermittlung, der dieselbe Aufgabe zwischen den räumlich Getrennten zu erfüllen obliegt, und das ihr dienende Geldgeschäft, ein „mit bestem Grunde verhaßtes“ heißt. Dahin gehört auch die Mißbilligung des Geldzinses mit der erstaunlichen (von Jeremias Bentham witzig verspotteten) Begründung, die sich an die griechische Bezeichnung des Zinsbegriffes heftet. Diese lautet nämlich: „das Junge“. Wie das Muttertier ein Junges gebiert, so wirft das entliehene Kapital den Kapitalzins ab. Widernatürlich wird nun diese Benutzungsweise des Geldes gescholten, weil sie „die Münze selbst in einer ihre Bestimmung verkehrenden Weise zum Erwerbsmittel macht“ und „der Zins ein von dem (in Wahrheit unfruchtbaren) Geldstück geborenes Geldstück ist“. Dabei übersieht der sonst so scharfsinnige Zergliederer, daß das Geld zwar zumeist die Gewandung des

Leihgeschäftes abgibt, keineswegs aber seine Wesenheit ausmacht. Kann sich doch ein solches in der Hauptsache ganz gleichartig dort abspielen, wo die Naturalwirtschaft noch nicht von der Geldwirtschaft verdrängt ist. So wenn der wohlhabende Bauer dem notleidenden Nachbar Saatkorn oder Ackergeräte leihweise überläßt und für den zeitweiligen Entgang dieser Produktionsmittel eine Entschädigung, allenfalls in der Gestalt von also erzeugten Feldfrüchten, in Anspruch nimmt.

Je geringer freilich die Überzeugungskraft dieser Argumente ist, um so deutlicher offenbaren sie uns die tiefgewurzelte Abneigung, die der Stagirit gegen die Maßlosigkeit des Erwerbstriebes gehegt hat. Nicht mit Unrecht sah der Freund der altgriechischen, auf dem Übergewicht des Grundbesitzes ruhenden Lebensordnung in der wachsenden Bedeutung des mobilen Kapitals einen jenen Idealen feindseligen Einfluß. Auch war der Vorwurf der Unnatur kein völlig grundloser. Nicht das Vermittlergeschäft des Händlers freilich, nicht die Entrichtung einer Leihgebühr für das Darlehen durfte mit Fug „widernatürlich" heißen, wohl aber die jedes Verhältnis der Geldanhäufung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse aus den Augen verlierende, bis zur Unersättlichkeit gesteigerte Intensität der Erwerbsgier.

6. Nach diesen Gefühlsergüssen kommt von neuem der leidenschaftslose Einteiler zum Wort, der zuvörderst die praktische Finanzkunde in ihre Unterarten zerfällt, und zwar in die Lehre 1) vom Viehstand, 2) von der Bodenbestellung, 3) von der Bienenzucht und der sonstigen Behandlung nutzbarer Tiere. Dabei wird auf Spezialschriften verwiesen, wie es deren schon über den Ackerbau, über den Öl- und Weinbau u. dgl. m. gegeben hat (vgl. I 311). Die den Austausch betreffende Finanzkunde umfaßt 1) den Handel in seinen drei Gestalten: dem Land-, dem Seehandel und der Warenfeilbietung; 2) das Leihgeschäft, 3) den Lohnverdienst, der seinerseits nach den Gesichtspunkten der qualifizierten und der nichtqualifizierten Arbeit unterschieden wird. Eine Mittelstellung zwischen der „naturgemäßen" und der den Tausch betreffenden Finanzkunde soll die Lehre von den Erderzeugnissen einnehmen, die nicht als Früchte zu genießen, wohl aber anderweitig zu verwerten sind; dahin gehöre der Holzschlag und jede Art von Grubenbearbeitung. Das Ende der kurzen Darstellung bildet die Erwähnung geschickter finanzieller Streiche von der Art jenes Ölmonopols, das sich in Ionien Thales (vgl. I 39/40), und eines Eisenmonopols, das ein gewitzter Kaufmann sich einst in Sizilien zu schaffen wußte.

Von den Fragen des materiellen Erwerbes, deren Detailbehandlung er „lästig" nennt, kehrt Aristoteles gern zu dem, man darf sagen ethisch-politischen Teil der Hauswirtschaftslehre zurück: zu der Stellung des

Vaters, des Gatten und des Herrn. Die väterliche Gewalt wird rationell begründet durch den Hinweis auf „das höhere Alter und die größere Reife" des Erzeugers. Heißt diese Herrschaft eine „monarchische," so wird die Überordnung des Ehegatten mit Worten bezeichnet, die bald an die Stellung eines „verfassungsmäßigen" Oberbeamten, bald an jene eines „Protektors" anklingen. Auch der Gedanke an Ausnahmen von dieser Regel, das heißt einerseits an die abnorme Erscheinung des Mannweibes, andererseits an jene des weibischen Mannes, wird nicht ferngehalten. Der sokratische Glaube an die völlige Gleichartigkeit von Mann und Weib und darum auch der an sie zu stellenden moralischen Forderungen gilt ihm als eine Illusion, die alsbald zerfließt, wenn man das Gebiet vager Allgemeinheiten verläßt und den Blick auf das einzelne richtet. Ein Weib z. B. würde mit Recht für dreist gelten, wenn ihre Bescheidenheit nicht weiter reichte als die des anständigen Mannes, ein Mann für feig, wenn seine Tapferkeit nicht größer wäre als die eines mutigen Weibes. Des Sophisten Gorgias Versuch, spezifische Tugenden für Männer, Frauen, Kinder usw. anzuerkennen, wird demgemäß im Gegensatz zu Platons Spott über den „Schwarm von Tugenden" (vgl. II 297) als ein wohlberechtigter betrachtet. Die Frage aber nach den Tugenden des Sklaven und nach dem Verhältnis des Herrn zu diesem überhaupt leitet uns zu dem großen Problem der Sklaverei über, dessen Behandlung einen besonderen Abschnitt in Anspruch nimmt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die aristotelische Staatslehre.

(Die Sklavenfrage, Griechen und Barbaren; Banausen.)



Wir haben Aristoteles dort, wo er die Hauptbeschäftigungen der Menschen durchmustert, unter den Abarten der Jagd auch den Sklavenfang oder die Menschenjagd erwähnen sehen (vgl. auch II 167). Und zwar nicht, wie man vermuten sollte, mit einem Aufschrei des Entsetzens. Ganz im Gegenteil, mit dem Ausdruck voller Billigung, insoweit solches Los diejenigen trifft, „die von der Natur zum Dienen bestimmt sind und dieser ihrer Bestimmung widerstreben." Gereicht doch auch ihnen selbst die Unterjochung zum Segen! Dabei handelt es sich, wohlgemerkt, nicht etwa lediglich um Menschen von anderer Hautfarbe oder auch nur um Träger stark ausgesprochener Rassenmerkmale, Umstände, die solch einen Wahn, wenn

nicht rechtfertigen, so doch erklären helfen könnten. Die Hauptmasse der Sklaven in Hellas stammte aus Kleinasien und den Pontusländern. Typische Sklavennamen wie Manes und Daos weisen uns in den thrakisch-phrygischen Sprachenkreis und mithin, insofern die Sprachgemeinschaft einen Schluß auf Stammesverwandtschaft zuläßt, in den eranischen Zweig der indo-europäischen Völkerfamilie. Daß ein Mann von der Geisteshöhe und der humanen Gesinnung, die im übrigen der Stagirit bekundet, solch einer Täuschung unterliegen, daß er die niedrigere Kulturstufe manch eines Volkes mit seiner Unfähigkeit zur Kultur und vor allem, daß er die Wirkungen der Sklaverei mit ihren Ursachen verwechseln konnte, ja darin einen ausreichenden Rechtstitel der Gewalttat und des Menschenraubs erblickte — welch eine eindringliche Mahnung zur Selbstbescheidung und zur Selbstkritik liegt nicht in diesem ungeheuerlichen Irrtum! Er ist um so denkwürdiger, da die Berechtigung der Sklaverei längst angefochten und die Frage, ob diese Institution auf natürlichem Recht oder auf bloßer Satzung und Willkür beruhe, eine in den Philosophenschulen und selbst auf der Bühne bereits vielfach verhandelte war (vgl. I 325 f.; II 12 f., 131). Von diesen Zweifeln ist denn auch der Verfasser der „Politik" so wenig unberührt geblieben, wie von den ihnen entsprechenden Anwandlungen kosmopolitischen Sinnes und allgemein menschlichen Empfindens (vgl. S. 226 f.). Nichts lehrreicher daher, als den Kampf dieser einander grell widerstreitenden Meinungen und Gesinnungen im Geist und Gemüt unseres Philosophen zu verfolgen.

Die Argumente der Anwälte und der Gegner der Sklaverei werden gegeneinander ins Feld geführt. Die ersteren ergehen sich in langatmigen Betrachtungen über die allenthalben in der äußeren Natur wie in der Menschenseele vorhandene Über- und Unterordnung herrschender und dienender Elemente. Die Gegner — das erfahren wir aus diesem Redeturnier — haben zum Teil schon die Waffen des späteren Naturrechts gehandhabt. Gegen das positive Recht der Sklavenbesitzer haben sie nämlich ein höheres und unveräußerliches Menschenrecht angerufen. Denn das heißt es doch, wenn Aristoteles sie dem geltenden Gesetze gegenüber den „Einspruch wegen Gesetzwidrigkeit" erheben läßt. Mittelst dieser Klageform hat man zu Athen die Zulässigkeit eines Antrags und desgleichen die Rechtsbeständigkeit eines schon gefaßten Volksbeschlusses bestritten, indem man seine Unvereinbarkeit mit einer allgemeineren Gesetzesnorm nachzuweisen sich bemühte — nicht viel anders als wie heutzutage der oberste Bundesgerichtshof der amerikanischen Union ein gegen eine Verfassungsnorm oder ein Grundrecht der Bürger verstoßendes Spezialgesetz außer Kraft zu setzen befugt ist. Ist es doch empörend (so läßt der Philosoph jene Vorkämpfer der Menschen-

rechte ausrufen), daß die bloße Übermacht genügen soll, um den Raub der Freiheit zu einem berechtigten zu machen! Sei es ja im letzten Grunde bloß das Recht des Stärkeren, die im Kampf betätigte Überlegenheit der Macht, vermöge deren die einen zu Sklaven, die anderen zu Herren geworden sind!

Hier läßt sich Aristoteles zu einer Einräumung herbei. Es gebe allerdings neben der natürlichen auch eine bloß auf Satzung beruhende Sklaverei. Das sei diejenige, die nicht auf dem Wertunterschied der beiden Menschenklassen, sondern bloß auf den Zufällen des wechselnden Kriegsglückes beruht. Doch beeilt er sich, dieses Zugeständnis einzuschränken, indem er im Recht der Eroberung ein moralisches Element erspäht, und, vielleicht eines heraklitischen Wortes eingedenk (vgl. I 59/60), mit Nachdruck hervorhebt. Die äußere Übermacht beruhe zumeist auf inneren Vorzügen, so daß die Gewalt nicht jedes edleren Bestandteiles bar zu sein pflegt. Auf der anderen Seite freilich lasse sich nicht leugnen, daß der Ursprung und Anlaß eines Krieges ein ungerechter und damit, das muß man hinzufügen, der aus ihm erwachsene Rechtstitel ein hinfälliger sein könne. Und wieder: wenn die Unterlegenen eben durch ihre Niederlage einen Beweis der Inferiorität erbracht haben, so folge daraus noch nicht, daß auch ihre Nachkommen an dieser Inferiorität teilnehmen, und darum der Freiheit unwürdig sind. Die Vererbung der Eigenschaften sei zwar eine Regel, aber keine ausnahmslose; die Natur besitze diese Tendenz, vermöge sie aber nicht mit unverbrüchlicher Strenge zu verwirklichen.

2. Man sieht, der Fürsprecher der Sklaverei hat sich seine Aufgabe nicht eben leicht gemacht. Nicht das Ungefähr des Schlachtenglückes, nicht der Zufall der Geburt — der Abstammung von Kriegsgefangenen — soll die Bestimmung zur Sklaverei in einwandfreier Weise erhärten können. Auch das Merkmal der äußeren Erscheinung läßt uns oftmals im Stich. Denn die Natur will freilich die zu Knechtsdiensten und die zu höheren Leistungen Geeigneten äußerlich unterscheiden. Aber auch diese Tendenz gehört zu denjenigen, die sich nicht immer durchzusetzen vermögen. Wo sollen wir also das Kennzeichen suchen, das die „von der Natur der Sklaverei Geweihten“ von den zur Freiheit Bestimmten untrüglich und unzweideutig scheidet? Fast schämen wir uns, die Antwort auf diese Frage niederzuschreiben. Nach all den subtilen Unterscheidungen, nach all den sinnreichen Reden und Widerreden erfolgt kein anderer als der plumpe Bescheid: „Griechen diene stets der Fremde; wir sind Freie, Knechte sie“! Das Dichterwort (vgl. II 16) wird billigend angeführt und sein Inhalt auf den einfachsten Ausdruck gebracht: „Barbarentum und Sklaventum sind von Natur identisch“.

Ich weiß nicht, wie es anderen ergeht; uns versetzt dieser Ausspruch in starres Staunen. Die gesamte Menschheit mit alleiniger Ausnahme der Griechen soll zur Knechtschaft, doch wohl zur ewigen, bestimmt sein!

Sein Volk für das vorzüglichste von allen zu erklären, das war allerdings nicht nur sein persönliches gutes Recht. Daß die Hellenen in Kunst und Wissenschaft weitaus den ersten Rang einnahmen, daß die Vereinigung auch nur annähernd so großer Vorzüge mit freien Staatseinrichtungen nirgendwo anzutreffen war, um das zu erkennen bedurfte es keiner nationalen Befangenheit. Wohl aber mögen wir lächeln, wenn wir eine schematische Verallgemeinerung wie die folgende lesen: „Die Völker des kalten Nordens und Europas sind mutvoll und darum im ungestörten Besitz ihrer Freiheit, aber sie ermangeln der Intelligenz und der Kunstfertigkeit; deshalb entbehren sie guter Staatseinrichtungen und sind unfähig, ihre Nachbarn zu beherrschen. Die Orientalen hingegen zeichnen sich durch Intelligenz und Kunstfertigkeit aus, doch fehlt es ihnen an Tapferkeit; darum sind sie immerdar beherrscht und geknechtet. Das Griechenvolk aber hat, gleichwie sein Land eine Mittellage einnimmt, so auch an beiden Anteil. [Man beachte den Ansatz zu anthropo-geographischen Ableitungen, vgl. I 250, desgleichen den Anklang an die Doktrin des Mittleren.] Es ist zugleich mutvoll und intelligent. Darum bewahrt es seine Freiheit, besitzt die besten Staatseinrichtungen und vermöchte, wenn es einer einheitlichen Verfassung teilhaft wäre, über alle zu herrschen".

Daß die Völker Europas der Fähigkeit, über ihre Nachbarn zu herrschen, nicht durchaus und für immer entrieten, daß das griechische Klima und der ihm angeblich entstammende Volkscharakter keine Bürgschaft gegen Eroberung und Fremdherrschaft boten, beides zugleich hätte den Stagiriten der Blick in eine, ach so nahe Zukunft lehren können, die das stolze Hellas in Achaia, in eine winzige Provinz des römischen Weltreichs verwandelt hat! Das Merkwürdigste an dieser in jedem Betracht so merkwürdigen Äußerung ist die zuversichtliche Erwartung, daß dem Griechenvolk die Weltherrschaft zufallen könnte, wenn es seiner staatlichen Zersplitterung entsagte. Um sich diesem Ziel zu nähern, um zum mindesten die nationale Unabhängigkeit zu wahren, dazu gab es — so sollte man meinen — für denjenigen, dem jeder Gedanke an die dauernde Vereinigung der Griechen unter einer monarchischen Herrschaft unendlich fern lag, ja dem das Emporkommen des Königtums schon durch die nivellierende Bildung des Zeitalters als ausgeschlossen galt, nur einen Weg: die Schaffung eines Bundesstaates. Und da ist es denn wahrhaft erstaunlich, daß der Autor der „Politien", der in diesen föderale nicht weniger als Einzelverfassungen eingehend behandelt hat, in der „Politik" des Föderativstaates kaum die flüchtigste Erwähnung tut.

3. Doch, um zu unserem Hauptthema zurückzukehren: an der soeben angeführten Stelle wird der Anspruch Griechenlands auf politische Vorherrschaft behauptet und angeblich erwiesen, nicht sein Anspruch auf Knechtung jedes beliebigen Teiles der gesamten barbarischen, d. h. nichtgriechischen Menschheit. Je genauer wir darüber nachdenken, um so unfaßbarer wird uns dieser Anspruch. Nationale Überhebung, nationalen Dünkel im weitesten Maße zugegeben: wie stimmt solch ein über die ganze Barbarenwelt ausgesprochenes Verwerfungsurteil auch nur zu der von Aristoteles selbst geäußerten warmen Anerkennung „barbarischer" Leistungen, wie z. B. die karthagische Verfassung eine ist? Stellt er diese doch so hoch, daß er ihre Schilderung unmittelbar an jene der zwei griechischen Musterverfassungen (der lakonischen und der kretischen) anreiht, die drei Verfassungen „einander nahe stehend" und alle übrigen „weit überragend" nennt, mit Ausdrücken des Lobes wie „gut", „vorzüglich", „wohlgeordnet" keineswegs kargt und der dieses Urteil erhärtenden Darstellung einen ganzen Abschnitt widmet. Und trotzdem soll jedes einzelne Mitglied dieses hervorragenden Staatswesens zur freien Selbstbestimmung unfähig, von der Natur zur Sklaverei bestimmt, ein die „Fähigkeit des Überlegens" ganz und gar entbehrendes, ja ein „durchaus geringwertiges Wesen" sein!

Womöglich noch greller ist der Widerspruch, in den sich Aristoteles verstrickt, indem er als das wirksamste Mittel der Sklavenerziehung den Lohn betrachtet, der ihnen insgesamt für ihr Wohlverhalten in Aussicht zu stellen sei: die Freilassung nämlich. Wie kann der Philosoph — so hat man längst gefragt — den von der Natur zur Sklaverei Bestimmten dieser seiner Bestimmung jemals entfremden, wie kann er andererseits ein etwaiges, die allgemeine Regel durchbrechendes Ausnahmswesen bis zur fernen Stunde der Freilassung in Knechtschaft erhalten wollen? Vielleicht hätte der Stagirit mit einer abschwächenden Version seiner Lehre geantwortet. „Wenn ich den Nichtgriechen — so etwa mochte er erwidern — einen geborenen Sklaven genannt habe, so wollte ich damit eine allgemeine Präsumtion ausdrücken. Der Einzelfall mag ja immerhin, zumal unter dem Einfluß einer lebenslangen Erziehung, zu deren erfolgreichsten Mitteln eben die Verheißung eventueller Freilassung gehört, jene Präsumtion Lügen strafen." Solch eine mildernde Deutung scheint geradezu durch dasjenige gefordert, was wir früher über die bloß auf Satzung beruhende neben der natürlichen Sklaverei vernommen haben. Nicht minder durch die gleichfalls erwähnte Annahme einer gelegentlichen Nichtvererbung jener Inferiorität, welche die Vorfahren der Freiheit beraubt und ihrer unwürdig gemacht hat. Wollte der Verfasser der „Politik" beidemal nur von Griechen sprechen, die von dem Los der Sklaverei betroffen wurden, so hätte er

das gewiß ausdrücklich bemerkt und sich mit ebenso deutlichen Worten wie Platon lediglich gegen die Versklavung griechischer Kriegsgefangener gewendet (vgl. II S. 404).

4. Eine gewisse Lockerheit des Ausdrucks werden wir überhaupt anerkennen und zur Lösung der sonst völlig unlösbaren Widersprüche verwenden dürfen. Derartiges ist bei Aristoteles keineswegs unerhört. Gebraucht er doch z. B. — um einen der grellsten Fälle anzuführen — den bedeutsamen Kunstausdruck „ungeschriebenes Gesetz" bald im Sinne des Gewohnheits-, also eines Teiles des positiven Rechtes, bald in jenem des natürlichen, allem positiven geradezu entgegengesetzten Rechtes. So bedeuten ihm denn die Worte „Barbar" und „barbarisch" mitunter lediglich primitive, jedes Kulturfortschritts bare, aller Verfeinerung entbehrende Nationen und Einrichtungen. Wo er z. B. von der Sklavenstellung der Frauen bei Barbaren und von ihrer Ursache handelt (vgl. S. 249), oder wo er altertümliche Gesetze „allzu einfältig und barbarisch" nennt, dort kann er unmöglich an Kulturvölker wie Karthager und Ägypter, Babylonier oder Perser denken. Doch nimmt er sich nicht die Mühe, diese Bedeutung von der anderen und gewöhnlicheren zu sondern. Ja diese Lockerheit der Sprache bahnt bald einer anderen und wahrhaft beklagenswerten Lockerheit, jener des Gedankens den Weg. Da minder kultivierte Völkerschaften das Hauptkontingent zu der im damaligen Griechenland vorhandenen Sklavenschaft gestellt hatten, da ferner der Zustand der Knechtschaft selbst den Charakter zu verderben nicht wenig geeignet ist, so werden die der Unkultur entstammenden und die durch die Sklaverei erzeugten schlimmen Eigenschaften zu einer Mißbeschaffenheit zusammengerührt, die bald „sklavenhaft", bald „barbarisch" heißt und überdies nicht selten so behandelt wird, als ob sie allen Nichtgriechen ohne Ausnahme gemein wäre!

„Niedrig, unmännlich" und „sklavenartig", das sind Ausdrücke, die auch vor Aristoteles als gleichwertig gebraucht wurden. Allein sie verkörperten nur die Ergebnisse der Beobachtung sowohl als des naiven Vorurteils; niemand erhob den Anspruch, darauf eine Rechtfertigung der Sklaverei zu bauen. Um nichts mehr wollte die populäre Zusammenfassung aller Nichtgriechen als Barbaren eine philosophische Theorie liefern und die Zweiteilung der Menschheit auf eine wissenschaftliche Grundlage stellen. Die Zweiteilung des Menschengeschlechtes! Diese hat dem Stagiriten der um ein Jahrhundert jüngere große alexandrinische Gelehrte Eratosthenes mit harten Worten vorgeworfen. Besser sei es, die Menschen nach ihren Vorzügen und Mängeln einzuteilen; seien doch viele unter den Griechen schlecht, viele unter den Barbaren feingebildet und im Besitz bewundernswerter Staatseinrich-

tungen. Mittlerweile war eben, so wird mancher unserer Leser urteilen, die hellenistische Epoche angebrochen. Die Folgen von Alexanders Siegen, vor allem die Gründungen von national gemischten Städten, wie eben Alexandrien eine war, hatten der Theorie seines Lehrers den Boden entzogen. So wahr das ist, es ist nicht die ganze Wahrheit. Es hat tiefere Geister gegeben, die nicht erst dieses Anschauungsunterrichts bedurften, um sich von dem Banne des nationalen Dünkels zu befreien, diesen mit beißendem Spotte zu geißeln, ja „die Zweiteilung" unserer Gattung mit denselben Worten und mit demselben Eifer wie Eratosthenes zu bestreiten. Wie unstatthaft ist es doch, „Nationen, die sich nicht kennen, die nicht miteinander verkehren und in nichts übereinstimmen, mit einem Namen ‚Barbaren' zu heißen und dann um dieser einen Benennung willen vorauszusetzen, daß sie eine Klasse bilden . . . . Sollten nicht, gleichwie die Griechen sich allen übrigen entgegensetzen, irgendwelche andere verständige Geschöpfe, wie es etwa die Kraniche sein mögen, sich in Hochmut blähen und allen übrigen Lebewesen gegenüberstellen, so daß die Nichtkraniche insgesamt mit Inbegriff des Menschen in eins zusammengefaßt und allenfalls ‚Bestien' benamst würden?" Der dies schrieb, war Platon im „Staatsmann"!

Es darf uns wundernehmen, daß der Schüler solch eine Warnung seines großen Meisters überhört hat. Was ihn jedoch in den Niederungen des Vor- und Erburteils zurückhielt, das war diesmal nicht nur die uns so wohlbekannte Neigung zur Anbequemung an das Herkömmliche. Der Rassenhochmut stellte sich in den Dienst seiner Apologie der Sklaverei, gleichwie diese im Dienst seines Staatsideals gestanden hat.

5. Dieses sein Staatsideal schloß eine Bürgerschaft in sich, die volle Muße besitzt, sich den Staatsgeschäften zu widmen, mit anderen Worten, eine wenngleich zahlreiche Aristokratie, die zum allermindesten eine Banausenschaft als Komplement erheischte. Eine politisch rechtlose, von den Bürgern abhängige und auf ihren Schutz angewiesene Klasse von Ackerbauern und Gewerbsleuten, allenfalls unterstützt von fremden und geduldeten, handeltreibenden Beisassen — das war für Aristoteles wie für Platon im „Staat" die unentbehrliche Grundlage, auf der allein der Oberbau einer freien und edlen Bürgerschaft sich erheben konnte. Als ein nicht völlig unerträglicher, aber von seinem Ideal gar weit entfernter Notbehelf galt ihm eine Demokratie wie jene, in deren Mitte er lebte, die athenische. Hier nahm das Banausentum an der Regierung Anteil; aber für die niedrigsten, für die eigentlich knechtischen Verrichtungen ward selbst dieses Handwerker- und „Marktvolk" als zu gut erachtet. Die Sklaverei, das schien ihn die tägliche Erfahrung nicht weniger als die philosophische Spekulation zu lehren, ist unent-

behrlich. Solange wir in der wirklichen und nicht in einer Märchen- oder Traumwelt leben, wird es, so urteilte er, Dienstleistungen geben, die mit der Stellung politisch oder auch nur persönlich freier Staatsgenossen schlechtweg unvereinbar sind. Anders stünde es, wenn die Geschöpfe der dichterischen Einbildung Wahrheit wären, „wenn die Bildsäulen des Dädalos und die Dreifüße des Hephästos sich von selbst bewegten, und in ähnlicher Weise auch die Webstühle von selber webten, überhaupt jedes Werkzeug auf Geheiß oder diesem zuvorkommend seine Leistung vollzöge.“ Ein moderner Leser kann kaum umhin, hier an die Triumphe der angewandten Naturwissenschaft und an unser Maschinenwesen zu denken, welches das in Wirklichkeit verwandelt hat, was einem der weisesten Griechen als ein Typus des Unmöglichen gegolten hat. Auch die Hoffnung mag uns angesichts dieses Kontrasts beschleichen, daß die fortschreitende Befreiung der Menschen von der Notwendigkeit rein mechanischer, wenig mehr als bloße Körperkraft erfordernder Arbeiten im Verein mit den dem Altertum unbekannten Behelfen der Repräsentativ-Regierung die gedeihliche Teilnahme der Massen am Staatsleben mehr und mehr ermöglichen wird.

Eine fundamentale Einrichtung, auf der die Gesellschaftsordnung zu beruhen scheint, mit Gründen jeder Art, guten wie schlechten, zu verteidigen, dazu hat sich jegliches Zeitalter fähig und bereit gezeigt. Eben der Sklaverei, und zwar nicht etwa nur in ihrer mildesten Form, der unter den islamischen Völkern geübten Haussklaverei, auch der gelegentlich furchtbaren Gewaltmißbrauch erzeugenden Negersklaverei, sind selbst in unseren Tagen beredte und feurige Anwälte erstanden. Im Jahre 1845 hat J. H. Hammond, Ex-Gouverneur von Süd-Carolina, „Zwei Briefe über die Sklaverei in den Vereinigten Staaten“ veröffentlicht, welche die Anti-Sklaverei-Bewegung als die Frucht eines hassenswerten, die menschliche Vernunft über das Wort Gottes stellenden Rationalismus verurteilt. Vor mir liegt ein von nahezu hundert Geistlichen der verschiedensten evangelischen Bekenntnisse gezeichnetes Manifest, das allerdings inmitten des amerikanischen Bürgerkriegs (1863) erschienen ist, aber jede politische Beeinflussung nachdrücklich in Abrede stellt. „Wir betrachten den Abolitionismus (so erklärt der „Klerus der konföderierten Staaten“) als einen Eingriff in die Pläne der göttlichen Vorsehung. Er besitzt nicht die Zeichen des Segens des Herrn .... Wir erklären im Angesicht Gottes, daß das Verhältnis des Herrn und Sklaven unter uns, so sehr wir auch Mißbräuche in dieser wie in anderen menschlichen Beziehungen beklagen mögen, mit unserem heiligen Glauben nicht unvereinbar ist.“ Ja es wird darin mit furchtbarer Deutlichkeit eine „Niedermetzelung“ der Schwarzen angedroht für den Fall, „daß die öffentliche Sicherheit eine solche unbedingt erfordern sollte,“ und die

Verantwortung für diesen „dunkelsten Abschnitt in der Geschichte menschlichen Jammers“ wird den die Sklaverei bekämpfenden Nordstaaten aufgebürdet!

6. Von solch grauenhafter Konsequenz ist Aristoteles freilich weit entfernt. Nichts gereicht ihm in unseren Augen diesmal zu höherer Ehre als sein Mangel an Folgerichtigkeit. Von den schon erwähnten Widersprüchen abgesehen, die zum Teil vielleicht mehr in den Worten als in den Gedanken liegen mögen, ein Riß durchzieht augenscheinlich die hierhergehörigen Erörterungen unseres Philosophen. Der Sklave ist ihm einmal bloß Sache und Werkzeug — „ein Werkzeug statt vieler“, ein „beseeltes Werkzeug“, ein „beseeltes Besitzstück“, nicht anders als ein Haustier, „ein Pferd oder Rind“ — er bedarf nur „geringer Tugend“, der Nutzen des Herrn ist das oberste Gesetz, ein Freundschaftsverhältnis zwischen Freien und Sklaven heißt so unmöglich, wie ein solches zwischen dem Handwerker und seinem Handwerkszeug, man darf hinzufügen, wie zwischen Göttern und Menschen (vgl. S. 227)! Dann wieder soll das nur vom Sklaven als Sklaven, nicht als Menschen gelten. „Scheint doch zwischen keinem Menschen und irgendeinem anderen, der an Gesetz und Vertrag einen Anteil haben kann, volle Rechtlosigkeit zu bestehen; und so kann der Sklave, insofern er Mensch ist, auch an Freundschaft Anteil haben.“

Uns will diese Unterscheidung eine bloße Künstelei bedünken. Ist doch beide Male von der Möglichkeit und Unmöglichkeit solcher Freundschaft die Rede, nicht bloß von einem Unterschied, wie wir einen solchen etwa in einem analogen Fall also ausdrücken würden: der Monarch hat einen Untertanen zu seinem Privatfreund erkoren; dieser schuldet ihm als Untertan unbedingten Gehorsam, als Freund rückhaltlose Offenheit und somit auch gelegentlichen Widerspruch. Anders steht es mit der Verschiedenheit des bloßen Rechtsverhältnisses, je nachdem der Sklave nur als solcher oder auch als Mensch in Frage kommt. Der erstere schuldet, das könnte der Gedanke des Stagiriten sein, als Entgelt für den ihm gewährten lebenslangen Schutz und Unterhalt seine ganze Dienst- und Arbeitsfähigkeit dem Herrn; der Mensch im Sklaven erhebt aber den berechtigten Anspruch, vor sonstiger Ausbeutung, vor mutwilliger Gesundheitsschädigung, vor grausamer Mißhandlung, vor erotischem Mißbrauch u. dgl. m. bewahrt zu werden. Auch zwischen diesen zwei Bereichen wäre freilich die Grenze nicht leicht mit Sicherheit zu ziehen. Soll sich der Herr bei der Ausnutzung der Arbeitskraft des Sklaven lediglich von seinem eigenen Interesse leiten lassen und darin so weit gehen dürfen wie der Handwerker in der Benutzung seiner Werkzeuge, der Pflüger oder Reiter in der Ausbeutung seines Rindes oder Pferdes, oder soll auch hier die

Rücksicht auf den Menschen ins Spiel kommen und eine mäßigende Wirkung üben?

Schwerlich hätte Aristoteles auf diese Fragen eine unzweideutige Antwort zu erteilen vermocht. Uns wenigstens will es bedünken, daß ihn wechselnde Strömungen bald hierhin bald dorthin trugen, daß er sich gegen die menschenfreundlichen Regungen des Zeitalters vergeblich zu verhärten suchte, und daß diese auch in seiner Theorie deutliche Spuren hinterließen, gleichwie sie seine Praxis ganz und gar beherrscht haben. Daß alles, was uns in seiner Behandlung der Sklavenfrage schroff und grausam scheint, in seinem Kopf, nicht in seinem Herzen entsprungen ist, das lehren uns seine letztwilligen Verfügungen (vgl. S. 19), die gar vielen, wenn nicht den meisten Mitgliedern seines stattlichen Haushaltes die Freiheit geschenkt haben.

7. Vom Sklaventum zum Banausentum ist nur ein Schritt. Diesen tut Aristoteles, indem er das letztere eine „begrenzte Sklaverei“ nennt. Eine begrenzte, weil diese uneigentliche nicht gleich der eigentlichen Sklaverei das Wesen und Leben des Einzelnen von allem Anfang an bedingt und in seiner ganzen Ausdehnung umspannt. „Niemand ist Schuster von Natur“, während „die Sklaven“ — etwa von den erwähnten seltenen Ausnahmen abgesehen — „von der Natur für die Sklaverei bestimmt sind“. In seiner Geringschätzung der Erwerbsbeschäftigungen ist unser Philosoph zugleich der getreue Jünger seines Lehrers und der Dolmetsch der gemeingriechischen, im kriegerischen Sparta am stärksten, im industriereichen Korinth am schwächsten ausgeprägten, aber nirgendwo gänzlich fehlenden Gesinnung (vgl. I 335 f. und Anm.). Auch die Sprache hat diese Denkweise verkörpert, indem sie die Erwerbsbeschäftigungen mit dem Brandmal des „Sklavenartigen“ versah und sie für „unfrei“, d. h. des freien Mannes unwürdig, erklärte.

Soweit geht die Mißachtung des Handwerksmäßigen bei den Griechen, daß sogar die Ausübung der schönen Künste von diesem Makel nicht verschont bleibt. Wie weit sich hier die antike von der modernen Sinnesweise entfernt, das ersieht man nicht ohne Überraschung aus Äußerungen, wie es die plutarchische ist: kein wohl veranlagter Jüngling werde bei aller Bewunderung der Bildwerke eines Phidias oder Polyklet, der dichterischen und musikalischen Schöpfungen eines Archilochos oder Anakreon, einer von diesen zu sein wünschen. „Ebenso ergötzen wir uns an der Pracht der Purpurgewänder und am Duft der Salben, während wir die Färber und die Salbenbereiter für unfrei und banausisch halten.“ Wenn König Philipp nach der gleichfalls von Plutarch erzählten Anekdote dem bei einem Trinkgelage kunstvoll die Zither schlagenden Alexander zurief: „Schämst du dich nicht, so schön

zu musizieren?" so befand sich der philosophische Prinzenerzieher in vollem Einklang mit dem königlichen Vater. Er hätte Philipps Ermahnung vielleicht durch die in der „Politik" begegnende gelehrte Bemerkung unterstützt: „keiner der Dichter habe Zeus selbst singen oder die Zither schlagen lassen". Allein freilich: auch seine weit ausgedehnte Gelehrsamkeit konnte ihn dem Verdacht aussetzen, ein Banause zu sein. Und zwar auf Grund seiner eigenen prinzipiellen Auffassung dieser Dinge. Glaubt man doch den im platonischen „Gorgias" vor „unmäßigem" Betrieb der Philosophie warnenden Kallikles zu hören (II 271), wenn der gewaltige Polyhistor in der „über ein gewisses Maß" hinausgehenden und nach allzu großer Vollendung strebenden Beschäftigung selbst mit den „liberalen Wissenschaften" eine Gefahr für Körper und Seele der „Freien" erblickt, die dadurch zu „Banausen" werden können. Fast möchte man glauben, er fürchte derartige Vorwürfe von seinen aristokratischen Freunden zu vernehmen. Jedenfalls kommt er ihnen durch Unterscheidungen von ähnlicher Art zuvor, wie Platon sie verwendet hat, um seine Lehrtätigkeit wie durch Wall und Graben von jener der Sophisten und Rhetoren zu sondern (vgl. I 336 ff.). Seltsam fürwahr! Einer der größten, wenn nicht der größte Gelehrte aller Zeiten will nicht ein berufsmäßiger Gelehrter sein. Er möchte lieber als Dilettant und Weltmann gelten, der zum eigenen und seiner Freunde Vergnügen forscht, lehrt und schreibt, aber beileibe nicht als Fachmann, der „um anderer willen", d. h. in der Ausübung eines Berufes und gegen Entlohnung, die Wissenschaften pflegt. So groß ist seine Scheu vor allem Banausenhaften, das „dem Geist seine Freiheit raubt und ihn seiner Hoheit entkleidet".

8. Noch weniger als die Bildung hat der Besitz einen Schutz vor dem Stigma des Banausentums geboten. Der Verfasser der „Politik" beklagt es, daß in Oligarchien, in denen die Bekleidung obrigkeitlicher Ämter an einen hohen Zensus geknüpft ist, zwar die Taglöhner, nicht aber die Banausen überhaupt, von denen viele zu großem Reichtum gelangen, vom Bürgerrecht ausgeschlossen sind. Und doch sei es diesen und jenen gleich sehr unmöglich, „sich ganz den Anforderungen der Tugend hinzugeben". Als selbstverständlich gilt es ihm, daß „der ‚beste Staat' keinen Banausen unter die Zahl seiner Bürger aufnehmen wird". Sei doch die Bürgertugend nur demjenigen zugänglich, der „nicht bloß ein Freigeborener, sondern auch von all den Arbeiten frei ist, die dem Lebensbedarfe dienen". Daß hierbei nicht etwa bloß an das niedere Handwerk gedacht wird, das lehren, abgesehen von der soeben angeführten, auf den Reichtum der Emporkömmlinge bezüglichen Bemerkung, manche andere Äußerungen, in denen neben die Taglöhner und die

Banausen im engeren Sinne, d. h. die Handwerker, auch der ganze Stand der mit Handel und Gewerben Beschäftigten tritt und wo das Leben all dieser Klassen für ein „schlechtes und von der Tugend verlassenes" erklärt wird.

Sich in diese Denkweise hineinzufinden, kostet uns Moderne, die wir allerwärts den Reichtum von sozialem Ansehen umgeben und vielfach durch staatliche Vorrechte ausgezeichnet sehen, nicht geringe Mühe. Um gegen den Philosophen und die von ihm vertretene Lebensanschauung nicht ungerecht zu werden, ist es gut, daran zu erinnern, daß falsche Verallgemeinerungen von ähnlicher Art auch uns nicht fremd sind. In der Klasse der Bedienten und Lakaien fehlt es gewiß nicht ganz und gar an unabhängigen Charakteren. Dennoch tragen wir kein Bedenken, das Gegenteil unabhängiger Gesinnung „bedientenhaft" oder „lakaienhaft" zu nennen, aus dem einfachen Grunde, weil die Stellung, in der die diesem Stande Zugehörigen sich befinden, einen der Selbständigkeit und Mannhaftigkeit des Charakters abträglichen Einfluß auszuüben gar sehr geeignet ist. Hätte Aristoteles kulturfördernde Handelsfürsten gekannt, wie die Fugger und die Medici es waren, oder auch moderne Kaufherren, die gleich einem Schliemann oder Nobel die erworbenen Reichtümer bereitwillig in den Dienst des Gesamtwohls stellen: sein Urteil über das „Markt- oder Krämervolk" hätte sicherlich sehr verschieden gelautet. Die Mehrzahl der Händler im alten Hellas hat aber gewiß denselben unerfreulichen Eindruck hervorgerufen, den wir heutzutage in südlichen Ländern von gar vielen zudringlichen und unzuverlässigen, den Kunden bald listig täuschenden, bald dreist übervorteilenden, feilschenden und kreischenden Kleinhändlern empfangen.

Den schroffsten Gegensatz hierzu mußten die Mitglieder solch eines Gemeinwesens bilden, wie Sparta eines war. Von der die Seele benagenden und so leicht verengenden Sorge um den Tagesbedarf befreit, frei auch von den Kniffen und Schlichen einer kleinlichen Gewinnsucht, zu äußerster Furchtlosigkeit durch die darauf abzielende Jugendbildung und die unablässige kriegerische Übung erzogen, vom empfindlichsten Ehrgefühl beseelt und von stolzer Zurückhaltung erfüllt, gewohnt, für das Vaterland in den Tod zu gehen — so war wenigstens die Mehrzahl dieser adeligen Herren beschaffen; und, so groß und zahlreich im übrigen auch ihre Verfehlungen sein mochten, sie stellten einen Typus dar, der sich von dem oben geschilderten wie von einer dunklen Folie leuchtend abhob. Erinnern wir uns endlich, daß die „Tugend", die Aristoteles gleich seinen Landsleuten und philosophischen Vorgängern über alles hochhielt, die Tugend der kraftvollen Selbstbehauptung, des Mannesstolzes und der Hingabe an das Gemeinwesen, in weit geringerem Maße jene der Sanftmut, der Demut oder auch die von Engländern so

genannte „Hökertugend" war, so werden wir seine Parteinahme um vieles begreiflicher finden, als sie uns beim ersten Blick erscheinen mochte. In diese Erörterung der gesellschaftlichen Grundlagen des Staates haben bereits mehrfach Fragen der Staatsverfassung hineingespielt; ihnen müssen wir nunmehr unsere volle Aufmerksamkeit zuwenden, allen voran der fundamentalen Frage nach der Aufgabe und Abzweckung des Staates überhaupt.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Staatslehre des Aristoteles.

(Der Streit der Staatsformen.)

Kein grellerer Kontrast als jener, der zwischen Wilhelm v. Humboldts und der aristotelischen Ansicht von den Zwecken und den Grenzen der Staatswirksamkeit besteht. Dort der Staat wie ein Übel betrachtet, das in die engsten Schranken zu bannen ist, und dessen „Tätigkeit immer nur durch die Notwendigkeit" bestimmt werden soll. Hier der Haupteinwand selbst gegen die vornehmste der Musterverfassungen, die lykurgische, daß sie in der Bevormundung der Staatsbürger nicht weit genug gehe. Dort die oberste, alle anderen Rücksichten zurückdrängende Sorge jene um die unversehrte Bewahrung und die kräftigste Entwicklung der Individualität der Bürger; hier von dieser so wenig die Rede, als ob das unvergängliche Programm der Individualfreiheit, die perikleïsche Leichenrede, niemals erklungen wäre (vgl. I 410 u. II 33 f.). Die europäisch-amerikanische Gesellschaft der Gegenwart umschließt zwei Parteien, von denen die eine dem Staate nichts, die andere alles geben will. Allein ihre breite mittlere Schicht bekennt sich zu keiner der zwei extremen Meinungen, wohl aber steht sie dem altgriechischen Weisen ungleich näher als dem Deutschen, der fast noch unser Zeitgenosse gewesen ist.

Immer lauter ertönt der Ruf nach Ausdehnung der Wohlfahrtseinrichtungen, nach gesteigertem Schutz der wirtschaftlich Schwachen; immer seltener wird der Gegenruf vernommen, der vor der Schwächung der persönlichen Initiative warnt, welche die unvermeidliche Folge der sich mehr und mehr an ihre Stelle setzenden staatlichen Fürsorge sei. Doch welcher immer der Erfolg dieser gegeneinander wogenden Strömungen sein mag; der staatsfeindliche Radikalismus hat jedenfalls einige hochwichtige Unterscheidungen übersehen, die uns geläufig geworden sind: die Unterscheidung der Zwangsgewalt des Staates und

seiner von Gewaltanwendung freien, aus Ermunterung und Belehrun
sich zusammensetzenden Hilfstätigkeit; und dann wieder innerhalb de
Zwangsbereiches die Unterscheidung zwischen jenem Teil desselben, de
die Entwicklung individueller Kräfte zu ersticken oder zu beirren ge-
eignet ist und demjenigen, der ganz und gar nicht dazu angetan ist
solch eine verhängnisvolle Wirkung auszuüben. Welch eine Kluft gähn
nicht zwischen einem Glaubens-, Denk- oder auch Sittenzwang au
der einen und der Erzwingung wahrheitsgemäßer statistischer An-
gaben auf der anderen Seite! Macht es doch den denkbar größte
Unterschied, ob wir die Quelle eines Stroms verschütten, oder ob wi
diesen einen Augenblick in seinem Laufe hemmen, damit er uns ei
Mühlrad drehe.

Hat es dem Altertum ganz und gar an Fürsprechern dessen ge-
fehlt, was man heutzutage als den „Nachtwächterstaat“ zu verspotte
gewohnt ist? Oder hat es auch hier Denker gegeben, die gleich Wilhel
von Humboldt und dem von ihm angeführten älteren Mirabeau in de
Verbürgung der Sicherheit, im Rechtsschutz sowohl als in der Vertei-
digung gegen äußere Feinde, die einzige Aufgabe des Staates erblickten?
Aus polemischen Äußerungen des Stagiriten, die uns bald beschäftige
werden, könnte man allein schon eine bejahende Beantwortung unsere
Frage entnehmen. Er berichtet uns aber überdies einen, wenngleich
ungemein knappen Ausspruch des Gorgias-Schülers Lykophron, den
wir in diesem Sinne zu deuten kaum umhin können. Wir kennen
diesen Sophisten bereits als einen Erkenntnistheoretiker, der den aus dem
Seinsbegriffe entspringenden Schwierigkeiten in radikaler Weise abhelfen
wollte, indem er die Verwendung der Kopula gänzlich zu vermeiden
riet (vgl. I 394). Im Bereich der Sozialwissenschaft hat er seinen Radi-
kalismus vorerst dadurch bekundet, daß er, ganz im Gegensatz zu
Aristoteles, der vornehmen Abkunft jeglichen Wert absprach und die
Niedriggeborenen den Edelgeborenen vollständig gleichstellte. Wenn
wir nunmehr erfahren, daß er das auf einer Vertragsgrundlage ruhende
Gesetz „den allgemeinen Rechtsgaranten“ nannte und wir diese
Begriffsbestimmung mit dem Verzicht auf jede pädagogische Wirksam-
keit des Staates gepaart sehen, so muß uns Lykophron wohl als ein
Vertreter des Rechtsstaates im engsten Sinne des Wortes gelten.
Angesichts der maßlos lakonisierenden Tendenz Platons sowohl als seines
Jüngers, angesichts der so unvollkommenen Scheidung von Recht und
Sitte im ganzen Altertum und der vorherrschenden Neigung, die Re-
gierungsgewalt mit nichts geringerem als Allmacht zu bekleiden, darf
uns der Versuch, wesentlich verschiedene Sphären zu sondern, trotz
seiner Einseitigkeit jedenfalls als verdienstlich gelten.

2. Weder eine Zollunion noch eine Militärkonvention macht aus den durch sie verbundenen Gebieten einen Staat; ebensowenig ist ein solcher eine Aktiengesellschaft. Wir haben hier die sprachliche Gewandung ein wenig modernisiert, den Gedanken aber getreu wiedergegeben. Der Verfasser der „Politik" will seine positive Auffassung des Staates durch den Gegensatz zu Instanzen beleuchten, die bei oberflächlicher Betrachtung als Analoga des Staatsverbands erscheinen. Allein „für den tiefer Blickenden" sei der Staat weder ein Kriegs- noch ein Handelsbündnis, weder eine Erwerbsgesellschaft noch ein bloßes Sicherheitsinstitut. Er wird vielmehr in erster Reihe für eine Erziehungsanstalt erklärt. Genauer gesprochen: er sei „die gleich sehr Familien und Stämme umschließende Gemeinschaft guten Lebens zum Zweck eines vollen und unabhängigen Daseins". Eine Bedingung für diese sei neben dem wechselseitigen Recht der freien Eheschließung das Bewohnen derselben Örtlichkeit. Doch sei das nicht das Wesentliche; denn beschränkte sich die Staatswirksamkeit auf die bloße Herstellung der Sicherheit, so würde aus dem Staat eine bloße „Allianz" von räumlich Nahen statt wie sonst von räumlich Entfernten. Das volle und unabhängige Dasein wird nochmals betont und als identisch erklärt mit dem glücklichen und (sittlich) schönen Leben. Darum tragen die an politischer Tugend Hervorragenden zu der Gemeinschaft mehr bei und haben mehr Anrecht an den Staat als die in diesem Punkte Zurück-, aber an freier oder adliger Geburt oder auch an Reichtum Höherstehenden. Den Übergang zur Frage nach dem S i t z d e r S o u v e r ä n i t ä t vermittelt die Bemerkung, daß die Anwälte der verschiedenen Regierungsformen nur T e i l w a h r h e i t e n vorbringen.

3. Vom „Element des Staates", vom B ü r g e r, war schon vorher gehandelt worden. Er wird natürlich nicht mit dem Bewohner des Staatsgebietes schlechthin identifiziert; war ein solcher doch auch der Beisasse und der Sklave. Nach einigen vergeblichen Anläufen wird als das Kennzeichen des Bürgers die T e i l n a h m e a n s t a a t l i c h e n E n t s c h e i d u n g e n u n d a n d e r A u s ü b u n g d e r A m t s g e w a l t erkannt. Als ein derartiger Beamter habe, dem widersprechenden Anschein zum Trotz, auch der Geschworne und das Mitglied der Volksversammlung zu gelten, wenngleich seine Amtsbefugnis eine zeitlich unbegrenzte ist. (Der Athener z. B. war, seine Unbescholtenheit vorausgesetzt, mit der Erreichung einer gewissen Altersstufe ohne weiteres in jene Funktionen eingetreten.)

Diese Begriffsbestimmung treffe freilich am meisten für die Mitglieder eines demokratischen Staatswesens zu. (Wobei es übrigens Beachtung verdient, daß Aristoteles trotz seiner grundsätzlichen Gering-

schätzung dieser Regierungsform sich von dem athenischen Milieu so weit beeinflussen läßt, daß er die Demokratie zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung wählt.) In Ansehung anderer Staatsformen sei eine Modifikation unerläßlich. Nehmen doch in ihnen zeitlich begrenzte Regierungsgewalten die Stelle der zeitlich unbegrenzten ein. Dort darf somit Bürger derjenige heißen, dem der Zutritt zu beratenden oder entscheidenden Behörden nicht verschlossen ist. Eine Schwierigkeit erwachse daraus, daß man für praktische Zwecke den Bürger oft einem Nachkommen, einem Sohn, Enkel oder Urenkel von Bürgern gleichsetzt. Wie kann nun, so fragt man, das Haupt solch einer Reihe selbst Bürger gewesen sein? Die Antwort sei einfach genug. Besaßen die an der Spitze einer derartigen Reihe Stehenden das Bürgerrecht im vorher dargelegten Sinne, so waren sie Bürger, wenngleich ihre Vorfahren es nicht gewesen sind. Nicht viel anders stehe es um jene, die persönlich aus dem Stande der Sklaven und Beisassen — wie das in großem Maßstab durch den athenischen Kleisthenes geschah (vgl. II S. 32) — in den Bürgerstand erhoben worden sind.

Bedeutsamer sei die Frage nach der Identität des Staates, ob diese nämlich durch eine Revolution erlösche und dann die von der alten Regierung eingegangenen Verpflichtungen die neue Regierung nicht zu binden brauchen — eine Frage übrigens, der eine prinzipielle Beantwortung nicht zuteil wird. Die Identität des Staates sei vorzugsweise von der Identität der Verfassung abhängig und werde durch den Wechsel der Bevölkerung so wenig berührt als etwa die Identität eines Flusses durch den unablässigen Wechsel seiner Bestandteile. In dieser Erörterung wird übrigens die Verschiedenheit von Stadt und Staat (vgl. S. 245) gelegentlich gestreift, aber freilich im weiteren Verlauf des Werkes wieder aus dem Auge verloren.

4. Die Frage nach dem Sitz der Souveränität fällt mit der Frage nach der Verschiedenheit und dem verschiedenen Werte der Regierungsformen zusammen. Diese werden namhaft gemacht und einer durchgreifenden Zweiteilung unterzogen. Den „richtigen" Staatsformen, die das Wohl der Gesamtheit erstreben, werden deren Zerrbilder oder doch „Ausschreitungen", die nur Sonderinteressen verfolgen, gegenübergestellt: dem Königtum oder der „an eine gewisse Ordnung" gebundenen Einherrschaft die monarchische Willkürherrschaft oder Tyrannis, der Herrschaft der Besten oder Aristokratie die Herrschaft der Reichsten oder Oligarchie, dem Verfassungsstaat im engeren Sinne die Massenherrschaft oder Demokratie (vgl. II 463 f.). Nun würde man erwarten, daß erst der eingehenden Schilderung all dieser oder doch der „richtigen" Verfassungsformen ihre Vergleichung und die auf ihr beruhende Fest-

stellung ihres Wertverhältnisses nachfolgen werde. Allein der Stagirit schlägt einen anderen Weg ein. Er unterwirft die von den Parteigängern der einzelnen Staatsformen erhobenen grundsätzlichen Ansprüche einer Kritik, deren Ziel eben der Nachweis ist, daß jene Ansprüche durchweg auf halbe oder Teilwahrheiten begründet sind. Wieder eines jener dialektischen Turniere, in denen die Eigenart des aristotelischen Geistes," sein Reichtum und seine Biegsamkeit sich so gern zu betätigen pflegen!

Die Frage nach dem Rechtsboden der Oligarchie und der Demokratie wird von dem Begriff der Gleichheit beherrscht. Den einen scheint Gleichheit, den anderen Ungleichheit die gültige Rechtsbasis zu sein. Dabei werde aber die Relativität des Begriffes übersehen. Gleichheit ist das Recht, aber nur für die Gleichen; auch Ungleichheit ist es, aber nur für die Ungleichen. Ferner werde die partielle Gleichheit oder Ungleichheit für eine totale gehalten. Die Oligarchen meinen, weil sie in einem Punkte, nämlich im Besitz, ungleich (d. h. der Menge ungleich oder überlegen) sind, durchaus Ungleiche oder Überlegene zu sein; die Demokraten hingegen wähnen, da sie in einem Punkte, nämlich als Freigeborene, gleich sind, darum auch durchaus Gleiche zu sein. Der oligarchische Anspruch besagt, es sei unrecht, daß, wer nur 1 Mine beigetragen hat, an den 100 Minen gleichen Anteil habe wie jener, der die übrigen 99 Minen beigesteuert hat. Der Schluß ist berechtigt, in Ansehung der Teilnehmer an einer Handelsgesellschaft. Allein eben das ist der Staat nicht, da in ihm die Bürgertugend und ihre Abstufungen weit mehr bedeuten als die verschiedenen Grade des materiellen Besitzes.

Soll aber der Rechtsanspruch der Demokraten zur Geltung kommen und somit die Mehrheit der Souverän sein: wie dann, wenn diese aus Unbemittelten bestehende Mehrzahl das Vermögen der Reichen und, nachdem dieses erschöpft ist, auch den Besitz der einigermaßen bemittelten Minderzahl unter sich verteilt? Soll das nicht unrecht sein? Etwa darum nicht, weil es kraft Beschlusses des Souveräns, also rechtmäßig geschehen ist? Durch ein solches Vorgehen wird aber augenscheinlich der Staat zerrüttet, und das Staatszerrüttende kann doch unmöglich das Recht, folglich — so müssen wir schließen — der derartiges Verfügende auch nicht der richtige Souverän sein. Sollen nun darum etwa die „anständigen Leute" allein die ganze Amtsgewalt und die volle Souveränität innehaben? Dann würden ja die übrigen alle durch den Ausschluß von den Staatsämtern, die wir durchaus als Ehrenstellen ansehen, einen Ehrverlust erleiden. Und desgleichen: wenn man auf dieser Bahn weiter schritte, so würde schließlich Einem, dem Allertüchtigsten, der Alleinbesitz der Amtsgewalt zufallen, wodurch

der Ehrverlust zu einem ganz allgemeinen würde. Hier könnte nur jemand einwenden, es solle überhaupt nicht ein notwendig mit Leidenschaften behafteter Mensch, sondern nur das leidenschaftslose Gesetz selbst Souverän sein. Ganz wohl; doch auch damit ist die Schwierigkeit noch nicht behoben. Denn wenn das Gesetz ein demokratisches oder ein oligarchisches wäre, so würden wir auf diesem Umweg wieder zu den schon erörterten üblen Konsequenzen gelangen.

5. In der Behandlung dieser Grundfrage kann sich Aristoteles nicht genug tun. Zugunsten der Volkssouveränität wird ein neues Argument, das „vielleicht die Wahrheit in sich schließt", vorgebracht. Es beruht auf der Unterscheidung zwischen den Begriffen „kollektiv" und „distributiv". Kein Einziger von den vielen mag ein ganz Tüchtiger, und doch mögen sie in ihrer Gesamtheit besser sein als die Besten. (Man wird an das französische Diktum erinnert: Il y a quelqu'un qui a plus d'esprit que M. de Voltaire, c'est tout le monde.) Die aus so vielen Beiträgen sich zusammensetzende Gesamtleistung wird mit einem Picknick verglichen, das oft vorzüglicher ausfalle, als die von einem Einzelnen zugerüstete Mahlzeit. Auf diesen Vergleich kommt Aristoteles noch einmal zurück; er ist für ihn offenbar mehr als ein bloßer dialektischer Behelf gewesen. Wie ferner die Menge gleichsam zu einem einzigen vielhändigen, vielfüßigen und mit vielen Sinnesorganen ausgestatteten Individuum wird, so mag dasselbe auch hinsichtlich der Charaktere und der Geisteskraft gelten. Urteilt doch die Menge besser als irgendein Einzelner über die Schöpfungen der Tonkunst sowohl als der Dichter. Hierbei kann der Stagirit (nebenbei bemerkt) kaum an etwas anderes als an die Entscheidungen der aus der Menge erlosten athenischen Preisrichter denken, die er somit im großen und ganzen, trotz des gelegentlich ausgesprochenen Tadels der musikalischen Moden seines Zeitalters, gebilligt haben muß. Somit stand der Kunstgeschmack des hochgebildeten Philosophen mit jenem des Durchschnitts-Atheners mindestens überwiegend im Einklang. Die Einräumung, daß jenes Verhältnis, wenngleich sicherlich nicht für jeden, so doch für den einen oder den andern Demos gelte, muß man ohne Zweifel gleichfalls zugunsten Athens auslegen, dessen Demokratie Aristoteles, wie wir sehen werden, mit auffälliger Milde beurteilt.

Damit scheint die Streitfrage geschlichtet. Allein alsbald taucht ein neuer Zweifel auf, der sich auf die Zulassung der Masse zu den höchsten Staatsämtern bezieht. Ihr Eintritt in diese Ämter gebe wohlbegründeten Besorgnissen Raum. Andererseits sei auch ihre Ausschließung in hohem Maße bedenklich, da sie die Zahl der Staatsfeinde ins Ungemessene zu vermehren drohe. Darum sei Solon gleichwie

einige andere Gesetzgeber auf den Ausweg geraten, die große Menge an der Behördenwahl und an der Rechenschaftsabnahme der Beamten teilnehmen zu lassen, sie aber von der persönlichen Amtsführung fern zu halten. In ihrer Vereinigung mögen die Vielen zulängliches Verständnis besitzen, und insofern lassen sie sich mit einem minderwertigen Nahrungsstoff vergleichen, der dem wertvolleren beigemengt wird (etwa wie Kleie dem Getreidemehl) und das Ganze ausgiebiger macht. Wieder werden Gründe und Gegengründe gegeneinander ausgespielt, doch mit einem den Anwälten der Demokratie nicht ungünstigen Erfolge. Gegen jene solonische Auskunft wird ein Einwand gerichtet, der auf die, man darf sagen sokratisch-platonische Hochschätzung und Überschätzung des Fachwissens gegründet ist: wie ein Arzt vor Ärzten, so sollen auch die Ausüber anderer Künste nur vor ihresgleichen Rechenschaft ablegen. Darauf wird entgegnet, daß es, abgesehen von der kollektiven Fähigkeit der Menge, nicht wenige Gegenstände gebe, über deren Güte der Benutzer besser als der Verfertiger zu urteilen vermag; die Qualität eines Gastmahls z. B. weiß der Gast besser als der Koch zu würdigen. Endlich folgt eine neue Wendung dessen, was wir das Kollektiv-Argument nennen dürfen. Wenn selbst in Demokratien mancher bedeutsame Vertrauensposten nur von einem Höchstbesteuerten bekleidet werden, der gering oder gar nicht Besteuerte aber diesen erwählen helfen darf, so liege darin kein wahrhafter Widerspruch. Man dürfe nicht vergessen, daß der einzelne Wähler das Glied eines großen Ganzen, der Wählerschaft ist, die als Gesamtheit über ein ebenso großes, ja ein größeres Steuerkapital als irgendeiner der zu jenem Amt Erwählbaren verfügt.

Angesichts der notwendigen Unvollkommenheit der Inhaber der obersten Staatsgewalt wird es noch einmal für wünschenswert erklärt, daß diese höchste Gewalt so viel als irgend möglich in den Gesetzen selbst ruhe; in Regenten, mögen diese nun einer oder viele sein, nur insoweit, als die Gesetze die Fülle der Einzelfälle nicht zu erschöpfen vermögen. Hierbei wird auf den engen Zusammenhang zwischen Gesetzen und Verfassungsformen hingewiesen; „diesen müssen jene angepaßt sein". Gerechte Gesetze sind nur innerhalb der rechten Staatsformen möglich, in den Regierungsformen der entgegengesetzten Art ist für sie kein Raum vorhanden.

6. Der Vortragende nimmt einen neuen Anlauf. Das Gleichheitsproblem läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Die Gefahr der Verwechslung partieller mit totaler Gleichheit und Ungleichheit — dieser folgenreiche Gedanke heischt eine breitere Ausführung, als er vorerst erfahren konnte. Nicht jede Ungleichheit oder Superiorität vermag ein Vorrecht

zu begründen. Ein solches muß notwendig auf einem Vorzug beruhe der mit der bevorrechteten Leistung in irgendeiner Verbindung steh Ein drastisches Beispiel: es seien Flöten unter Flötenspieler von gleich Trefflichkeit zu verteilen; sollen etwa einige von diesen, weil sie vo adeliger Abkunft sind, mehr Flöten als die andern erhalten? Ge wiß nicht. „Denn sie blasen darum die Flöte doch nicht besser.“

Ebensowenig gehe es an, eine Stufenleiter der Ungleichheiten od Vorzüge aufzustellen und ihre durchgängige Kommensurabilität zu be haupten. Die Tugend, so könnte z. B. jemand meinen, ist mehr we als Körpergröße; aber ein gewisses außerordentlich hohes Maß von Körpe größe besitze einen höheren Wert als ein gewisser sehr niedriger Gra von Tugend. Frei von solchem Widersinn wird ein derartiger Wett streit nur im Bereiche der eigentlichen Staatselemente. So kann de Reichtum einen Anspruch auf Bevorrechtung darum erheben, weil da Gemeinwesen nicht aus lauter Mittellosen bestehen kann; auch komm den Reichen in der Regel ein größeres Maß von Verläßlichkeit im Hande und Wandel zu. Der Adel wieder bedeutet edlen Schlag; man dürf mit Fug erwarten, daß die von Besseren Abstammenden selbst besse seien. Für begründet wird auch der Anspruch der Tugend erklär denn die für das Wohlergehen der staatlichen Gemeinschaft unerläßlich Gerechtigkeit schließe in gewissem Sinn alle übrigen Tugenden in sich Endlich sei auch der auf ihren kollektiven Vorzügen beruhende Anspruc der Mehrheit keineswegs nichtig. Hier erhebt sich aber ein gemein samer, gegen alle derart begründeten politischen Vorrechte gerichtete Einwurf. Es werden nämlich extreme Fälle namhaft gemacht. Sol der Reichtum solch einen Rechtstitel bilden, wie dann, wenn ein Ein ziger (oder einige Wenige) reicher ist als alle zusammen genommen Dieselbe Schwierigkeit besteht in betreff des Adels, nicht minder de Tugend, ja selbst der physischen Stärke, wenn anders Stärke den Rechts grund für die Herrschaft der Vielen abgeben soll. Unter jeder diese Voraussetzungen müßte der eine, alle anderen Überragende (bez. einig wenige) der Souverän sein. So auf die Spitze getrieben, erweist sic jedes dieser Kriterien als haltlos.

7. Die zunächst nur zum Behuf einer reductio ad absurdum vorgebrachte Annahme wird festgehalten. Der Gedanke, ein Einzelner könne durch seinen Wert alle anderen überragen, der soeben nur ein dialektische Kunstgriff schien, hat sich dem dabei Verweilenden in ernsthafterem Lichte gezeigt. „Wie ein Gott unter Menschen“ würde ein also Geartete unter uns wandeln. Bloß auf Leute von annähernd gleichem Schlag und gleicher Macht kann die Gesetzgebung ihr Absehen richten. Solche Ausnahmsnaturen sind „selber Gesetz“. Versuchte man sie unter das

Joch einer gemeinsamen Norm zu beugen, so würden sie wohl dasselbe sagen, was Antisthenes den Löwen sprechen läßt, als die Hasen politische Reden hielten und allgemeine Gleichheit predigten. Man sieht, der Übermensch, dessen Sache Platon im „Gorgias" den Kallikles, aber nicht ohne eigenen inneren Anteil führen läßt (vgl. II 270), feiert seine Auferstehung; sogar sein Sinnbild, der König der Tiere, bleibt nicht ferne.

Die Ausnahmsnaturen gegenüber erwachsende Schwierigkeit habe die Demokratien zur Einführung des Ostrazismus (Scherbengerichts) vermocht. Freilich verschiebt sich hier der Begriff des Ausnahms- oder Übermenschen in der Art, daß zu den exzeptionellen persönlichen Vorzügen auch die bloße Übermacht als Folge des Reichtums, der Größe des Anhangs oder des anderweitig erworbenen politischen Gewichts hinzutritt. Auch wird zugestanden, daß Faktionsrücksichten tatsächlich die Anwendung des Scherbengerichtes mehrfach bestimmt haben, das wir übrigens am ehesten mit Prätendenten-Verbannungen und ähnlichen gegen übermächtige Individuen gerichteten harten, aber oft unentbehrlichen Schutzmaßregeln vergleichen dürfen. Dem Ostrazismus wird das Verfahren der Athener gegen die durch ihre Macht gefährlichen Mitglieder des Seebundes wie Chios und Samos, desgleichen der Perser gegen widerspenstige Völkerschaften angereiht, wie Meder und Babylonier es waren. Auch dem Bereich der bildenden Kunst wird ein Beispiel entlehnt: „Kein Maler wird einen das Ebenmaß überschreitenden Fuß, und wäre er noch so schön, im Gemälde belassen". Diese Verteidigung von Nivellierungstendenzen schließt mit der Bemerkung, es sei freilich besser, wenn die Verfassung von vornherein so angelegt ist, daß sie solch einer Remedur nicht bedürfe. Das Zweitbeste aber sei, mittelst eines derartigen Korrektivs die Ausgleichung zu erstreben. Diesen Einräumungen zum Trotz bleibt die Frage offen, was denn im Staat der besten Verfassung mit dem nicht etwa an Körperkraft, an Reichtum oder Zahl der Anhänger, wohl aber an Tugend Überragenden zu geschehen habe. Ihn auszustoßen oder auch nur zeitweilig zu entfernen, wird niemand raten. Aber ebensowenig, einem solchen zu gebieten. Das wäre doch nicht viel anders, als wenn man dem reihenweisen Wechsel der Amtsführung zuliebe auch einmal dem Zeus befehlen wollte! So bleibe denn nichts übrig, als „freudiger Gehorsam" gegen solche Männer, welche die wahren Königsnaturen sind.

8. Von hier aus ergibt sich ein ungesuchter Übergang zum nächsten Abschnitt, zur Besprechung der monarchischen und demnächst der übrigen Regierungsformen. Uns aber liegt es ob, vorerst auf das dialektische Turnier, dessen Zeugen wir gewesen sind, noch einen

vergleichenden und prüfenden Rückblick zu werfen. Denn gar groß sind die Verschiedenheiten der Güte und wohl auch des Ernstes der vorgebrachten Argumente. Neben Proben hoher staatsmännischer Einsicht stehen geringwertige, fast möchten wir sagen, sophistische Beweisgründe und advokatenhafte Kniffe.

Den äußersten Tiefpunkt bezeichnet das auf das „Steuerkapital" bezügliche Argument. Wenn für die Wahl zu einigen der wichtigsten Vertrauensposten selbst in der vorgeschrittenen Demokratie ein hoher Zensus bestand, so sollte dieser eine zwiefache Bürgschaft gewähren. Der Staat konnte sich im Falle etwaiger durch Sorglosigkeit oder Unredlichkeit des Beamten verschuldeter Verluste an seinem Vermögen schadlos halten; auch war die Wahrscheinlichkeit unordentlichen Gebahrens bei demjenigen geringer, dessen materielle Lage ihn vor mancher Versuchung schützte. Nicht eben zutreffend war der Einwand, daß die zahlreichen unbemittelten Mitglieder der Volks- oder Phylenversammlungen an der Erwählung solcher Beamten teilnehmen und somit die Vermögenslosigkeit dem Besitze übergeordnet ward. Was hat aber dem gegenüber die Bemerkung zu bedeuten, daß das gesamte Vermögen oder Steuerkapital der Menge ein ebenso großes oder noch größeres ist als dasjenige, dessen Nachweis von diesen Beamten gefordert ward? Solch eine Summierung minimaler Teilbeträge dünkt uns ein ganz und gar unstatthafter Kunstgriff, da der aufs äußerste zersplitterte Besitz keine der Wirkungen üben kann, die der in einer Hand vereinigte hervorzubringen geeignet ist. Auch der Picknick-Vergleich darf, wie wir meinen, ein hinkender heißen. Werden doch nicht nur richtige Einsichten, sondern auch verkehrte Meinungen zu einem Ganzen verbunden. Genauer gesprochen: mag immerhin eine rein intellektuelle Irrung vielfach durch eine andere kompensiert werden und das gesunde Durchschnittsurteil einer großen Zahl, der common sense, über individuelle Schrullen und Verkehrtheiten obsiegen, das Argument ist dennoch nichts weniger als überzeugend. Es übersieht die ansteckende Kraft zeitweilig vorherrschender Strömungen, alles das, was wir Modetorheit und Massen-Contagium nennen. Es läßt uns vollends dort im Stich, wo nicht Trübungen des Intellekts, sondern gemeinschädliche Interessen ins Spiel kommen. Die aus der habituellen Lage der großen Menge entspringenden, kurz gesagt kommunistischen Tendenzen waren vorher von Aristoteles anerkannt und als die schwerste Gefahr der Massenherrschaft bezeichnet worden. Diese Besorgnis wird durch das Picknick-Argument keineswegs entkräftet; sie ist vielmehr aus dem Gesichtskreis des Philosophen zeitweilig verschwunden. Wenn ferner die Sonderansprüche, die der Reichtum, die moralische Trefflichkeit usw. zu erheben berechtigt schienen, durch die Anführung extremer Fälle widerlegt werden (es

müßte dann der oder die Allerreichsten, die Allergerechtesten usw. die Alleinherrschaft üben), so will uns auch diese Beweisführung nicht unwidersprechlich scheinen. Daß irgend ein praktischer Grundsatz der Belastungsprobe einer extremen Anwendung nicht standhält, das beweist nichts gegen seine Güte, nur gegen die Ausschließlichkeit seiner Geltung. Es erhellt daraus lediglich, daß andere Prinzipien das Feld seiner Anwendung mit ihm teilen, gleichfalls Berücksichtigung heischen und nicht ohne Schaden vernachlässigt werden. Aristoteles scheint aber weit mehr als das haben sagen zu wollen.

Besser scheint es uns um das zu stehen, was der Stagirit über die Teilnahme der Menge an der Ämterwahl und der Rechenschaftsabnahme äußert. Er sucht über den Einwurf hinwegzukommen, der Staat werde dadurch in seinen wichtigsten Belangen von eben der großen Masse abhängig, die man zur Führung dieser Angelegenheiten nicht als befähigt erachtet hat. Jener Einwurf scheint freilich wohlberechtigt, da ja der Staat auf diesem Wege in der Tat, wenn nicht rasch, so doch sicher, in die Demokratie hineintreibt. Was jedoch hier zu Aristoteles' Gunsten spricht, das ist der Umstand, daß der Urheber dieser Neuerung, der weise Solon, keineswegs die Demokratie schaffen wollte oder unmittelbar geschaffen hat. Es war somit wenigstens zeitweilig möglich, dem Demos diese weitgehende Machtbefugnis einzuräumen, ohne ihn sofort und geradezu zum Herrn des Staates zu machen. Den Hochpunkt der ganzen Argumentation erblicken wir hingegen in dem von allem sokratischen Doktrinarismus, der nicht am wenigsten in Platons „Pedantokratie" verkörpert ist, weit entfernten Gedanken, daß es nicht immer und überall in politischen Dingen der berufsmäßigen Schulung und der fachmännischen Kenntnis bedürfe, vielmehr hier und anderwärts der Benützer eines Objekts und nicht sein Verfertiger der wahrhaft zuständige Richter sei.

9. Der so weitläufig dargelegte Wettstreit der Regierungsformen liefert uns eine Leuchte, die den Rest unseres Weges zu erhellen wohl geeignet ist. Ihn durchzieht der Gedanke, daß die Vorkämpfer der verschiedenen Staatsformen durchweg nur Teil- oder Halbwahrheiten vorzubringen imstande sind. Somit sind wir darauf vorbereitet, den Verfasser der „Politik" keiner jener Formen unbedingtes Lob und uneingeschränkte Anerkennung spenden zu sehen. Die Wahrheit liegt in der Mitte! Diesen Grundton der „Ethik" finden wir nunmehr auch in der Schwesterwissenschaft angeschlagen. Wir dürfen demgemäß erwarten, daß Aristoteles temperierten Staatsformen vor absoluten, der Prinzipienmischung vor der rückhaltlosen Durchführung irgend eines Prinzipes den Vorzug erteilen wird. Es wird uns nicht Wunder nehmen, wenn Kom-

promißvorschläge vielfach auftauchen, ja selbst, wenn die Kompromißsucht sich bisweilen fast zu einem Zerrbild jener Vielseitigkeit steigert, die wir für die letzte Phase seines Meisters so bezeichnend gefunden haben (vgl. II 458 u. 503 f.).

Unser Versuch einer Kritik jenes dialektischen Turniers aber sollte insbesondere einer anderen und wichtigeren Betrachtung die Bahn öffnen. Es galt uns, Widersprüche festzustellen, vornehmlich um die Erklärung dieser Widersprüche vorzubereiten. Der Mangel an Konsequenz in der Beurteilung der Demokratie geht im letzten Grunde darauf zurück, daß das aristotelische Urteil über diese Staatsform aus zwei Quellen geflossen ist: aus prinzipiellen Erwägungen und aus persönlicher Erfahrung. Die Demokratie, in deren Mitte er lebte, die athenische, bot ihm im großen und ganzen ein weit weniger unerfreuliches Bild dar, als dasjenige war, das er aus allgemeinen, man möchte sagen aprioristischen Erkenntnissen abgeleitet hatte. Einen fast genau entgegengesetzten Eindruck werden wir von seiner Behandlung der Monarchie empfangen, zu der wir nunmehr übergehen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Staatslehre des Aristoteles.

(Die Monarchie.)

Das Lob der Monarchie erklingt in vollen Tönen. Sie heißt die beste aller Regierungsformen. Der ihr gebührende Vorrang erhelle auch aus der entgegengesetzten Beschaffenheit ihres Entartungsproduktes, der Tyrannis, wie denn allerwärts das Beste in seiner Verderbnis zum Schlechtesten werde (corruptio optimi pessima). Wer kann, wenn er Derartiges vernimmt, daran zweifeln, daß Aristoteles ein überzeugter, ja ein begeisterter Anhänger der Monarchie gewesen ist? Nur ein Bedenken regt sich. Zu welchem Zwecke hat sich wohl der Stagirit mit der Ausarbeitung seiner eigenen „besten Verfassung" so viele Mühe gegeben, wenn eine solche bereits vorhanden war und kaum einer Vervollkommnung im Einzelnen, gewiß keiner Umgestaltung bedürftig scheinen konnte? Der wirkliche Sachverhalt ist aber dieser. Jene über alles gepriesene Monarchie ist keine von jenen, welche die Geschichte kennt: es ist im ganz eigentlichen Sinne eine Utopie, ein ort- und zeitloses Gebilde, das, so viel wenigstens Aristoteles weiß, niemals und nirgendwo außer etwa als ein vereinzelter, seltenster Glücksfall tatsächlich be-

standen hat. Das begreift man, sobald man die an dieses Königtum gestellten Forderungen ins Auge faßt. Von dem König wird das Außerordentlichste erwartet. Er soll „sich selbst genügen, sich im Besitz aller Güter und Vorzüge befinden, darum nichts bedürfen oder für sich begehren und lediglich das Wohl der Untertanen erstreben können". Dazu stimmen ganz und gar nicht die Eindrücke, die unser Philosoph von den Herrschern seiner Zeit empfangen hat. Das kann uns eine Blumenlese aus seinen auf das Hofleben bezüglichen Äußerungen lehren. „Tugend und Vernunft sind nicht auf Thronen heimisch"; „die Machthaber bedürfen nur zweier Arten von Genossen: skrupelloser Werkzeuge und unterhaltender Gesellschafter" (beinahe möchte man sagen: der Bravi und der Clowns); „die Privatleute stehen den Fürsten an Anständigkeit nicht nach, sondern sind ihnen überlegen".

Doch hier mag ein Einwurf laut werden. Man wird uns vielleicht die unterschiedlose Verwendung von Tadelsäußerungen vorwerfen, die sich auf Tyrannen oder Usurpatoren ebenso sehr als auf legitime Könige beziehen. Allein Aristoteles selbst hat solch eine reinliche Scheidung nicht erstrebt oder vollzogen. Manche der von ihm bei solchen Anlässen gebrauchten Ausdrücke sind von ganz allgemeiner Art; er spricht von „Regenten", von „Fürsten", von „Machthabern", ohne der Herkunft dieser Macht irgendwie zu gedenken. Jedenfalls vernehmen wir in keiner seiner Schriften ein Wort warmen Lobes für einen zeitgenössischen Monarchen. Es sind lediglich legendarische Könige der Vorzeit oder solche der geschichtlichen Frühzeit, die im Gegensatze zur Gegenwart als „Wohltäter" des Volks gepriesen werden, wie denn die Grenze zwischen jenem idealen und dem heroischen Königtum die mindest scharf gezogene ist.

2. Ist so der wahre König nur eine jener gottbegnadeten Ausnahmsnaturen, die mit Zeus selbst verglichen werden, so heißt die Aufgabe des jenem Ideal sich von fern nähernden, für das zeitgenössische Griechenland freilich nicht mehr brauchbaren Königtums: Wache zu halten über die Rechte der Besitzenden sowohl als der Menge, auf daß diese keine kränkende Unbill erleide, jene keine Schädigung erfahren. Derartige Könige sind dereinst auf Grund ihrer Tugend, ihrer Taten oder jener ihres Geschlechtes von den höheren Ständen behufs der Wahrung ihrer Gerechtsame auf den Thron erhoben worden. Außerdem waren es Kulturleistungen, Staatengründungen, kriegerische Befreiungstaten, die Jenen, die sie vollführt hatten, die Königswürde verschafften. Neben dem heroischen wird das (zumeist nicht völlig schrankenlose) barbarische, das nicht-erbliche, sondern auf Wahl beruhende (Äsymnetentum oder Diktatur genannte) und endlich das ungemein

4. Es fällt schwer, an dieser Argumentenkette ohne ein Wort der Kritik vorüberzugehen. Sie trifft nicht nur die Monarchie, sondern jede starke, auch freistaatliche Exekutive. Der Begriff der vollziehenden Gewalt ist wohl darum, weil die Teilung der Gewalten in den griechischen Freistaaten eine sehr unvollkommene war, im Geist unseres Philosophen nicht zu genügender Schärfe und Bestimmtheit gediehen. Dieser übersieht ganz und gar die gewaltigen Vorteile der Einheitlichkeit und Stetigkeit des Wollens. Ob die vielen Helfer von dem Oberhaupt der Regierung ernannt und gelenkt werden oder neben ihm bestehen, das macht in Wahrheit den allergrößten Unterschied. Es ist das der Unterschied zwischen der strammen Verwaltung französischer Präfekten oder preußischer Regierungspräsidenten und dem lockeren Gefüge des heutigen chinesischen gleichwie des altpersischen Reiches mit ihren halb unabhängigen Vizekönigen und Satrapen. Wenn zwei Wackere auch in politischen Dingen besser sind als einer, warum sollte dann nicht die vormalige japanische Doppelregierung des Mikado und Shogun von vorbildlicher Bedeutung sein? Und doch ist solch ein Doppelregiment allezeit eine geschichtliche Ausnahme geblieben, die in betreff Spartas mit seinem so sehr eingeschränkten Königtum wenig zu bedeuten hatte, übrigens von Aristoteles selbst mittelbar getadelt ward, und die nur in Rom und Karthago nicht die allerschwersten Schäden in ihrem Gefolge gehabt hat.

5. Auf diese lange Reihe gegen die Monarchie gerichteter Angriffe folgt nur ein Modikum von Gründen zugunsten des Königtums. Es wird eigentlich nur jener eine, uns schon so wohlbekannte Ausnahmsfall namhaft gemacht, ein durch seine moralischen und intellektuellen Vorzüge alle anderen weitaus überragender Einzelner. „Den Boden für das Königtum — so lautet das Schlußwort — bildet demnach eine Bevölkerung, die sich einem durch Tugend zu staatlicher Oberleitung berufenen Geschlecht unterzuordnen gewillt ist."

Hier waltet allerdings eine bemerkenswerte Verschiedenheit. Statt von einer einzelnen begnadeten Ausnahmsnatur ist von einem ganzen „Geschlecht" die Rede. An die „Tugend" eines Herrscherhauses aber werden selbstverständlich nicht ebenso hohe Anforderungen gestellt wie an jene eines einzigen, fast einem Wunder gleich zu achtenden Übermenschen. Hingegen sind freilich jene, deren Ansprüchen diesmal genügt werden soll, nicht Menschen überhaupt mit Einschluß der Griechen, sondern lediglich „von Haus aus zum Dienen geneigtere" Barbaren.

Jeder Zweifel darf als ausgeschlossen gelten. Der Gedanke an eine Wiederbelebung des Königtums in Hellas selbst lag dem Verfasser der „Politik" vollständig ferne. Von der der Monarchie als feindlich erachteten Nivellierung der Bildung haben wir bereits gesprochen (vgl. S. 256);

noch bedeutsamer ist der Ausdruck der Erwartung, es werde „angesichts des Anwachsens der Städte und ihrer Bevölkerung in Zukunft kaum für eine andere als eine demokratische Verfassung Raum bleiben“. Für den Augenblick freilich, da es mit der neuen, durch Alexanders Siege geschaffenen Lage sich abzufinden galt, hat Aristoteles es nicht verschmäht, an diesen den Rat und die Bitte zu richten, „er möge über Hellenen ein Protektorat ausüben, über die Orientalen hingegen als absoluter König herrschen“. Nichts weist jedoch darauf hin, daß er eine mehr als vorübergehende Unterordnung Griechenlands unter das „barbarische“ Mazedonien jemals ins Auge gefaßt hat.

Hätte er die Zeichen der Zeit zu deuten verstanden, hätte er geahnt, daß es mit den griechischen Freistaaten zu Ende ging und der Monarchie die Zukunft gehörte, er hätte die alten Stadtstaaten nicht mehr als etwas gleichsam Ewiges und mit dem Griechentum Verwachsenes betrachten dürfen. Er aber fuhr fort, seine politischen Doktrinen zum Teil aus Platon zu schöpfen, zum Teil im Schulstreit gegen Platon und die Seinigen umzubilden. Er ist die schon im Gang befindliche, von seinem eigenen Schüler ins Werk gesetzte Verschmelzung des Orients und Okzidents nicht gewahr geworden und hat seine Landsleute nach wie vor für die von der Natur Bevorrechteten, für die dauernd und ausschließlich zur Freiheit Bestimmten und Befähigten gehalten. All das erteilt uns eine gar ernste Lehre. Wir stoßen auf die Schranken des aristotelischen Geistes, ja wir werden mit heilsamem Mißtrauen gegen den Fernblick gewaltiger Denker überhaupt erfüllt. Des Stagiriten politische Voraussicht steht auf gleicher Höhe mit Alexis von Tocquevilles Voraussetzung, daß die „Gleichheit der Lagen“ (die égalité des conditions) die bleibende wirtschaftliche Norm Nordamerikas sei, des Landes, das wenige Jahrzehnte später der Schauplatz einer in der Geschichte beispiellos dastehenden Vermögensanhäufung, die Heimat der Riesenkartelle und der hundertfachen Millionäre geworden ist!

Dreißigstes Kapitel.

Die aristotelische Staatslehre.

(Die politische Statik.)

Das Haupt- und Mittelstück der „Politik“, die Bücher IV—VI, behandeln das, was man in unserer Zeit politische Statik und Dynamik genannt hat. Der letzteren, der Lehre von den staatlichen Wandlungen, zumal von dem Untergang der Verfassungen und den zu ihrem

Schutze dienenden Maßregeln, geht naturgemäß die Darstellung der Staatsformen selbst voran, von denen das Königtum bereits abgehandelt ist. Die Grundgedanken dieser Darstellung sind die nachfolgenden. „Es gibt nicht bloß eine Demokratie oder Oligarchie", sondern eine ganze Anzahl von Varietäten jener Grundformen. Diese Spielarten sind von dem jeweiligen sozialen Zustand der betreffenden Bevölkerung bedingt. Die Staatstheoretiker haben bisher, so viel Treffliches sie auch sonst geleistet haben mögen, darin gefehlt, daß sie diesen Zusammenhang verkannten. Sie haben darum stets nur nach der besten Verfassung in abstracto, und nicht nach derjenigen gesucht, die unter gewissen Voraussetzungen für ein gegebenes Volk die zuträglichste oder auch die allein erreichbare ist. Neben die absolute Behandlung jener Frage, die übrigens keineswegs jedes Wertes entbehrt — will doch auch Aristoteles selbst auf solch ein Staatsideal nicht verzichten — soll die relative treten. Ihr liegt die Lösung zweier eng verwandter Probleme ob: welcher Verfassungstypus, bez. welche Spielart eines solchen, entspricht einem gegebenen Gesellschaftszustand; und welche einzelnen Verfassungsbestimmungen oder Gesetze entsprechen jenem Typus oder jener Spielart?

Die bisherigen Bearbeitungen dieses Gebietes leiden somit nach des Stagiriten Urteil an einem dreifachen Gebrechen. Die reale Mannigfaltigkeit ward vielfach einer abstrakten Einförmigkeit geopfert; die Frage nach dem relativ Besten wurde jener nach dem absolut Besten hintangesetzt; endlich sind die Einzelheiten der Gesetzgebung ohne gebührende Rücksicht auf den Typus oder die Varietät der Verfassung, der sie zugehören, beurteilt worden.

Mit dieser Wendung vom Allgemeinen und Abstrakten zum Besonderen und Konkreten geht ein Wechsel der Methode Hand in Hand. Die dialektischen Turniere treten hinter der reicheren Verwendung geschichtlicher Beispiele und einer Fülle praktischer Detailvorschläge zurück. Wir haben vorhin Alexis von Tocqueville genannt. Die soeben gekennzeichnete Wandlung ist derjenigen ähnlich, welche das später geschaffene, stoffsatte Werk dieses Meisters, das Ancien Régime, von den vielfach gar dünn gesponnenen Deduktionen der Démocratie en Amérique oder doch ihres zweiten Hauptteils unterscheidet. Man darf vermuten, daß auch zwischen der Abfassung, bezw. dem Vortrag der „ersten Untersuchung", auf die Buch IV zurückweist, und dieser ihrer Fortsetzung ein längerer Zeitraum verstrichen ist.

2. Die wirtschaftliche Grundlage der verschiedenen Staatsformen wird nachdrücklich betont. Das bloße Zahlenverhältnis habe eine lediglich sekundäre Bedeutung. Es gebe in einer Stadt 1300 Bürger, von

denen 1000 reich und 300 arm sind. Dann würde die Herrschaft der 1000 nicht Demokratie, jene der 300 nicht Oligarchie bedeuten. Neben den Vermögensverschiedenheiten kommen freilich auch Unterschiede der Abkunft, der Bildung, der Tüchtigkeit in Betracht. Je nach dem Vorwalten eines oder mehrerer dieser Elemente eignen auch den Verfassungsformen qualitative Verschiedenheiten. Die Demokratie bestehe in der Souveränität der in der Mehrzahl befindlichen unbemittelten Freien, die Oligarchie in der Herrschaft der die Minderheit bildenden Adeligen und Reichen. Die weitere Differenzierung wird durch ein zoologisches Beispiel beleuchtet. Wie die Zahl und Artung der möglichen Tierformen sich gleichsam a priori ermitteln ließe, indem man alle denkbaren Kombinationen der so oder so beschaffenen Organe durchmusterte (ein Mund von dieser Art verbunden mit einem Unterleib von jener Art usw. usw.), so könnte man auch die Elemente, die wir heute die gesellschaftlichen nennen, in beliebiger Weise kombinieren, und daraus eine Unzahl von Varietäten ableiten. Als die Hauptmomente der Differenzierung dürfen aber immerhin Armut und Reichtum gelten, und je nach der Vorherrschaft eines dieser zwei Elemente, von denen das erste tatsächlich zumeist durch die Mehrzahl, das zweite durch die Minderzahl der Bürger vertreten ist, herrscht Demokratie oder Oligarchie. Die Abarten dieser zwei Haupt-Typen gehen aber auf die schon besprochenen sozialen Unterschiede zurück, je nachdem der Demos aus Ackerbauern, aus Handwerkern, aus Handelsleuten, aus Seevolk oder aus Taglöhnern besteht, und je nachdem in der Oligarchie der selbsterworbene oder der ererbte Reichtum, der Geburtsadel, die Bildung oder die Tüchtigkeit vorwiegt.

3. Ein überaus feines Wort weist auf den Unterschied der bloßen Verfassungsform und des Geistes hin, in dem sie gehandhabt wird. Daß die durch staatliche Umwälzungen beseitigten oder wesentlich geschwächten Faktoren in der „Erziehung und Gewöhnung" noch lange einen festen Halt besitzen können, daß die Gesinnungen sich nicht mit gleicher Raschheit wie die Gesetze ändern — an diese bedeutsame und oft übersehene Tatsache hat Aristoteles wohl als der Erste erinnert. Eines ist die politische Befugnis, ein anderes die moralische oder soziale Macht eines Standes. Wie in Athen der gesellschaftliche Einfluß des Adels seine staatlichen Vorrechte überdauert hat — man denke an Nikias oder Alkibiades — so auch im heutigen England, wo sich die mehr und mehr demokratisierte Verfassung mit dem in der Sitte und Denkart des Volkes wurzelnden Ansehen der Aristokratie noch immer wohl vereinbar zeigt. Stehen doch zur Zeit an der Spitze selbst radikaler Parteien zumeist noch Sprößlinge der alten Landgeschlechter, während sogar das Unterhaus einen gar schwachen proletarischen Einschlag aufweist.

Die oberflächliche Betrachtung der Demokratie erzeuge nicht selt eine arge Täuschung. Der gleiche Anteil aller an der Regierung könn als die volle Verwirklichung des Gleichheitsprinzips erscheinen. D jedoch die große Masse die Mehrzahl ausmacht und Mehrheitsbeschlüss den Staat regieren, so wird diese Gleichheitsherrschaft in Wahrheit z einer Herrschaft des Demos. Ihre Vorstufen bilden die Geltung eine Zensus, aber eines geringen; dieser zunächst steht die Teilnahme al Unbescholtenen; dann folgt jene sämtlicher Bürger an der Regierung, abe unter der Herrschaft des Gesetzes. Zuletzt herrscht die Menge und nich mehr das Gesetz, an dessen Stelle Verordnungen oder Volksbeschlüsse treten. Dadurch wird der Demos zu einem „vielköpfigen Alleinherrscher“. Gleichwie bei einem Monarchen stehen auch beim Demos die Schmeichler, Demagogen genannt, in Ehren. Diese bestimmen das Volk, über alles selbst zu beschließen, und sie verfügen ihrerseits über die Entschließungen des Volkes. Man könnte solch einer Demokratie den Charakter einer, doch niemals aller Gesetze ledigen, Verfassung absprechen. Ja man kann weiter gehen. Indem ein derartiger Zustand aufhört ein verfassungsmäßiger zu sein, hört er auch auf eine Demokratie zu sein, da man doch allezeit unter die Verfassungsformen rechnet.

Einem einigermaßen flüchtigen Leser der „Politik“ mag es bisweilen als eine Begriffsverwirrung, wenn nicht als bloße Willkür erscheinen, daß ihr Verfasser die Teilnahme aller an der Regierung mit deren despotischer Beschaffenheit, mit dem Mangel an Gesetzesherrschaft in eins setzt. Man kann zu glauben geneigt sein, daß er die Uneingeschränktheit der Volksherrschaft mit ihrem schrankenlosen Gebrauch verwechsele. Seine wahre Meinung erhellt jedoch aus den Darlegungen, die er den verschiedenen Abarten der Demokratie gewidmet hat. Mit ausgesprochener Vorliebe behandelt er diejenige, in der eine **ackerbautreibende** und mäßig begüterte Bevölkerung das Heft in der Hand hat. Dieser fehlt es nicht an ausreichendem Unterhalt, wohl aber an der Muße, die eine starke direkte Beteiligung an der Regierung allein ermöglicht. Darum läßt man dort das Gesetz walten und beschränkt sich auf die unerläßliche Zahl von Volksversammlungen. So steht es auch in anderen Abarten der Demokratie, bis schließlich die Vergrößerung der Staaten und das beträchtliche Anwachsen ihrer Einnahmen einen Umschwung herbeiführt. Jetzt erst fällt das Regiment der Masse zu, deren Teilnahme an der Regierung dadurch zur Tatsache wird, daß die Mittellosen Sold empfangen und somit die ihnen sonst fehlende Muße gewinnen. Ja eine derartige Menge besitzt in Wahrheit am meisten Muße. Tut doch die Obsorge für die eigenen Angelegenheiten der Muße der Reichen, nicht aber *ihrer* Muße Eintrag. So sind denn die Unbemittelten allein am Besuch der Volksversammlung und an der Ausübung des Geschworenen-

ntes durch nichts behindert. Daß nun die in den Vollbesitz der direkt egeübten Staatsgewalt gelangte Menge unfähig ist, ihrer wechselnden Laune Zügel anzulegen und der Verführungskunst der Demagogen Widerstand zu leisten — das sind für Aristoteles augenscheinlich axiomatische Wahrheiten, die er zu begründen kaum der Mühe wert erachtet.

4. Um hier nicht in die Irre zu gehen, tut es not, der anscheinend unbedingten Verurteilung der Demokratie, und zwar in eben der Gestalt, die sie damals zu Athen besaß, andere und weit glimpflichere Urteile des Stagiriten gegenüberzustellen. Während die Tyrannis darum, weil sie die Verderbnis des Besten sei, die schlechteste der entgleisten Staatsformen heißt (vgl. S. 276), wird die Demokratie aus verwandten Gründen die „allererträglichste“ von diesen genannt und der Oligarchie eine Mittelstellung zwischen beiden eingeräumt. Andere Äußerungen der Rechtfertigung und Billigung der demokratischen Regierungsform sind uns bereits begegnet (vgl. S. 271 u. 278). Nicht an Athen denkt unser Philosoph dort, wo er der mittellosen Masse die Neigung zur Plünderung der Bemittelten vorwirft (vgl. S. 269). Enthält doch die Schrift „vom Staatswesen der Athener“ nicht ein Wort der Klage über ungebührliche Belastung und Ausbeutung der Reichen. Auch ist der Verfasser der „Politik“ ganz und gar eines Sinnes mit dem Vertreter der Volkspartei, Demosthenes, indem er die Armenfürsorge zu Athen als unzweckmäßig und unzulänglich, aber durchaus nicht als allzu weitgehend tadelt. Noch beachtenswerter ist es, daß der persönliche Freund mazedonischer Gewalthaber gelegentlich die „gewohnte Milde“ des athenischen Demos rühmt, der sich übrigens zwar oft genug täuschen und betören lasse, bald aber aus seinem Taumel erwache und seine Verführer zu strafen wisse. Geradezu überschwänglich aber klingt das Lob, das er dem Hochsinn des Demos dort erteilt, wo er sein Verhalten nach dem Abschlusse des Bürgerkrieges preist. Nicht nur die Amnestie sei mit unverbrüchlicher Treue ausgeführt, das Angebertum mit rücksichtsloser Strenge niedergehalten worden; das Volk sei auch über die beim Friedensschluß ihm auferlegten Verpflichtungen weit hinaus gegangen, indem es sogar die Schuld, welche die besiegte oligarchische Faktion in Sparta aufgenommen hatte, auf sich nahm und so schleunig als möglich abzahlte. So hat denn Aristoteles bei aller Unzufriedenheit mit der Herrschaft der Demagogen den unverwüstlich guten Kern des edel gearteten Volkes keineswegs verkannt. Was er ihm in Wahrheit vorwerfen will, das ist seine Sprunghaftigkeit und jene politische Kurzsichtigkeit, die das Heil der Zukunft so oft dem Vorteil der nächsten Stunde geopfert hat. Neben diesem Mangel an Stetigkeit und Voraussicht hat der rohe Ton, den Gevatter Gerber und Lampenmacher (ein Kleon und Hyperbolos) auf

der Rednerbühne eingebürgert hatten, den vornehmen Weltmann zurückgestoßen. So wenig demnach die athenische Demokratie seinem Ideal entsprach, er ist ihr nicht durchaus gram gewesen; und seine heftige Scheltrede hat warme Zuneigung zu dem hart getadelten Volk nicht ausgeschlossen.

5. Auch die Oligarchie durchläuft gleich der Demokratie mehrfache Stadien, bis sie bei einem Dynastenregiment anlangt, das ganz und gar nicht mehr auf die Förderung des Gemeinwohls abzielt, sondern den persönlichen Vorteil der Herrschenden in gesetzloser Willkür anstrebt. Die Stufen dieses Fortgangs werden durch den Bestand eines Zensus, der jedem Bemittelten den Zutritt zu den Staatsämtern öffnet, jedem Verarmten wieder verschließt, dann durch einen hohen, mit Kooptation verbundenen Zensus, endlich durch die Erblichkeit der Ämter bezeichnet. Die erste Phase entspricht einer ziemlich gleichmäßigen Verteilung des Reichtums; auf der zweiten schrumpft die Zahl der Berechtigten zusammen; die noch weitere Steigerung dieses Prozesses ist zunächst noch mit der Herrschaft des Gesetzes vereinbar; schließlich wird jenes Stadium erreicht, in welchem man das genaue Gegenstück der extremen Demokratie erblicken darf.

Die „Politie“ oder der eigentliche Verfassungsstaat wird nur in schattenhaften Umrissen gezeichnet. Es soll eine Mischform von Demokratie und Oligarchie sein. Die Mischung finde auf verschiedenen Wegen statt, beispielsweise dadurch, daß das Wahlprinzip statt der demokratischen Ämter-Erlosung der Oligarchie, die Zensuslosigkeit der Demokratie entlehnt wird. Daß dieses Zwittergebilde zugleich der „richtige“ Verfassungstypus sein soll, dessen Entgleisung oder Entartung die Demokratie darstellt, — in dieser Erhebung einer bloßen Mischform zu dem, was man eine Stammform nennen kann, darf man wohl eine Frucht des aristotelischen Systemgeistes erblicken. Während Platon sich damit begnügt hatte, drei Verfassungstypen anzunehmen, und die gute oder gesetzmäßige von der schlechten oder gesetzwidrigen Handhabung eines jeden zu unterscheiden (vgl. II 463 f.), geht Aristoteles weiter. Er will die nach seiner Ansicht mißratenen Staatsformen durchweg als Entartungen oder Verderbnisse löblicher Typen betrachtet wissen. Diese Auffassung fand in dem Verhältnis der Tyrannis zum Königtum und der Oligarchie zur Aristokratie eine zulängliche Stütze. Der Demokratie gegenüber mußte sie versagen und ward nur dadurch gerettet, das jener „Politie“ genannten Mischform eine höhere als die ihr in Wahrheit gebührende Bedeutung zuerkannt wurde. Die dritte im Bunde der verfehlten Staatsformen, die Tyrannis, wird als eine nicht auf das Wohl der Untertanen abzielende Gewaltherrschaft eines Einzigen bezeichnet.

6. Die beste Verfassung, nicht im Sinne eines „Wunschstaates“, eines nur durch ungewöhnliche Glücksfälle oder eine radikale Umgestaltung des Bestehenden zu verwirklichenden Ideales — somit die beste Verfassung im praktischen Sinne des Wortes, heißt die vom Mittelstande ausgeübte Herrschaft. Der Mittelstand erinnert an die Moraltheorie des Mittleren, und hier waltet in der Tat der engste, von Aristoteles selbst anerkannte Zusammenhang. Wenn die mittlere Lebensweise die beste ist, so folge daraus, daß auch die mittlere Ausstattung mit Glücksgütern die wünschenswerteste sein muß. Vor allem darum, weil hier der Gehorsam gegen die Vernunft am leichtesten zu erreichen ist. Das Übermaß, gleichwie an Schönheit, so auch an Reichtum oder edler Geburt, und ebenso das Gegenteil von alledem: die Bettelarmut, die äußerste Niedrigkeit und Schwäche, all das sei schwer der Vernunft dienstbar zu machen. Das erstere Extrem erzeuge Frevelmut und Übeltaten im großen Stil, das zweite Schelmerei und den Kleinbetrieb des Bösen. Das seien aber die zwei Hauptquellen alles Unrechts.

Es wird des weiteren dargelegt, wie die Erstgenannten nicht zu gehorchen verstehen, — eine Unfähigkeit, die sie schon in der Kinderschule offenbaren —, während die Letzteren in der Unterwürfigkeit zu weit gehen. Das gibt aber keine staatliche Gemeinschaft, sondern eine Vereinigung von Knechten und Herren, die einen von Mißgunst, die andern von Geringschätzung erfüllt. Der Mittelstand soll womöglich stärker sein als die beiden Extreme, zum mindesten aber als eines von ihnen. So werde er, und zwar am meisten in Staatswesen von beträchtlicherem Umfang eine Bürgschaft gegen Aufruhr und Umsturz bieten. Gehe doch die Tyrannis ebenso oft aus der extremen Demokratie als aus der ungemischten Oligarchie hervor. Überdies seien auch die besten Gesetzgeber dem Mittelstand entsprungen.

7. Mit dieser Erörterung war die Frage nach dem Verhältnis politischer Formen zu sozialen Zuständen angebrochen. Die Lösung des Problems lautet in ihrer allgemeinsten Fassung also: es muß jedesmal das an der Erhaltung der Staatsform interessierte Element stärker sein als sein Gegenteil. Die Anwendung dieser Regel erfordere eine doppelte Erwägung. Es gibt in jedem Staatswesen neben dem quantitativen auch qualitative Faktoren. Solche seien Freiheit, Reichtum, Bildung, Adel; den quantitativen Faktor mache die Kopfzahl aus. Nun kann es geschehen, daß die Qualität auf der einen, die Quantität auf der andern Seite zu stehen kommt. Das wird durch ein Beispiel erläutert. Es mögen die Adeligen oder die Reichen von den Unedlen oder den Armen an Zahl übertroffen werden, aber nicht in so hohem Maße, wie sie selbst in qualitativer Rücksicht ein Übergewicht

behaupten. Wo nun die Überzahl der Mittellosen durch den qualitativen Vorzug der Gegenseite nicht mehr kompensiert wird, dort ist die Demokratie am Platz, und zwar jede ihrer Unterarten, je nach dem Übergewicht jeder besonderen Art von Demos. So das eine Mal die dem Übergewicht der Ackerbauer entsprechende erste oder gemäßigteste Form (vgl. S. 284), das andere Mal die dem Vorherrschen der Handwerker und Taglöhner entsprechende letzte oder extremste Form der Demokratie. Und so stehe es auch mit den dazwischen liegenden Formen. Dort hingegen, wo die qualitative Überlegenheit der Begüterten und Vornehmen größer ist als ihre quantitative Inferiorität, dort wird die Oligarchie und ebenso jede besondere Abart dieser Staatsform aus gleichen Gründen an ihrem Orte sein.

Der Ausgleichung der Gegensätze, dieser Hauptaufgabe des auf die mittlere Linie zielenden Gesetzgebers dienen bisweilen auch Kunstgriffe, welche die Gleichheit der Gerechtsame nicht antasten, ihre tatsächliche Ausübung aber teils fördernd teils hemmend zu beeinflussen bemüht sind. Die Mittellosen werden durch Sold oder Diäten, die Bemittelten, aber auch nur diese, durch Strafandrohungen zur Teilnahme an den Volksversammlungen bewogen (vgl. das II S. 510 über den Wahlzwang bei Platon Bemerkte). Wird das Gleichgewicht der beiden Hauptfaktoren dadurch noch nicht hergestellt, so könnte — und diesen Vorgang empfiehlt Aristoteles selbst — die Diätenzahlung eingeschränkt und nur jenem Teil der Volksmenge gewährt werden, dessen Zahl die der Bemittelten nicht überragt; ein anderer Ausweg wäre es, solch eine Überzahl durch das Los ganz und gar auszuscheiden.

In diesem Zusammenhang wird auch beiläufig auf die Möglichkeit einer Art von Volksvertretung hingewiesen. Es war wohl die Schwerfälligkeit und Ungelenkheit der Massenversammlungen, die jenes Auskunftsmittel an die Hand gab. Danach würde an die Stelle der Volksversammlung eine Körperschaft treten, deren Mitglieder aus den einzelnen Abteilungen des Volkes erwählt oder erlost würden.

8. Andere teils historische, teils neu ersonnene Ausgleichsmaßregeln gelten gemäßigten Regierungsformen. Einer derselben, des Straf-Zwanges zur Teilnahme an der Volksversammlung ist bereits gedacht worden. Dieser Zwang verfolgte eine dreifache Absicht. Er sollte das Gleichgewicht der Macht zu erhalten streben; er sollte auch den durch das Fernbleiben der Vornehmen drohenden Entgang an Einsicht und Sachkunde hintanhalten helfen; vor allem aber sollte verhütet werden, daß diese dem Staate schmollend den Rücken kehren, ihm innerlich entfremdet und gewaltsamen Umwälzungen geneigter werden. (Ein Teil dieser Gefahren besteht oder bestand doch bis vor kurzem in Nordamerika.)

Dieselbe Ausgleichstendenz erzeugt in ihrer Anwendung auf oligarchische Staatswesen mannigfache Vorschläge. Die „vorberatende Behörde“ solle sich eine gewisse Anzahl von Mitgliedern des Demos beigesellen, und zwar solle dieser sie erwählen. Oder es soll die Abstimmung über die von „Vorberatern“ oder „Gesetzeswächtern“ gefaßten Beschlüsse geradezu der Volksmenge vorbehalten bleiben. Hierbei waltet die Absicht, die Masse (wie vorhin die Vornehmen) dem Staat nicht zu entfremden. Damit jedoch die Macht der Menge keine gefahrdrohenden Verhältnisse annehme, will Aristoteles mehrfache Schutzmaßregeln zur Erwägung stellen. Entweder das Volk soll jenen „Vorbeschlüssen“ nur einfach zustimmen oder doch nicht geradezu widersprechen dürfen. Oder: es sollen an der Abstimmung zwar alle, an der Diskussion aber nur die Magistratspersonen teilzunehmen befugt sein. Oder endlich: das Volk solle zwar einen „Vorbeschluß“ ablehnen, nicht aber einen neuen Beschluß an seine Stelle setzen dürfen; vielmehr hätte in jedem solchen Falle eine Rückverweisung an die Behörden stattzufinden. Auf moderne Verhältnisse angewandt, würde dieser letzte sehr beachtenswerte Vorschlag etwa folgende Gestalt gewinnen: das Parlament darf die Einheitlichkeit eines Gesetzes nicht durch Amendements antasten; es soll das Gesamtinteresse in wirksamster Weise zu wahren, nicht aber die eigene Unkunde und den eigenen Ungestüm an die Stelle der Sachkunde und der sorgfältigen Überlegung der Behörden zu setzen imstande sein.

9. Wir sind bereits in die Erörterung der Teilung der Gewalten eingetreten. Die uns so geläufigen Begriffe werden, da sie eben im griechischen Staatsleben nur sehr unvollkommen verwirklicht waren, nicht ohne Anstrengung gewonnen. Das gilt am wenigsten von der „richterlichen“, mehr von der, nicht die gesetzgebende, sondern die „beratende“ genannten, am meisten von der „anordnenden“ oder vollziehenden Gewalt. Hier werden vorerst Ämter aller Art genannt, darunter auch Priesterämter und das Amt des Choregen, bis schließlich die Einsicht aufdämmert, daß die anordnenden Behörden in strengerem Sinn als alle anderen „Behörden“ sind. Die Scheidung bleibt trotz alledem eine unvollkommene, weil der obersten beratenden Gewalt auch Entscheidungen zugewiesen werden — so jene über Krieg und Frieden, über den Abschluß und die Auflösung von Bündnissen —, die in modernen Staaten (etwa vom nordamerikanischen Senat abgesehen) der Exekutive vorbehalten bleiben, nicht minder solche, die bei uns fast ausnahmslos in die Kompetenz der Gerichte fallen (die Verhängung der Todesstrafe, der Verbannung und der Vermögenskonfiskation). Wenn auch die Behördenwahl (und die Rechenschaftsablage der abtretenden Magistratspersonen) den unseren Parlamenten entsprechenden Versammlungen zu-

gesprochen werden, so fehlt es hierfür, wenigstens in republikanischen Gemeinwesen der Neuzeit, nicht an allen Analogien.

Mit der Darlegung der Fülle an sich möglicher Modifikationen der drei Gewalten verbindet sich wieder der relativistische Gesichtspunkt, nämlich die Frage, welche dieser Modalitäten den verschiedenen Staatsformen gemäß oder zuträglich sind. Das Wichtigste von dem, was sich auf die gesetzgebende Gewalt bezieht, ist bereits besprochen worden. In betreff der Exekutive kommt die Ernennungsweise der Amtspersonen in Betracht: ob diese nämlich durch Wahl oder durch das Los zu erfolgen hat, ferner ob das — aktive oder passive — Wahlrecht, bez. die Erlosbarkeit, allgemein oder beschränkt sein soll. Auch kann ein Teil der Ämter durch Wahl, ein anderer durch das Los besetzt werden. Den Wahl- oder Erlosungskörper kann einmal die Gesamtheit der Bürger, ein andermal ein Teilverband bilden, wie die Stämme und Gaue (Phylen und Demen) es sind. Es kann ferner ein beschränktes aktives Wahlrecht mit allgemeinem passiven Wahlrecht, beziehentlich mit derartiger Erlosungsfähigkeit, oder mit Einschränkungen in dieser Rücksicht verbunden sein. Der Mangel aller solchen Beschränkungen sei demokratisch, nicht minder die Mischung beider Systeme. Die zwiefache Beschränkung des Wahlrechts, beziehentlich die einfache des Erlosungsrechtes, eigne der Oligarchie. Ähnliche Unterscheidungen werden schließlich auch in Ansehung der Bestellungsweise der Gerichtshöfe namhaft gemacht.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Staatslehre des Aristoteles.

(Die politische Dynamik.)

In die statische Betrachtung ist die dynamische gleichsam eingebettet. Beide verknüpft ein praktischer Gesichtspunkt. Um die Mittel zur Sicherung eines Dauerzustandes zu gewinnen, tut es not, die seinen Bestand bedrohenden Gefahren zu erspähen. Darauf ist das Absehen des Stagiriten gerichtet. Nachdem diese Erkenntnis erzielt ist, kehrt die Untersuchung zu ihrem Ausgangspunkt zurück, indem sie nunmehr erst die Maßnahmen, die dem Verfall oder Untergang der verschiedenen Staatsformen, zuletzt auch ihrer Abarten steuern sollen, des Genaueren darlegt. Das ist das, oft verkannte, Band, das Buch VI mit Buch V und die beiden mit Buch IV verbindet.

Zunächst werden die „Quellen des Aufruhrs" namhaft gemacht, unter denen die mißverstandene Gleichheit (vgl. S. 269) in der Oligarchie nicht minder als in der Demokratie die erste Stelle einnimmt. Der Angriff kann sich auf dreierlei richten: auf die Verfassungsform, auf die im Besitz der Macht befindlichen Personen; endlich kann er die Verschärfung oder Milderung der jeweils geltenden Staatsform erstreben. Spezialfälle sind das Verlangen nach Umgestaltung eines Teiles der Verfassung, gleichwie nach der Erhöhung oder Erniedrigung einer bestimmten Behörde. Schlimmer als die Wirren innerhalb einer Demokratie sind jene innerhalb einer Oligarchie, weil sich hier zum Kampf mit dem Gegner (dem Demos) noch der innere Faktionsstreit zu gesellen pflegt.

Unter den allgemeineren Ursachen bürgerlicher Wirren werden zwei hervorgehoben. Vorerst die ungleichmäßige Entwicklung der Bestandteile eines Gemeinwesens. Dieses wird mit einem Organismus verglichen, der — eine echt aristotelische Hyperbel — zwei Spannen lang bleibt, während ein Fuß allein die Länge von vier Ellen erreicht. Ebenso gefährlich sei die „Ungleichartigkeit", das heißt die Zusammensetzung des Staates aus allzu wenig homogenen Bestandteilen. Zur Beleuchtung dient ein hübsches Bild: wie im Kriege das Überschreiten von Gräben, selbst von ganz kleinen, den Zusammenhalt der Schlachtreihen lockert, so auch jede trennende Verschiedenheit den Zusammenschluß der Bürger. Neben dem Mangel an nationaler Einheit erscheinen hier auch die Verschiedenheiten der Charakterbildung und der Beschäftigungen. Seltsam und fast heiter berührt die Bewohner moderner Großstaaten die in diesem Zusammenhang erfolgende Betonung des Unterschiedes zwischen Athen und seinem Hafenvorort, dem Piräus! So ausschließlich verfolgt hier Aristoteles diesen Gesichtspunkt, daß er darüber seiner eigenen Polemik gegen den allzu sehr „vereinheitlichenden" und dadurch den Staat selbst zu einem Individuum herabdrückenden Platon zu vergessen scheint (vgl. II 413). Allein auch die geschichtliche Tatsache, daß wohlgelungene Koloniengründungen gar häufig dem Zusammenwirken mehrerer Städte und Völkerschaften, desgleichen ihr Gedeihen der Vereinigung von Griechen und Barbaren zu verdanken war, ist zeitweilig seinem Gesichtskreis entrückt. Fast möchte man sagen, er rechne auf Leser, die seine gelegentlichen Einseitigkeiten zu berichtigen verstehen.

Der Aufzählung von Beweggründen und Anlässen, die politische Kämpfe hervorrufen, geht das vielsagende Wort voran: „Nicht um kleine Ziele, wohl aber aus kleinen Anlässen entstehen bürgerliche Wirren." Mit diesem Vorbehalt aber vertieft sich der Stagirit mit erstaunlicher Ausführlichkeit in das Detail solcher Gelegenheitsursachen, wie es Furcht vor Strafe, persönliche Rivalität, eine die Geringschätzung herausfordernde Mißverwaltung, Wahlumtriebe, erlittene Gewalttaten, aber auch

Liebeshändel, Erbschaftsstreitigkeiten, zurückgewiesene Heiratsanträge und Familienzwistigkeiten aller Art sind. Die redselige Behandlung der Einzelinstanzen, die nicht zu verkennende Freude am Anekdotenhaften, erinnern — vielleicht mehr als sonst etwas in der „Politik" — an das reiche Kolorit des „Staatswesens der Athener".

Während es übrigens im allgemeinen die Übermacht eines gesellschaftlichen Faktors ist, die den bürgerlichen Frieden bedroht, so komme doch auch das Umgekehrte vor. Die Wirren brechen mitunter erst dann aus, wenn die beiden Parteien sich ungefähr das Gleichgewicht halten, indem die offenkundige Überlegenheit des einen Teils dem anderen den Angriff als allzu gewagt erscheinen ließ. In solcher Lage befinden sich übrigens auch diejenigen, welche die „Gleichheit" am drückendsten empfinden müssen und Sonderansprüche zu erheben am ehesten berechtigt wären, nämlich der durch ihre Charaktereigenschaften allen anderen Überlegenen. „Machen sie doch im Vergleich mit der Gesamtheit ein gar kleines Häuflein aus"!

2. Es folgt die Einzelerörterung des bisher allgemein behandelten Themas. Die Demagogie, der Hauptfaktor revolutionärer Bewegungen innerhalb der Demokratie, wird in ihren wechselnden Gestalten geschildert. Ursprünglich häufig mit dem Feldherrn identisch, hat der Demagoge sich vor alters oftmals zum Tyrannen aufgeschwungen. Jetzt ist die Redekunst seine wirksamste Waffe. Als ein Heilmittel gegen das Demagogentum wird die Bezirkswahl gegenüber der Listenwahl und somit (so können wir hinzufügen) die Emanzipation der kleineren, zumal der ländlichen Volkskreise von der Herrschaft des auf dem Marktplatz versammelten Stadtpöbels empfohlen.

Demagogie begegnet auch im oligarchischen Regiment, insbesondere dort, wo zwar das passive Wahlrecht ein sehr beschränktes, das aktive hingegen allen Waffenfähigen oder auch allen Bürgern gemeinsam ist. Dort haben die Oligarchen Grund und Anlaß, dem Volke zu schmeicheln. Zum Umsturz führt aber hier ebenso oft die Bedrückung der Masse als die immer zunehmende Verengung der Oligarchie, welche die Zahl der Außenstehenden und Unzufriedenen vermehrt. Diese rufen nicht selten das Volk zu Hilfe, oft mit einem Erfolg, der über ihre Absichten weit hinausgeht. Eine einträchtige Oligarchie kann nicht leicht durch sich selbst zu Falle kommen. Wohl aber bewirkt der durch schwelgerisches Leben verschuldete Ruin einzelner Oligarchen, daß diese entweder für sich oder für andere nach der Tyrannis streben, oder auch sich am öffentlichen Gut vergreifen und dadurch mittelbar den Aufruhr entfachen. Die dem Mißtrauen gegen die Volksmasse oder auch wechselseitigem Mißtrauen entspringende Verwendung von Söldnern oder auch

solch eine Persönlichkeit allzu rasch fallen zu lassen. Soll nicht die private Lebensführung staatsgefährlichen Unternehmungen den Boden bereiten, so tut eine strenge Überwachung des Privatlebens, insbesondere der führenden Klassen, not.

4. Von neuem tritt uns das spezifisch aristotelische Streben nach Vermittlung der Gegensätze und Abschleifung der Extreme entgegen. Es könne gelingen, in gewissem Maße die Aristokratie mit der Demokratie zu verbinden. Dazu sei es vor allem vonnöten, daß man jede unerlaubte Bereicherung der Beamten hintanhält. Denn die Menge empfindet ihren Ausschluß von obrigkeitlichen Ämtern nicht allzu peinlich, ja die Leute sind es eher zufrieden, ihren Privat-Interessen ungestört nachgehen zu können, solange ihnen jedes derartige Mißtrauen fremd bleibt. Regt sich aber dieses, dann erwacht in ihnen ein zwiefaches Bedauern: über den Ausschluß von den Ehren sowohl als vom Gewinn der Amtsführung. Andernfalls kann der Masse der Zutritt zu den Ämtern eröffnet werden, ohne daß sie von dieser Einräumung faktischen Gebrauch macht. Die Wohlhabenden aber werden, da sie solch unlauteren Gewinnes nicht bedürfen, willens und bereit sein, die Ämter zu bekleiden, statt sich von den Erstbesten regieren zu lassen.

In der Demokratie gilt es die Reichen zu schonen: nicht bloß ihr Kapital, sondern auch ihre Einkünfte. Ja man solle weitergehen und sie geradezu daran verhindern, kostspielige, aber unnütze Leistungen, wie es Choregien, Fackelläufe u. dgl. sind, auf sich zu nehmen. In der Oligarchie hingegen müsse man für die Armen vielfache Sorge tragen; so durch die Überweisung von ertragreichen Ämtern, auch durch Beschränkung der Testierfreiheit, damit das Vermögen in der Familie verbleibe, endlich durch das Verbot, daß einer mehrere beerbe. Dasselbe Ziel der Ausgleichung verfolgt der Rat, in jeder Staatsform dem am Regiment minder beteiligten Faktor, somit in der Demokratie den Bemittelten, in der Oligarchie den Mittellosen, einen gleichen oder selbst einen größeren Anteil an jenen Ämtern einzuräumen, die nicht geradezu der Sitz der souveränen Gewalt sind.

Für die angemessene Besetzung der zuletzt genannten Ämter werden drei Erfordernisse namhaft gemacht: Verfassungstreue, die größtmögliche spezifische Leistungsfähigkeit, schließlich Tugend und Gerechtigkeit. Welche dieser Eigenschaften soll dort, wo sie nicht insgesamt anzutreffen sind, den Ausschlag geben? Darüber entscheide die Erwägung, welche von ihnen häufiger, welche seltener zu finden ist. Bei der Ernennung eines Generals z. B. komme es mehr auf das seltene Feldherrntalent als auf die weiter verbreitete Charaktergüte und Verfassungstreue an. Bei einem Polizei- oder Finanzamt hingegen bedürfe es eines höheren

als des durchschnittlichen Grades von Rechtlichkeit, während die hierfür erforderliche Geschäftskenntnis „allen gemein" sei(!). Die Tugend oder Charakterstärke aber sei darum vonnöten, weil der Besitz von Kenntnissen und die Liebe zur Verfassung in politischen Dingen so wenig ausreichen, als das Wissen und die Liebe zu sich selbst für die Leitung des Privatlebens genügen.

Wieder kehrt Aristoteles zu seinem leitenden Gesichtspunkt, dem Einhalten der rechten Mitte, zurück. Zumal die Übertreibung einer schon an sich von dem richtigen Mittelmaß abweichenden Verfassungsform verschlechtere diese in fortschreitendem Maße, bis sie zuletzt überhaupt keine Verfassungform mehr sei (vgl. S. 284). Wichtiger als alles bisher Gesagte sei ein Punkt, um den sich jetzt niemand kümmere, nämlich die Erziehung im Geiste der Verfassung. Der im Geist der Verfassung Erzogene werde nicht das tun, was den Freunden der Oligarchie oder jenen der Demokratie erwünscht oder genehm ist, sondern das, was ihnen die Möglichkeit gewährt, die von ihnen bevorzugte Staatsform aufrecht zu erhalten. Es geschehe aber das Gegenteil. In der Oligarchie leben die Söhne der Machthaber schwelgerisch, während die der Armen durch Arbeit und Anstrengung zugleich den Willen und die Kraft zu Umsturzbestrebungen erwerben. In den Demokratien aber, die als die allerdemokratischsten gelten, werde unter „Freiheit und Gleichheit" das bloße individuelle Belieben verstanden.

5. Es kommt die Monarchie, die Ursachen ihres Verfalls und die Mittel zu ihrer Erhaltung an die Reihe. Vieles von dem bisher über die Freistaaten Gesagten gelte auch für sie. Entspreche doch von den beiden Abarten der Monarchie das Königtum der Aristokratie, während die Tyrannis gleichsam ein Kompositum aus der extremen Oligarchie und der Demokratie sei. Der Zuspitzung dieses Gegensatzes dient die von geschichtlichen Belegen entblößte, wohl einigermaßen auf Konstruktion beruhende Behauptung, das Königtum sei zum Schutz der höheren Klassen gegen die Masse errichtet worden, während der Tyrann — und hier stehen wir auf gesicherterem historischen Boden — vielfach die Menge gegen die Vornehmen zu schützen bestimmt war. Nicht freilich vor alters, wo die Tyrannis teils aus dem Königtum durch Erweiterung der Machtvollkommenheit, teils aus der hohen Magistratur, zum Teil auch aus der Oligarchie hervorgegangen sei. Bald wird die soeben erwähnte Konstruktion verlassen und das Königtum als ein Damm gegen einseitige Klassenherrschaft überhaupt betrachtet.

Die für die übrigen Regierungsformen namhaft gemachten Ursachen des Umsturzes, wie erlittenes Unrecht, Furcht vor zu gewärtigenden Übeln, Mißachtung u. dgl. m., werden in betreff der Monarchie dahin

modifiziert, daß das Unrecht und die Geringschätzung als die Frucht der Überhebung erscheinen, die ihrerseits wieder in viele Unterarten zerfällt, wie Beschimpfungen, körperliche Mißhandlung, erotischer Mißbrauch usw. Eine verschwenderische Fülle geschichtlicher Beispiele wird beigebracht. Daß auch Philipp von Mazedonien und seine Ermordung durch Pausanias in diesem Zusammenhang erwähnt wird, könnte denjenigen zu denken geben, die einsichtslos genug sind, eine Verherrlichung dieses Monarchen aus dem aristotelischen Werk herauslesen zu wollen. Dort, wo der Ehrgeiz unter den Beweggründen von Verschwörungen genannt ist, wird auch jener besonderen Art des Ehrgeizes gedacht, der es bloß darum zu tun ist, ein gewaltiges Wagnis zu vollbringen oder auch nur zu versuchen. In diese Kategorie wird der syrakusanische Dion gereiht, von dem ein geringe Hoffnung auf das Gelingen seines Unternehmens bekundender Ausspruch angeführt wird (vgl. II 428 ff.).

6. Es folgt eine Königtum und Tyrannis sondernde Erörterung. Der Sturz auch der Tyrannis erfolgt von außen, sobald ihr eine feindliche Staatsform mit größerer Macht entgegentritt; solche Feindinnen sind die Demokratie, die Aristokratie und das Königtum. Von innen her kommt der Tyrannis das Verderben, sobald die Mitglieder des Fürstenhauses miteinander hadern. Von den zwei Hauptursachen der Feindschaft, Haß und Verachtung, ist die erstere unvermeidlich, aber erst das Hinzutreten der zweiten hat zumeist den Sturz herbeigeführt. So haben die Gründer der Gewaltherrschaft sie in der Regel auch zu bewahren vermocht; die Nachfolger aber, die ihr Genußleben verächtlich gemacht hat, wurden ihrer gewöhnlich verlustig. Es wird erwogen, ob der Haß oder der Zorn in derartigen Fällen der wirksamere Faktor ist. Der Zorn dränge allerdings mit unmittelbarerer Gewalt zum Handeln, allein der ihm eigene Mangel an Überlegung mache ihn im ganzen weniger gefährlich.

Das Königtum wird am seltensten von außen gestürzt, daher es langlebig ist. Seine innere Verderbnis erfolgt auf zwiefache Weise: durch Zerwürfnisse innerhalb der Dynastie und durch den Versuch, die Regierung despotischer zu gestalten. Allein zurzeit entsteht überhaupt keine neue Königsherrschaft mehr. Sind doch die Menschen einander bereits allzu ähnlich geworden, und fehle es somit zu sehr an hervorragenden Individuen, um die willige Unterordnung, die zum Wesen des Königtums gehört, zu ermöglichen (vgl. S. 256 u. 280 f). Hier darf man über des Philosophen Blindheit für die herannahende, ja schon im Gang befindliche geschichtliche Wandlung staunen. Spricht er doch, als ob Hellas am Ausgang, statt im Beginn eines monarchischen Zeitalters stünde. Und der so sprach, war der Lehrer Alexanders, der Freund Antipaters (vgl. S. 18 f.) und ohne Zweifel auch mancher anderer

von Alexanders Feldherren, die nach dessen Tode die Welt unter sich geteilt haben. Man möchte sagen: Aristoteles hat mit der Monarchie zu Tische gesessen, ohne sie gewahr zu werden. Man antworte nicht, der Stagirit denke nur an Griechenland, nicht an die dieses umgebenden Länder. Haben doch zu den Untertanen der Ptolemäer, der Seleukiden, des Lysimachos gar viele Griechen gehört. Und wenn in Hellas selbst keine neue Monarchie entstand, so ist doch seine dauernde Beherrschung durch das monarchische Mazedonien eine Tatsache, die, wenn nicht dem Wortlaut, so doch dem Geist jener Pseudo-Weissagung aufs entschiedenste widerstreitet. Auch das geht nicht an, die Monarchien der Diadochen unter die Kategorie der Tyrannis eher als des Königtums zu reihen. Eine derart auf Kontinuität abzielende, mit Herkommen und Überlieferung so ernstlich rechnende und darum so langlebige Monarchie, wie es die der Ptolemäer war, widerspricht ganz und gar dem Bilde, das Aristoteles sich von der Tyrannis gemacht hat, einer auf List und Gewalt aufgebauten Regierung, die darum ebenso kurzlebig sei, wie das Königtum dauerhaft und schwer zerstörbar ist. Doch sollte noch ein Zweifel übrig bleiben: völlig ausschlaggebend ist die unermüdliche Sorgfalt, die er an die Ausarbeitung von Verbesserungsvorschlägen für die freistaatlichen Verfassungsformen wendet. Wie wäre ihm derlei in den Sinn gekommen, wenn er geahnt hätte, daß es mit alledem zu Ende gehe, daß die republikanischen Formen bald nur mehr einen winzigen, lediglich munizipalen Inhalt bergen werden. Bei so gewaltigen Irrtümern großer Geister zu verweilen, ist überaus ersprießlich. Flößen sie uns doch ein gar heilsames Mißtrauen ein. Wer weiß, wie sehr große und kleine Geister zurzeit gleichmäßig irren, wenn sie die mit eifrigstem Bemühen erstrebten und mit fast durchgängigem Erfolg erkämpften Institutionen der Gegenwart, das allgemeine Stimmrecht z. B., für mehr als eine Durchgangsphase der geschichtlichen Entwicklung halten?

7. Den Ursachen des Untergangs werden die Mittel der Erhaltung gegenübergestellt. Ein Hauptmittel zur Sicherung des Königtums sei der maßvolle Charakter der Herrschaft. Zur Bewahrung der Tyrannis aber führen zwei ganz und gar entgegengesetzte Wege. Der erste ist der herkömmliche und von den meisten Tyrannen beschrittene. Es gilt hierbei die Untertanen mit wechselseitigem Mißtrauen zu erfüllen, sie zur Ohnmacht zu verdammen und ihren Hochsinn zu verkümmern. Diesen Zwecken diene das Verbot der Männermahle, der Klubs, kurz alles dessen, was die Menschen einander näher bringt und ihr Zusammenwirken erleichtert; desgleichen die Förderung des Spähertums, die Verhetzung der Bevölkerungsklassen, die Aussaugung des Volkes — ein Gesichtspunkt, unter dem, doch wohl sehr einseitig, die großen Bauwerke der Tyrannen

betrachtet werden. Es folgt das treffende Wort, das noch mehr als der Rest an Cäsarismus und Napoleonismus mahnt: „Der Tyrann ist ein Kriegsanstifter", und zwar in der Absicht, die Untertanen zu beschäftigen und ihnen einen Führer unentbehrlich zu machen. Hier wird die Beeinflussung der Einbildungskraft, das Streben nach Gloire vom Verstandesmenschen Aristoteles wohl mit gleichem Unrecht vernachlässigt, wie die Mehrung des Prestige im unmittelbar vorangehenden Falle. Gleichwie der extremen Demokratie sei der Tyrannis Weiberherrschaft und Sklavenfrechheit willkommen — zwei Klassen, von denen dem Fürsten so wenig als den Demagogen irgendeine ernste Gefahr droht. Endlich liebe es der Tyrann, sich mit schlechten Leuten zu umgeben, noch mehr mit Fremden als mit Einheimischen, während er in jedem Mann von freimütigem Wesen und würdevoller Haltung zugleich eine Bedrohung und eine Schmälerung seiner Macht erblickt.

Die Artung des zweiten Weges läßt sich aus den Verfallsursachen des Königtums entnehmen. Ist diesem die Umbildung ins Tyrannische verderblich, so muß der Tyrannis die Umbildung in das echt Königliche heilsam sein — unter der Voraussetzung freilich, daß die Unabhängigkeit von dem Willen der Untertanen unversehrt bleibt. Denn gibt die Tyrannis diese auf, so gibt sie sich selbst auf. Im übrigen aber frommt es solch einem Fürsten, teils wie ein wahrhafter König zu handeln, teils dessen Rolle mit Glück zu spielen. Dazu gehört vor allem die Sorge für den Staatshaushalt. Er wird nicht, was das Volk in harter Arbeit erworben hat, an Günstlinge (Hetären, Fremde, Künstler) verschwenden; er wird sogar nach dem Vorbild einiger Tyrannen über die Einnahmen und Ausgaben öffentliche Rechnung legen. Ferner wird er mehr Ehrfurcht als Schrecken zu verbreiten trachten. Darum darf er sich keine Blößen geben, weder er selbst noch seine Umgebung, noch insbesondere die Frauen seines Hauses. Es wird ihm Mäßigung in Genüssen jeder Art, und vor allem die Wahrung des guten Scheins empfohlen. Denn nicht ein Wacher und Nüchterner, sondern ein Schlafender und ein Trunkener fordere die Geringschätzung und den Angriff heraus. Auch Gottesfurcht möge er zur Schau tragen, wodurch er Vertrauen sowohl in seine Gerechtigkeit als in den Bestand seiner von den Göttern behüteten Macht erwecken wird. Doch all das geschehe ohne Schwäche. Desgleichen gelte es verdiente Untertanen auszuzeichnen, so daß sie von ihren freien Mitbürgern keine höheren Ehrungen zu erwarten haben. Und während er die Erteilung solchen Lohns sich selber vorbehält, soll er die Verhängung von Strafen anderen Behörden, vor allem den Gerichtshöfen, überlassen. Vor zwei Arten der Überhebung habe der Tyrann sich zumeist zu hüten: vor der Mißhandlung durch Körperstrafen und durch erzwungenen Liebesgenuß. Was dennoch als Un-

ehre erscheint, müsse durch anderweitige Ehrenbezeigungen vollauf au geglichen werden.

Am besten steht es für den Tyrannen, wenn beide Hauptklass der Gesellschaft in seiner Regierung ihr Heil erblicken. Gelingt di nicht, so gilt es, den mächtigeren Teil an sich zu fesseln. So wird sei Obmacht gesichert, und er braucht nicht zu unliebsamen Maßregeln, w es Sklavenfreilassungen oder die Entwaffnung der Bürger sind, zu greife Alles in allem möge der Tyrann die Rolle eines Protektors und Vor munds spielen, alles Übermaß meiden, die Vornehmen durch Leutselig keit, die Menge durch eine Politik sozialer Fürsorge zu gewinnen suchen So wird sein Thron ein einigermaßen befestigter, sein eigener Charakte ein zum mindesten halb tugendhafter sein. Schließlich liefert eine histo- rische Übersicht die Probe auf die Richtigkeit dieser Betrachtungen.

8. Das **sechste** Buch der „Politik“, das augenscheinlich den Schluß des Werkes zu bilden ursprünglich bestimmt war, enthält demgemäß begreiflicherweise nicht wenige zusammenfassende Wiederholungen, di uns nicht zu beschäftigen brauchen. Eigentümlich sind ihm manche allgemeinere Formulierungen von Gedanken, die vorher in minder um- fassender Weise ausgesprochen waren. So die Mahnung, nicht nach äußerster Folgerichtigkeit zu streben, und die eine Staatsform kenn- zeichnenden Züge nicht jedesmal insgesamt vereinigen zu wollen. Des- gleichen: „nicht das ist demokratisch oder oligarchisch, was den Staat noch demokratischer oder oligarchischer macht, als er ohnehin ist, sondern was ihn diese seine Regierungsform länger bewahren läßt“. Man wird an J. S. **Mills** tiefsinniges Wort erinnert, es sei keine entscheidende Empfehlung für eine vorgeschlagene politische Maßregel, daß sie aus dem Prinzip der jeweiligen Regierungsform fließt. Weit eher spreche die Präsumtion zugunsten von Anstalten, die danach angetan sind, die mit jeder Staatsform untrennbar verknüpften Nachteile zu mildern. Das von **Platon** ererbte weise Streben nach einer Mischung der Verfassungsformen verdichtet sich hier zu bestimmten Vorschlägen. Die Ausschließlichkeit des demokratischen Rechts der bloßen Kopfzahl wird ebenso wie jene der oligarchischen Bevorrechtung des Reichtums nochmals ad absurdum geführt (vgl. S. 269, 272 u. 274 f.). Könne doch das erstere Prinzip zur Spoliation der reichen Minderheit, das letztere in dem Fall einer extremen Vermögens-Konzentration geradeswegs zur Tyrannis führen.

Einen Ausweg eröffnet das ständische oder **Kurien**-Prinzip, das in zwei Modifikationen auftaucht. Für die **Wahl** von Beamten und Richtern wird ein dem preußischen Klassenwahl-System genau entsprechender Vorgang empfohlen. Die Gesamtheit der Höchstbesteuerten soll eine ebenso große Zahl von Wahlmännern beistellen, wie jene der minder hoch Besteuerten.

spielsweise die obersten 500, deren Steuerleistung jener der übrigen gleichkommt, nicht weniger als diese. Auf die Entscheidungen Volksversammlung aber bezieht sich die folgende Anwendung des-n Grundsatzes. In ihr, die in jene zwei Steuerklassen oder Kurien lten wird, solle nur das als angenommen gelten, was die Zustim-g beider Teile gewonnen hat. Im Falle mangelnder Übereinstimmung chen den zwei Kurien aber solle jenes Votum das entscheidende hinter dem die größere Steuerleistung steht. Zu diesem Behuf nde man mit der Stimmenmehrheit der einen die ihr beipflichtende derheit der anderen Kurie und sehe zu, welche Partei das Über-cht besitzt: ob A (Majorität der einen Kurie) + b (Minorität der ern) oder B + a. Ein formales Analogon bieten hier die öster-hisch-ungarischen Delegationen, die zur Behebung eines durch mehr-ten Nuntien-Wechsel nicht beseitigten Widerstreits zu einer gemein-n Abstimmung zusammentreten. Bei dieser ist natürlicherweise der mmenzuwachs, den die Mehrheit der einen Körperschaft durch eine derheit der anderen gewinnt, gleichfalls von ausschlaggebender deutung. Ein Umstand unterscheidet jedoch die beiden Fälle. In r modernen Instanz werden die Stimmen einfach gezählt, in der von istoteles empfohlenen antiken hingegen gleichsam gewogen. Damit mlich die von ihm geäußerte Absicht erreicht werde und nicht die hrzahl der Stimmen schlechtweg, sondern das Übergewicht an Besitz er Steuerkapital den Platz behaupte, konnten, um bei dem obigen hematischen Beispiel zu bleiben, erst 100 Stimmen der zweiten Klasse viel wie 50 der ersten gelten. Doch so schwierig auch die Ermitt-ung der richtigen Prinzipien der Gleichheit und Gerechtigkeit ist, noch eit schwieriger sei ihre Durchführung, „da allezeit nur die Schwächeren, nicht aber die jeweils Überlegenen, sich um Gleich-heit und Gerechtigkeit ernstlich kümmern."

9. Die Schlußpartie des Buches ist vorwiegend statischen Erörte-rungen über die einzelnen Abarten der verschiedenen Staatsformen gewidmet. An das Lob der ländlichen Demokratie, deren Bild am meisten an die Urkantone der Schweiz und an die Unionsstaaten in old colonial times erinnert, wird der Preis einiger vor alters üblicher Ein-richtungen geknüpft, die jenen gesunden Zustand zu verewigen bestimmt waren. So das Verbot eines Mehrerwerbs von Grundbesitz überhaupt, oder doch (nach solonischem Vorbild) in der Nähe eines städtischen Zentrums, desgleichen des Verkaufs und der Mehrbelastung der ursprüng-lichen Landlose, auch die Bedingtheit der politischen Gerechtsame durch ein Minimum von Grundbesitz. Weit tiefer werden die aus gewerblichen und kommerziellen Elementen bestehenden Demokratien bewertet. Die

letzte und äußerste Form zu ertragen sei nicht Sache jedes Gemeinwesens. Um sich zu erhalten, bedürfe sie — das ist wohl im Hinblick auf Athen gesagt — ganz besonders kluger Einrichtungen und ihr angepaßter Sitten. Vom Standpunkt dieser extremen Demokratie aus wird es nicht mißbilligt, daß man, um die Masse zu stärken, die Zahl der Bürger so weit als notwendig durch die Heranziehung von Bastarden und Halbbürtigen vermehre. Als Vorbild gilt Kleisthenes mit seinem Bemühen, alle Klassen zu verschmelzen und die alten Verbände zu durchkreuzen (vgl. II 31 f.). Dem gleichen Zwecke dient die Konzentration der Heiligtümer durch Verringerung ihrer Zahl und durch Erhebung mancher Sonderkulte zu allgemeinen Volkskulten. Wie der Tyrannis, so frommt auch dieser Demokratie die größere Ungebundenheit von Frauen und Sklaven gleichwie des Privatlebens überhaupt.

Aristoteles wendet sich zur Bekämpfung jener Mißbräuche, die dem dauernden Bestande der extremen Demokratie den größten Eintrag tun. Dahin gehört die Vermögens-Konfiskation zugunsten des Staates oder Volkes. Das Eigentum der Verurteilten möge vielmehr den Göttern verfallen sein. Nicht die abschreckende Kraft der Strafe, wohl aber der Anreiz zu Verurteilungen würde dadurch vermindert werden. Politische Prozesse sollten so selten als möglich geführt, die Erhebung leichtsinniger Anklagen streng geahndet werden. Da in Demokratien dieser Art Diätenlosigkeit nicht wohl durchführbar sei, so erstrebe man Ersparnisse durch tunlichste Einschränkung der Zahl der Volksversammlungen gleichwie durch möglichst kurze Tagungen der aus zahlreichen Geschworenen zusammengesetzten Gerichtshöfe. Die letztere Maßregel werde übrigens der Rechtspflege selbst, an der auch die Wohlhabenden eher teilnehmen werden, zugute kommen. Die zurzeit — wir müssen hinzufügen: in Athen — übliche Verteilung der Überschüsse unter das Volk wird mit dem Danaïdenfaß verglichen. Was im Interesse der Demokratie, die es vor Verderbnis zu schützen gilt, und mittelbar der Reichen selbst not tut, sei eine dauernde Hilfe. Es werde den Dürftigen, mit abwechselnder Berücksichtigung der verschiedenen Volksteile, je ein kleines Kapital gewährt, das den Erwerb eines Gütchens, den Beginn eines Geschäftsbetriebes oder einer Pachtwirtschaft ermöglicht.

10. In der ersten und besten Abart der Oligarchie soll es Abstufungen des Zensus geben, einen niedrigeren für die geringeren, einen höheren für die bedeutsameren Ämter. Dadurch soll die Zahl der vom Regiment ganz und gar Ausgeschlossenen möglichst vermindert werden, geradeso wie es in der Demokratie galt, auch die höheren Klassen nach Tunlichkeit zur Teilnahme an der Regierung heranzuziehen. Die zunächst sich anschließende Abart müsse in ähnlichem Geiste, wenngleich

mit etwas stärkerer Anspannung des oligarchischen Prinzips eingerichtet werden. Die der extremen Demokratie gegenüberstehende, der Tyrannis sich nähernde Dynastenherrschaft endlich bedürfe, eben weil sie die schlechteste dieser Unterarten ist, der größten Sorgfalt, genau so wie kränkliche Leiber oder schlecht gebaute Schiffe ängstlicher als andere vor Gefahren zu behüten sind.

Auch die Besprechung der verschiedenen Waffengattungen und Verwaltungsbehörden verrät jenes uns schon so wohlbekannte Streben nach Ausgleichung der Gegensätze. Wenngleich der Reiterdienst und jener der Schwerbewaffneten naturgemäß den Reichsten, bez. den Bemittelteren zufällt, die große Menge aber die Bemannung der Flotte und das leichte Fußvolk liefert, so sollen doch auch Söhne der Oligarchen den letzteren Dienst erlernen, um das Übergewicht der Leichtbewaffneten im Fall eines Bürgerkriegs hintanzuhalten. Der Aufnahme von Leuten aus dem Volk in die oligarchische Bürgerschaft dienen verschiedene Maßregeln, darunter die nach dem Beispiel Massalias zu treffende Auswahl der Würdigsten aus dem Kreise der durch den Zensus Ausgeschlossenen. Um hingegen wieder die Masse von den wichtigsten Ämtern fernzuhalten, mögen an diese beschwerliche und die Mißgunst entwaffnende Leistungen geknüpft werden, wie es kostspielige Antrittsopfer und vornehmlich die Aufstellung von Weihgeschenken und die Errichtung von Bauwerken sind, die der Stadt zur Zierde gereichen. Andere Vorkehrungen sollen die mit der Vollstreckung gerichtlicher Urteile und mit der Vollziehung sonstiger polizeilicher Aufgaben verknüpfte Unpopularität vermindern und dadurch dem Widerstreben der anständigen Leute gegen die Übernahme solcher Ämter vorbeugen helfen. Dahin gehört vor allem die strenge Scheidung der eine Strafe verhängenden und der den Strafvollzug verrichtenden Behörde, desgleichen kurze Amtsdauer und die Vermeidung jeder Kumulierung derartiger unliebsamer Funktionen. So grell und greifbar wie hier zeigt sich wohl sonst nirgendwo der Kontrast zwischen einem starken und ständigen, von der Exekutive ernannten und beschützten Berufs-Beamtentum und seinem schwächlichen, von Volkswillen und Volksgunst direkt abhängigen Widerspiel.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Staatslehre des Aristoteles.

(Die Kritik der Staatsideale und der Idealstaaten.)

Wir werden der ursprünglichen Absicht des Stagiriten gerecht, indem wir seine Kritik der Staatsideale Anderer seiner eigenen unvollendet gebliebenen Konstruktion unmittelbar voranschicken (vgl. 247 f.). Einen Teil dieser Kritik haben wir bereits vorweggenommen (vgl. II 412 ff.). Wir sahen Aristoteles die Schwächen des platonischen Güter- und Familien-Kommunismus mit sicherer Hand aufdecken.

Intensitätsmangel — in dieses eine Wort können wir jene Kritik zusammenfassen. Mangel an Intensität der durch ihre Ausdehnung über so weite Kreise verwässerten Verwandtenliebe und, was fast mehr bedeutet (vgl. II 414), Mangel an Eifer und Sorgfalt in der Verwaltung von Gütern, die das Eigentum aller und darum keines Einzigen sind. In neuer Gestalt würde die alte Erfahrung aufleben, daß man von vielen Dienern schlechter als von wenigen bedient wird. Streitigkeiten und Gehässigkeiten, wie sie innerhalb einer vorübergehenden Reisegemeinschaft so leicht ausbrechen, würden sich bei solch einer dauernden Lebensgemeinschaft in erhöhtem Maß einstellen. Die völlige Gleichheit der Leistungen und Genüsse würde bald als eine Schimäre erkannt werden. Auch wäre mit der Abschaffung des Privateigentums eine Quelle unsäglicher Freuden, wie die berechtigte Selbstliebe sie mit sich bringt, auch von Liebesdiensten aller Art, verstopft, die man Freunden, Bekannten, Gästen so gern zu erweisen pflegt. Selbst der Übung zweier Tugenden, der Enthaltsamkeit und der Freigebigkeit, wäre der Boden entzogen. Der „schöne Schein“ aber, der das platonische Ideal umgibt, entspringe zum Teil daraus, daß man den Blick auf die dem Sondereigentum entkeimenden Übel richtet und es übersieht, daß es an derartigen Zwistigkeiten, Prozessen u. dgl. m. auch bei gemeinschaftlichem Besitz, unter Handelsgesellschaftern z. B., keineswegs gebricht. Eine Täuschung erwächst hierbei daraus, daß man die minder zahlreichen Fälle der letzteren Art mit den zahllosen der ersteren vergleicht, ohne auf die Proportion der sie erzeugenden Lagen und Anlässe zu achten. Eine andere Wurzel des Irrtums liege im Doppelsinn der Worte. Alle, so will es Platon, sollen dasselbe mein und dein nennen. Eines aber ist das Mein im Sinne des ausschließlichen Besitzes, ein anderes im Sinne des bloßen, minimalen Anteils an einem gemeinsamen Besitze.

Unter den „vielen Mißlichkeiten“, welche der eheliche Kommunismus in seinem Gefolge hätte, werden einige hervorgehoben. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln würden sich die wirklichen Verwandtschaftsbeziehungen oft, zumal durch die Ähnlichkeit der Kinder mit den Eltern, verraten; vollends bei der adoptionsweisen Übertragung aus der einen Kaste in die andere könnten sie nicht unbekannt bleiben. Blieben sie aber unbekannt, dann würde nichts hindern, daß Tötungen, Mißhandlungen, auch Buhlschaften unter den nächsten Blutsverwandten in einer aller Pietät hohnsprechenden Weise platzgreifen.

2. In der Kritik der „Gesetze“ berührt uns nichts so wundersam als der Ausruf des Erstaunens über die Größe des von Platon geforderten stehenden Heeres. 5000 Mann — mit dem dazu gehörigen Troß! (vgl. S. 232/3). Wie soll der Staat solch eine Unzahl von Nichtstuern ernähren? Dazu bedürfte es eines Landes von der Ausdehnung und Fruchtbarkeit Mesopotamiens. Der zweite Vorwurf geht dahin, daß Platon die Volksvermehrung ungeregelt lasse. Ohne solche Regelung werde aber alle Nivellierung des Vermögens nutzlos bleiben. Auch könne Platons Parzellierungs-Verbot die Lage nur zu ungunsten der Überzähligen verschlechtern. Auf seine Kosten wird der Korinther Pheidon gerühmt, der die Erhaltung einer gleichen Bürgerzahl und einer gleichen Zahl von Hausständen selbst bei ursprünglich ungleicher Größe der Landlose erstrebt hat. Derselbe Tadel wie Platon trifft einen anderen Reformator, Phaleas von Chalkedon (vgl. I 330), der bei ähnlicher nivellierender Tendenz jene Vorsichtsmaßregel gleichfalls vernachlässigt habe. Auch komme es nicht so sehr auf die Gleichheit als auf das rechte Maß des Besitzes an. Man sei übrigens geneigt, die heilsame Wirkung der Vermögensgleichheit zu überschätzen. Die größten Verbrechen werden nicht aus Not, sondern um des Überflüssigen willen begangen. Niemand habe nach der Krone gegriffen, um sich vor Kälte (oder Hunger) zu bewahren! Auch fromme die bloße Vermögensgleichheit darum wenig, weil die „feineren Leute“ sich zu mehr als bloßer Gleichheit berechtigt glauben. Das Heilmittel liege nicht sowohl im Nivellieren als darin, daß man die Besseren dazu bringt, nichts vor anderen voraus haben zu wollen, die Schlechteren, nichts voraus haben zu können.

3. Anläßlich der sehr eingehenden kritischen Darlegung der Reformvorschläge des Hippodamos (vgl. I 330) wird das allgemeine Problem berührt, inwieweit man das Bestehende durch Neuerungen anzutasten berechtigt sei. Den Reformlustigen werden unverächtliche Argumente geliehen. Primitive Sitten und Einrichtungen müssen vielfach roh, unvollkommen, ja kindisch sein. Dafür werden schlagende historische Belege

beigebracht. Auch auf … ierung der Ämter, mißbilligt. I…
der Heilkunst, in der G… … Art wie der Demos in Ruhe erhalte…
schreitender Verbessern… … Gründung von Kolonien. Das se…
kunst? Trotz alledem … schäden, das jedoch einer ernste…
„große Behutsamkeit" … könnte.
im Einzelfall erzielten
die Erschütterung d…
Worte, die man mus…
die ein Edmund
Künsten hergenom…
einer Kunst und Ä…
Kraft des Gesetze…
auf der Macht de…
Zeit aus. Also i…
Gesetzen zu a…
Wesens des G…
bräuche und M…
Hätte Aristotele…
der Einsicht fr…
Wirkungen gr…
satz waltet.
zumeist unbe…
durch allgem…
wendbarkeit i…
lichen Gefahr…
Goethe im …
Begriffe und
Unglück anz…

— —

…unddreißigstes Kapitel.

…Staatslehre des Aristoteles.

(…Staatsideal des Philosophen.)

… Staatsideal. Mit diesem glauben wir — so möge… … Leser … — bereits vertraut zu sein. … Regierungsformen, die Meidung aller Extreme, … Herrschaft des Mittelstandes, all das … Züge der von ihm bevorzugten … Man darf fortfahren: Wir haben in … als politischer Probleme keine Spur … titanischen Zuversicht angetroffen, … Bestehende zu verwerfen und mit … gesellschaftliche Leben auf völlig neue … Konstruktion, wie der „Staat" sie … Philosophen zutrauen dürfen. Aber … Neuschöpfung, von der Art, wie die … gebricht es an den hierzu erforderlichen

4. Eine … … wir nicht irren, dem Stagiriten selbst
ideale … … seinen Entwurf des „besten Staats"
eigentlich… … vollendet. Eine höchst bemerkenswerte Tat-
zu dauern… … Annahme, es habe ihm dazu an Zeit gefehlt,
Solon, in … Dem Vortragskurs über die „Politik", an
in Athen … Bedacht jene Erörterung gestellt hat, sind
und … über die „Dichtkunst" und über die „Redekunst"
… die Folgerung unabweislich, daß Aristoteles die Voll-
… hinausgeschoben hat. Und sollte
… endgültige ward, nicht dadurch
… die Mißlichkeit des Unternehmens, je
… Fortschritt, mehr und mehr zum Bewußt-

minder anstößig ist ihm die Ungleichheit des Besitzes, der die spartanischen Einrichtungen vielfachen Vorschub geleistet haben. So durch die Gewährung der Testierfreiheit gleichwie durch den Mangel jeder Beschränkung in der Verheiratung der Erbtöchter und in dem Rechte, die Töchter überhaupt reichlich auszustatten. Es waren dies übrigens, wie wir meinen, durchweg Folgen der durch die straffe militärisch-politische Einheit Spartas bewirkten Schwächung aller Stammes- und Familienverbände. Als wenig befriedigend gilt ihm auch die Art, in der das Problem der Leibeigenschaft gelöst war. „Liegen die Heloten doch allezeit auf der Lauer, um jede schwierige Lage des Staates für sich auszubeuten." Die insulare Abgeschiedenheit Kretas habe diese Gefahr erheblich vermindert. An positiven Verbesserungsvorschlägen läßt es Aristoteles hier fehlen, nicht minder in Betreff des Ephorates, dessen Licht- und Schattenseiten er einander gegenüber stellt. Schlimm sei es, daß die erstbesten fünf Bürger, darunter blutarme und darum nicht selten bestechliche, eine so gewichtige, selbst den Königen übergeordnete Stellung einnehmen. Andererseits bilde dieses Amt „eine den Staat zusammenhaltende Klammer". Der Demos, dem es zugänglich ist, sei dadurch ebenso befriedigt wie die Könige durch ihre Ehrenstellung und die höheren Stände durch ihre Vertretung in der Gerusia, dem Rat der Alten. Hier findet Aristoteles offenbar sein eigenes Ideal der Ausgleichung der Gegensätze einigermaßen verwirklicht (vgl. II 503).

Nach manchen Ausstellungen an Details der lakonischen Regierungsform erhebt er sich schließlich zu einem allgemeinen Gesichtspunkt. Er pflichtet Platon bei, der einen Grundfehler der spartanischen Verfassung darin erblickt hatte, daß sie ganz und gar auf einen Zweig der Tugend, die Kriegstugend, zugeschnitten sei. „Darum gediehen sie, solange sie Kriege führten, glitten aber bald von der erreichten Höhe herab, weil sie in Muße zu leben nicht gelernt hatten." Auch daß die Spartaner, die allem Banausentum zu entfliehen meinten, durch den handwerksmäßigen soldatischen Drill in gewissem Sinne wieder zu Banausen (wir würden sagen: zu Gamaschenknöpfen) geworden seien, hat der Stagirit anderswo bemerkt. Auf das Detail der kretischen Einrichtungen und ihre kritische Besprechung, die keine neuen Gesichtspunkte eröffnet, gehen wir nicht ein. Der Ton sicherer Kenntnis, in dem hier über Minos und die kretische Seeherrschaft gehandelt wird, gewinnt an den Funden der jüngsten Jahre einen Halt, der ihm vordem gefehlt hat.

Der spartanischen und kretischen wird die karthagische Staatsordnung mit einem bemerkenswerten Mangel an Folgerichtigkeit als Musterverfassung angereiht (vgl. S. 257). Es wird ihr große Stabilität nachgerühmt, ihre plutokratische Tendenz hingegen, die auch zum Ämter-

kaufe führt, nicht minder die Kumulierung der Ämter, mißbilligt. In hohem Maße lobenswert heißt die Art, wie der Demos in Ruhe erhalten wird, nämlich durch die immer neue Gründung von Kolonien. Das sei das große Heilmittel der Verfassungsschäden, das jedoch einer ernsten Kalamität gegenüber leicht versagen könnte.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Staatslehre des Aristoteles.

(Das Staatsideal des Philosophen.)

Das aristotelische Staatsideal! „Mit diesem glauben wir — so mögen manche unserer Leser ausrufen — bereits vertraut zu sein. Temperierte, nicht absolute Regierungsformen, die Meidung aller Extreme, die Milderung aller Gegensätze, die Herrschaft des Mittelstandes, all das haben wir schon als die charakteristischen Züge der von ihm bevorzugten Staatseinrichtungen kennen gelernt". Man darf fortfahren: Wir haben in seiner Behandlung ethischer sowohl als politischer Probleme keine Spur jenes idealistischen Jugendmutes, jener titanischen Zuversicht angetroffen, die es Platon gestattet hatten, alles Bestehende zu verwerfen und mit dem staatlichen zugleich das gesellschaftliche Leben auf völlig neue Grundlagen zu stellen. Eine so kühne Konstruktion, wie der „Staat" sie enthält, wird niemand unserem Philosophen zutrauen dürfen. Aber selbst einer weit weniger originalen Neuschöpfung, von der Art, wie die „Gesetze" sie uns zeigen, gebricht es an den hierzu erforderlichen Voraussetzungen.

Derartige Bedenken sind, falls wir nicht irren, dem Stagiriten selbst nicht fremd geblieben. Er hat seinen Entwurf des „besten Staats" begonnen, aber nicht vollendet. Eine höchst bemerkenswerte Tatsache! Denn die gangbare Annahme, es habe ihm dazu an Zeit gefehlt, gilt uns als wenig glaubhaft. Dem Vortragskurs über die „Politik", an deren Schluß er mit gutem Bedacht jene Erörterung gestellt hat, sind jedenfalls noch jene über die „Dichtkunst" und über die „Redekunst" gefolgt. Da scheint die Folgerung unabweislich, daß Aristoteles die Vollendung seines Entwurfes absichtlich hinausgeschoben hat. Und sollte diese Vertagung, die schließlich eine endgültige ward, nicht dadurch bewirkt worden sein, daß ihm die Mißlichkeit des Unternehmens, je weiter er in der Ausarbeitung fortschritt, mehr und mehr zum Bewußtsein gekommen ist?

Es seinem Meister auch in diesem Bereiche gleichzutun oder ihn darin zu überbieten, dazu hat den Schüler die Eigenart seines Ehrgeizes gedrängt; ja solch ein Wagnis mochte auch von seiner Umgebung gefordert werden, nicht anders etwa als wie man von jedem Schulhaupt erwartete, daß es eine besondere „Trinkordnung“ oder neue „Tischregeln“ verfassen werde (vgl. II S. 223). Auch konnte ihm die Unermüdlichkeit seines Nachdenkens über soziale und politische Gegenstände gar leicht die Täuschung eingeben, er sei auch jener höchsten und umfassendsten Aufgabe gewachsen. Allein diese Selbsttäuschung, so möchten wir glauben, zerrann, als er sich dem Kernpunkt seines Beginnens näherte und vielleicht nicht ohne Befremden gewahrte, daß ihm hier nichts eigentlich Entscheidendes mehr zu sagen übrig blieb. Der gewaltige Zorn, in dem Platon dem Herkommen gegenüber entbrannte, die abgrundtiefe Verachtung, mit der er auf das geltende Recht und die geltende Sitte herabsah, sie wurden von seinem Jünger nicht geteilt. An Vorschlägen zur Verbesserung ererbter Einrichtungen hat er es nicht fehlen lassen; allein zu grundstürzenden Neuerungen vorzuschreiten war ihm nicht verliehen. Mit der großen Originalität fehlte ihm zugleich die Illusionsfähigkeit, die eine vollständige Wiedergeburt von Staat und Gesellschaft allein für möglich halten konnte. Litt sein Geist doch eher an dem entgegengesetzten Gebrechen. Sein Blick war, wie wir sahen, so sehr in die Enge des zurzeit Bestehenden gebannt, daß ihm für die Zukunft Griechenlands mit seinen volkreichen Stadtstaaten kaum etwas anderes übrig zu bleiben schien als die Fortdauer der Demokratie (vgl. S. 281), die es nur von ihren schlimmsten Auswüchsen zu säubern galt. Ein Zeitgenosse, der all das erwog, hätte seinem Unterfangen kaum ein günstiges Horoskop zu stellen vermocht. Des Aristoteles „bester Staat“ mußte zu einem farblosen, scharf ausgeprägter Eigenart entbehrenden Mischmasch werden, oder er mußte bleiben, was er geblieben ist — ein Torso!

Zu diesen Eindrücken stimmt sogleich der erste Blick auf die ausgeführten Teile des Entwurfes. Von der aristotelischen Kompromißsucht haben wir bereits gehandelt (vgl. S. 275 f.). Sie hat dieser Partie seines Werkes ihren Stempel aufgedrückt. Man stritt über die Arten des Städtebaues. Soll der von Hippodamos eingeführte Schachbrettbau (vgl. I 311), soll die altertümliche Unregelmäßigkeit der Stadtanlage bevorzugt werden? Man mische beides, so lautet die Antwort. Soll Boden-Kommunismus oder privates Grundeigentum herrschen? Zur Hälfte dieses, zur Hälfte jener. Soll es Privatsklaven oder Staatssklaven geben? Beides nebeneinander. So recht man daran getan hat, das Kompromiß für die Seele aller praktischen Politik zu erklären, es ist doch ein gar zu bequemes Hilfsmittel, Prinzipienkämpfe immer

und überall durch solch ein salomonisches Urteil zu schlichten. Al Richtschnur beim Aufbau eines Idealstaates verwendet, bekundet dies Auskunft deutlich genug, daß ihr Urheber für solch ein Unternehmei nicht eben der geeignete Mann ist.

2. Die Abhandlung beginnt mit einem weitläufigen Proömium, da ethischen Fragen in ihrer Anwendung auf das Staatsleben gewidmet ist Es gilt vorerst das Verhältnis der drei Faktoren: äußere, körperliche und seelische Güter, festzustellen. Nicht ein Minimum der letzteren, wie es der großen Menge genügt, sondern ein Maximum heiße es erwerben. Diene doch alles Äußere nur als Werkzeug und sei es darum an ein bestimmtes Größenmaß gebunden, jenseits dessen es nützlich zu sein aufhört oder sogar schädlich zu werden anfängt. Anders bei den seelischen Gütern, deren Besitz und Betätigung für die Glückseligkeit entscheidend ist. Diese Wahrheit soll auch die Gottheit bestätigen, deren Seligkeit nicht in äußerem Besitz, sondern in ihrer inneren Beschaffenheit begründet ist. Wie um die Einzelnen, so stehe es um deren Verbände; auch unter den Staaten seien nur die besten glückselig. Der also vorausgesetzte Parallelismus stellt den Stagiriten vor eine beträchtliche Schwierigkeit. Für das Individuum war der Vorrang des beschaulichen Lebens behauptet worden. Sollte nun auch der Staat gleichsam ein Philosophenleben führen? Die Vertreter des tätigen sowohl als des kontemplativen Lebens kommen zum Wort und verfechten ihren Standpunkt. Es erfolgt schließlich ein Ausgleich, durch den das kontemplative mit dem tätigen Ideal versöhnt wird. Dieser Ausgleich wird durch eine abschwächende Auffassung beider Typen vermittelt. Das beschauliche als ein „von allem Äußeren abgelöstes" Leben wird auch für das Individuum nicht als volles Ideal aufrecht erhalten. Die friedseligen, „für sich lebenden" Staaten hingegen, die hier einen scharfen Gegensatz zu denjenigen bilden, deren Absehen auf Krieg und Raub gerichtet ist, rücken nahe heran an die der Kontemplation ergebenen Individuen. Diesen wird das „Tun" nicht völlig abgesprochen, das ja keineswegs ein nach außen gekehrtes zu sein braucht. Sehen wir doch auch unter den Handelnden jene als die „am meisten Handelnden" an, „die durch ihre Gedanken die Oberleitung führen". So erleidet, wie man sieht, das kontemplative Ideal, das in der „Ethik" vorwaltete, hier, wo es Individuum und Staat gleichsam unter einen Hut zu bringen gilt, einigen Abbruch; noch größere Einschränkungen erfährt freilich das praktische Ideal. Wird doch als „Praxis" auch die bloße innere Wechselwirkung der Teile, beim Staat nicht weniger als beim Individuum, angesehen. „Kaum könnte sich sonst — wenn nämlich diese innere Wechselwirkung nicht das äußere Handeln ersetzte — Gott und

Welt wohl befinden, die doch jedes nach außen gerichteten Tuns entbehren."

3. Es folgt die Untersuchung der äußeren Bedingungen des Wunschstaates, gleichsam des Rohmaterials, über das die Tätigkeit des Gesetzgebers verfügen soll. In vorderster Reihe steht die Frage nach der Größe des Landes und der Bürgerschaft. Hier staunt man mehr als je über die engen Grenzen, die dem Umblick des Philosophen gesteckt sind. Selbst über ganz äußerliche Besonderheiten des alten Stadtstaates vermag er nicht hinwegzusehen. Die Bürger sollen nicht so zahlreich sein, daß der Herold, der zur versammelten Bürgerschaft spricht, einer Stentorstimme bedürfen müßte. Der so nahe liegende Gedanke bleibt ihm ferne, daß statt des einen Herolds eine Anzahl von solchen bestellt oder daß die fraglichen Mitteilungen auf schriftlichem Wege verbreitet werden könnten! Und das ist derselbe Aristoteles, der im Bereich der Poesie die Schranken des Herkommens so vollständig zu durchbrechen weiß, daß er die Tragödie von ihrer mythischen oder heroischen Grundlage unbedenklich loszulösen wagt. Desgleichen: obwohl er anderwärts, wie wir gesehen haben, die Bezirkswahl der Listenwahl vorzieht, gilt ihm diesmal die wechselseitige persönliche Bekanntschaft aller Bürger als ein unerläßliches Erfordernis der Behördenwahl.

Das Selbstgenügen (die Autarkie) des Staates — das ist der grundsätzliche Maßstab, nach welchem die Zahl der Bürgerschaft sowohl als die Ausdehnung des von ihr bewohnten Landes bestimmt werden soll. Die Gefahr des maritimen Verkehrs für die innere Ordnung schlägt Platons Schüler nicht so hoch an wie dieser selbst in den „Gesetzen" (vgl. II 505 f.). Er glaubt sie durch Einschränkungen des persönlichen Verkehrs mit Fremden überwinden zu können. Auch Übervölkerung fürchtet er nicht als Ergebnis des Seeverkehrs, da die Bürgerschaft nur die Seesoldaten beizustellen habe, während die Handelsmarine mit Beisassen und hörigen Bauern bemannt sein könne. Während er im übrigen die wirtschaftlichen nicht weniger als die militärischen Vorteile der maritimen Lage mit Nachdruck hervorhebt, will er freilich nicht, daß sein Musterstaat sich im Dienste der Gewinnsucht zu einem Markt für fremde Völker hergebe.

4. Wie soll es mit den verschiedenen Funktionen des Staatswesens: mit der Kriegführung, mit der „Beratung über das Heilsame", mit der „Entscheidung über Recht und Unrecht", stehen? Sollen diese Verrichtungen gesondert oder vereinigt sein? In gewissem Sinne beides — so lautet die Antwort, —, indem sie denselben Personen, aber auf ver-

schiedenen Altersstufen zugewiesen werden. Auf verschiedenen Altersstufen darum, weil die frische Kraft bei der Jugend, die gereifte Einsicht beim Alter wohne. Wohlhabenheit, aber nicht selbsterworbene, ist für die Staatsbürger erforderlich. Der Stand der Ackerbauer, jener der Handwerker und der Handeltreibenden, wird mit Schärfe und Entschiedenheit von jedem Anteil an der Staatsleitung ausgeschlossen. Die eigentlich bürgerlichen Klassen sollen, so möchte man ausrufen, aller bürgerlichen Rechte verlustig gehen! Die Mitglieder des Idealstaates sind Rentner. die in der Jugend Kriegsdienste leisten, in mittleren Jahren Staatsämter bekleiden und in höherem Alter die Priestertümer verwalten. Soviel. ja so unaufhörlich auch von der Pflege der „Tugend" die Rede ist, man kann nicht umhin sich zu fragen, woher denn in einem durchaus friedseligen Gemeinwesen von geringer Ausdehnung, das nur Verteidigungskriege führen, aber auch beileibe kein Handels-Emporium, keine Stätte umfassender wirtschaftlicher Produktion sein soll — woher, so sagen wir. dem in solch ein beschauliches Stilleben versenkten kleinen Staatswesen reicher Stoff zur Betätigung politischer Tugend kommen soll.

Des Aristoteles Herrenvolk besteht, bei Lichte besehen, aus friedliebenden Spartanern oder Kretern, die von unfreien Ackerbauern und Handwerkern ernährt werden. Sagen wir zuviel mit der Behauptung. daß der Stagirit ein auf Krieg und Eroberung fußendes Ideal aufrecht erhält, während er zugleich seine Ziele und Voraussetzungen verwirft? Er tadelt es, daß im Staate Lykurgs alles auf Krieg angelegt sei, und er entlehnt sein sozialpolitisches Ideal doch eben diesem und verwandten Gemeinwesen. Ein unkriegerisches Sparta — so möchte man seinen „besten Staat" nennen und durch diese Benennung verurteilen. Man darf weitergehen. Das unmittelbare Vorbild unseres Reformators war der „Staat" seines Meisters. Allein dieser hat der Pflege der Wissenschaft im Herren- oder Wächterstand ein Asyl gesichert, oder vielmehr eine alles überragende Stellung eingeräumt. War die Absicht des Aristoteles auf etwas Ähnliches gerichtet? Kein Wort der „Politik" läßt sich in diesem Sinne deuten. Soweit die vorhandenen Ausführungen reichen, werden den berufsmäßigen Pflegern der Wissenschaft nicht weniger als jenen der Künste sogar die staatsbürgerlichen Rechte entzogen, insoweit sie nicht etwa zufälligerweise dem Stand der Grundeigentümer, der nicht von eigener Arbeit lebenden Herrenkaste angehören (vgl. S. 262 f.). Unter den liberalen Berufen genoß keiner in Hellas von alters her höheres soziales Ansehen als der Stand der Ärzte. Man fragt sich vergeblich, wie auch nur ein ebenbürtiger Nachfolger des von Aristoteles gefeierten „großen" Hippokrates (vgl. I 226) ein vollberechtigter Bürger seines Idealstaates hätte werden können.

5. **Wir** haben die Darstellung mit der Kritik vertauscht. Das durften wir, weil wir an das Ende der prinzipiellen Darlegungen gelangt sind. Der Rest besteht aus Erörterungen und Ratschlägen allerart, die jedoch, da sie die soziale und politische Struktur des Gemeinwesens unberührt lassen, mit dem „besten Staat" nicht mehr als mit jedem anderen zu tun haben. Nach einigen geschichtlichen, die Einrichtungen des Wunschstaates stützenden Rückblicken auf das ägyptische Kastenwesen sowohl wie auf die gemeinsamen Männermahle, die Aristoteles außer in Sparta und Kreta auch in Italien kennt, wendet er sich vorerst der Frage der Stadtanlage zu. Das Bemerkenswerteste ist dabei der hohe Wert, der auf die Fülle und Güte des Wassers gelegt wird, mit der Empfehlung, nötigenfalls die Trink- von der Nutzwasserleitung zu trennen. Die Bevorzugung offener vor befestigten Städten wird dem vorbildlichen und in den platonischen „Gesetzen" darob gepriesenen Sparta zum Trotz, zumal mit Rücksicht auf die Fortschritte des Geschützwesens, für altväterische Naivetät erklärt. Stehe es doch überdies den Verteidigern jederzeit frei, den Kampf mit dem Angreifer auch außerhalb der schützenden Mauern aufzunehmen. Es kommen die Fragen der Zeugung und Eheschließung, der Kinderpflege und Erziehung an die Reihe, denen wir einen besonderen Abschnitt widmen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Staatslehre des Aristoteles.

(Fragen der Fortpflanzung und Erziehung.)



„Züchtung und Erziehung, das sind die zwei Grundsäulen der Gesellschaft" — dieses Wort hat ein englischer Zeitgenosse, der Schöpfer eines klassisch zu nennenden dialogischen Kunstwerks einer seiner Gesprächspersonen in den Mund gelegt. Es darf auch als das Leitwort dieses Abschnitts gelten.

In betreff des ersten Punktes verbinden sich Klugheitsrücksichten mit physiologischen Wahrnehmungen, deren Sicherheit von der modernen Wissenschaft keineswegs bestätigt wird. Zu jenen gehören die nachfolgenden Erwägungen. Die Zeugungsfähigkeit beider Eltern soll nahezu gleichzeitig erlöschen, der Altersabstand zwischen diesen und den Kindern weder ein allzu großer noch ein allzu geringer sein. Im letzteren Falle könnte die kindliche Ehrfurcht Schaden leiden, im ersteren den Eltern leicht die Betätigung der Dankbarkeit, den Kindern die wünschenswerte Unterstützung fehlen. Die Hauptsache aber sei die

Rücksicht auf die leibliche und seelische Tüchtigkeit der Nachkommenschaft. Daß die Paarung sehr junger Exemplare unvollkommene, schwächliche, überdies zumeist nur weibliche Sprößlinge ergebe, diese Erfahrung der Tierzüchter finde in manchen Staaten, in denen frühe Eheschließungen die Regel sind, eine Bestätigung. Auch die angeblich schwereren Geburten, die größere Zuchtlosigkeit der früh verwöhnten Frauen und der ungünstige Einfluß auf das Wachstum jugendlicher Ehemänner werden ins Feld geführt. Empfohlen wird demgemäß das Heiratsalter von 18 Jahren für Mädchen, von 37 für Männer. Der Körper der in die Ehe Tretenden soll ein durch gymnastische Übungen, aber nicht durch gewaltsame von der Art, wie Preiskämpfer sie treiben, bereits gekräftigter sein. Und das gelte für beide Geschlechter. Die Schwangeren sollen vor Aufregungen bewahrt werden, aber weder magere Kost genießen, noch träger Ruhe pflegen. Darum möge ihnen der Gesetzgeber den täglichen Besuch eines benachbarten Heiligtums empfehlen. Der Übervölkerung und der Aufzucht Untauglicher wird durch harte Vorschriften gesteuert. Verkrüppelte Kinder seien auszusetzen; der Überschreitung der vorgeschriebenen Kinderzahl aber werde durch rechtzeitig — vor dem Eintritt der Empfindung und des Lebens — einzuleitenden Abortus vorgebeugt. Auch an eine obere Grenze wird das Zeugungsalter gebunden, da die Sprößlinge bejahrter Eltern an Geist und Körper schlecht zu geraten pflegen. Deshalb sollen die Männer von der Mitte der fünfziger Jahre angefangen ehelichen Umgang nicht mehr im Hinblick auf die Erzeugung und Aufzucht weiterer Nachkommenschaft pflegen. Der außereheliche Umgang solle, sobald eine eheliche Verbindung nicht nur dem Namen nach besteht, niemals gebilligt, in den für die Kindererzeugung bestimmten Jahren aber durch die Entziehung gewisser Ehrenrechte gestraft werden.

2. Im Bereich der Kinderpflege empfiehlt Aristoteles milchreiche Nahrung, Meidung des Weingenusses, mäßige Körperbewegung, Nichtbehinderung des Weinens, das auch eine Art Gymnastik sei, die Anwendung mechanischer, die Geradheit des Wuchses sichernder Vorrichtungen und frühe Gewöhnung an Kälte. Die dem Säuglingsalter nachfolgende Periode bis zu 5 Jahren wird dem Spiele gewidmet, das in überwiegendem Maße aus Nachbildungen der ernsten Lebensbeschäftigungen bestehen soll. Die Bewahrung vor schädlichen Einflüssen, auch vor allzu intimem Verkehr mit Sklaven, wird den staatlichen Knabenaufsehern zur Pflicht gemacht; doch wird ihnen nur eine Kontrolle über die auf dieser Lebensstufe nicht zu entbehrende häusliche Pflege eingeräumt. Daran reiht sich das Verbot ungehöriger, zumeist wohl unzüchtiger Reden und Darstellungen, ein Verbot, dem in den ver-

schiedenen Altersphasen verschieden abgestufte Strafen Nachdruck verleihen sollen. Bemerkenswert ist die Ausnahme, deren Gegenstand gewisse Götterdienste bilden. Doch gilt diese Ausnahme nur für Erwachsene, während die Jugend den Komödien-Aufführungen ebensowohl als dem Vortrag von Spottversen, einer Art von Karnevals-Belustigung, fernzubleiben habe.

Die Bedeutsamkeit erster Eindrücke versinnlicht eine den berühmten Schauspieler Theodoros betreffende Mitteilung. Dieser wollte es niemals dulden, daß ein anderer, selbst ein unbedeutender Rivale, vor ihm die Bühne betrete. Der erste Eindruck sei eben übermächtig und entscheidend! Ebenso gelte es, der frischen Empfänglichkeit jugendlicher Seelen alles Schlechte und Häßliche vom Anbeginn an fern zu halten.

3. Zum Thema des achten Buches, dem Unterricht und der Geistesbildung, leitet die dreifache Frage über: soll es eine staatliche Erziehungsordnung geben? soll ihre Handhabung dem Staate selbst obliegen? und welcher soll der Inhalt dieser Ordnung sein? Die beiden ersten Fragen werden bejaht. Von neuem wird die Notwendigkeit betont, die Bürger im Geiste der Verfassung zu erziehen (vgl. S. 296). Ferner: wie die Ausübung jeglicher Kunst und jeden anderen Vermögens, bedürfe auch die Tugendübung einer Vorschule und einer Vorgewöhnung. Endlich: was eine gemeinsame Angelegenheit ist, müsse auch gemeinsam gepflegt werden. Die richtige Sorge für das Gedeihen eines einzelnen Gliedes — ein Glied des Staates aber und nicht sich selbst gehörig ist jeder Bürger — müsse das Wohl des Ganzen im Auge haben.

Die grundsätzliche Besprechung der Unterrichtsfragen beginnt mit dem Hinweis auf den hier vielfach herrschenden Meinungszwiespalt. Man streite darüber, ob der Ausbildung des Intellekts oder jener des Charakters der Vorrang gebühre. Auch darüber sei man nicht einig, ob der praktische Nutzen, der Tugenderwerb oder endlich die höhere Bildung obenan stehe. Jeder dieser Standpunkte habe Vertreter gefunden. Es folgt die uns schon sattsam bekannte Warnung vor allem Banausentum im weitesten Wortsinn (vgl. S. 262 f.). Der Gang des Unterrichts solle aber damit beginnen, daß die Kinder im Alter von 5 bis 7 Jahren der Unterweisung beiwohnen, die sie später selbst erfahren werden. Es werden die gangbaren und unerläßlichen Bildungsmittel aufgezählt. Es sind das die Elementarkenntnisse (Lesen, Schreiben und Rechnen), die Gymnastik, die Musik und das Zeichnen (vgl. I 332 und 460). Beiläufig bemerkt: der zuletzt genannte Lehrgegenstand wird nicht bloß um seines Nutzens willen, sondern auch im Hinblick auf die Schulung unseres „Verständnisses für Formenschönheit“ warm empfohlen.

Die Lobpreisung des gymnastischen Unterrichts umgibt der Stagirit mit allerhand Vorbehalten. Er tadelt die Staaten, welche die Jugend unter Schädigung des Wachstums durch allzu gewaltsame Übungen verrohen. Ein Hauptaugenmerk sei darauf zu richten, daß Körper und Geist nicht gleichzeitig angestrengt werden. Eine stärkere Inanspruchnahme der Körperkraft und die ihr entsprechende Diät wird einem etwas späteren Zeitpunkt, etwa 3 Jahre nach Erreichung der Mannbarkeit, vorbehalten. In diesem Zusammenhang wird auch die bemerkenswerte Tatsache erwähnt, daß bei den olympischen Spielen dieselben Preiskämpfer gar selten als Knaben und als Männer den Sieg errungen haben. Mit anderen Worten: es scheint, daß Wunderkinder auch auf diesem Gebiete in der Regel zu frühem Stillstand gelangt sind.

Die Schlußkapitel des Buches und somit des Werkes in seiner gegenwärtigen Anordnung sind der Musik gewidmet. Da jedoch der Verfasser der „Politik“ sich hier nicht auf die erzieherische Bedeutung der Musik beschränkt, sondern auch andere ihrer Wirkungen ins Auge faßt, so empfiehlt es sich, diese Darlegungen mit jener der aristotelischen Kunstlehre überhaupt zu verbinden. Hat doch der Stagirit selbst gelegentlich, wie wir sofort sehen werden, bereits in dieses umfassendere Gebiet hinübergegriffen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Kunstlehre des Aristoteles.

„Die jungen Leute sollen nicht die Gemälde des (derb realistischen) Pauson, sondern jene des (Idealisten) Polygnot betrachten.“ Diese auf die pädagogische Wirksamkeit auch der bildenden Kunst bezügliche Weisung begegnet uns in dem soeben verlassenen Schlußabschnitt der „Politik“. So groß ist der Einfluß auf Bildung und Verbildung des Charakters, den unser Philosoph sogar den plastischen Künsten beimißt, die uns doch kein eigentliches „Abbild“, sondern nur „Kennzeichen“ der Seelenbeschaffenheit — gleichsam ihre körperliche Gewandung — vor Augen stellen. Ungleich höher bewertet Aristoteles den seelenbildenden Einfluß der Poesie. Das lehrt uns nicht nur die vorhin erwähnte Ausschließung einer ganzen Dichtungsart, der Komödie, aus dem Bildungskreis der Jugend, sondern in noch höherem Grade der Versuch, die Spaltung der Dichtgattungen, vor allem des Dramas, nicht, wie man erwarten sollte, aus den Unterschieden poetischer Begabung, sondern aus der Charakterverschiedenheit der Dichter abzu-

leiten. „Die mehr zum Erhabenen Neigenden haben die edlen Handlungen und die Handlungen edler Personen, die trivialer Angelegten aber solche von gemeinen dargestellt". (So werden Tragödien- und Komödiendichter unterschieden.) Muß sich dieser Unterschied doch selbstverständlich in ihren künstlerischen Erzeugnissen spiegeln und in deren Einwirkung auf das Gemüt der empfänglichen Jugend kundtun. Die nachhaltigste aller Wirkungen übt aber neben und über dem Tanz, der, soweit er nicht bloßer Bravourtanz ist, „durch den Gebärden-Rhythmus Gesinnungen, Affekte und Handlungen nachbildet", die Tonkunst aus. In Rhythmen und Melodien stelle sie Seelenbeschaffenheiten und Leidenschaften ohne jede Vermittlung dar; und je nachdem wir an den einen oder den andern, an Tapferkeit und Sanftmut, an Zorn oder an Liebe, Gefallen finden, nehmen unsere Seelen selbst diese oder jene Artung an. Die Bedeutung der verschiedenen Tonweisen für die Erziehung, die früh beginnt, aber das Leben hindurch währen soll, wird unbedenklich aus dieser ihrer Eigenart abgeleitet.

2. Die Pflege der Musik soll jedoch nicht ausschließlich diesem, im Sinne des Aristoteles höchsten Zwecke dienen. Ihm reihen sich vielmehr drei Nebenzwecke an: die Anregung zu unmittelbarem Handeln, die Sache der „praktischen" Musik; die Unterhaltung oder Erholung und endlich die Katharsis, d. h. die Befreiung des Gemütes oder die Entladung von Affekten. Die zweite dieser Rücksichten führt den Stagiriten dazu, die Strenge seiner Anforderungen zu ermäßigen und auch den geringeren Gattungen der Tonkunst einen gewissen Spielraum zu gewähren. Für jene, die eine gleichsam „verrenkte Seele" besitzen, d. h., wie er ausdrücklich beifügt, „für ein aus Banausen, Proletariern und dergleichen bestehendes Publikum", soll eine dem wahrhaft „Freien und Gebildeten" wenig entsprechende Musik als Mittel der Erholung bestimmt werden. Es ist nicht viel anders, als wenn wir neben der edlen und gehaltreichen Oper auch den banaleren unter den Operetten, mit Einschluß freilich der in inhaltlosen „Koloraturen" sich ergehenden Bravouroper, eine selbständige, wenngleich untergeordnete Stellung zuerkennen.

Über die Katharsis aber spricht sich Aristoteles zuvörderst in einigen inhaltschweren Sätzen aus: Wir sehen an den heiligen Liedern (und darunter sind vornehmlich gewisse von dem mythischen Sänger Olympos hergeleitete Melodien zu verstehen), daß, wenn Verzückte diese, die sonst das Gemüt berauschen, vernehmen, sie sich beruhigen, gleichsam als hätten sie eine ärztliche Kur und eine Katharsis (d. h. Entladung) erfahren". Solche Erleichterung wird ihnen — so heißt es alsbald — „unter der Begleitung von Lustgefühlen zuteil", wobei auch die zu anderen Affekten wie Furcht und Mitleid Geneigten im Hinblick nicht

mehr auf die Musik, sondern auf die tragische Poesie mit einbezogen werden. So wird diese (lustvolle) Entladung von Furcht und Mitleid in der Begriffsbestimmung der Tragödie geradezu als deren Hauptwirkung und oberstes Ziel bezeichnet. Von dem Wust von Mißverständnissen, die sich an diese Darlegungen geheftet haben, tut es heute kaum mehr not zu sprechen. An die Stelle der Seelen-Erleichterung und ihrer Reinigung von Leidenschaften wurde die Reinigung oder Läuterung der Leidenschaften selbst gesetzt — ein Irrtum, den Pierre Corneilles Lehre verkörperte, mit dem Lessing vergeblich rang, den zuerst Goethes Intuition ins Wanken gebracht, Jakob Bernays' methodische Untersuchung aber endgültig gefällt hat. Auch über „Wahrheit und Irrtum" dieser Theorie ist in unseren Tagen in, wie wir meinen, entscheidender Weise gehandelt worden. Man hat eine doppelte Katharsis unterschieden: einen insbesondere der Jugend eigenen Drang, den vorhandenen Kraftüberschuß in heftigen Gemütsbewegungen zu betätigen und durch diese Betätigung zu beschwichtigen; und die vornehmlich für höhere Lebensstufen charakteristische Entladung alter, ungelöster Affektspannungen, eine Entladung, zu der die Anschauung tragischer Begebenheiten mehr den Anlaß als den Stoff bietet. Diese zweite Art der Katharsis ist übrigens bereits von Platon an einer denkwürdigen Stelle des „Staates" vorweggenommen worden. Das vermeintliche Mitleid mit dem Helden hat man treffend mit dem Gemütszustand jener Mägde Achills verglichen, die nach Homer anscheinend den toten Patroklos beweinen, in Wahrheit aber ihr eigenes trauriges Los beklagen.

Ist damit aber auch die Rätselfrage der „Freude am Tragischen" gelöst? Das war augenscheinlich die Meinung des Aristoteles, der die Katharsis mit Nachdruck an den Schluß jener Definition gesetzt und es ganz und gar unterlassen hat, nach einer anderen Quelle der so geheimnisvollen Freude an der poetischen Darstellung schmerzlicher Begebenheiten zu suchen. Darin ist ihm aber, wir meinen mit Recht, die neuere Ästhetik nicht gefolgt. Schon der Franzose Dubos (1670—1742), der Schweizer Sulzer (1720—1779), Lessing selbst haben, am deutlichsten der letztgenannte, den Gedanken geäußert, daß das Peinliche des tragischen Eindrucks von seiner Intensität überwogen werden kann, daß wir uns durch die Heftigkeit unseres Fühlens „eines höheren Grades unserer Realität bewußt" werden und daß, um zuletzt die Worte eines Zeitgenossen zu gebrauchen, „Steigerung und Erweiterung des Bewußtseins an sich Seligkeit" ist. Die Probe auf die Richtigkeit dieser Deutung liefern, wenn wir nicht irren, jene Schauspiele, die wie Shakespeares Cymbelin und Lessings Nathan ganz ähnlich wie gewaltige Tragödien auf uns wirken, ohne doch einen im gewöhnlichen Sinne tragischen Inhalt zu besitzen.

3. Mag somit Aristoteles immerhin einen Teil für das Ganze, das Begleitphänomen für die Haupterscheinung gehalten haben: seinem psychologischen Tiefblick gebührt unsere volle Bewunderung. Allein eben hier harrt unser eine gewaltige Überraschung. So erstaunlich es auch ist, die „Katharsis“ so früh und so nachdrücklich unter den Ingredienzien der Kunstwirkung erkannt und hervorgehoben zu sehen, kaum minder verwunderlich ist ihr Fehlen dort, wo sie die bedeutsamste Rolle spielt: im Kunstschaffen selbst. Nichts ist uns geläufiger, als die lyrische Dichtung unter dem Gesichtspunkt der Selbstbefreiung des Dichters anzusehen. Davon begegnet uns beim Stagiriten auch nicht die leiseste Ahnung. Allein — so mag man erwidern — unsere Vertrautheit mit diesem Gesichtspunkt ist Goethes Selbstbekenntnissen zu verdanken, und unbillig ist es, die so spät erworbene Einsicht bei dem frühesten Denker zu vermissen, der der Philosophie der Dichtung nachhaltige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Doch mit dieser wohlbegründeten Einrede ist die Sache nicht zu Ende. Nicht nur hat Aristoteles von einer Selbstbefreiung des Dichters nichts gewußt; er hat auch die ganze Dichtungsart, der diese Selbstbefreiung ihren Stempel aufdrückt, so gut als vollständig ignoriert. Wir sagen nicht zuviel mit der Behauptung, daß er für die lyrische Poesie überhaupt kein Organ besessen hat. Die Behauptung klingt jedoch so kühn, die Frage ist so wichtig und so geeignet, uns in das Innerste der aristotelischen Kunstauffassung einzuführen, daß wir notgedrungen dabei verweilen müssen.

Daß die lyrische Dichtung in der Einteilung der Poesie keine Stelle findet, darf uns befremden, muß aber nicht notwendig von entscheidender Bedeutung sein. Wäre es doch nicht ganz und gar unmöglich, daß das zum Gesang bestimmte und von den älteren Dichtern durchweg musikalisch komponierte Lied einfach der Musik zugerechnet und von diesem Oberbegriff mit umfaßt werden sollte. Aber auch mit dieser Annahme ist die hier obwaltende Schwierigkeit keineswegs erledigt. Die Lyrik bleibt völlig unbesprochen. Die wenigen Ausnahmen von dieser Regel sind sie zu bekräftigen gar wohl geeignet. Einige Unterarten des in Frage stehenden Dichtungszweiges kennt und nennt Aristoteles; aber wie und wo? Im historischen Teil seiner Darlegungen und als Vorstufen und Ansätze zu höher stehenden Gattungen erwähnt er „Hymnen und Loblieder“, nicht minder als „Rügelieder“. Eine andere und vielleicht noch bemerkenswertere Ausnahme bildet die halb lyrische und halb dramatische Dithyrambik, die in der Aufzählung nicht übergangen und auch sonst einige Male erwähnt wird. Auch dort, wo die Ziermittel der Rede unter die verschiedenen Arten der Poesie hohen Stiles verteilt werden, geht der Dithyrambos nicht völlig leer aus,

während von der eigentlich lyrischen Poesie mit keinem Wort die Rede ist. Nur in der Erörterung wirklicher und vermeintlicher Kunstfehler trifft man auf eine sprachliche Bemerkung, die man mit Wahrscheinlichkeit auf einen Pindar-Vers bezogen hat. Dasselbe Schweigen beobachtet endlich die „Rhetorik" dort, wo sie die in verschiedenen Dichtungsarten verschiedenen Gestaltungen des „Proömiums" durchmustert. Wieder erscheint der Dithyrambos, wieder fehlen die Werke selbst der Meister griechischer Lyrik!

4. Dieses Schweigen steht nicht vereinzelt da. Der negativen Tatsache entsprechen positive von beinahe noch größerer Beweiskraft. Die gelungene „Wiedergabe" von etwas Gegenständlichem — das ist für den Verfasser der Poetik Anfang und Ende aller Kunstübung. Stellt er doch die Lehre vom „Aufbau der Fabel" nahezu an die Spitze seines Unternehmens. Konnte aber bei einem Streitlied des Archilochos, bei einem Liebeslied der Sappho oder einem Trinklied des Anakreon von einer Fabel füglich die Rede sein? Der Blick unseres Philosophen ist eben vom Anbeginn an auf Epos und Tragödie geheftet, den Stoff des ersten Buches der „Poetik", während das verlorene zweite Buch der anderen Hauptart des Dramas, der Komödie, gewidmet war. Allerdings wird als Aufgabe aller musischen Kunst neben der Darstellung von „Handlungen" auch jene von „Gesinnungen und Affekten" bezeichnet. Allein auch diese Darstellung ist weit davon entfernt, eine Selbstdarstellung sein zu sollen. Das erhellt am deutlichsten dort, wo die dichterische Veranlagung besprochen und auf zwei Grundtypen zurückgeführt wird. Das Dichten sei Sache teils ungemein geist-, teils überaus temperamentvoller Naturen. Wie die „bildsame Geschmeidigkeit" der ersteren, so sei es der Mangel an innerer Stetigkeit, die Neigung zur „Ekstase" bei den letzteren, die es ihnen gestatten, sich mit Leichtigkeit in die darzustellenden, vom Stoff der Dichtung geheischten Affekte zu versetzen. Das eine Mal ist es der „geniale" Intellekt, der sich leicht in sie hineinfindet, das andre Mal die Fülle des Temperaments, die leicht in sie hineingerät. An eine Selbstdarstellung, an ein Ausströmen eigener Empfindung und eigener Affekte, wird nicht entfernt gedacht. Wenn wir es gewohnt sind, die Quellen auch mancher dramatischer Schöpfungen, z. B. des Tasso oder des Faust, in inneren Erlebnissen des Dichters zu suchen, so ist dieser Gesichtspunkt dem Stagiriten vollständig fremd, ja er wäre ihm kaum verständlich gewesen. Wird doch damit das Dramatische auf etwas Lyrisches, die pragmatische oder objektive Dichtungsart auf eine subjektive zurückgeführt.

Der subjektiven Poesie aber stand der Verfasser der Poetik, wie wir sahen, ohne inneren Anteil gegenüber. Diese ihre geringe Bewertung

hat freilich nicht lange gedauert. Schon unter den Schülern des Aristoteles gab es zwei, Chamaeleon und Dikaearch, die durch die monographische Behandlung lyrischer Dichter ihre hohe Wertschätzung dieses Kunstzweiges bewiesen haben. Dieselbe Bahn beschritten die großen Kunstrichter sowohl der alexandrinischen als der griechisch-römischen Epoche. Dionys von Halikarnaß z. B. zergliedert eingehend eine Ode der Sappho. Wie anders der Stagirit, der die Lyriker nur als Gewährsmänner geschichtlicher Tatsachen, als Helden von Anekdoten, als Urheber geistreicher und tiefsinniger Worte, höchstens als Muster im Gebrauch rhetorischer Kunstgriffe, nicht ein einziges Mal aber im Hinblick auf Lehren und Normen der Poetik anführt. Jetzt wird der Lyrik und ihren Häuptern die volle Gleichberechtigung mit den übrigen Dichtungszweigen und deren Koryphäen erkämpft. Daß diese bei Aristoteles fehlt, das ließ sich von vornherein aus seiner überwiegend intellektualistischen Auffassung der Kunst erschließen. Geht er doch so weit, unter den Kunstwirkungen diejenige in den Vordergrund zu stellen, die mit Gemüt und Phantasie am allerwenigsten zu schaffen hat. Er führt an einer entscheidenden Stelle die Kunstfreude geradezu auf die Lernfreude zurück. „Nachbildungen" — so sagt er uns — „betrachtet man darum mit Wohlgefallen, weil sich daraus ein Lernen ergibt und ein kombinierendes Erschließen dessen, was jegliches bedeutet, z. B. beim Porträt, daß dieser da eben jener ist." Und wie in der Auffassung des Kunstgenusses, so bewährt sich der „Verstandesmensch", um Schillers treffenden Ausdruck zu gebrauchen, auch in der Beurteilung des Kunstschaffens selbst. So vor allem dort, wo er die Wertabstufung oder Rangfolge der verschiedenen Bestandteile des für ihn am höchsten stehenden Dichtwerkes, nämlich der Tragödie, untersucht. Hier wird der „Fabel" oder dem „Aufbau der Begebenheiten", also eben jenem Elemente der Vorrang zuerkannt, das ganz und gar eine Leistung des Kunstverstandes ist.

5. Von dem, was wir die dreifache Wurzel des künstlerischen Schaffens nennen dürfen: der Schönheitslust, dem Gemütsbefreiungs- und dem Gestaltungsdrang, ignoriert unser Philosoph die zweite und widmet er nur der letzten, die er bloß als Nachahmungstrieb kennt, eingehende Beachtung. In betreff des Schönheitsbegriffes verfolgt er die von seinem Meister, der die ästhetischen Elementar-Empfindungen zum erstenmal ans Licht gezogen hatte, eingeschlagene Bahn (vgl. II 470, auch 286 f.). Es gelingt ihm auch, das Schöne aus seiner alten Verschlingung mit dem Nützlichen zu lösen, in weit geringerem Maße, es vom Guten überhaupt zu sondern. Als Elemente der Schönheit werden (in der „Metaphysik") von ihm „Ordnung, Ebenmaß und Begrenzung"

genannt, desgleichen (in der „Poetik") eine mittlere Größe, die von Winzigkeit und von „Unübersichtlichkeit" gleich weit entfernt ist; auch der uns „angeborene Sinn für Rhythmus und Harmonie" erscheint hier unter den Faktoren des Kunstschaffens und des Kunstgenusses. Diesen Ansätzen zu einer Philosophie des Schönen steht die starke Betonung des Nachahmungstriebes oder des mimetischen Elementes in der Kunstschöpfung gegenüber. Sie war dem Alt-Griechen durch die auf sonnenhelles Schauen und auf plastische Gestaltung gerichtete Veranlagung seines Volkes vorgezeichnet. Allein die Ausschließlichkeit dieser Betonung war freilich danach angetan, den ästhetischen Gesichtskreis des Stagiriten in bedenklicher Weise zu verengen.

Die Naturtreue der Nachbildung und die Schönheit der Darstellung — welches ist das Verhältnis dieser zwei Forderungen? Die letztere soll, das lehren uns nicht wenige Äußerungen des Stagiriten, stets den Vorrang behaupten. Der Dichter möge es „den guten Porträtmalern gleichtun, die das Bild ähnlich machen und es zugleich verschönern". Mit dem Ausdruck der Billigung wird das Wort des Sophokles angeführt, „er schildere die Menschen, wie sie sein sollen, Euripides, wie sie sind". Dem Tadler, der dem Zeuxis vorwirft, „er habe Menschen gemalt, wie es deren in Wirklichkeit nicht geben könne", wird die Antwort zuteil: „aber es ist das Bessere, denn das Ideal soll die Wirklichkeit überragen". So wird dem Höheren, Vollkommeneren, Schöneren allerwärts der Vorzug eingeräumt. Allein diese Forderung wird niemals prinzipiell begründet oder aus dem obersten Ziele des künstlerischen Schaffens abgeleitet. Als solches gilt vielmehr immer die Mimesis oder Nachbildung; die Schönheitsforderung aber wird zwar, wie wir soeben sahen, mit großem Nachdruck, aber nur nachträglich und gelegentlich eingeführt, fast möchte man sagen: eingeschmuggelt. Daß an dieser Stelle der aristotelischen Kunstlehre ein Widerspruch klafft, wer möchte das bestreiten? Und dennoch: ihr Urheber war ohne Zweifel besser beraten, als wenn er sich mit der Gewinnung eines einheitlichen Schönheitsbegriffes abgequält und die also erzielte, schwerlich zutreffende und sicherlich unergiebige, weil allzu inhaltsarme, Abstraktion an die Spitze seiner Ableitungen gestellt hätte.

6. Doch es ist an der Zeit, der unbestrittenen, leuchtenden Vorzüge der „Poetik" zu gedenken. Diese sind vornehmlich dort zu suchen, wo die Stärke dieses großen Kopfes überhaupt zu finden ist: in der Meisterschaft des Einteilens, in der Freiheit, Schärfe und Treffsicherheit des Blickes. Das Gleichartige zu verbinden, das Ungleichartige zu scheiden, auch dort, wo der äußere Anschein, wo Herkommen und Gewöhnung jene Verbindung und diese Scheidung aufs äußerste erschweren — das

versteht Aristoteles wie kaum ein anderer, und darin erreicht der im übrigen vor allem durch die reichste Wissensfülle und durch die gelenkigste Biegsamkeit des Denkens hervorragende Geist die Höhe des echten Genies. Ihm war es demgemäß vorbehalten, den Begriff der Poesie von dem äußerlichen Merkmale der Versform zu befreien und künstlerisch gestaltete Gespräche, wie es die platonischen sind, ihr nicht weniger einzureihen als die in Prosa abgefaßten Genrebildchen eines Sophron und Xenarchos (vgl. II 215 f.). Kein anderer Irrtum war im Altertum weiter verbreitet und ward zäher festgehalten als die Verwechslung oder doch Vermengung der Poesie einerseits mit Moral, andererseits mit Wissenschaft. Kaum irgend etwas gereicht dem Autor der Poetik zu höherer Ehre als die sichere Festigkeit, mit welcher er jeder derartigen Grenzverwirrung steuert, den spezifischen Wert einer Dichtung unverrückt im Auge behält und von der moralischen ebensosehr wie von jeder lehrhaften Abzweckung der Poesie abzusehen gelernt hat. Gleichwie er ein der Versform entbehrendes sprachliches Kunstwerk als solches anerkennt, weist er eine in Verse gekleidete Lehrschrift aus dem Bereiche der Poesie hinaus: „Homer und Empedokles haben nichts als das Versmaß gemein." In scharf zugespitztem Gegensatze stellt er die moralische der ästhetischen Bewertung gegenüber. Gilt jener die Absicht alles, die Ausführung nichts, so steht es für diese umgekehrt: in der Kunst zählt die Absicht nichts, die Ausführung alles. Wie wenig er geneigt war, zur Entschuldigung künstlerischen Unvermögens die Intentionen des Künstlers, und wären sie die edelsten und erhabensten, in Rechnung zu ziehen, und ferner auch: als welch ein kümmerlicher Ersatz für die spezifisch künstlerische Begabung ihm alles Wissen und alle Gelehrsamkeit erschienen ist — beides läßt sich durch strenge Folgerung aus einem gedankenschweren Satze der „Poetik" ableiten. „In der Kunst ... gilt, wie schon das Wort andeutet, allein das Können" — dieser Ausspruch Schopenhauers könnte ein Leitwort der „Poetik" bilden.

Der Blick für das Wesentliche zeigt sich ferner ebensosehr in der Strenge, mit der aus der Sache selbst geschöpfte Normen eingeschärft, wie in der Läßlichkeit, mit welcher eine Regel preisgegeben wird, sobald ihre Verletzung der Dichtung höheren Gewinn bringt als ihre unnachgiebige Wahrung. Darin geht Aristoteles so weit, daß er sogar dem Dichter empfiehlt, einen Verstoß gegen die Naturwahrheit zu begehen, wenn es ihm auf diesem Wege gelingt, eine stärkere als die sonst erreichbare Wirkung zu erzielen. „Ein Fehler ward begangen, aber er ward mit Recht begangen" — in so scharfer Zuspitzung wird der soeben erwähnte Gedanke ausgeprägt. Hier mag beiläufig des alten Irrtums gedacht werden, Aristoteles sei der Urheber der pedantischen, den dramatischen Dichter einengenden Regel von den drei Einheiten. In

Wahrheit hat er nur die Einheit der Handlung, diese freilich mi größtem Nachdruck und für Dichtwerke jeder Art, epische nicht minde als dramatische, gefordert, auch nicht zugeben wollen, daß sie durch di bloße Einheit der Person, des Helden der Dichtung, ersetzt werden könn Die Einheit der Zeit aber hat er nicht anbefohlen, sondern stillschweigen vorausgesetzt, weil sie die im antiken Drama vorherrschende, nicht häufi und noch seltener erheblich verletzte Regel bildet, nicht minder als di Einheit des Ortes, von der übrigens in der „Poetik“ mit keinem Wor die Rede ist.

7. Die strenge Einheitlichkeit der Handlung! Auf sie und deren poetische Zulänglichkeit kommt Aristoteles immer von neuem zurück. Dami der Schaffende sie unverrückt im Auge behalte, sich nicht etwa in dem zumal im Epos, unentbehrlichen Beiwerk verliere und in dessen Glanz un Reiz einen Ersatz für die fehlende Hauptsache erblicke — um ihn vor solche Täuschung zu bewahren, wird dem Dichter empfohlen, vorerst den Kern seines Werkes von allen Zutaten loszuschälen und sich klar vor Auge zu stellen. Als eine Vorübung hierzu soll er auch vorhandene Dichtunge in gleicher Weise zergliedern lernen, wofür ihm einige Musterbeispiele geboten werden. Das Wesentliche in der Iphigenien-Fabel z. B. sei dieses: „Ein Mädchen ward geopfert, ohne Vorwissen der Opfernden abe in ein anderes Land entrückt, wo der Brauch bestand, fremde Ankömmlinge der Landesgöttin zu opfern. Sie ward deren Priesterin, und nach geraumer Zeit traf es sich, daß ihr Bruder dahin kam; daß, aus welcher Ursache und zu welchem Zweck ein Orakel ihn dahin gehen hieß, gehört nicht zur Sache. Dort angelangt, ward er ergriffen und sollte geopfert werden, als die Erkennung erfolgte.“ Desgleichen sei dieser der Wesenskern der so umfangreichen Odyssee: „Ein Mann weilt lange Jahre hindurch einsam in der Fremde; daheim aber stehen die Dinge so, daß sein Besitz aufgezehrt und seinem Sohne nach dem Leben getrachtet wird: da kehrt er endlich, vom Sturm umhergetrieben, heim, wird von einigen erkannt und wagt so den Angriff, der ihm zum Heil, den Feinden zum Verderben ausschlägt.“

Wie hätte der Philosoph, für den die Tochter Agamemnons, des mächtigsten aller Griechenfürsten, ein bloßes „Mädchen“, Odysseus nicht ein Heros und ein gewaltiger Kämpfer vor Troja, sondern ein „Mann“ schlechtweg ist, an den traditionellen, der Heldensage und der Geschichte entnommenen Stoffen unverbrüchlich festhalten sollen? Sind doch auch die bekannten Sujets — so lautet sein treffender Einwand — „nur wenigen bekannt, während sie nichtsdestoweniger allen Genuß gewähren“. So überrascht es uns denn nicht, ihn seinen Glauben an eine weitere Entwicklungsfähigkeit der Tragödie bekennen zu sehen, wobei sich kaum

an etwas anderes denken läßt, als an das zur Zeit noch gar nicht oder doch nur in ganz vereinzelten Ansätzen vorhandene bürgerliche Trauerspiel.

Von dieser vergleichsweisen Geringschätzung des Überlieferten, des tatsächlich Gegebenen oder doch für wahr Gehaltenen, ist nur ein Schritt zu jenem berühmten Worte, das unsere Klassiker mit so hoher Freude erfüllt hat: „Die Poesie ist eine philosophischere und ernstere Sache als die Geschichte.“ Die Begründung des paradox klingenden Ausspruchs liefert uns der Verfasser der Poetik selbst. „Denn jene — so fährt er fort — befaßt sich mehr mit dem Allgemeinen, diese mit dem Einzelnen. Ein Allgemeines ist es, daß dem so oder so Gearteten solches oder anderes zu tun oder zu sagen notwendig oder naturgemäß ist; und das ist es, worauf die Poesie abzielt, wenn sie gleich ihren Personen (individualisierende) Namen beilegt. Das Einzelne aber ist, was ein Alkibiades getan oder erlitten hat.“ Wir dürfen den bedeutsamen Gedanken vielleicht also umschreiben: Der Dichter, der ein tiefer Kenner der Menschennatur sein muß, stellt eine ursächliche Kette: die Wirkung äußerer Vorgänge auf die Seele des Handelnden und die dieser Wirkung, die ihrerseits zur Ursache wird, entspringenden weiteren Gegen- und Wechselwirkungen rein als solche dar; die faktische Wirklichkeit hingegen durchkreuzt fortwährend diesen normalen Prozeß und setzt an die Stelle einer streng gesetzmäßig verlaufenden, weil isolierten Kausalreihe vielfach den Zufall, das heißt die Verflechtung einer Kausalkette mit zahlreichen anderen. Der Held der Dichtung kostet die Früchte seines Tuns, dessen Fluch oder Segen, bis zur Neige aus. In der realen Welt mag sich ein Schlagfluß zwischen die folgenreichste Tat und die Gesamtheit ihrer Folgen drängen. Tell mag den Apfel verfehlen, Romeo von der Strickleiter stürzen. Die Vorliebe der antiken Dichtung für typische Charaktere verlieh endlich jenem Ausspruch ein noch größeres Maß von Wahrheit, als er für uns besitzt. Indem nämlich die moderne Poesie vielfach mit verwickelten, individuell ausgestalteten Charakteren hantiert, nähert sie sich insofern wieder der in ihrer Gesetzmäßigkeit weit weniger leicht zu durchschauenden komplexen Artung des wirklichen Lebens.

8. Die Weite und Größe des Umblicks tut jedoch der liebevollen Vertiefung in das Einzelne keinerlei Abbruch. Die „Poetik“ ist voll von dem, was man Atelier-Weisheit nennen möchte, von vielsagenden, einer bewundernswerten Breite der Erfahrung entstammenden technischen Winken und Beobachtungen. Hierbei dürfte sich ihr Verfasser des sachkundigen Beirats eines Fachmanns erfreut haben, den wir wahrscheinlich in einem früh verstorbenen, von dem Meister hochgeehrten Jünger,

dem Rhetor und Tragödiendichter Theodektes aus Phaselis, erblicken dürfen. Jene höchst anziehenden Details werden unsere Leser in dem Buche selbst um so leichter zu finden wissen, je genauer wir sie mit dessen Aufbau und Gliederung vertraut gemacht haben.

Der Eingang des Büchleins dient der Aussonderung der Poesie aus dem Kreise der ihr nächstverwandten, musischen Künste. Daran reiht sich die Einteilung der Dichtkunst in ihre Unterarten. Es folgt die genetische Betrachtung dieser, oder doch der von Aristoteles anerkannten dichterischen Gattungen. Durch diese bahnt er sich unmerklich den Weg zur Feststellung der Rangfolge und der durch sie bestimmten Folgeordnung in der Behandlung jener drei Hauptgattungen: Tragödie, Epos und Komödie. Die Untersuchung der Tragödie führt ihn zur Unterscheidung ihrer (inneren) Bestandteile oder Elemente und im Anschluß hieran zur Ermittlung der Rangordnung derselben. Dieser entspricht die Reihenfolge, in der sie nunmehr besprochen werden. Zuvörderst und der ihr vom Stagiriten zuerkannten überragenden Bedeutung gemäß mit größter Ausführlichkeit die „Fabel". Es folgt die Erörterung des zweiten Hauptbestandteiles, der „Charaktere". Dann erleidet die Folgeordnung eine erhebliche Störung. Der Autor kehrt zu einem Ingrediens der Fabel, der „Erkennung", zurück. Für diese Abweichung von methodischer Strenge gibt es wohl nur eine ausreichende Erklärung: es ist ein nachträglicher Zusatz, den der Vortragende bei einer Wiederholung des Lehrkurses beigefügt hat und der bei der Redaktion der Vorlesungen nicht an die ihm zukommende Stelle gelangt ist. Es folgt eine lange Reihe einzelner, wenig systematisch angeordneter Winke und Bemerkungen, die sich zum Teil auf den Schaffensprozeß des tragischen Dichters beziehen, zum Teil die Absicht verraten, mit der Behandlung der Tragödie aufzuräumen und von ihren sechs Bestandteilen nur mehr zwei (die „Reflexion" und die „Diktion") weiterer Besprechung vorzubehalten. (Zwei Bestandteile nämlich, der „szenische Apparat" und die „Gesangskomposition" der Chorpartien, sind nur der Vollständigkeit halber erwähnt und trotz ihres „bestrickenden Reizes" und ihrer erheblichen Bedeutung als „würzende Zutaten" an die unterste Stelle verwiesen worden.) Die Verwirklichung jener Absicht erfolgt in der Art, daß die „Reflexion" dem Bereich der Rhetorik zugewiesen wird, die „Diktion" aber eine nicht nur durch ihre übergroße Breite das Befremden des Lesers erregende Erörterung erfährt. Denn auch darüber mag man sich zunächst gar sehr verwundern, daß der Autor diesen und nur diesen Bestandteil der Tragödie dort behandelt, wo die nachtragsweise Hinzufügung der ebenerwähnten langen Reihe zerstreuter Bemerkungen bereits seinen Wunsch bekundet hat, die Lehre vom Trauerspiel zum Abschluß zu bringen. Beides hängt aufs engste zusammen. Und der Zusammenhang ist dieser.

Die Sprachlehre war in jenem Zeitalter kaum über ihre ersten Anfänge hinausgediehen (vgl. I 354 ff., auch II 466). Sie bot nicht Stoff genug zu einer selbständigen Behandlung. Was Wunder, daß der allumfassende Enzyklopädist den ersten ihm begegnenden Anlaß benützte, um einiges von dem vorzubringen, was er über diesen Gegenstand zu sagen hatte. Solch einen Anlaß gewährte ihm die Notwendigkeit, sich über die Erfordernisse der dichterischen Sprache zu äußern. Auch an sich widerstrebte es dem systematischen Geiste des Stagiriten, die Mittel des poetischen Ausdrucks abzuhandeln, ohne vorher jene des sprachlichen Ausdrucks überhaupt durchmustert zu haben. Da galt es denn zunächst, die verschiedenen Redeteile oder Wortarten von einander zu scheiden. Vom Wort aber führt der Weg einerseits nach abwärts durch die Silbe bis zum Sprachlaut, andererseits nach aufwärts zur Rede oder zum Wortgefüge. (Die auf dieses bezüglichen, syntaktischen Bemerkungen wurden der „Rhetorik" vorbehalten.) Daher der große Umfang dieser Sprach-Kapitel, daher auch die auf den ersten Blick so verwunderliche Stelle, die sie einnehmen. In Wahrheit ist diese mit bestem Bedacht gewählt worden. An jedem früheren Ort hätte die übergroße Ausdehnung dieser Abschnitte das Ebenmaß der Darstellung empfindlich geschädigt. Noch schwerer aber wog ein anderer Umstand. Die „Diktion" mag immerhin, wie Aristoteles sie nennt, ein „Bestandteil" der Tragödie heißen; aber sie kann mit demselben Recht als ein Bestandteil des Epos und jeder anderen dichterischen Gattung gelten. Da war es denn ein überaus glücklicher Griff, das Stück an den Schluß der von der Tragödie handelnden Partie des Werkes und damit zugleich unmittelbar vor den Beginn der die übrigen Dichtungsarten, zunächst der das Epos betreffenden Abschnitte zu setzen. Nicht minder wohlerwogen ist die Anordnung der letzten Kapitel. Zwei von ihnen sind dem Epos als solchem gewidmet; das vorletzte erörtert das Thema der „Probleme und Lösungen", deren Stoff nicht ausschließlich, aber weitaus überwiegend dem Heldengedicht entnommen ist. Sind es doch die Muster-Epen Homers, an denen der Scharfsinn der Kritiker und Ausleger von früh auf sich zu üben gewohnt war. Gelegentlich werden in diesem seltsamen Leitfaden der Disputierkunst über poetische Gegenstände auch grundsätzliche Ergebnisse gewonnen und auf das Trauerspiel nicht minder als auf das Epos angewendet. Den Schluß bildet die Vergleichung der zwei in dem erhaltenen ersten Buch allein besprochenen Dichtungsarten, welche die schon vorher sattsam angedeutete Bevorzugung der Tragödie vor dem Epos endgültig zu erhärten bestimmt ist.

9. Zwei Gründe dieser Bevorzugung sind einleuchtend und überzeugend: die kräftige Gedrungenheit und die leibhaftige Lebendigkeit des Dramas. So hoch veranschlagt Aristoteles den Wert dieser „Leib-

haftigkeit", daß er es auch Homer nachrühmt, „er allein habe nicht verkannt, was der Dichter in eigener Person zu tun habe .... Die anderen (Ependichter) .... stellen nämlich nur einzelnes und in vereinzelten Fällen nachahmend dar, Homer aber läßt nach kurzer Einleitung sofort einen Mann eine Frau oder sonst ein Wesen auftreten" usw. Hier wandelt der Stagirit in den Spuren seines Meisters, der im „Staat" dem „Dichter" dasselbe Lob erteilt und an die Reden des Chryses und Agamemnon nahe am Eingang der Ilias erinnert hat. „In eigner Person — so führt Aristoteles den Gedanken aus — soll der Dichter so wenig als möglich reden, da er ja insoweit kein nachahmender Darsteller ist". Hier darf man freilich nicht jedes Wort auf die Goldwage legen. Denn da derartige dramatische Episoden, in denen die Personen des Heldengedichts redend eingeführt werden, doch nur einen Teil der zwei homerischen Epen einnehmen, so müßte dem Verfasser der Poetik streng genommen selbst Homer nur in diesem beschränkten Ausmaß als ein „nachahmender Darsteller", im übrigen aber als kein solcher, und somit auch als kein Dichter gelten. Er wollte jedoch augenscheinlich nur einen Unterschied des Grades betonen und hat ihn mit mehr als gebührender Emphase hervorgehoben.

Die Durchführung dieser These, der Erweis des Vorrangs der Tragödie vor dem Epos, ist, wie wir schon einmal vorgreifend bemerkt haben (vgl. S. 112), von einseitiger Gewaltsamkeit keineswegs frei. Soll doch auch das einen Vorzug des Trauerspiels begründen helfen, daß es sich des Versmaßes des Heldengedichtes bedienen darf — ein in Wahrheit unendlich seltener Ausnahmsfall! — während dieses an ein, das hexametrische Maß gebunden ist. Das ist allerdings nur ein kleines Teilargument eines weit umfassenderen Beweisgrundes: die Tragödie besitzt alles, was dem Epos eigen ist, und übertrifft es durch ein Mehr an Kunstmitteln. Gegen diese Behauptung aber hat schon die Ästhetik der Epikureer einen gar wohl erwogenen Einspruch erhoben, der zugleich einen unleugbaren, wenn auch nicht allzu tiefgreifenden Mangel der aristotelischen Poesielehre überhaupt trifft. Als der Gegenstand aller Dichtung waren von Aristoteles „Handelnde" bezeichnet; und daß unter diesen nur Menschen verstanden werden, zeigt die sofort daran geschlossene Einteilung dieser handelnden Wesen in „edle" und „gemeine", in Personen, die dem moralischen Durchschnittsmaß entsprechen, darüber hinaus ragen oder darunter herabsinken. Wo bleiben da — so hat schon der Epikureer Philodem gefragt — Naturobjekte und Vorgänge in der Außenwelt, die (übermenschlichen) Götter und die (untermenschlichen) Tiere? — Stoffe, die dem vom Stagiriten bevorzugten Drama so gut als fremd, dem Epos aber durchaus zugänglich sind. So bestehe denn in Wahrheit das genau entgegengesetzte Verhältnis.

Den Eristiker Aristoteles haben wir schon geraume Zeit aus den Augen verloren. Hier begegnen wir ihm wieder, da wir eben im Begriffe sind, eine der Hauptstätten seiner Wirksamkeit, das Feld der Rhetorik, zu betreten.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Aristoteles und die Redekunst.

„Meister des Worts zu sein und tapferer Taten Vollender", das war schon im homerischen Zeitalter ein Ideal, zu dem die Frühzeit anderer Völker schwerlich eine Parallele bieten dürfte. Zu maßgebender Bedeutung ist die Übung der Redekunst in den demokratischen Gemeinwesen erwachsen (vgl. I 307 f.). Die Insel Sizilien aber war es, wo vor der Mitte des fünften Jahrhunderts die Theorie der Rhetorik in Korax und Tisias ihre ersten Pfleger gefunden hat (vgl. I 183 u. 185). Mit dem Mann, der die sizilische Redekunst nach Athen verpflanzt hat, mit Gorgias von Leontinoi, sind unsere Leser längst vertraut (vgl. I 381). Handbücher dieser Kunst wurden in so großer Zahl verfaßt, daß ein ganz allgemeiner, Künste und Handwerke jeder Art bezeichnender Ausdruck („Techne") eben diesem besonderen Sinne zugeeignet wurde. Wie feindselig Platon jenem älteren Betrieb der Rhetorik als einer Scheinkunst gegenüberstand', hat uns das in erster Linie gegen sie gerichtete Gespräch „Gorgias" gezeigt (vgl. II 265 ff.). Auch sein Versuch ist uns wohlbekannt, die vordem in Bausch und Bogen verworfene Kunst im „Phädros" wieder auf neue Grundlagen zu stellen und die empirische Routine durch einen wissenschaftlichen Aufbau zu ersetzen, der auf Dialektik und Psychologie gegründet werden sollte (vgl. II 335 f.). Demnach hätte der Redner den in Frage kommenden Wissensstoff von seinen obersten Gattungen herab bis ins Feinste und Kleinste gliedern und desgleichen eine bis zum Individuum herabsteigende Übersicht über die seelischen Beschaffenheiten der Hörer besitzen sollen, auf die es zu wirken gilt. Schon in seiner Jugend als Lehrer der Rhetorik tätig (vgl. S. 14 f.), mit der Fülle jener Handbücher so wohl vertraut, daß er es nicht verschmähte, eine kompendiöse Übersicht derselben zu schaffen, hat Aristoteles während seines zweiten athenischen Aufenthaltes Vortragskurse über die Redekunst gehalten und in einem drei Bücher umfassenden Werke niedergelegt, dessen Inhalt uns nunmehr zu beschäftigen hat.

2. Als das Grundmotiv der zwei ersten Bücher (das dritte ist vornehmlich der Diktion gewidmet) darf die Absicht gelten, Platons im „Phädros" aufgestelltes Ideal der Verwirklichung zuzuführen. Daß jenes Ideal in Wahrheit ein unerreichbares ist, teils durch seine Höhe, teils durch innere Widersprüche, mit denen es behaftet ist — dieses Urteil des großen Geschichtschreibers Griechenlands ist auch das unsere. Allen individuellen Verschiedenheiten der Hörer gerecht zu werden, danach mag der Takt des Redners mit annäherndem Erfolge streben; diese unendliche Mannigfaltigkeit in allgemeine Vorschriften zu fassen, darf ein Ding der Unmöglichkeit heißen; die vollendete, das Niveau der Zuhörerschaft weit übersteigende Sachkenntnis würde überdies — auch darauf hat George Grote unter Verwertung platonischer Äußerungen im „Gorgias" hingewiesen — zwischen dem Sprecher und seinen Hörern einen kaum übersteiglichen Wall aufrichten. Doch wie dem auch sein mag: Aristoteles hat sich jenem hohen Ziel zu nähern geglaubt, indem er Abschnitte der Psychologie und der beschreibenden Ethik, vor allem die Affektenlehre und eine Schilderung der den verschiedenen Lebenslagen und Altersstufen entsprechenden Charaktertypen, seinem Lehrbuch der Rhetorik einverleibte. Wir haben an dieser Anordnung nicht gerüttelt, um unseren Lesern ein möglichst treues Abbild des Werkes zu liefern, dessen Inhalt wir übrigens mit kritischen Glossen zu begleiten nicht umhin können.

Die Rhetorik heißt ein Gegenstück der Dialektik. Beiden fehle die fachmäßige Beschränkung. Dieses wie jenes Vermögen zu betätigen seien alle in einem gewissen Maße fähig. Somit müsse es auch möglich sein, die Ursachen ihres gelegentlichen Erfolges zu ergründen, und daß dies Sache einer Kunst sei, werde niemand bestreiten. Die Verfasser der Handbücher haben sich nur mit der Nebensache, nicht mit der Hauptsache, dem Schaffen von Überzeugungen, beschäftigt. Nebensächlich und außerwesentlich ist alles Hervorrufen von Affekten, das die Gesetzgebung wohlgeordneter Staaten den Klägern und den Angeklagten geradezu verbietet. Heißt dies doch das Richtscheit, dessen man sich bedienen will, geflissentlich verkrümmen. Der Streitteil hat lediglich einen Sachverhalt oder ein Geschehnis als tatsächlich oder nicht tatsächlich zu erweisen. Über dessen Qualität, ob groß oder klein, ob rechtmäßig oder unrechtmäßig, hat der Richter selbst, insoweit der Gesetzgeber ihm die Entscheidung überlassen hat, zu urteilen. Gute Gesetze sollten übrigens der Entscheidung des Richters so wenig als möglich anheimgeben, und zwar aus drei Gründen: weil es leichter ist, einen oder wenige (den oder die Gesetzgeber nämlich) als viele Einsichtige zu finden; weil der Gesetzgeber von langer Hand her und nicht aus dem Stegreif urteilt, endlich und hauptsächlich, weil das Gesetz allgemein und über

Künftiges, nicht aber speziell und über Gegenwärtiges entscheidet. Im letzteren Falle mischt sich gar leicht Haß und Liebe ein, nicht minder spricht der Privatvorteil mit, und sie alle trüben das Urteilsvermögen. Man sieht, wie sich unmerklich die Gerichtsrede nicht ausschließlich, aber überwiegend an die Stelle der Rede überhaupt gesetzt hat. Auf sie haben sich, so sagt uns Aristoteles selbst, die Bemühungen seiner Vorgänger konzentriert. Und damit, so fügt er hinzu, auf das minder harmlose Gebiet, da derjenige, der über politische Fragen urteilt, lediglich über das eigene Interesse, der Richter aber über fremde Interessen zu entscheiden hat. (Jenes wäre, so möchte man erwidern, doch nur dann richtig, wenn die Bürgerschaft strenge Einheitlichkeit besäße und das jedesmal in Frage stehende Interesse nur ein Gesamt- und nicht auch ein Partei-Interesse sein könnte.)

3. Den eigentlichen Gegenstand der Rhetorik bilden somit die Überzeugungsmittel, die ihrerseits wieder Beweismittel sind. Vertrautheit mit diesen und der Besitz der Fähigkeit, auch Entgegengesetztes zu beweisen, um dem Mißbrauch gegenüber gewappnet zu sein, das sei eine Art von Wehrhaftigkeit, die mehr bedeutet und des Menschen würdiger ist als die Ausstattung mit Körperkraft. Daß das Vermögen der Rede bei ungerechtem Gebrauch ebensoviel Schaden stiften kann als Nutzen bei gerechtem, dieser Vorwurf treffe sie nicht in höherem Maße als alle anderen Güter mit alleiniger Ausnahme der Tugend. Hier steht Aristoteles auf der Seite des Gorgias und Polos gegen Platon (vgl. II 266) und an der Spitze einer langen Reihe von Schriftstellern, vornehmlich von stoischen, epikureïschen und skeptischen Philosophen, die das Für und Wider dieser Frage zu erörtern nicht müde geworden sind.

Die Aufgabe der Rhetorik ist nicht das Überzeugen, sondern das Wahrnehmen der in jedem besonderen Fall vorhandenen Überzeugungsmittel. Die „Beglaubigungsmittel“ werden in „kunstvolle“ und „kunstlose“ unterschieden. Nur die ersteren schaffen wir; die zweiten benützen wir bloß, wie Zeugenaussagen, Geschäftsurkunden u. dgl. m. Merkwürdigerweise tauchen hier neben den auf den Charakter des Sprechers bezüglichen auch die anfangs so schroff zurückgewiesenen, auf die Affekte der Hörer gegründeten Überzeugungsmittel wieder auf. Danach wird vom Redner ein Dreifaches gefordert: die Fähigkeit des Schlüsse-Ziehens, die Fähigkeit, über Tugenden und Charaktere zu urteilen, und desgleichen über die Affekte, w a s ein jeder von ihnen, wie er b e s c h a f f e n ist, wie und w o d u r c h er hervorgerufen wird. Somit stellt sich die Rhetorik als ein Schößling zugleich der Dialektik und der Ethik dar, die man auch Politik zu nennen berechtigt sei (vgl. S. 190). Weil der Teilnehmer an den hier in Frage kommenden Beratungen, der Geschworene und der

Ekklesiast, als „ein Mann von schlichtem Sinne“ und als unfähig gilt, „eine Einsicht durch vielfache Vermittlung zu gewinnen und weit ausgesponnene Schlüsse zu ziehen“: darum kommen in diesem Bereich (dem politisch-judiziellen, der mehr und mehr in den Augpunkt des Autors rückt) verkürzte und drastische Formen des Syllogismus sowohl als der Induktion zur Verwendung. Es sind das die aus Wahrscheinlichkeitsgründen und aus Merkmalen gezogenen Schlüsse (Enthymeme) einerseits, das Beispiel andererseits. Jene Schlüsse können triftig oder untriftig sein. Ein triftiger Schluß aus Merkmalen ist z. B. dieser: N. N. fiebert, folglich ist er krank; oder: diese Frau besitzt Milch, folglich hat sie geboren. Ein untriftiger Schluß hingegen wäre die Folgerung: N. N. fiebert, denn er atmet heftig; kann er doch auch aus anderen Gründen (z. B. infolge eines angestrengten Laufes) heftig atmen. Das „Beispiel“ konnte man verwenden, um zu beweisen, daß Dionysios von Syrakus nach der Tyrannis strebe; er verlangte nämlich eine Leibwache, was vor ihm andere, so Peisistratos in Athen und Theagenes in Megara, getan hatten, als sie nach der Tyrannis trachteten. Die Enthymeme werden nunmehr in solche geschieden, die aus allgemeinen, auf allen Gebieten geltenden Wahrheiten, und in solche, die aus speziellen, bestimmten Fächern eigentümlichen Sätzen abgeleitet werden. Diese Unterscheidung soll der späteren weitläufigen Behandlung dieser Materie den Weg bahnen. Vorher wird jedoch noch der Gegenstand der Rhetorik in seine drei Hauptgattungen zerlegt: in die beratende, die gerichtliche und die Schau- oder Prunkrede.

4. Die Beratungs- oder Staatsrede zielt einmal auf ein Zureden, ein andermal auf ein Abreden; die Gerichtsrede bezweckt bald eine Anklage, bald eine Verteidigung; die Prunkrede endlich hat Lob oder Tadel zu ihrem Gegenstande. Die erste Gattung beschäftigt sich mit der Zukunft, die zweite mit der Vergangenheit, die dritte überwiegend, wenngleich nicht ausschließlich (man denke an Grab- und Gedächtnisreden) mit der Gegenwart. Für den Redner der ersten Art ist der Hauptgesichtspunkt der des Nützlichen (das er empfiehlt) und des Schädlichen (von dem er abmahnt); andere Gesichtspunkte, wie der des Gerechten und Ungerechten, des Löblichen und Schimpflichen, spielen mit hinein. In der Gerichtsrede steht die Frage nach dem Recht und Unrecht obenan, und es sind die übrigen erwähnten Fragen, die mit hineinspielen. Für den Lob- und Tadelredner endlich steht das Löbliche und Schimpfliche in erster Reihe. In der Gerichtsrede bestreitet der Verteidiger bisweilen nicht, daß die behauptete Tat vollbracht oder der behauptete Schaden gestiftet ward, wohl aber räumt er die Schuld (oder doch die volle Schuld) niemal sein. Der beratende Redner wieder wird niemals zugestehen, daß

er Schädliches oder Unersprießliches anrate und vom Heilsamen abrate, soviel er auch sonst dem Gegner einräumen mag. In der Lob- und Tadelrede endlich steht es ähnlich mit dem Schönen oder Sittlich-Guten und seinem Gegenteil. Aus alledem folgt, daß der Redner Sätze über das Mögliche und Unmögliche, über das Wirkliche und Unwirkliche, in der Vergangenheit sowohl als in der Zukunft u. dgl. m., bereit haben müsse. Desgleichen, da es sich vielfach auch um Gradunterschiede des Nützlichen und Schädlichen, des Gerechten und Ungerechten, des Guten und Schlechten, sowohl im absoluten als im relativen Sinne handelt, müssen den Rednern auch Sätze über Größe und Kleinheit im allgemeinen, und insbesondere darüber zu Gebote stehen, welches das größere Gut oder Übel, welche die größere oder geringere Schuld ist.

Als Gegenstand der Beratung wird zunächst das Kontingente, im Unterschiede vom Unmöglichen sowohl als vom Notwendigen, dann innerhalb des Kontingenten das in unserer Macht Stehende hervorgehoben. Dann wird die Detaillierung dieser Beratungsobjekte, das Hinübergreifen der bloß formalen Rhetorik in den Bereich der sachlichen Disziplinen, zumal der Politik, wiederholt und mit Nachdruck abgelehnt. Doch hindert das den Autor nicht, sich in die Materie der politischen Beratschlagung recht weit einzulassen. Er nennt als ihre fünf Hauptgegenstände: das Steuerwesen, Krieg und Frieden, Landesverteidigung, Ein- und Ausfuhr und die Gesetzgebung. Er verbreitet sich über diese Punkte, berührt anläßlich der Gesetzgebung Themen, die in der „Politik" weitläufig erörtert sind, so die verschiedenen Verfassungsformen und die Frage, was einer jeden von ihnen zum Heil und was ihr zum Verderben gereiche. Durchgängig wird vom politischen Redner die möglichste Erweiterung seines Umblicks, die ausgedehnte Kenntnis geschichtlicher Tatsachen sowohl als zeitgenössischer Parallelerscheinungen gefordert.

5. Es folgt eine Durchmusterung der im vorangehenden angedeuteten Gesichtspunkte, in der nichts so bemerkenswert ist als die Art, in der der Verfasser der „Rhetorik" sich in weitaus überwiegendem Maße auf den Standpunkt der gangbaren Meinungen stellt, oft im auffallenden Gegensatze zu seinen eigenen ethischen Doktrinen. Er geht von der Beratungs- oder Staatsrede aus, deren Kern in einem Zureden oder Abmahnen bestehe. Beides ziele auf das, was man wählt oder meidet. Jenes sei aber im wesentlichen die Eudämonie oder Glückseligkeit. Es ergeben sich der populären Auffassung gemäß als Bestandteile der Eudämonie etwa die folgenden: gute Abkunft, Besitz zahlreicher und guter Freunde, Reichtum, Kindersegen, glückliches Greisenalter, leibliche Vorzüge allerart, Ansehen, Ehre, gutes Glück, Tugend. Über all das

wird gesprochen, und hier zeigt sich Aristoteles von einer wahren Einteilungs- und Definitionswut besessen. Z. B. die Körperstärke wird für „das Vermögen" erklärt, „ein anderes nach Belieben zu bewegen", wobei auch die Arten der Bewegung, nämlich das „Ziehen, Stoßen, Heben, Drücken, Zusammenschnüren", nicht fehlen. Oder: Ein zum Lauf Befähigter heißt derjenige, „der die Beine in einer gewissen Weise werfen, rasch und ausgreifend bewegen kann". Wie Selbstironie klingt die mitten in diesen Selbstverständlichkeiten auftauchende Mahnung: „Denn es bedarf für unsere Zwecke nicht der Kleinmeisterei".

Von den Bestandteilen der Glückseligkeit wendet sich die Untersuchung zu den Hauptgesichtspunkten, die bei der Beurteilung des Guten und Nützlichen, der Zwecke sowohl als der Mittel, in Betracht kommen. Man ist überrascht, der Eudämonie wieder, freilich an der Spitze der Güter, aber doch unter ihnen, und neben ihr den Tugenden zu begegnen; während sie doch für den Moralisten Aristoteles eben „ein tugendgemäßes Tun" ist. Nicht ohne Belang für die Technik der Redekunst ist vielleicht die Musterung der Argumente, die auf diesem Gebiet in Fällen des Zweifels zu verwenden sind. So unter anderem: ein Gut ist das, dessen Gegenteil ein Übel, oder dessen Gegenteil dem Feinde zuträglich, erwünscht oder erfreulich ist. Oder auch: ein Gut ist, was viel Mühe und Aufwand gekostet hat. Oder: was von vielen erstrebt oder umworben worden ist. Solch ein Überblick über die Gesichtspunkte, von denen aus man ein Ding oder ein Verfahren, dessen Wert nicht durch sich selbst einleuchtet, empfehlen kann, mochte den Redner bisweilen in der Tat auf den seinem Zweck am meisten dienlichen Weg führen.

Im folgenden wird Übereinstimmung über die Qualität eines Verfahrens oder über das einer Tat zu erteilende Prädikat angenommen, Meinungsverschiedenheit aber über das Mehr oder Minder vorausgesetzt. Unter vielem Selbstverständlichen begegnet auch Interessantes, zumal im Hervorheben entgegengesetzter Gesichtspunkte. Man könne dem Anstifter einer Missetat die größere Schuld beimessen als ihrem Vollstrecker, aber auch umgekehrt. Man könne bald den Seltenheitswert, bald den Gebrauchswert eines Gegenstandes höher veranschlagen und demgemäß einmal Gold, einmal Eisen für das Wertvollere erklären. Man könne dieselbe Sache größer erscheinen lassen, wenn man ihre Teile vor uns ausbreitet, und kleiner, wenn man diese in eins zusammenzieht.

6. Nach einer Abschweifung auf das Gebiet der „Politik" und einer Verweisung auf diese kommt Lob und Tadel an die Reihe. Das wird der Anlaß, um auf Tugenden und Laster, sittlich Schönes und Häßliches einzugehen. Und zwar zu dem doppelten Zweck, damit der Redner

andere in gehöriger Weise loben und tadeln und damit er sich selbst den entsprechenden, das Vertrauen der Zuhörer steigernden Anschein geben könne. In der Behandlung der Tugenden, die „Vermögen des Wohltuns" heißen, steht hier ihre soziale Seite im Vordergrund, da eben alles vom Standpunkt nicht des Handelnden, sondern des Publikums betrachtet wird. „Die Tapferen und Gerechten ehrt man zumeist, weil die Tapferkeit im Kriege, die Gerechtigkeit im Frieden anderen nützlich ist." Die Erörterung gleitet allmählich ganz und gar in eine Kunst der Täuschung über. Man glaubt wieder in der „Topik" zu sein (vgl. S. 40 f.). Es wird zum Zweck des Lobes gleichwie des Tadels empfohlen, das bloß Benachbarte gelegentlich dem Identischen gleichzusetzen. Es kann rätlich sein, den Behutsamen und Zurückhaltenden als einen Intriganten darzustellen, den Einfältigen für gut, den Stumpfsinnigen für sanft zu erklären. Die lasterhaften Extreme lassen sich zu Tugenden umformen. Man könne den Tollkühnen als tapfer, den Verschwender als freigebig schildern, etwa mit der Begründung: wenn jener sein Leben schon ohne Not aufs Spiel setzt, um wieviel mehr erst dort, wo es die Ehre erfordert; wenn dieser eine offene Hand für alle hat, um wieviel mehr für seine Freunde. Desgleichen lasse sich das Zufällige für ein Beabsichtigtes ausgeben, auch das von der jedesmaligen Zuhörerschaft Geschätzte zu einer benachbarten edlen Eigenschaft verklären. All das gelte gleichmäßig für die Staats- und für die Prunkrede. Was man in der ersteren empfiehlt, das wird in der zweiten, wenn sie eine Lobrede ist, als erreicht vorausgesetzt; auf die Tadelrede aber mag man durch umgekehrte Anwendung alles von der Lobrede Gesagte übertragen.

7. Die Gerichtsrede, welche Anklage und Verteidigung in sich schließt, gibt Anlaß zur Erörterung der Motive des Unrechttuns und mittelbar der Beweggründe alles Handelns. Das Unrechttun, das „ein freiwilliges und gesetzwidriges Schädigen" heißt (wobei das Wort „Gesetz" im weitesten Sinne verstanden wird), setzt vorerst die Freiwilligkeit der betreffenden Handlungen voraus. Diese wird auf „nicht erzwungenes und bewußtes", zumeist auch „absichtsvolles Tun" zurückgeführt. Es werden drei Ursachen des unfreiwilligen und vier des freiwilligen Handelns namhaft gemacht: Zufall, Natur und Gewalt auf der einen, Gewohnheit, Überlegung, die tätigen Affekte und die Begierden auf der anderen Seite. Als Ziele des freiwilligen Tuns werden das Gute oder scheinbar Gute und das Angenehme oder scheinbar Angenehme bezeichnet, und darunter auch die Beseitigung oder Verringerung wirklicher oder scheinbarer Übel und des wirklich oder scheinbar Leidvollen begriffen. Da über das Nützliche bereits anläßlich der Beratungsrede gehandelt sei, so gelte es jetzt über das Angenehme, und zwar „in weder unklarer

noch überscharfer Weise", zu sprechen. Es folgt in Wahrheit eine Abhandlung über die Lust, deren wesentlichsten Inhalt wir bereits vorweggenommen haben (vgl. S. 240 f.).

Wie das naturgemäße, so gilt auch das bloß gewohnheitsmäßige Handeln als lustvoll. Desgleichen eignen der „Vorstellung", die eine „abgeschwächte Empfindung" ist, Lustgefühle, mag sie nun als Erinnerung oder als Erwartung auftreten. Und zwar nicht nur in der Weise, daß, was in der Gegenwart als lustvoll empfunden wird, diese Wirkung auch im Rückblick und im Vorblick ausübt. Selbst vergangenes Leid wirkt lustbringend, wenn es als überwunden vorgestellt wird. Die Lust, die den Zorn begleitet, beruht auf der Vorwegnahme der geplanten Vergeltung. Auch die meisten Begierden begleitet eine gewisse Lust, jene der Erinnerung an vergangene oder der Hoffnung auf künftige Befriedigung. Hier wird auch der Lust der Wehmut gedacht. Mit der Trauer um die gegenwärtige Entbehrung verbinde sich nämlich die Erinnerung an den einstigen Besitz. Die Lust des Sieges wird bis in die Jagd und in die Spiele hinein verfolgt. Überall, wo Wettstreit herrscht, fehlt auch nicht die lustvolle Erwartung des Übertreffens oder Hervorragens. Tief aus eigener Erfahrung ist wohl die Bemerkung über die Freuden des dialektischen Kampfes „für die darin Geschulten und Leistungsfähigen" geschöpft. Ruhm und Ehre flößen uns den frohen Glauben ein, daß wir die uns zugeschriebene Trefflichkeit wirklich besitzen; nicht anders wirkt die uns zuteil gewordene Bewunderung und Liebe; desgleichen die Scheinbewunderung und Scheinfreundschaft des Schmeichlers. Das Wiedersehen uns werter Personen und Dinge gewährt uns zugleich die der Abwechslung und die der Seltenheit des Genusses entspringende Lust.

Es folgt die Freude am Lernen und am Staunen. Wenn das Lernen hier eine „Rückkehr zum Normalzustand" heißt, so wird darunter wohl die der Unruhe des Staunens, Suchens und Zweifelns nachfolgende Beruhigung des Intellekts verstanden. Der lustvolle Charakter des Erweisens von Wohltaten wird hier bloß als die Freude am „Besitzen" (nämlich dessen, wodurch man wohltut) und am „Überragen" (dessen, dem man wohltut) angesehen. Hierbei gehen nicht nur die sympathischen Gefühle völlig leer aus; auch die uns schon bekannte Auffassung des Wohltuns (vgl. S. 230 f.) geht ungleich mehr in die Tiefe. Daß Aristoteles dasselbe Problem einmal tiefsinnig, ein andermal einigermaßen flach behandelt, verdient angemerkt zu werden. Wie ihn Fülle der Gedanken kennzeichnet, so verrät er gelegentlich auch einen Mangel an Widerstandskraft gegen unzulängliche Gedanken. Auch ein Zug zur Verschrobenheit begegnet uns hier. Ich denke an die Ableitung der ...stliebe aus der Lust am Ähnlichen und Verwandten, die im Ver-

hältnis des Menschen zu sich selbst ihren Gipfelpunkt erreiche! Gekünstelt darf auch die folgende Ableitung heißen: lustvoll ist es, für weise zu gelten; denn die Weisheit ist ein Herrschaftsmittel, und nichts gewährt größere Befriedigung als das Herrschen. Wozu bedarf es, so möchte man fragen, eines solchen Umwegs, da doch nicht alle Weisheit diese Wirkung übt und es genügt hätte, die schon erörterte Lust am „Hervorragen“ herbeizuziehen?

8. Nach den Motiven des Unrechttuns kommen die Subjekte und Objekte desselben an die Reihe. Zum Unrechttun geneigt sind jene, die sich das erforderliche Vermögen zutrauen oder Aussicht haben, unentdeckt zu bleiben, oder endlich jene, deren eventuelle Bestrafung voraussichtlich hinter dem erlangten Genuß oder Nutzen zurückstehen wird. In der Ausführung dieser Gedanken stoßen wir auf nicht wenige feine, freilich auch auf gar manche spitzfindige Bemerkungen. Einen Schutz vor Entdeckung gewähre die dem sträflichen Tun entgegengesetzte Beschaffenheit des Täters; so die Körperschwäche eines Mißhandelnden oder die Armut und Häßlichkeit eines Frauenverführers. Solch einen Schutz biete neben der Verborgenheit der Handlung auch ihr Gegenteil, ihre Offensichtlichkeit dar, da man auf derartiges nicht gefaßt ist und es daher leicht an der nötigen Vorsicht fehlen läßt. Keinen Feind und viele Feinde zu besitzen gilt als gleichwertig. Die Ungehaßten zählen darauf, daß niemand vor ihnen auf der Hut ist; den Vielgehaßten hingegen wird nicht leicht jemand zutrauen, daß sie solcher Hut zum Trotze etwas wagen, und sie werden in der Verteidigung diese Unwahrscheinlichkeit geltend machen. Zum Übeltun reizt sowohl der oft errungene Erfolg als der häufig erlittene Mißerfolg. Der erstere ermutigt, der letztere spornt zu neuen Versuchen an, die Scharte auszuwetzen. Es werden diejenigen parallelisiert, denen das Unrecht Gewinn, die Strafe lediglich Schimpf bringt, und jene, denen umgekehrt die Übeltat einigermaßen zum Lobe gereicht (wie wenn es die Eltern zu rächen gilt), während die Strafe nicht entehrend ist, sondern auf eine Geldzahlung, auf Verbannung oder ähnliches hinausläuft. Beides bildet einen Anreiz zum Übeltun, nur nicht für dieselben, sondern für entgegengesetzte Charaktere. Die Willensschwachen und die Willensstarken werden zum Unrechttun durch Beweggründe von entgegengesetzter Art bestimmt: jene durch Aussicht auf nahen Genuß oder nahen Gewinn, diese durch die Aussicht auf späten und dauernden Gewinn und Nutzen. Hohe Achtung und ihr Gegenteil können die gleiche Wirkung üben. Dem in hoher Achtung Stehenden wird man die Übeltat nicht leicht zutrauen; dem Mißachteten bedeutet die Steigerung der Mißachtung wenig.

Auch in der Behandlung der Objekte des Angriffs kehrt dieselbe Neigung zum Spiel mit Gegensätzen wieder. Man greift gern die sehr Fernen und die sehr Nahen an. Hier winkt ein früher Gewinn, dort droht nur eine späte Strafe. Geeignete Objekte des Angriffs sind die Vertrauensseligen, die Leichtsinnigen, die Zaghaften, die einem Konflikt gern aus dem Wege gehen. Die noch niemals Angegriffenen und die oft Angegriffenen sind von Behutsamkeit gleichweit entfernt: jene, weil sie derartiges noch nicht erfahren haben, diese, weil sie es nicht sogleich wieder zu erfahren erwarten. (Hier darf man wohl von Paradoxensucht sprechen. Kommen doch auf einen Bestohlenen, der sich sagt: ich werde nicht alsbald wieder bestohlen werden, zehn andere, die durch Schaden klug geworden sind.) Es folgen die Verleumdeten und die leicht zu Verleumdenden, die Prozesse nur ungern und zumeist erfolglos führen. In seltsamer Verbindung erscheinen die Feinde und die Freunde. Jene schädigt man gern, diese leicht. Dann kommen die Freundlosen, die Ungeschickten, die Überbeschäftigten an die Reihe, die das Prozessieren scheuen und daher unschwer für einen Ausgleich zu gewinnen sind. Geneigt ist man, ein Unrecht zu begehen, das uns bei denjenigen, von denen wir abhängen, beliebt macht. Ferner erscheint das Unrecht kaum als ein solches, wenn Streit und peinliche Auseinandersetzungen vorangegangen sind. Nicht viel anders steht es, wenn dasselbe Unrecht von anderer Seite droht und man dieser nur eben zuvorkommt. Desgleichen, wenn, nach dem Wort des Tyrannen Jason von Pherae, „ein wenig Unrecht uns die Mittel liefert, viel Gutes zu tun". Den Schluß bilden Fälle von trivialerer Art, wie allgemein oder doch häufig verübtes Unrecht (wobei man etwa an Schmuggel in kleinem Maßstab denken mag), das Entwenden schwer identifizierbarer Gegenstände und Schädigungen, die deren Opfer nicht gern in die Öffentlichkeit bringen.

9. Den Sprachkapiteln der „Poetik" vergleichbar werden hier Abschnitte des Strafrechts in die Rhetorik eingefügt. Auch diesmal gilt es, eine noch wenig entwickelte Disziplin gelegentlich, wenn auch nur summarisch, zu berühren. Wir übergehen die uns schon bekannten Unterscheidungen des „geschriebenen" und des „ungeschriebenen" Rechtes (vgl. S. 258), dem sich noch das darüber hinausgehende allgemeine oder Natur-Recht beigesellt, desgleichen jene der Freiwilligkeit und Unfreiwilligkeit (vgl. S. 197 u. 208). Aristoteles will die Tat- und die Schuld-Frage streng gesondert wissen; auch dringt er auf genauere Begriffsbestimmungen in diesem Gebiete, wie z. B.: das Entwenden ist noch nicht Diebstahl; es gehört dazu die Schädigung des einen, die Aneignung des Gegenstandes seitens des andern. Ferner will er die ein „überschüssiges Verdienst" begründenden Leistungen von der Erfüllung der

Gesetzespflicht unterschieden sehen. Der „Billigkeit“, welche die teils beabsichtigten, teils unbeabsichtigten Lücken des Gesetzes ausfüllt, wird eine eingehendere Behandlung zuteil (vgl. S. 208f.). Ihr Ergebnis ist das folgende: „Nicht auf das Gesetz, sondern auf den Gesetzgeber, nicht auf sein Wort, sondern auf seinen Gedanken, nicht auf die Tat, sondern auf die Absicht, nicht auf den Teil, sondern auf das Ganze, nicht auf die gegenwärtige, sondern auf die dauernde Beschaffenheit des Täters ... zu blicken, das ist Sache der Billigkeit.“ Beiläufig bemerkt: der streng juristische Sinn, den wir der römischen Schulung verdanken, ist dem Stagiriten augenscheinlich ebenso fremd geblieben wie seinen Zeitgenossen. Nichts weist darauf hin, und manches spricht dagegen, daß er die in den attischen Gerichtsreden so oft hervortretende Gepflogenheit mißbilligt hat, die Entscheidung über einen Einzelfall durch die Rücksicht auf die ganze Lebensführung und insbesondere auf das politische Verhalten des Angeklagten ungebührlich beeinflussen zu lassen.

Hierher gehört auch die Erörterung der Größe der Schuld und der verschiedenen Arten ihrer Bemessung. Ein Gesichtspunkt sei dieser: das Unrecht wird um so größer, je größer die Ungerechtigkeit, aus der es erwachsen ist. Demgemäß kann unter Umständen das materiell kleinste Unrecht (so im Fall eines Tempelraubes) das allergrößte sein. Andere Maßstäbe geben uns die Höhe des verursachten Schadens, die Unmöglichkeit seines vollständigen Ersatzes, die Größe der Wirkungen (wie wenn z. B. der Geschädigte aus Verzweiflung Selbstmord verübt hat), ferner das Unerhörte des Verbrechens, aber freilich auch umgekehrt seine Gewohnheitsmäßigkeit, an die Hand. Ebenso kommt die Brutalität der Übeltat und ihre Vorbereitung von langer Hand in Betracht, nicht minder ihr Schauplatz — z. B. der Gerichtssaal, in dem ein Meineid geschworen ward — endlich die Schimpflichkeit der Missetat und auch die Person, gegen die sie sich richtet, wenn dieser z. B. ein Wohltäter des Missetäters gewesen ist. Eine Verletzung der ungeschriebenen Gesetze kann — man darf hinzufügen: mittelst eines Fehlschlusses — als die schuldvollere erwiesen werden: „Denn ein der Strafsanktion entbehrendes Gesetz zu ehren, ist ein höheres Verdienst; darum mache auch seine Verletzung die schwerere Schuld aus.“ Allein auch die entgegengesetzte Schlußfolgerung sei statthaft: „Wie sollte derjenige, den selbst die Furcht vor Strafe nicht zurückschreckt, ein Unrecht scheuen, für das ihn keine Strafe erwartet?“ Man sieht: der Didaktiker ist gar bald wieder vom Dialektiker abgelöst worden. Dieser behauptet fortan das Feld, in den Anweisungen, die er über den Gebrauch der „kunstlosen Beweismittel“ erteilt. Als solche werden Gesetzestexte, Zeugenaussagen, Verträge, Foltergeständnisse und Parteieneide genannt.

10. **Wir beschränken uns fast ausschließlich auf die den Gesetzen im Beratungs- und im Gerichtssaal zu gebende Auslegung.** Da gilt es zunächst, die Anwendung von Gesetzen zu bekämpfen, die der von uns vertretenen Sache widerstreben. Voranstehe eine gar wohl begründete Empfehlung: man frage, ob das Gesetz nicht veraltet ist, ob es nicht die Zustände, aus denen es hervorgewachsen ist, überlebt hat. Harmlos genug klingt auch der Rat, auf innere Widersprüche des gegen uns angerufenen Gesetzes und auf seinen etwaigen Widerstreit mit einem in hohem Ansehen stehenden Gesetz zu achten. Ungleich bedenklicher ist die augenscheinlich willkürliche Deutung, die man der im Geschworeneneid enthaltenen Angelobung leihen soll, „nach bestem Wissen und Gewissen“ zu urteilen. Man möge dieser Formel den Sinn unterlegen, daß man sich um die geschriebenen Gesetze überhaupt nicht zu kümmern habe. Das tue man, indem man den wandellosen Bestand der Billigkeit und des allgemeinen oder natürlichen Rechtes der Veränderlichkeit des geschriebenen Gesetzes gegenüberstellt. Ja, man könne so weit gehen, zu behaupten, ein solches sei überhaupt kein Gesetz, da es die diesem gestellte Aufgabe nicht erfülle; der Richter gleiche einem Münzprobierer; ihm liege es ob, in diesem Bereiche das Echte vom Unechten zu scheiden. Auch sei es die Sache des besseren Mannes, das ungeschriebene Gesetz zu ehren!

Ganz anders dort, wo das geschriebene Gesetz zu unseren Gunsten spricht. Da gebe man der vorhin erwähnten Formel nur eine sehr beschränkte Deutung. Sie soll uns nicht berechtigen, wider das Gesetz zu urteilen, sondern uns nur im Falle mangelhafter Gesetzeskenntnis vor dem Vorwurf des Meineids schützen. Eine besonders kühne Behandlung wird den Verträgen zuteil. Sprechen sie für unsere Sache, so mögen wir den Trumpf ausspielen; „Das Gesetz selbst ist ein Vertrag; wer mithin an der Vertragstreue rüttelt, der rüttelt auch an der Gesetzestreue.“ Im entgegengesetzten Fall aber stehe uns der Ausruf frei: „Wie wunderlich, wenn wir den Gesetzen, falls sie nicht wohlbeschaffen sind und ihre Urheber gefehlt haben, den Gehorsam versagen zu dürfen glauben, den Verträgen aber unweigerlichen Gehorsam schulden sollen!“

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Aristoteles und die Redekunst.

(Fortsetzung: Die Affekte und die Charaktertypen.)

Die gemischte Empfindung, mit der uns diese scharfsinnigen Truganweisungen entlassen, weicht alsbald einer weitaus eindeutigeren und erfreulicheren. Wir denken an die Lehre von den Affekten und an die Schilderung von Charaktertypen — zwei Glanzstücke, welche die erste Hälfte des zweiten Buchs der „Rhetorik" einnehmen. Den Übergang vermittelt die Bemerkung, daß das Urteil nicht durch Beweisgründe allein, sondern ebensosehr durch den persönlichen Eindruck bestimmt werde, den der Sprecher hervorbringt, gleichwie durch die Gesinnungen und Stimmungen derjenigen, an welche die Rede sich richtet. Für die Gerichtsrede besitze das letztere Moment, für die Staats- oder Beratungsrede das erstere entscheidende Bedeutung.

Die Überzeugungskraft der Rede ist durch drei Eigenschaften ihres Urhebers bedingt: durch seine Einsicht, seine Rechtschaffenheit und sein Wohlwollen. In Ansehung der zwei ersten Punkte wird auf die „Ethik" verwiesen, in betreff des dritten gleichwie der sonstigen Beeinflussung der Stimmung und Gesinnung der Hörerschaft auf die nunmehr folgende Lehre von den Affekten. Diese werden hier als dasjenige bezeichnet, „durch dessen Wechsel das Urteil selbst zu einem wechselnden werde." Ihre genauere Behandlung schließe dreierlei in sich: die Gemütsverfassung, aus der der Affekt entspringt, die Personen, auf die er sich zu richten, und die Anlässe, aus denen er zu erwachsen pflegt. Diese dreifache Kenntnis sei die Voraussetzung für das rednerische Erzeugen des Affektes. Man ist überrascht, diese Materie, die weit eher in die Psychologie oder die deskriptive Ethik zu gehören scheint, im Rahmen der Redekunst und mit einer Ausführlichkeit behandelt zu sehen, die weit über das vorgebliche Ziel hinausgeht. Hierzu ward Aristoteles wohl in erster Reihe durch das platonische, im „Phädros" dargelegte Ideal jener Kunst vermocht, in zweiter Reihe durch den von ihm selbst nicht minder als von seinem Meister gehegten Wunsch, die neue Darstellung der Rhetorik so scharf als möglich von ihrer älteren, bloß empirischen oder routinemäßigen Gestalt zu scheiden. So ist es gekommen, daß hier ein Unterbau vor uns steht von ungleich größerer Mächtigkeit und Tiefe, als der darauf gegründete Oberbau rechtfertigt. Vielleicht gehen wir auch nicht mit der Vermutung irre, daß es dem Stagiriten willkommen war, die ihm von praktischen Rücksichten aufgenötigte An-

leitung zu rednerischen Fechterstreichen durch diese rein wissenschaftliche Beigabe zu adeln. In gleicher Richtung mochte auch die Erinnerung daran wirken, daß er im Eingang des Werkes den Affektwirkungen in der Rede überhaupt keinen Raum vergönnen wollte (vgl. S. 330 f.). Sah er sich jetzt gezwungen, von dieser idealen Höhe herabzusteigen, so tat er es am liebsten so, daß der anfangs verpönte Gegenstand in streng szientifischem Gewand und nicht als ein bloßes Hilfsmittel des rednerischen Erfolges auftrat.

2. An der Spitze der Affekte erscheint der Zorn, als „ein leidvolles Verlangen nach wirklicher oder scheinbarer Vergeltung für die wirkliche oder scheinbare Kränkung, welche man von seiten solcher erfährt, die uns oder einem der Unserigen derlei zu bereiten kein Recht besitzen." Von der dem leidvollen Gefühl als Vergeltungshoffnung beigemengten Lust war bereits die Rede (vgl. S. 336). Auch von dieser Hoffnung abgesehen wird ein Lustelement in dem bloßen Verweilen bei dem Vergeltungsgedanken erkannt. Zum Zorn prädisponiert seien wir durch den jedesmal vorherrschenden Affekt. Wir zürnen nämlich zumeist demjenigen, der unserem jeweiligen Verlangen oder Bedürfnis entgegentritt, zumal dort, wo wir das Gegenteil zu erwarten uns berechtigt glaubten. Ferner denjenigen, die uns in betreff dessen mißachten, auf das wir das größte Gewicht legen, und zwar vornehmlich dann, wenn unser Selbstgefühl ein unsicheres ist. Es werden die Umstände aufgezählt, die eine solche Mißachtung besonders schmerzlich empfinden lassen. Sogar das Vergessen unseres Namens können wir als ein Zeichen von Vernachlässigung oder Geringschätzung peinlich empfinden. Der Zorn werde durch seine Ableitung auf ein anderes Objekt verringert; auch erlösche er, wenn jene, denen wir zürnen, ein schwereres Übel erleiden, als wir ihnen zuzufügen gewillt waren.

Die ungemein ausführliche Erörterung der Freundschaft überrascht uns, da bereits ein ganzes Viertteil des „Ethik" diesem Thema gewidmet war. Dennoch kann man nicht von eigentlichen Wiederholungen sprechen. Definiert wird sie als „das nach Möglichkeit praktisch betätigte uneigennützige Wohlwollen". Es folgt ein Umblick über die Bedingungen oder Ursachen der Freundschaft und ihres Gegenteils. Hier ist durchweg bloß von der Privatfreundschaft, nicht wie in jenen zwei Büchern der „Ethik" auch von der auf ganze Verbände sich erstreckenden wohlwollenden Gesinnung die Rede.

Es kommt die Furcht an die Reihe. Sie wird für eine „Unlust oder Unruhe" erklärt, „welche die Folge der Vorstellung eines bevorstehenden, Schaden oder Unlust erzeugenden Übels ist". Das „Bevorstehen" wird auf zeitliche Nähe beschränkt, wie denn alle Menschen

wissen, daß sie einst sterben werden, aber darum noch nicht jederzeit von Todesfurcht erfüllt sind. Einer langen Durchmusterung der Furchtobjekte folgt die Darlegung der Beschaffenheit der fürchtenden Subjekte. Die Furcht setze jedesmal einen Beisatz von Hoffnung voraus; sein Fehlen bewirkt stumpfe Verzweiflung, kalte Gleichgültigkeit gegen die Zukunft.

An die Furcht schließt sich, nachdem ihr Gegenstück, der Mut, besprochen ist, die Scham, als eine „Unlust oder Unruhe in betreff vergangener, gegenwärtiger oder künftiger Übeltaten, die einen schlechten Ruf herbeizuführen geeignet scheinen." Die Schamlosigkeit hingegen bezeichne eine in dieser Richtung obwaltende Sorglosigkeit oder Gleichgültigkeit. Die nächste Stelle nimmt die „Gunst" oder Huld ein, deren Bezeigungen „einem ihrer Bedürftigen weder aus Dankbarkeit noch im Interesse des Leistenden, sondern nur um seiner selbst willen zuteil werden". Hier wie in einigen der früheren Abschnitte werden auch kurze, der Rhetorik geltende Nutzanwendungen eingestreut. So heiße es in der Rede einmal die Größe der Gunst und der ihr entspringenden Leistung erhöhen, ein andermal sie und die ihr entsprechende Dankesschuld verringern, letzteres durch den Nachweis eines selbstsüchtigen Motivs, eines zufälligen Zusammentreffens, einer äußeren Nötigung oder einer Vergeltung anstatt einer Initiative.

Das Mitleid wird als die „Unlust" bestimmt, die durch die Betrachtung eines (wirklichen oder vermeintlichen) verderblichen oder leidvollen und zugleich unverdienten Übels erregt wird. Hierbei waltet, wie ein Zusatz lehrt, die Voraussetzung, daß der Betrachtende oder doch ihm nahestehende Personen vor dem Erleiden derselben oder verwandter Übel nicht vollständig geschützt seien. Weder die tief Unglücklichen noch die sich im sicheren Vollbesitz des Glückes Glaubenden seien diesem Affekte zugänglich. Hierauf wird die Beschaffenheit der zum Mitleid Geneigten erörtert. Zu ihnen zählen die vom Schicksal mehrfach Betroffenen oder Bedrohten, die Älteren auf Grund ihrer reicheren Reflexion und reiferen Erfahrung, aus ersterem Grunde auch die Gebildeten; dann die Schwächlichen, endlich jene, die dem Unglück viele Angriffspunkte bieten, so durch den Besitz von Eltern, Kindern, Gattinnen. Ausgeschlossen werden die zur Zeit von aktiven Affekten Beherrschten, desgleichen die ganz und gar von Furcht Erfüllten. Ist es im ersteren Fall — so dürfen wir hinzufügen — die Qualität des vorwaltenden Affekts, die dem Mitleid den Eintritt wehrt, so im letzteren gewissermaßen seine Quantität. „Der eigene Affekt nimmt sie ganz gefangen", so daß sie den fremden, wenngleich verwandten, nicht mitempfinden können. Mitleidlos sind auch jene, die vom Wert der Menschen gering denken und daher dazu neigen, jedes Unglück für ein wohlverdientes zu halten.

Aus der Erörterung der Objekte des Mitleids sei der Gedanke

hervorgehoben, daß diese uns nicht allzunahe stehen dürfen. Sonst begibt sich das, was man von dem ägyptischen König erzählt, der durch den persischen Eroberer vom Thron gestoßen wurde: er habe geweint, als er einen durch diese Katastrophe ins Elend gestürzten Freund habe betteln sehen, sei aber tränenlos geblieben, als sein eigener Sohn zum Tode geführt ward.

3. Wir gelangen zu den lehrreichsten, wenn nicht anziehendsten Partien dieses Abschnitts. Dem im „Mitleid" bekundeten Wohlwollen steht jenes Gefühlselement gegenüber, das man Übelwollen oder Mißwollen nennen darf, aber kaum so bezeichnen kann, ohne damit zugleich ein uns Modernen, nicht aber dem Altertum in gleicher Allgemeinheit geläufiges Tadelsurteil auszusprechen. Hier begegnen uns nämlich Unterscheidungen von bedeutsamer Art, bei denen es zu verweilen lohnt. An die Spitze dieser Gruppe von Affekten stellt Aristoteles ein bei uns einer Sonderbezeichnung ermangelndes „Leidgefühl über unverdientes Glück". Dieses setzt er dem Mitleid als dem „Leidgefühl über unverdientes Unglück" geradezu an die Seite, erklärt das eine wie das andere für den Ausfluß eines „wohlgearteten Charakters" und beruft sich hierbei auch darauf, daß wir den Göttern „diesen" nicht weniger als jenen „Affekt beilegen". Als ungerecht empfinden wir in beiden Fällen den Widerspruch zwischen Verdienst und Schicksal. Das für uns unübersetzbare griechische Zeitwort (nemesān) hängt mit Nemesis zusammen, dem Namen der Göttin, die über das richtige „Zuteilen" (nemein) zu wachen hat und jede Störung solcher Ordnung hintanzuhalten und zu bestrafen bereit ist.

Die moderne Namenlosigkeit dieses Affektes, den wir mit Nietzsche den „edleren Bruder des Neides" nennen dürfen, ist keine zufällige. Sie beruht darauf, daß die uns fortwährend gepredigte allgemeine und darum wahllose Menschenliebe sich auch gegen ein Mißwollen auflehnt, das ebensosehr aus reinen Quellen fließt, wie es heilsame Wirkungen zu erzeugen geeignet ist. Unzugänglich seien diesem Affekt Sklavennaturen, Schlechte und von Ehrliebe Entblößte; mehr als andere zugänglich hingegen die Tatendurstigen und insbesondere jene, deren Ehrgeiz auf eben die Ziele gerichtet ist, die sie von Unwürdigen erreicht sehen. Auch fehlt es nicht an äußeren Umständen, welche die Stärke dieses Affekts erhöhen oder schwächen. Von der Natur verliehene Güter, wie edle Abkunft und auch Körperschönheit es sind, scheinen eine Art von Anrecht auch auf den Besitz anderer Güter zu gewähren. Und „da das Altgewohnte dem Natürlichen nahe steht", so richte sich solch ein Gefühl weniger gegen angestammten Macht- oder Geldbesitz als gegen den neuerworbenen des Emporkömmlings.

Auch der **Neid** kehre sich gegen das Wohlergehen anderer, aber nicht darum, weil es ein unverdientes ist. Seine Spitze trifft vielmehr die uns **Gleichen und Ähnlichen**, jene, mit deren Los wir das unsrige zu vergleichen gewohnt sind. (Beiläufig bemerkt, man widerlegt Aristoteles nicht durch den Hinweis darauf, daß auch der Proletarier den Millionär beneiden kann. Das geschieht in kritischen Epochen, aber nicht in Zeitaltern, in denen die Ungleichheit der Lebenslagen noch vor jeder kritischen Anfechtung geschützt ist.) In diesem Punkte berührt sich der soeben genannte „**schlechte**" Affekt mit einem anderen — für uns Moderne wieder namenlosen — der auf derselben Voraussetzung beruht, uns aber nicht sowohl darüber Unlust empfinden läßt, daß andere gewisse „hochgeschätzte und auch uns nicht von vornherein verschlossene Güter" besitzen, als darüber, daß wir sie **nicht** besitzen. Diesen unsere Tatkraft anregenden und darum „**edlen**" Affekt könnten wir „Wetteifer" nennen, doch würden wir damit nicht seinen ganzen Gehalt ausschöpfen. Die Sprößlinge des griechischen, von den Römern übernommenen Wortes (zēlos) treten im Bereich der romanischen Sprachen in der Doppelgestalt von zelo, zèle usw., gelosia, jalousie usw. auf. Sie bezeichnen somit zum Teil das Unlustgefühl, welches die Wurzel des Affektes ist, und das wir annähernd richtig durch „Eifersucht" wiedergeben können, zum Teil das hieraus erwachsene aktive Element des eifrigen Strebens und Wirkens. Um die Bedeutung zu ermessen, welche dieser Affekt für den Griechen besaß, müssen wir uns des breiten Raumes erinnern, den die verschiedenen Formen des **Wettstreits** (gymnische, musikalische, poetische, insbesondere dramatische Agone) im Leben der hellenischen Nation einnahmen. Soviel über die Unterschiede und Übereinstimmungen innerhalb der Affektengruppe, der eine durch fremdes Wohlergehen erweckte Unlust gemein ist, deren Glieder aber sich in bemerkenswerter Weise differenzieren. In dem zuerst besprochenen — A — ist die Unlust die Wirkung der **Unwürdigkeit** der Bevorzugten, in B und C die Wirkung ihrer (wirklichen oder ideellen) **Gleichheit** mit uns; B ist ein unedler Gemütszustand, A und C sind edle, und zwar A auf Grund des in ihm beschlossenen moralischen Werturteils, C auf Grund des in ihm enthaltenen Sporns zu gesteigerter Tätigkeit und Selbstvervollkommnung.

4. Eine so erlesene Feinheit in der Kennzeichnung der Affekte, in der Darlegung ihrer mannigfachen Verzweigungen, gereicht dem Stagiriten zu hoher Ehre. Selbst der Begründer der neueren Philosophie steht in diesem Betracht hinter ihm zurück. Wie beiläufig hat nicht **Descartes** z. B. die Eifersucht (jalousie) als eine Abart der Furcht oder den Wetteifer (émulation) als eine Abart des Mutes charakterisiert, ohne

die diese mit verwandten Affekten verbindenden oder sie von ihnen trennenden Züge hervorzuheben. Auch an einem anderen Punkte fällt der Vergleich der aristotelischen mit der descartesschen Doktrin zu seinen Gunsten aus. Er kennt sehr wohl und betont nachdrücklich die Doppelnatur der Affekte, die eine somatische sowohl als eine psychische Seite besitzen. Er schließt aus dem gelegentlichen Auftreten starker Affekte ohne eine wahrnehmbare zureichende Veranlassung, daß die körperlische Prädisposition hierbei eine beträchtliche Rolle spielt; und er eilt seiner Zeit mit der Erkenntnis weit voraus, daß „die Ergründung seelischer Prozesse überhaupt oder doch dieses ihres Bestandteils die Sache des Naturkundigen“ ist. Allein er übt diesmal eine gar weise Zurückhaltung; nur zur Beleuchtung seines allgemeinen Gedankens erwähnt er die vermeintliche physiologische Begleiterscheinung des eines Zorns als eine „Wallung des Blutes in der Herzgegend“. Schon die ersten Stoiker haben hingegen jeder hierhergehörigen Definition den vermuteten körperlichen Parallelvorgang als eine „Anschwellung“, „Zusammenziehung“ u. dgl. m. einverleibt, Descartes aber hat mit der Herbeiziehung der phantastischen Schöpfungen der zeitgenössischen Physiologie, mit den „Lebensgeistern“, der Affektion der Zirbeldrüse usw., dem Fortschritt der Seelenlehre schwerlich einen Dienst erwiesen.

Allein auch das soll nicht verschwiegen werden, daß Descartes als Analytiker auf diesem Gebiete sich dem Stagiriten überlegen gezeigt hat. Dieser hat Lust und Unlust, denen er das Begehren entspringen ließ, als Ingredienzien aller Affekte ohne Ausnahme bezeichnet, indem er sie insgesamt als das Urteil trübende, mit Lust und Unlust behaftete Seelenzustände bestimmt hat. Anders Descartes, der ausdrücklich das von Lust und Leid freie „Staunen“ (admiration) an die Spitze seiner sechs „Grundaffekte“ (passions primitives) gestellt und die Gesamtheit der Affekte teils für Verbindungen jener sechs (Staunen, Liebe, Haß, Begierde, Freude und Traurigkeit), teils für Unterarten derselben erklärt hat.

5. Frei von jedem derartigen Vorbehalt ist unsere Bewunderung, wie des deskriptiven Teils der Affektenlehre, so der ihm nachfolgenden Schilderung der verschiedenen Altersstufen und hauptsächlichen Lebenslagen. Das Wollen der Jugend sei mehr heftig als tief, etwa wie der Hunger und Durst der Kranken. Sie sei vertrauensselig, weil sie noch nicht viele Täuschungen erlitten, hoffnungsfroh, weil sie noch nicht viele Mißerfolge erfahren hat. Vornehmlich aber, weil, wie die Trunkenen vom Wein, so die Jungen von der Natur heißes Blut empfangen haben. Auch ist für sie der Bereich der Hoffnung, die Zukunft, unabsehbar groß, der Bereich der Erinnerung, die Vergangenheit, ungemein klein. Sie sind hochsinnig, weil das Leben sie noch nicht niedergedrückt hat:

sie kennen noch nicht den doppelten Maßstab des Edlen und des Nützlichen. Und da sie noch nichts nach dem Nutzen beurteilen, auch die Freunde nicht, so hat die Jugend mehr Sinn für Freundschaft und Genossenschaft als jede andere Altersstufe. Ihre Verfehlungen entspringen der Nichtachtung des Grundsatzes: „Halte Maß!" Die Jungen lieben im Übermaß und hassen im Übermaß; sie sind voll Zuversicht und glauben alles zu wissen. Das Unrecht, das sie begehen, entspringt dem Übermut, nicht der Bosheit. Sie sind voll Mitleid, weil sie alle Welt für gut halten, indem sie die Nächsten mit dem Maß ihrer eigenen Harmlosigkeit messen; so gilt ihnen denn auch deren Unglück für ein unverdientes. Sie sind lachlustig und darum heiterer Geselligkeit, dem „gebildeten Übermut", zugetan.

Zu allem dem bildet das Alter das genaue Gegenstück. Infolge der vielen Enttäuschungen und Verfehlungen, die sie erlebt haben, ist den Alten alles Vertrauen und alle Zuversicht geschwunden. Sie „meinen" nur und „wissen" nichts. Sie sind argwöhnisch aus Mißtrauen, mißtrauisch aus Erfahrung. Sie lieben, als ob sie in Zukunft hassen, und hassen, als ob sie in Zukunft lieben sollten. Sie sind engsinnig, weil das Leben sie niedergedrückt hat. Auch wissen sie durch Erfahrung, wie schwer das Erwerben, wie leicht das Verlieren ist. Sie sind so furchtsam, wie die Jungen mutig sind, indem die Kälte des Alters der Kälte der Furcht Vorschub leistet. Sie hängen am Leben, und am meisten dann, wenn es zu Ende geht, weil sich das Begehren auf das Abwesende richtet. Sie sind über Gebühr selbstsüchtig; denn auch das ist ein Kleinsinn. Infolge ihres Egoismus leben sie mehr nach der Norm des Nützlichen als nach jener des Schönen. An der Redseligkeit des Alters ist der große Raum schuld, den im Leben der Greise die Vergangenheit einnimmt. Mitleidsvoll sind auch sie, aber nicht wie die Jungen aus Menschenliebe, sondern aus Schwäche; scheint ihnen doch kein Übel fern zu sein.

Das mittlere Alter nimmt in allen diesen Punkten eine Zwischenstellung ein. Hier verbindet sich auch Mäßigkeit mit Tapferkeit, die in den zwei extremen Lebensstufen nur getrennt vorkommen. Sind doch die Jünglinge zugleich tapfer und zügellos, die Alten aber zugleich mäßig und feige. Auch sonst erscheinen die Vorzüge, die zwischen Jugend und Alter verteilt sind, im mittleren Lebensalter vereinigt. Die Stelle des Übermaßes und des Mangels nehme eben das richtige Maß und das Ziemliche ein. Wir begegnen hier der Bemerkung, der Körper gewinne seine volle Entwicklung zwischen 30 und 35, die Seele zu 49 Jahren. Die auffällige Präzision der letzteren Angabe ist wohl dem Einfluß zuzuschreiben, den die Bedeutung der Zahl 7 ($49 = 7^2$) auf die biologischen Ansichten auch des Stagiriten gewonnen hatte.

6. Ferner werden die Charaktertypen des Adeligen, des Reichen und des Inhabers politischer Macht gezeichnet. Der Mann von edler Abkunft sei geneigt, auch auf jene herabzusehen, die in der Gegenwart so viel bedeuten, wie seine eigenen Ahnen in der Vorzeit gezählt haben. Es fehlt jenen eben der verklärende Schimmer der Vergangenheit und mancher schmückenden Zutat. Es wird der Unterschied zwischen Adel und edler Art betont. Das letztere Wort bezeichne jenen, der nicht aus der Art schlägt. Das treffe aber bei der Mehrzahl der Adeligen, die vielmehr mittelmäßig sind, nicht zu (anders S. 272). Wechseln doch die Generationen nicht anders als der Feldertrag der guten und der schlechten Jahre. Die Genialität pflege bei den Nachkommen in wilde Leidenschaftlichkeit, die Stetigkeit in geistlose Stumpfheit zu entarten. Den Reichen wird das Geld zum Maßstab jeglichen Wertes, und alles gilt ihnen als käuflich. Auch neigen sie zur Protzenhaftigkeit und lieben es, sich keinerlei Zwang anzutun, weil sie sehen, wie ihr Geschmack und ihr Gehaben ohnehin Beifall finden und tonangebend werden. „Beglückter Unverstand", so heißt mit einem Worte die Eigenart des Reichen. Doch wird zugestanden, daß alle diese unschönen Züge mehr als dem altererbten Reichtum dem Emporkömmling eignen, den man „zum Reichtum unerzogen" nennen könnte. Der Inhaber politischer Macht teilt mit jenem des Reichtums manche Charaktereigenschaft; in anderen ist er ihm überlegen. Er ist ehrliebender, mannhafter, von gesetzteren und ernsterem Wesen, schon darum, weil er immer im Lichte der Öffentlichkeit steht. Daß der Erfolg überhaupt zu Hochmut und Überhebung prädisponiert, wird anerkannt, daran aber die für uns Moderne höchlich befremdende Bemerkung geknüpft: die Glücklichen sind götterliebend und auf Grund der vom Schicksal empfangenen Wohltaten von Gottvertrauen beseelt.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Aristoteles und die Redekunst.

(Fortsetzung und Schluß.)



Von diesem der deskriptiven Ethik entlehnten Zwischenspiel kehrt der Autor zu dem dialektischen als dem hauptsächlichsten Bestandteil der Redekunst zurück. Die zwei Hauptbeweismittel, Beispiel und Enthymem, werden in ihre Sonderarten zerfällt. Von dem „Beispiel" im engeren Sinne, das in einem Hinweis auf reale Geschehnisse besteht, wird das Gleichnis und die Tierfabel unterschieden. Als eine

Demades habe der demosthenischen Politik die Schuld an allen ihr nachfolgenden Übeln aufgebürdet und damit das Nacheinander mit einem Durcheinander verwechselt. Wäre Aristoteles, wie neuerlich behauptet ward, ein Parteigänger Philipps gewesen, er hätte sicherlich nicht die gegen Demosthenes, den Hauptgegner dieses Königs, erhobene Beschuldigung zu entkräften unternommen. Ferner wird auf die Vertauschung des Absoluten mit dem Relativen hingewiesen. Unter anderen Beispielen erscheint auch der Mißbrauch des Wahrscheinlichkeitsbegriffes, dem bald ein engerer und bald ein weiterer Sinn geliehen wird, zumal im Griechischen, wo das entsprechende Wort gar häufig im Sinne des Naturgemäßen oder Normalen im Hinblick auf einen beschränkten Ursachenkreis gebraucht wird. Aus der Gleichsetzung beider Bedeutungen könnte man dann sogar die Identität des Wahrscheinlichen mit dem Unwahrscheinlichen erweisen. Es wird des Tragödiendichters Agathon (vgl. II 309 ff.) gar artiger Doppelvers angeführt:

„Daß vieles Unwahrscheinliche geschieht,
Das eben möchte man wahrscheinlich nennen."

Hierin, so meint Aristoteles mit Recht, liegt kein Widerspruch. Das Wort „wahrscheinlich" wird hier in einem doppelten Sinne genommen; der Scherzvers besagt, so dürfen wir hinzufügen, nicht mehr als dies: „daß sich vieles ereignet, was wir bei unserer mangelhaften Kenntnis der Ursachen und insbesondere ihres Zusammenwirkens zu erwarten nicht veranlaßt werden, das ist ein Gegenstand täglicher Erfahrung".

Wir übergehen den auf „Lösungen und Widerlegungen" bezüglichen, nicht allzu belangreichen Abschnitt, desgleichen die das „Vergrößern und Verringern" betreffenden Bemerkungen. Laufen diese doch nur darauf hinaus, daß der offenbar in den älteren Handbüchern vielbehandelte Gegenstand in Wahrheit Schlußweisen umfaßt, denen nicht sowohl eine besondere Artung als eine besondere Abzweckung gemein ist.

3. Das dritte Buch der „Rhetorik" ist vorzugsweise den mehr äußerlichen Elementen dieser Kunst, der Diktion und der Disposition, gewidmet. Wenn wir uns hier kurz fassen, so verstoßen wir nicht gegen die Absichten des Autors, der den Gehalt der Reden weit über ihre Form gestellt und die an die letztere gewandte Sorgfalt nahezu für ein notwendiges Übel erklärt hat.

Die tiefste Stelle wird der Vortragskunst als dem äußerlichsten Element mit ähnlichen Worten zuerkannt, wie dem szenischen Apparat des Dramas in der „Poetik". Auch die „Diktion" sollte, streng genommen, der auf Gründe gebauten Darstellung lediglich die volle, „von Leid- und Lusteindrücken gleich weit entfernte" Neutralität zu wahren suchen. Wachsendes Übergewicht des Inhalts über die Form,

das gilt nebenbei unserem Philosophen fast als ein Gesetz der literarischen Entwicklung. Gleichwie das Versmaß des Trauerspiels vom feierlichen und prunkhaften Trochäus zu dem der Umgangssprache näher stehenden Jambus fortgeschritten ist, so bevorzuge auch ihre Ausdrucksweise mehr und mehr das Gemeinübliche, und ebenso habe die Prosa sich mehr und mehr von der Poesie entfernt. Die hauptsächlichsten Vorzüge der Diktion seien ihre Deutlichkeit und ihre Angemessenheit. Die Veredlung des Ausdrucks bedürfe großer Vorsicht, man müsse die Absicht nicht merken lassen, jeden Anflug von Affektation vermeiden und sich nur in behutsamer Weise über das Alltägliche erheben. Von den Ziermitteln der Rede wird allein die Metapher auch in der Prosa geduldet. Unter fortwährenden Rückverweisungen auf die „Poetik" werden Ergänzungen zu dieser geboten, so in betreff der dort ganz und gar übergangenen Schönheit des Klanges. In der Behandlung des Frostigen wird man des Unterschiedes zwischen modernem und antikem Geschmack in auffälliger Weise gewahr. Als eine zu weit hergeholte und darum frostige Metapher wird ein unserem Gefühl völlig entsprechendes Wort des Redners Alkidamas angeführt, der die Odyssee einen „schönen Spiegel des menschlichen Lebens" genannt hat. Hier darf man nicht etwa die Einbildungskraft des Stagiriten oder seiner Zeitgenossen lahm und träge schelten. Ganz im Gegenteil. Eben weil man die Bildersprache ernster nahm, die Metaphern stärker empfand, diese auch nicht wie vielfach für uns zu einer abgegriffenen Münze geworden waren, darum klagte man dort über eine mindestens der Prosa nicht geziemende Überkühnheit, wo für uns von einer solchen ganz und gar nicht die Rede ist.

An die Deutlichkeit der Rede schließt sich nach einigem auf Interpunktion und Syntax Bezüglichen (vgl. S. 327 und I 52) ihre Wirksamkeit oder ihr Gewicht an. Hier fehlt es nicht an feinen Bemerkungen über die Fälle, in denen der Name einer Sache ihrer Beschreibung oder diese jenem, gleichwie über solche, in denen der negative Ausdruck dem positiven oder umgekehrt vorzuziehen ist. Darunter auch der bedeutsame Wink, daß das bloß Negative der Phantasie weitere Perspektiven eröffnet und sie zu erhöhter Tätigkeit anregt.

4. Der die Angemessenheit der Rede erörternde Abschnitt enthält unter vielem für uns Selbstverständlichen manche tiefdringende Bemerkung. So den, zuvörderst nicht wenig überraschenden Rat, „nicht alle einander entsprechenden Ausdrucksmittel gleichzeitig zu verwenden". Man würde eher das Gegenteil erwarten. Doch gilt es in Wahrheit die Mittellinie zwischen zwei gleich gefährlichen Extremen zu treffen. Wenn jemand harte Worte mit sanfter Stimme und milder Miene vorbringt.

so läßt uns dieser Mangel an Übereinstimmung an der Echtheit des Affektes zweifeln. Das verkennt Aristoteles keineswegs. Er deutet darauf hin, aber weit nachdrücklicher warnt er vor dem anderen Extrem, vor der allzu genauen Übereinstimmung von Wort, Stimme und Gebärde. Da werde die Absicht allzu offenkundig, und damit schwinde jeder Glaube an die Naivetät des Sprechenden. Der Redner, so möchte man ausrufen, soll sicherlich kein schlechter, er soll aber auch beileibe kein allzu guter Schauspieler sein! Von verwandtem Geiste sind die den Rhythmus der Rede betreffenden Vorschriften eingegeben. Wäre diese geradezu metrisch, so würde die darin ersichtliche Künstelei ihrer Glaubwürdigkeit Eintrag tun; zugleich würde die Aufmerksamkeit des Hörers allzusehr von der Sache abgelenkt. Das Unrhythmische hingegen läßt die Gliederung der Rede nicht genügend hervortreten; auch macht es sie gleichzeitig unerfreulich und unklar. So solle denn der Rhythmus kein streng regelrechter sein und überdies nur partienweise verwendet werden.

5. Geradezu unübersehbar ist die Fülle der im folgenden berührten Gesichtspunkte und der sie beleuchtenden Beispiele. Neben Rednern im eigentlichen Sinne, unter denen Isokrates trotz der alten Gegnerschaft (vgl. S. 14 f., 18 und 239 f.) besonders häufig berücksichtigt wird, erscheinen Prosaschriftsteller und Dichter jeglicher Art. Denn Aristoteles hat hier seinen Umblick erweitert und den schriftstellerischen Ausdruck im weitesten Sinne zum Gegenstand seiner Betrachtung gemacht. Er unterscheidet die alte, bloß „anreihende" (herodoteische) von der vorgeschrittenen, in Perioden gegliederten Rede. Er berührt die Ökonomie des Atems und warnt demgemäß vor allzu langen, nicht minder aber auch vor allzu kurzen Perioden, letzteres mit einem treffenden Vergleich (der unerwartet rasche Abschluß wirke ähnlich wie eine plötzlich gehemmte, uns einen Stoß nach vorwärts erteilende Bewegung). Es wird das, was wir Enjambement nennen, in Fällen getadelt, in denen der erste der zwei Verse für sich genommen einen abgeschlossenen, zumal einen irreleitenden Gedanken darbietet. Es wird die Antithese gerühmt, weil die in unmittelbare Nachbarschaft gerückten Gegensätze sich aufs deutlichste und kräftigste voneinander abheben. Es werden die zumeist nach dem Rhetor Gorgias benannten Figuren, wie Silbengleichheit und Klangverwandtschaft der Redeglieder u. dgl. m., besprochen.

Die „artigen und gefeierten Worte" werden der Anlaß, auf Bilder und Vergleiche genauer einzugehen. Den Ausgangspunkt bildet der Satz: „Leichtes Lernen ist von Natur aus allen angenehm." Ein solches werde aber oft durch den uneigentlichen Ausdruck bewirkt. So wenn ein Vers der Odyssee das Alter einen „entkörnten Halm" nennt; der

Vergleich führt den Geist auf das Gemeinsame beider Fälle hin; jenes wie dieser ist ein „Abgeblühtes". Die über alles erwünschte Lebendigkeit der Rede werde vornehmlich dadurch erreicht, daß das Unbeseelte als ein Beseeltes gedacht wird; auch hier sei Homer das unerreichte Muster. Dabei überrascht uns eine Unterlassung. Der vielleicht malerischste aller Homer-Verse:

„Hurtig mit Donnergepolter entrollt der tückische Marmor!"

wird angeführt, ohne daß dabei der Tonmalerei mit einem Worte gedacht würde. Gar treffend ist die (ein unbeabsichtigtes Selbstlob enthaltende) Zwischenbemerkung: Scharfsinn verrate sich nirgendwo in höherem Grade als im Herausfinden versteckter Ähnlichkeiten. Diese geniale Gabe bewähre sich „wie in der Wissenschaft" (wir werden an die Meisterleistungen eines Newton oder Franklin erinnert) so im Stile „durch die Bildung glücklicher Metaphern". Ferner wird die Freude an wohlgebauten Rätseln, an gelungenen Parodien, an der witzigen Verwendung mehrfacher Bedeutungen eines Wortes und an wohlgeratenen Hyperbeln erwähnt und erklärt.

6. Vom Allgemeinen wendet sich Aristoteles zum Besonderen, zu den verschiedenen Gattungen sprachlicher Darstellung und zu den an jede derselben zu stellenden Forderungen. An Bacons Wort: „writing makes a precise man" erinnert die Bezeichnung der schriftlichen Darstellung als der „genauesten" von allen. Allein beim mündlichen Vortrag erscheine eine derartige Darstellung oft knapp und dünn, während die Erzeugnisse der Redner in der Lektüre leicht den Eindruck des Laienhaften und allzu Volkstümlichen hervorbringen. Es folgen treffende Bemerkungen über den inneren Zusammenhang gewisser Redefiguren mit dem deklamatorischen Vortrag. Ein heiteres Beispiel mag hier stehen. Wiederholungen werden in der Prosa mit Recht gemieden. Sie können jedoch in der Dichtung, nicht am mindesten in der Komödie, gar wohl an ihrem Platze sein. Man kennt die Erfindersuche der Alten (vgl. I 313 f.). Diese oder doch ihr Mißbrauch wurden in der „Alters-Torheit", einem Lustspiel des Anaxandrides, aufs lustigste verspottet, indem dem Kulturheroen Palamedes (dem vermeintlichen „Erfinder" des Alphabets, des Brettspiels, der Rechenkunst usw.), dem der Zeus-Sohn Rhadamanthys zur Seite steht, alle erdenklichen Nichtigkeiten als Erfindungen beigelegt wurden. So in dem folgendem Verse: „Des Schmarotzers Possenreißen erfand Palamedes und Rhadamanthys." Die letzten Worte bildeten offenbar den Refrain einer langen Versreihe, in welcher der Gegensatz zwischen dem trivialen Inhalt und dem feierlichen Schluß, zumal im Munde des Schauspielers Philemon, die allerergötzlichste Wirkung übte. Gar bemerkenswert ist der Vergleich der

Volksrede mit einer Dekorationsmalerei. In beiden Fällen — das ist der Gedanke des Stagiriten — gilt es, grobe Wirkungen zu erzielen; die Verfeinerung ist dabei nicht nur von Überfluß, sie ist auch von Übel. Die Sprache der Prunkrede hingegen nähere sich, da sie zum Vorlesen bestimmt ist, am meisten der schriftstellerischen Darstellung; ihr zunächst stehe die Gerichtsrede.

7. Der Schluß des Werkes befaßt sich mit den Bestandteilen der Rede, in deren Vervielfältigung die Vorgänger zu weit gegangen seien. In Wahrheit besitze die Rede nur zwei Hauptteile, die Aristoteles, dem mathematischen Vorbild der „Aufgabe" (Problem) und „Beweisführung" entsprechend, die „Aufstellung" und die „Beglaubigung" nennt. Doch folgt er der traditionellen Übung, indem er die nicht immer, aber zumeist vorkommenden vier Hauptteile als „Proömium, Aufstellung, Beglaubigung und Epilog" unterscheidet und eingehend behandelt. Auch hier greift er von der eigentlichen Rede vielfach auf andere, selbst auf die poetischen Formen der Darstellung über.

Dem Proömium oder der Einleitung liegt es vor allem ob, die Abzweckung der Rede anzugeben. Verdächtigungen hinwegzuräumen muß der sich Verteidigende sofort im Beginn der Rede beflissen sein, um dieser die Bahn freizumachen; in umgekehrter Weise verfährt der Ankläger, da er den Hörer mit dem beabsichtigten Eindruck zu entlassen wünscht. Die Zuhörerschaft gilt es wohlwollend zu stimmen, oder in Unwillen zu versetzen, häufig auch ihre Aufmerksamkeit zu erringen oder — sie abzulenken. Letzteres in dem Falle, wenn es dem Sprecher erwünscht sein muß, daß sein Publikum „bei allem anderen eher als bei der Sache verweile". Ebenso möge man je nach dem Zweck, den man verfolgt, den Gegenstand als bedeutend, als für die Interessen der Hörerschaft belangreich, als erstaunlich oder erfreulich darstellen (denn alledem wendet sich die Aufmerksamkeit zu), oder wieder als geringfügig, als jenen Interessen fremd, als trivial oder peinlich. Allerdings sei das ein unsachliches und nur auf schlechte Hörer berechnetes Verfahren. Allein — das muß man hinzudenken — so sei eben die Mehrzahl von diesen beschaffen, und somit könne auch der Verfasser dieses Leitfadens nicht umhin, sich den Anforderungen des wirklichen Lebens anzubequemen.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist ein Exkurs über die Verdächtigung und deren Abwehr. Die Hauptgesichtspunkte für die letztere sind: die Bestreitung der Realität des Anklagepunkts, die Einräumung der vom Gegner behaupteten Tat, zugleich aber die Verneinung ihrer Schädlichkeit — der absoluten wie der relativen — oder ihrer Größe, ihrer Rechtswidrigkeit oder Schimpflichkeit, oder doch, in den beiden

letzten Fällen, des behaupteten Grades. Auch könne man die Schädlichkeit der Handlung zugeben, aber ihre moralische Schönheit behaupten. Ebenso könne man sie für ein Versehen oder für unvermeidlich erklären, die böse Absicht in Abrede stellen oder die üble Wirkung für eine Folge des Zufalls ausgeben (wobei man an die genau umgekehrte Empfehlung in betreff der Lobrede erinnert wird, vgl. S. 335). Wieder anders verhält es sich, wenn der Verdächtiger selbst oder ihm Nahestehende jetzt oder früher in die fragliche Handlung mit verwickelt waren, oder wenn andere darein verflochten sind, deren Schuldlosigkeit von niemandem bezweifelt wird. Auch derartige Fälle könne man nützen, in denen von derselben Person erhobene Anklagen sich als grundlos erwiesen haben oder auch ohne solche Anklage ein gleichartiger Verdacht jemanden getroffen hat, dessen Unschuld später an den Tag kam. Eine andere Waffe ist die Gegenverdächtigung und die durch sie bezweckte Erschütterung der Glaubwürdigkeit des Anklägers. Nicht minder der Hinweis auf ein schon gefälltes Urteil (vgl. S. 349); etwa wie Euripides an den dramatischen Sieg seines „Hippolyt" erinnerte, als man ihn wegen des darin enthaltenen Verses vor Gericht zog: „Die Zunge schwur, doch unvereidigt ist der Sinn." Unter den Kniffen, die dem Ankläger geliehen werden, befindet sich einer, der einigermaßen an Popes „to damn by faint praise" erinnert. Man könne viel Lobendes voranschicken und daran einen einzigen, aber für die Sache entscheidenden Tadel knüpfen, oder ein Geringes weitläufig loben und zugleich ein Großes mit kurzen Worten tadeln. Solche vollendete Arglist zum mindesten wird nicht ohne ein Wort starker Mißbilligung geschildert.

8. Wir übergehen die den erzählenden Teil der Rede betreffenden, weniger charakteristischen Bemerkungen und heben aus dem Abschnitt über die Beglaubigung oder Beweisführung die Behandlung eines rhetorischen Kunstgriffs, der Frage hervor. Diese werde mit dem größten Erfolg dort angewendet, wo der Gegner bereits so viel zugestanden hat, daß es nur mehr des Hinzutritts einer Frage bedarf, um die Haltlosigkeit seiner Behauptungen zu erweisen. Eine Hauptaufgabe der Frage ist es, den Gegner in Widersprüche zu verwickeln oder zu paradoxen Äußerungen zu nötigen. Ein anderer Fall ist der, in welchem nur eine Antwort von der Art erfolgen kann wie „ja — nein", „in gewissem Sinne ja, in einem anderen nein". Da beginnen die Zuhörer zu lärmen, weil sie darin eine Ausflucht der Verlegenheit erblicken. Nun sind derartige vorsichtig eingeschränkte Urteile bei Aristoteles selbst ungemein häufig und für seine Eigenart als Denker nicht wenig bezeichnend (vgl. S. 43). Da ist es denn gar merkwürdig zu sehen, wie sicher er die eigene und seines Elite-Publikums Stärke von der „Schwäche des

„(Durchschnitts-)Hörers“ zu unterscheiden weiß. Eben die von ihm selbst bevorzugte Ausdrucksweise rät er dem Prozeßgegner zu suggerieren, damit dieser darüber strauchle und zu Falle komme.

Bei Erwiderungen auf die von der Gegenseite gestellten Fragen müsse man sofort auf den Doppelsinn zweideutiger Ausdrücke hinweisen und Widersprüche, in die man uns zu verstricken versucht, in der Antwort selbst auflösen. Falls der Gegner einen unserer Sache abträglichen Schluß in das Gewand einer Frage kleidet, die wir zu bejahen nicht umhin können, so sollen wir der Antwort alsogleich ein unserer Rechtfertigung dienendes Wort beifügen. Eine Reihe gegnerischer Fragen hat uns genötigt, deren Endglied: „So hast du denn etwas Übles getan?“ mit einem Ja zu beantworten. Allein daran schließe sich sofort der Zusatz: „denn es war das kleinere Übel“. Von dieser Frage-Dialektik wendet sich der Verfasser zum Gebrauch, den es vom Lächerlichen zu machen gilt, wobei er das Wort des Gorgias billigend anführt: man solle den Ernst der Gegner durch Gelächter, ihr Gelächter durch Ernst zu zerstören trachten.

Der Epilog der Rede, dessen Erörterung den Schluß des Werkes selbst bildet, wird in vier Teile zerlegt. Ihre Aufgabe ist es: den Hörer dem Redner günstig, dem Gegner ungünstig zu stimmen (wieder schiebt sich dem Autor ein Teil, die Gerichtsrede, an die Stelle des Ganzen, vgl. S. 331); ferner die Bedeutung des Gegenstandes zu erhöhen oder herabzusetzen; der Hörerschaft die beabsichtigten Affekte einzuflößen; endlich: den Gesamtinhalt der Rede zu rekapitulieren. Mittelst einer sinnreichen Veranstaltung hat der Stagirit es so einzurichten gewußt, daß er den ganzen Vorlesungskurs mit dem als Beispiel eines empfehlenswerten Redeschlusses angeführten Satz beendet: „Ich sprach, ihr hörtet, ihr habt es — urteilt!“ Ohne Zweifel wurde dieser versteckte ebenso wie der unverhüllte Appell am Schluß des logischen Kurses (vgl. S. 23) mit einer Beifallssalve beantwortet.

9. Wir haben die „Rhetorik“ mit größerer als der bisher üblichen Ausführlichkeit behandelt. Das hängt mit dem leitenden Gesichtspunkt zusammen, von dem unsere Darstellung aristotelischer Lehren überhaupt beherrscht wird. Uns gilt der Stagirit weitaus in erster Reihe als Klassifikator und Enzyklopädist, als der die ganze Fülle der Erscheinungswelt, der physischen wie der psychischen, durchmusternde und einteilende Denker. Wir sind ihm auf dieser weiten Wanderung getreulich gefolgt, mit rascheren und mit langsameren Schritten, je nachdem uns der Gegenstand zu längerem oder kürzerem Verweilen einlud. Das völlig Veraltete, längst Überholte und Erledigte, mußte hinter jenen Gebieten zurückstehen, in denen ein gleich unbestrittener Fortschritt

noch nicht erzielt ist. Wer möchte behaupten, daß die aristotelische Erörterung ethischer und politischer Fragen von den Ergebnissen moderner Forschung ganz ebenso in den Schatten gestellt und verdrängt ist wie etwa seine Physik oder seine Physiologie? Daß die „Rhetorik" der ersteren und nicht etwa der letzteren dieser Gruppen angehört, das erhellt doch schon aus der Tatsache, daß die Redekunst aus der Reihe der in der Neuzeit bearbeiteten Disziplinen so gut als vollständig verschwunden ist.

Der erste Blick auf die drei Bücher der „Rhetorik" mag allerdings ein wenig günstiges Urteil hervorrufen. Man kann geneigt sein, darin mehr ein Agglomerat von innerlich Unverbundenem als einen organischen Aufbau zu erkennen. Sehr viel Dialektik, einige Politik, ein wenig Grammatik und Jurisprudenz, ein Stück Stillehre und erhebliche Partien, die der beschreibenden Psychologie und Ethik entlehnt sind — man fragt sich zunächst vergebens, welches innere Band diese disparaten Elemente zu einem Ganzen verknüpfe. Und gar nahe liegt der Gedanke, es seien vornehmlich äußerliche Rücksichten, die eine so befremdliche Vereinigung des Verschiedenartigen bewirkt haben. Aristoteles — so mag sich manch ein Leser sagen — wollte das unerreichbare, im platonischen „Phädros" aufgestellte Ideal einer neuen Rhetorik (vgl. S. 330) verwirklichen; er wollte auch die von ihm so gering geschätzten Vorgänger überbieten; beides zugleich glaubte er zu erreichen, indem er zwar auf die Mitteilung der alten Kniffe und Kunstgriffe nicht verzichtete, ihre Sammlung aber dadurch zu adeln bemüht war, daß er ihr ansehnliche Ausschnitte aus anderen und höher stehenden Wissensgebieten einverleibt hat. Solch ein Urteil wäre jedoch kein gerechtes, wenn ihm gleich ein Körnchen Wahrheit beiwohnt. Der Verfasser der „Rhetorik" befand sich in einer eigentümlich schwierigen Lage. Zwischen seinem Ideal und der Wirklichkeit, die er nicht gänzlich vernachlässigen konnte, hat eine weite Kluft gegähnt. Wir haben ja aus seinem Munde die Klage vernommen, daß die der Diktion zugewandte Mühe nicht viel mehr als ein notwendiges Übel sei; daß eine streng sachliche, nur auf Verstandesgründe aufgebaute, nicht auf Gefühlswirkungen zielende Darstellung im Rats- wie im Gerichtssaal die allein berechtigte wäre. Und dennoch: er hat all diese und viele andere, von ihm selbst gering geachteten Hilfsmittel der Beredsamkeit gründlichst erforscht und ausführlich besprochen. Hier haben zwei mächtige Faktoren zusammengewirkt. Für den Redner in der Volksversammlung und in der Gerichtsstätte war all das unentbehrlich, was der Weltweise als solcher mißachtet oder auch verworfen hat. Sollte sein Lehrkurs nicht unbesucht, sein Lehrbuch nicht ungelesen bleiben, so mußte er notgedrungen die Menschen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen, ins Auge fassen.

Das eigentlich Entscheidende aber war ein anderes: die Artung des aristotelischen Geistes. Diesem war es ein unabweisbares Bedürfnis, allen ihm irgend erreichbaren Wissensstoff zu sichten und zu gliedern. Vor solch einem unwiderstehlichen Drang schwiegen alle Bedenken; genauer gesprochen, sie verschwanden zeitweilig aus seinem Gesichtskreis. So sind die Truganweisungen zu verstehen, über welche die Historiker bisher, soviel ich sehen kann, überaus schweigsam gewesen sind (vgl. S. 41). Und doch lesen wir an zahlreichen Stellen der Rhetorik: man verwende jedesmal die unserer Sache dienliche Darstellungsweise; man „gebrauche" diesen Kunstgriff, man „wähle" jenen Advokatenkniff. Nur in einem ganz vereinzelten Falle (in Wahrheit eine die Regel bekräftigende Ausnahme) folgt der Schilderung eines ganz besonders tückischen Vorgehens das Tadelswort: „Das sind die zugleich geschicktesten und ungerechtesten" Praktiken (vgl. S. 356). In der übergroßen Mehrzahl der Fälle ist sein Vorgehen ein weder moralisches noch unmoralisches, sondern ein amoralisches. Solange er sich mit diesen Dingen beschäftigt, kommt sein Gewissen nicht zum Wort; er ist im Strom der Dialektik untergetaucht, er stellt sich ohne Vorbehalt auf den Boden der Ankläger oder Verteidiger, des Sachwalters oder des Parteimanns, und fragt nur nach der größeren oder geringeren Wirksamkeit rhetorischer Hilfsmittel, ganz und gar nicht nach ihrer größeren oder geringeren moralischen Berechtigung. Er mustert und klassifiziert eben auch diesen wie jeden anderen Wissensstoff.

Noch ein anderes hat die Überstärke des dialektischen Triebs verschuldet. Der Einteiler strebt vor allem nach Vollständigkeit der Einteilung, ohne Rücksicht auf den Grad des Interesses oder der Wichtigkeit, den dieses oder jenes Glied seiner Klassifikation besitzen mag. So fehlt es auch in der „Rhetorik" nicht an inhaltsarmen Partien, an breit dargelegten Selbstverständlichkeiten. Ein Gegengewicht zu diesen, zugleich ein erfrischendes Zwischenspiel inmitten der dialektischen und eristischen Kapitel, bilden die glanzvollen, der deskriptiven Seelen- und Sittenlehre entnommenen Partien, für welche die „Rhetorik" allerdings nicht den einzig möglichen, wohl aber einen keineswegs ungeeigneten Platz geboten hat. Daß ein hauptsächliches Anwendungsgebiet der Redekunst, die Politik, nicht unberührt bleibt, darf uns ebenso wenig befremden, als daß der Autor die Grenze zwischen dieser und anderen Arten der Darstellung, der prosaischen und gelegentlich auch der poetischen Schriftstellerei, nicht streng einzuhalten bemüht war. Erinnern wir schließlich noch einmal daran, daß es ein wohlbegreiflicher Wunsch des großen Enzyklopädisten war, wenig entwickelten und daher einer selbständigen Darstellung unfähigen Disziplinen, wie es die Sprachlehre und das Strafrecht waren, im Bereich eines vorgeschritteneren

Kenntniszweiges eine Unterkunft zu gewähren (vgl. S. 327 und 338), so haben wir genug gesagt, um das zuletzt behandelte Werk gegen die Vorwürfe zu schützen, zu denen uns eine oberflächliche Betrachtung gar leicht verleiten könnte.

10. So erkennen wir denn auch in dem Urheber der „Rhetorik" den Mann wieder, den wir trotz seines Hanges zu eristischer Übersubtilität und trotz vielfacher Rückfälle in einen primitiven Apriorismus als den Spender wahrhaft unerschöpflicher Gedankenschätze, als den Beherrscher einer schier unübersehbaren Wissensfülle, vor allem als den Heerführer feiern dürfen, vor dessen Marschallstabe die Scharen der Tatsachen auf allen Gebieten der Natur und des Geisteslebens sich wie von selber reihen, ordnen und zusammenschließen. Jene Wissensfülle freilich war nahe daran, den Rahmen zu sprengen, der sie bisher zusammengehalten hatte. Ein Zweig nach dem andern trennt sich alsbald von dem Grundstock des Gesamtwissens ab. Die Philosophie in dem Sinne, den wir bisher mit diesem Wort verbunden haben, in jenem der Universal-Wissenschaft, ist im Begriffe zu erlöschen und einem sehr Verschiedenen Platz zu machen: dem Inbegriff der Sonderwissenschaften einerseits, andrerseits der zu einer Religion der Gebildeten gewordenen „Philosophie" in der modernen Bedeutung des Wortes. Auch die Nachfolger des Aristoteles sollten bald an die Teilung seines Reiches schreiten und darin den Generalen seines großen Schülers, den Diadochen Alexanders, gleichen. Noch einmal jedoch tritt uns das Bild eines Universalforschers und Universaldenkers in demjenigen entgegen, den der Gründer des Peripatos selbst zu dessen Leiter bestellt und zu seinem Erben erkoren hat.

Neununddreißigstes Kapitel.

Theophrast von Eresos.



Theophrasts Leben ist schnell erzählt. Geboren zwischen 372 und 370, kam er, der Sohn eines wohlhabenden Walkers, aus seiner Heimatinsel Lesbos frühzeitig nach Athen, wo er noch den greisen Platon gehört hat und in seiner Schule mit Aristoteles bekannt geworden ist. Diesem scheint er nach Mazedonien gefolgt zu sein; jedenfalls verband ihn mit dem Stagiriten, als er nach Athen zurückkehrte, die engste Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Daß er von diesem zum Schulnachfolger bestellt, auch Erben seiner Büchersammlung eingesetzt ward, ist unseren Lesern

nicht mehr unbekannt (vgl. S. 18 u. 24). Auch die Hand seiner Tochter hat Aristoteles ihm letztwillig angeboten, nicht minder ihn mit der Erziehung seines Sohnes betraut. In der Zuteilung einiger Werke schwankte die Überlieferung zwischen dem Meister und dem Jünger. Mochte dieser doch aus dem aristotelischen Nachlaß das eine oder andere Stück veröffentlicht, auch darin vorfindliche Entwürfe ausgearbeitet und fortgeführt haben. Er soll sich selbst einen „Mann der Schule“ genannt haben. In der Tat ist sein Dasein ganz und gar im Studium, in mündlicher und schriftstellerischer Belehrung aufgegangen. Hoch geehrt ward er sowohl vom athenischen Volke, dessen Gesamtheit ihm, als er 85jährig aus dem Leben schied, das letzte Geleite gab, als von fremden Machthabern, dem ersten Ptolemäer und Antipaters Sohn Kassandros. Auf die öffentlichen Angelegenheiten mochte er mittelbar einigen Einfluß üben, zumal in den 10 Jahren (317—307), während deren sein Schüler und Freund, Demetrios von Phaleron, als von den Athenern erwählter und von Kassandros bestätigter Regent das Staatsruder gelenkt hat. Verrät doch die Staatsleitung dieses auch literarisch überaus tätigen Mannes, der durch Geist und Gewandtheit aus dem Stande der Freigelassenen so hoch emporgestiegen war, mehrfach den Einfluß der peripatetischen Schule. Seine Luxusgesetzgebung, die Kontrolle über das Privatleben der Reichen, die Übernahme so drückender Leistungen, wie die Choregie eine war, durch den Staat — sie erinnern an aristotelische Vorschläge und Winke (vgl. S. 287 f. u. 295). Nicht minder die Grundtendenz seiner auf Ausgleichung der Partei- und Klassengegensätze, auf Hebung des allgemeinen Wohlstandes abzielenden Staatskunst.

2. So wenig sich Theophrast am öffentlichen Leben beteiligte, er ist dennoch einmal vor die Geschworenen geladen worden. Es waren wohl seine freundschaftlichen Beziehungen zu fremden Fürsten, die den feurigen Patrioten Hagnonides veranlaßt haben, ihm mittels der Philosophen gegenüber so beliebten Klage auf Religionsstörung (Asebie) auf den Leib zu rücken. Das geschah fast sicherlich 319/8, während der kurzen Herrschaft der neu hergestellten Demokratie. Allein der Kläger erlitt ein schmähliches Fiasko. Theophrast ward freigesprochen, und zwar mit einer so überwältigenden Mehrheit, daß Hagnonides mit knapper Not der Zahlung von tausend Drachmen entgangen ist. Diese Strafe traf nämlich nach attischem Recht den mutwilligen Ankläger, das heißt denjenigen, der nicht einmal ein Fünftel der Stimmen auf seine Seite gezogen hatte. Bedeutungsvoller war ein anderer Konflikt mit der Staatsgewalt, in den Theophrast, aber freilich nicht er allein, verstrickt ward. Sophokles, der Sohn des Amphikleides, hatte ein Gesetz beantragt und durchgebracht, wonach die Vorstände der Philosophenschulen die Berechtigung zu solcher

Vorstandschaft von Rat und Volk zu erbitten hatten. Diese Maßregel trug unseres Erachtens keinen parteipolitischen Charakter. Traf sie doch unterschiedslos alle Schulen, die damals überaus volksfreundliche Akademie nicht minder als den der Hinneigung zu Mazedonien verdächtigen Peripatos. Das Absehen des Antragstellers und seiner Anhänger war wohl einfach auf die Erhöhung der so tief gesunkenen Staatsautorität gerichtet. Allein die Leiter der Philosophenschulen waren nicht gesonnen, in solch eine Schmälerung ihrer Selbständigkeit zu willigen. Einmütigen Sinnes erhoben sie einen kraftvollen Protest gegen die an sie gestellte Zumutung, indem sie — doch wohl an der Spitze ihrer Schüler — die Stadt verließen. Einige Monate vergingen, und es trat, wie so oft zu Athen, ein vollständiger Umschwung der Stimmung ein. Bei diesem mochten mit den ideellen auch die geschädigten materiellen Interessen der Bürgerschaft zusammenwirken. Gegen Sophokles ward die, von schweren Folgen begleitete Gesetzwidrigkeitsklage eingebracht (vgl. II 42 f.). Nichts begreiflicher, als daß der Kläger, namens Philon, einer, und zwar der an Ansehen und Mitgliederzahl am höchsten stehenden, der aristotelischen Philosophenschule angehörte. Hier aber hat die Parteipolitik eingesetzt. Die Anklage hatte der Verteidigung die Richtlinie gewiesen. Diese ist zu einem Gegenangriff geworden. Unter den Helfern des Angeklagten nahm Demochares, der Vettersohn und Erbe der Traditionen des Demosthenes, die erste Stelle ein. Der heißblütige und unermüdliche Vertreter der radikal-nationalen Volkspartei hat die Schale seines grimmigen, Wahres und Falsches, wie so oft im leidenschaftlichen Faktionsstreit, durcheinander mengenden Zornes über Aristoteles und daneben auch über einige andere Schüler Platons, wie den Tyrannen Chaeron von Pellene, ausgegossen. Allein so heftig auch diese Diatribe war, sie ist wirkungslos verhallt. Sophokles wurde — wir wissen nicht mit welcher formalen Begründung — zu einer Geldbuße von fünf Talenten verurteilt, das die Staatskontrolle einführende Gesetz für ungültig erklärt und die ausgewanderten Schulhäupter zur Rückkehr aufgefordert.

3. Theophrast war das fleischgewordene Ideal des philosophischen Jüngers. Pietätvoll, unverdrossen, unermüdlich, mit einer ans Märchenhafte grenzenden Arbeitskraft ausgerüstet, hat er den Stagiriten auf allen Wegen seiner universalen Forschung begleitet. Er half ihm die unermeßlich weitschichtigen Materialien sammeln; er setzte fort und führte aus, was jener begonnen und entworfen, er ergänzte die Lücken, die jener offen gelassen hatte. Allein bei aller Treue der Hingebung ist er doch nichts weniger als ein bloßer kritikloser Schüler gewesen. Wie stark in Theophrast das kritische Vermögen entwickelt war, das zeigen uns schon die Trümmer jenes Werkes, durch das er der Vorläufer aller Ge-

schichtschreiber der Philosophie geworden ist. Er hat die Lehren der älteren Weltweisen zum Teil in Monographien, vornehmlich aber in einer 18 Bücher umfassenden Gesamtdarstellung behandelt. Von Thales bis auf Platon und Xenokrates erstreckte sich diese Durchmusterung der „Meinungen über Physik“ (in dem weiten Sinne, in dem diese auch die Seelenlehre in sich schloß), von der uns neben zahlreichen kleineren Fragmenten ein großes Bruchstück „über die Sinneswahrnehmung“ erhalten ist. Aus diesem ersehen wir, daß die Anordnung des Werkes (vgl. I 421) eine dogmengeschichtliche gewesen ist. Zugleich lehren uns die gesamten Überreste, daß das Werk von Anfang bis zu Ende von Kritik durchsetzt war — ein Punkt, bei dem wir einen Augenblick zu verweilen nicht umhin können.

Wissenschaftsgeschichte ohne Rücksicht auf die eigenen Überzeugungen des Darstellers zu schreiben, das dünkt uns ein Ding der Unmöglichkeit. Die sogenannte objektive Geschichtschreibung gilt uns auf diesem wie auf anderen Gebieten zugleich als eine Selbsttäuschung und als ein verkehrtes Ideal. Parteilose Unbefangenheit, das redlichste und eifrigste Bemühen, jedem, auch dem uns fremdesten Standpunkt vollauf gerecht zu werden, das sind gewiß unerläßliche Erfordernisse jeder wahrhaft wertvollen historischen Leistung. Aber eine eigene Meinung über den fraglichen Gegenstand selbst zu besitzen und zu äußern, das ist notwendig in dem doppelten Sinne der Unvermeidlichkeit und der Unentbehrlichkeit. Ohne Intensität des Interesses gibt es keine nachhaltige Vertiefung; und wenn diese nicht zur Bildung eines selbständigen Urteils geführt hat, dann steht es schlimm um die intellektuelle Ausstattung des Geschichtschreibers. Und andererseits: wie sollte derjenige — und hier denken wir vor allem an den wissensgeschichtlichen Forscher —, der dem von ihm geschilderten geschichtlichen Prozesse ohne eigenes Urteil gegenübersteht, auch nur das Wichtige vom Unbedeutenden, das Bleibende vom Vergänglichen mit irgendwelcher Sicherheit zu sondern und damit die Grundbedingung für eine ausreichende historische Perspektive zu gewinnen vermögen? Ist jedoch — so mag man uns antworten — solch eine Darstellung subjektiv bedingt und daher auch subjektiv gefärbt, so entäußert sie sich selbst des Anspruchs auf ewige Dauer. Vollkommen richtig, so erwidern wir; auch dieser Teil menschlicher Tätigkeit kann nicht dem Los alles Menschlichen entgehen. Allein er entgeht ihm dann am allerwenigsten, wenn der Darsteller entweder eine bloße Registriermaschine sein will, was ihm übrigens ganz zu sein niemals gelingen kann, oder wenn er einen der zwei Wege wählt, die dem auf kritische Auseinandersetzung mit seinem Objekt Verzichtenden allein offen stehen: die unselbständige Identifikation seines Standpunktes mit dem seiner Helden, das heißt den kritiklosen Heroenkult, oder das gewaltsame

Hineininterpretieren der eigenen, der als allein statthaft oder möglich erachteten Ansicht in die Meinungen der anderen. Im ersteren Falle hat der Stoff nicht seinen Meister, im letzteren Falle hat er einen Zwingherrn gefunden.

Wir sind weitläufig geworden; aber es war uns ein Bedürfnis, dem Ahnherrn aller Philosophie-Historiker dadurch zu huldigen, daß wir uns und unsere Leser über den Wert und die Würde seiner, der historisch-kritischen Methode, genauer zu orientieren unternahmen. Wir haben ihm noch nachdrücklicher dadurch gehuldigt, daß seine Methode für uns vorbildlich geworden ist.

4. Proben der Kritik, die Theophrast an den Lehren der Naturphilosophen übte, haben uns bereits beschäftigt (vgl. I 303, auch I 287). Bedeutsamer als anderswo erscheint diese Kritik dort, wo er an fremde Meinungen nicht den Maßstab dessen legt, was ihm als objektive Wahrheit gilt, sondern sie auf ihre eigene Folgerichtigkeit zu prüfen versucht. So glaubt er der Sinneslehre Demokrits sowohl als Platons innere Widersprüche vorwerfen zu können: „Jeder von beiden gelangt zu Ergebnissen, die seiner Voraussetzung widersprechen." In betreff Demokrits soll dieser Widerspruch darin gelegen sein, daß er die — von uns die sekundären genannten — Sinneseigenschaften für bloße subjektive „Affektionen" erklärt und sie trotzdem auf primäre oder objektive Eigenschaften der Atome (deren Größe, Gestalt und Anordnung) zurückführt — ein Widerspruch freilich, der mehr in den Worten als in der Sache selbst begründet ist (vgl. I 257).

Eine der auch nach unserer Meinung grundlosesten Aufstellungen Platons, seine Annahme falscher oder „unwahrer Lüste" (vgl. II 468 f.), ist von Theophrast in ihrer Verkehrtheit durchschaut und zugleich ihr Wahrheitskern in der Unterscheidung zwischen normaler und abnormer Empfindungsweise aufgezeigt worden. Angesichts so vieler Kühnheit und tief eindringender Selbständigkeit des Urteils ist man gespannt zu sehen, wie sie den Doktrinen des Meisters gegenüber standhält und wie sich die Jüngerschaft Theophrasts mit ihnen hat vereinigen lassen. Da ist es denn in der Tat ein gar merkwürdiges Schauspiel, das sich unseren Blicken darbietet.

Treueste Gefolgschaft und nüchterner, allezeit reger Zweifel, beides begegnet uns in einer Verbindung, die zunächst den Eindruck völliger Rätselhaftigkeit hervorbringt. Man kann kaum ein Dutzend Zeilen in den philosophischen Erörterungen Theophrasts lesen, ohne auf aristotelische Gedanken, ja auf ganze dem Stagiriten entlehnte Sätze und Wendungen zu stoßen. Und dennoch: fast jedesmal, wenn er eine Hauptdoktrin seines Lehrers ins Auge faßt, spricht er auch Bedenken und Einwendungen in reicher Fülle aus. Die tiefgreifenden Einwürfe gegen die

Lehre vom Nūs, der von außen in den menschlichen Embryo eingehe, sind unseren Lesern bereits wohlbekannt (vgl. S. 158), Doch haben ihn diese Bedenklichkeiten nicht gehindert, den Nūs als ein vom Körper unabhängiges Seelenelement anzuerkennen. Den Mittelpunkt der aristotelischen Kosmologie bildet die Doktrin vom Ursprung der Weltbewegung (vgl. S. 172 ff.). Auch hier erkennt Theophrast Schwierigkeiten in Hülle und Fülle. Warum, so fragt er, soll das natürliche Streben der himmlischen Sphären auf Bewegung und nicht auf Ruhe gerichtet sein? Und das zugegeben: warum eignet dann dieses Streben nur den Sphären und nicht auch dem Zentrum des Weltalls, das heißt der Erde? (Wo übrigens die Versuchung, an dem Ruhezustand der Erde und somit an der geozentrischen Lehre überhaupt zu rütteln, gar nahe lag, aber ohne Wirkung auf unseren Philosophen geblieben ist.) Gegen die teleologische Grundlehre seines Meisters spricht der Jünger Bedenken in Menge aus. Nicht nur verweilt er bei dem auch schon von diesem gestreiften Gebiet dessen, was wir heute Dysteleologie nennen. Die rudimentären Organe (so die Brustwarzen des Mannes), die Eintagsfliege, deren Bau — so müssen wir hinzudenken — auf längere Dauer berechnet scheint und doch nur jene Spanne Zeit hindurch seinen Dienst tut, das Hirschgeweih, diese wirksame Waffe des Tieres, deren riesenmäßige Entwicklung aber sein Sehen behindert und seine Bewegungen erschwert — das alles wird uns vorgeführt, aber durch den Hinweis auf den Widerstand des Stoffes gegen die Zielstrebigkeit der Natur in echt aristotelischer Weise erledigt (vgl. S. 89). Allein wie — so fragt man sich vergebens — kann solch eine Auskunft den grundstürzenden Einwürfen gegenüber genügen, welche die folgenden Sätze formulieren: „Gar zahlreich ist dasjenige, was jener Zwecktendenz nicht gehorcht, das Gute nicht in sich aufnimmt, ja es ist das an Zahl Überwiegende. Denn des Beseelten gibt es gar wenig, zahllos aber ist das Unbeseelte; und auch in den beseelten Wesen ist das Bessere nur ein verschwindend Kleines.“ Gleichwohl hat Theophrast mit der aristotelischen Teleologie keineswegs gebrochen.

5. Ein unendliches Aufgebot von Zweifeln und Bedenklichkeiten, die in Sackgassen führen oder wieder beiseite geschoben werden, wie sollen wir das verstehen? Das Wort des Rätsels, so denke ich, heißt „System.“ Die faszinierende Wirkung eines geschlossenen, wenngleich nur im großen und ganzen geschlossenen Gedankenbaues läßt sich kaum überschätzen. Auch kann kein ernster Versuch stattfinden, das System an irgendeinem Punkte zu durchbrechen, ohne andere seiner Teile in Mitleidenschaft zu ziehen und dadurch den Bestand des Gebäudes zu bedrohen, in dem der Geist seine wohnliche Heimstätte gefunden hat. Zu einem Umbau aber hat die Kraft Theophrasts offenbar nicht

ausgereicht. So ist er denn vor allem zurückgeschreckt, was die Grundlagen des ihm vertrauten, von ihm bewunderten und seinem Denken reiche Befriedigung gewährenden Lehrgebäudes zu erschüttern geeignet war. Das Äußerste, zu dem sein Wagemut sich erhob, waren Modifikationen der Theorien seines Meisters.

Bei diesen Modifikationen zu verweilen, liegt außerhalb unserer Absicht. In der Logik, diesem von Aristoteles fast völlig neugeschaffenen Kenntniszweig, war eben dieser Neuheit wegen beträchtlicher Raum für Verbesserungen und Detail-Ausführungen vorhanden. In kaum weniger als zwei Dutzend Schriften hat der Eresier dieses Wissensgebiet behandelt, gleichzeitig mit ihm und in verwandtem Geiste sein Mitschüler Eudemos. Das Gesamturteil eines modernen Spezialkenners lautet wie folgt: „Theophrast hat die aristotelische Lehre nicht verschlechtert. Seine Kritik setzt an allen den Punkten ein, an denen . . . zu Bedenken Anlaß“ gegeben war, „und . . . seine Korrekturen“ dürfen „wirkliche Verbesserungen“ heißen. Den Gegenstand dieser seiner Kritik bildeten insbesondere die Lehren vom hypothetischen und vom disjunktiven Schluß, ferner von der Umkehrbarkeit der Urteile. Überrascht ist man, eine ganz moderne Doktrin, Sir William Hamiltons „Quantifikation des Prädikats“ („alle Neger sind einige Schwarze“ statt: „alle Neger sind schwarz“) vorweggenommen zu sehen. Ein Vorläufer der Scholastiker ward er, indem er die Zahl der Beweisarten, der Modi der Figuren, ansehnlich vermehrt hat (vgl. S. 33), wie denn die Feinheit seiner Untersuchungen bereits eine ausgesprochene Neigung zur Überfeinerung zu verraten scheint.

6. Über das Gebiet der Physik im weitesten Sinne des Wortes hat sich Theophrast in einem acht Bücher umfassenden Werke und überdies in einer Reihe von Monographien verbreitet, von denen mehrere auf uns gekommen sind. Als die wichtigste Abweichung von der aristotelischen Lehre gilt uns die Ausmerzung des Feuers aus der Zahl der Elemente, eine Neuerung, die der Stagirit selbst in einem Werke seines vorgerückten Alters angenommen hat (vgl. S. 128).

Die aristotelische Lehre von der Ewigkeit, das heißt der Anfangslosigkeit und Unzerstörbarkeit der Welt (vgl. S. 96), hat er Angreifern gegenüber durch Argumente verfochten, deren Detail-Ausführung uns nicht in völlig authentischer Gestalt vorliegt, deren Wesen aber so gut als zweifellos das folgende ist. Vier Hauptgründe und wahrscheinlich noch ein Nebengrund waren gegen die Ewigkeit der Erde vorgebracht worden, die als der unserer genauen Beobachtung allein zugängliche Teil der Welt an deren Stelle getreten ist. Bestünde die Erde von Ewigkeit her, so müßte ihre Oberfläche durch die unablässig erfolgenden Niederschläge bereits vollständig nivelliert sein. Zweitens: das Zurückweichen

des Meeres, das sich an vielen Punkten wahrnehmen läßt, hätte unter jener Voraussetzung gleichfalls schon sein letztes Ziel erreichen müssen. Drittens: alle Elemente gehen ineinander über; aus dieser Vergänglichkeit der Teile dürfe man jene des Ganzen folgern. Hatte Aristoteles gleich wie der Erde selbst so auch ihren Bewohnern (Pflanzen, Tieren, und Menschen) ewigen Bestand zugesprochen, so hat der Gegner mit dem Hinweis auf ausgestorbene Tierarten und deren fossile Überreste geantwortet. Endlich scheint er auch an den niedrigen Stand vieler Künste und Kenntnisse erinnert zu haben, der ebenfalls auf einen zeitlichen und recht späten Ursprung des Menschengeschlechts und seiner Kulturentwicklung schließen lasse.

Gegen den ersten dieser Beweisgründe machte Theophrast das geltend, was wir kurzweg Plutonismus nennen dürfen. Der Nivellierungstendenz, die den atmosphärischen Niederschlägen eignet, wirke die Erhebungstendenz entgegen, die von dem im Erdinnern eingeschlossenen Feuer ausgeht. Ferner: die Abnahme des Meeres sei nicht eine allgemeine, sondern eine lokale Erscheinung, der in anderen Regionen das entgegengesetzte Phänomen, die Zunahme des Landes, gegenüberstehe (vgl. S. 99). Dem dritten Argument fehle jede Beweiskraft. Der Schluß von den Teilen auf das Ganze sei diesmal unberechtigt. Sei doch der Untergang einer Stoff-Form die Entstehung einer anderen, so daß hier ein sich selbst erhaltender Kreislauf vorliegt (vgl. S. 50). Dem fünften Argument wurde die aristotelische Katastrophenlehre, die Annahme der periodisch erfolgenden Vertilgung des Menschengeschlechtes bis auf geringe Überreste, entgegengehalten (vgl. S. 97 f.). Daß diesen Katastrophen auch einzelne Tiergeschlechter zum Opfer fallen konnten, das war eine naheliegende Annahme, ein nicht allzuschwer wiegendes Zugeständnis. Die Gemeinsamkeit der Antwort auf jenes vierte und das anfänglich nicht genannte fünfte gegnerische Argument mochte diese gleichsam zu einem einzigen zu verschmelzen scheinen.

In dieser Polemik hat sich Theophrast als strenger Anhänger des aristotelischen Systems bewährt. Die Eigenart seines Forschergeistes aber bekundete sich in einer unendlichen Fülle von Spezialuntersuchungen. Das Sammeln von Tatsachen, das Verarbeiten eigener und fremder Beobachtungen, diese überwiegend induktive Richtung seiner Forschung hat er auf den mannigfachsten Gebieten betätigt.[1] Im Bereich der anorganischen Natur gehören hierher die Monographien über **Wetteranzeichen**, über **Winde**, über das Wasser (drei Bücher), über das **Feuer**, über Wärme und Kälte, über das Meer oder Meerwasser, über **Steine**,

---

[1] Wir heben im folgenden die ganz oder teilweise erhaltenen Stücke durch den Druck hervor.

über Versteinerungen (zwei Bücher), über Salze, Salpeter und Alaun, über Grubenprodukte, über die sizilische Lava, über Schmelzung und Erstarrung. In den Bereich der Physiologie und Medizin kann man die Aufsätze rechnen, deren Gegenstand der Schwindel, die Schweiße, Ermüdungszustände, Ohnmacht, Lähmung, Melancholie, Epilepsie, Rausch, Wahnsinn und Seuchen gewesen sind. Halb psychologischen Inhalts mußten die Schriften über Schlaf und Träume, über das Gesicht (drei Bücher), über Geschmäcke und Gerüche sein. Von zoologischen Schriften werden uns neben einem Auszug aus der aristotelischen Tierkunde und sieben Büchern „über Tiere" besondere (?) Abhandlungen über den Farbenwechsel von Tieren, über ihren Winterschlaf, über die Verschiedenheit der Stimmen einander nahestehender Tiere, über den Glauben an die Mißgunst von Tieren, über Urzeugung, über Wassertiere, die im Trockenen am Leben bleiben, über örtliche Verschiedenheiten der Tiere (oder ihrer Verbreitung ?), über beißende und giftige Tiere genannt; hierher zählen kann man auch die Sonderschriften über Farbe und Geschmack der Fleischgattungen und über die Arten des Honigs. Am schwächsten, nur durch den Aufsatz „über Wein und Öl", war im Kreise der Monographien die Botanik vertreten. Wohl aber hat Theophrast dieses Wissensgebiet in zwei uns erhaltenen großen Werken in umfassendster Weise behandelt.

Vierzigstes Kapitel.

Theophrast von Eresos.

(Fortsetzung: Theophrast als Botaniker.)

Das eine dieser Werke, „Pflanzenkunde" genannt, behandelt das, was wir heute Systematik nennen, mit Einschluß der Pflanzengeographie; das andere, dessen Titel wir durch „Ursachen pflanzlicher Prozesse" wiedergeben können, entspricht unserer Pflanzenphysiologie. In der Systematik hatte Aristoteles seinem Schüler noch weniger als in dem physiologischen Teil vorgearbeitet. Was der Stagirit in den verlorenen zwei Büchern „über Pflanzen" gelehrt hat, bezog sich auf die ihnen zugeschriebene Psyche, das heißt Seele oder Lebenskraft, deren Wirksamkeit auf Ernährung und Fortpflanzung beschränkt ward. Der Mangel an Empfindung und Ortsveränderung sollte die Pflanzen von den Tieren scheiden, zwei Behauptungen, deren uneingeschränkte Geltung in jüngster Zeit eingehend bestritten worden ist. Desgleichen fehle ihrem Leben strengere Einheit; das erhelle aus dem Fortleben vom Ganzen ge-

trennter Teile, weshalb die einzelne Pflanze einer Tierkolonie vergleichbar sei. Daß Aristoteles die Scheidung der Geschlechter den Pflanzen durchweg absprach, dieser merkwürdige Mangel seiner Kenntnis ist von uns bereits erwähnt worden (S. 123), desgleichen der geistreiche Vergleich der Wurzel mit dem Kopf der Tiere (S. 125f.). Von prinzipieller Bedeutung ist die aristotelische Erklärung, die Zielstrebigkeit der Natur sei in der Pflanzenwelt weniger scharf als in der Tierwelt ausgeprägt. Im übrigen wissen wir, daß Aristoteles sich über die Ernährung der Pflanzen, über die Bildung von Samen und Früchten aus dem Überschuß der Nahrung, über die Fortpflanzung durch Ableger, desgleichen über die von ihm anerkannte Urzeugung ausgesprochen hat.

Theophrast stand schon in vorgerückten Jahren, zum mindesten in der Mitte der Sechziger, als er aus eigenen und fremden Untersuchungen die Summe zog und in den zwei genannten Werken niederlegte. Von diesen ist das zuerst verfaßte systematische das ungleich wertvollere, das zweite mehr durch die Stellung als die Lösung der Probleme bemerkenswert. Seine Vorläufer waren in erster Reihe Naturphilosophen, von denen er Demokrit am häufigsten, wenn auch vorzugsweise in betreff von Fragen nennt, die mit der Botanik nur in lockerem Zusammenhange stehen, ferner Schriftsteller über Landbau, über Diätetik, über Arzneimittel und über Gifte. Auch beruft er sich in sehr zahlreichen Fällen auf Aussagen von Landleuten, von Holzhauern, Bienenzüchtern, Tauchern, Fackelbereitern u. dgl. m. Allein auch ganz eigentliche Botaniker müssen sich unter seinen Vorgängern befunden haben. Führt er doch Lehrsätze und Urteile von allgemeinster Art an, z. B. in Rücksicht der Anordnung der Knospen, die nur von wirklichen Pflegern dieses Kenntniszweiges herrühren können. Man darf an Speusipp denken (vgl. S. 1/2), dem er in einem wichtigen Betracht nahe steht; auch der von ihm genannte Menestor wird unseres Erachtens mit Unrecht unter die Schriftsteller über Landbau gerechnet. Ausgedehnte Reisen hat Theophrast nicht unternommen. Einen weitreichenden Ersatz hierfür boten ihm die Leistungen des wissenschaftlichen Stabes, der Alexander auf seinem Orientzug begleitet hat und dessen Mitglieder zum Teil zu besonderen Expeditionen entsendet wurden. Ihre Berichte waren im Zentralarchiv des Reiches zu Babylon niedergelegt. Der Welteroberer selbst soll ihnen großen persönlichen Anteil zu widmen nicht verschmäht haben. Fast möchten wir vermuten, daß er die naturwissenschaftlichen Ergebnisse seiner Heereszüge in ähnlicher Weise, wie das Napoleon mit den Resultaten seiner ägyptischen Expedition getan hat, in einem monumentalen Werke zu verewigen gedacht hat. Moderne Fachmänner finden nicht Worte genug, um die Trefflichkeit des also im Bereiche der Botanik Erzielten zu rühmen und sind voll des Entzückens über den „genialen morpholo-

gischen Scharfblick“, der z. B. die Schilderung des riesigen indischen Feigenbaumes auszeichnet. Soll diese doch den Vergleich mit den Beschreibungen eines Schimper und van Tieghem nicht zu scheuen haben. In vorderster Reihe steht aber die Meisterleistung des von Alexander mit der (nur halb geglückten) Umschiffung von Arabien betrauten Admirals Androsthenes von Thasos: die Beschreibung der Flora der Bahreïn-Insel Tylos. Sie ist es, welche die helle Begeisterung eines ungemein sachkundigen neueren Beurteilers geweckt hat.

Allein nicht nur hat Theophrast durch diese kostbaren Mitteilungen, die er seinem systematischen Werk einverleibte, die Pflanzengeographie wesentlich gefördert; er hat diesen Wissenszweig, dem er das vierte Buch der „Pflanzenkunde“ widmete, geradezu geschaffen, zugleich als der erste und als der letzte seiner Bearbeiter im Altertum. Als er die Angaben seiner Quellen zu dem „so wundervollen Gemälde zusammenschmolz“, stand im Vordergrunde seiner Leitgedanken die Darstellung der „pflanzengeographischen Formationen“, die durch „physiologische Faktoren“ bestimmt und zusammengehalten wird. Deshalb zerfällt bei ihm „die spezielle Pflanzengeographie der Gehölze in die beiden großen physiologischen Hauptgruppen, die Vegetation des Landes und die Vegetation der Gewässer“. (Die „Einteilung der Wasserflora“ beginnt ihrerseits „mit der Trennung der salzigen und der süßen Gewässer“.) Erst innerhalb dieser natürlichen Hauptgruppen tritt dann auch das Geographische, soweit angängig, sichtbar hervor. Es werden „die Formationen . . . . ein Produkt von Klima und Boden“ . . . ., nicht anders als bei den Neueren „in ihren Charakterpflanzen mit geographischer Untereinteilung“ geschildert.

Wenn der Kenner, dem wir hier gefolgt sind, noch kürzlich von der zum großen Teil erst zu leistenden „Erschließung“ dieses und anderer Teile der theophrastischen botanischen Werke sprechen konnte, so tragen daran die Schwierigkeiten der Identifikation vieler Pflanzenarten sowohl als mancher Örtlichkeiten schuld. Je mehr sich aber neuere Gelehrte, durch die so seltene Vereinigung von botanischem und philologischem Fachwissen unterstützt, in diese Aufgabe vertiefen, um so mächtiger wird ihre Bewunderung für Theophrasts einzigartige Leistung. Diese ist freilich nicht dort zu finden, wo man sie bei dem Schüler des Aristoteles vorerst suchen möchte. Allerdings sind beide Morphologen ersten Ranges. Aber dem Aufmerkenden offenbart sich bald ein gewaltiger Unterschied. Aristoteles ist der Klassifikator par excellence; für Theophrast ist die Klassifikation ein Notbehelf, den er nicht missen mag, mit dessen Begriffsbestimmungen man es aber „nicht allzu genau nehmen“ dürfe. Irren wir nicht ganz und gar, so ist er in Fragen der [illegible]ung mehr auf dem Standpunkt des Speusipp als auf jenem

seines peripatetischen Meisters gestanden. Der Gegensatz von Definition und Typus kehrt hier wieder; ja an einer wichtigen Stelle seiner „allgemeinen Morphologie" glaubt man geradezu die Stimme eines modernen Vorkämpfers des natürlichen Systems zu vernehmen (vgl. S. 2/3). Sich aber selbst an die Begründung eines derartigen Systems zu wagen, daran hat ihn wohl die zunächst verwirrende Fülle des Details gehindert, das sein Auge mit so großer Schärfe und Klarheit wahrnahm. Auch war es die Erweiterung des geographischen Horizonts, die der Starrheit älterer Einteilungen erheblichen Abbruch tat. Weiß er doch, wie sehr klimatische Einflüsse die Organismen verändern, und war es vor allem der soeben erst gewonnene Einblick in die Schöpfungen der Tropenwelt, der ihm Fälle des überraschendsten Wandels vor Augen stellte. Er kennt Gewächse, die in seiner Heimat alljährlich ihr Laub verlieren, unter dem Wendekreis des Krebses aber den Winter ohne Blattverlust überdauern; auch ist ihm ein Kraut, eine Malvenart, bekannt, das unter Umständen zu einer baumartigen Pflanze wird. So geschieht es, daß selbst die im großen und ganzen festgehaltene Einteilung in Bäume, Sträucher, Stauden und Kräuter für ihn ins Schwanken kommt und nur mehr eine sekundäre Bedeutung beansprucht.

2. Theophrasts Meisterschaft in der naturwissenschaftlichen Morphologie gründet sich auf die außerordentliche Feinheit seiner Sinne, auf die gewissenhafteste Verwertung ihrer Aussagen, und nicht zum mindesten auf das, was man wohl das intuitive Verständnis für die funktionelle Bedeutung der Strukturelemente und ihrer sämtlichen, auch der leisesten Verschiedenheiten nennen darf. Auf die „Sinneswahrnehmung" und die aus ihr erwachsende genaue Kenntnis des Details legt Theophrast selbst im Gegensatz zur „Reflexion" das höchste Gewicht. Es geschieht dies dort, wo er von Unterschieden der Lage und ihrem Einfluß auf das Wachstum der Pflanzen spricht.

Der Sinn für Ähnlichkeit, die Fähigkeit, auch versteckte Analogien herauszufinden, ist natürlich für den Eresier gleichwie für jeden Pfleger der deskriptiven Naturwissenschaft das vornehmste Rüstzeug seiner Forschung. Da ist es denn für das geistige Gleichgewicht des Mannes, für seine Scheu vor jeglicher Einseitigkeit, gar sehr bezeichnend, daß er sich vor jedem Mißbrauch eben dieser an sich so heilsamen Richtung ängstlich hütet. Man soll Ähnlichkeiten oder Analogien — so ungefähr äußert er sich — nicht erzwingen wollen. Jeder derartige Versuch übe eine zwiefach schädliche Wirkung. Er sei nicht nur müßig und unergiebig, sondern er besitze überdies die Tendenz, uns die Erkenntnis der spezifischen Eigenart des Gegenstandes zu verschließen oder zu verdunkeln. Das ist der voll entfaltete Sinn eines prägnanten Satzes,

in dem Theophrast vor einer Übertreibung der von ihm selbst versuchten Parallelisierung pflanzlicher und tierischer Organe warnt. Vielleicht irren wir nicht mit der Vermutung, diese Warnung berge eine polemische Spitze, die sich gegen keinen Geringeren als gegen den Stagiriten richtet, und zwar gegen dessen geistreichen, aber nicht als zutreffend erachteten Vergleich der Pflanzenwurzel mit dem Tierkopf (vgl. 125/6). Zu dieser Mutmaßung berechtigt uns der Umstand, daß diese Parallelisierung dort, wo ihre Stelle wäre, fehlt, und daß sie anderwärts durch einen ganz verschiedenen Vergleich, durch den der Wurzel mit dem Verdauungstrakt, ersetzt wird.

Das Feld, auf dem Theophrast seine reichsten Lorbeeren gepflückt hat, ist das der Detailforschung und der liebevollen Vertiefung in das einzelne. Von einer seiner Schilderungen hat schon Kurt Sprengel gerühmt, man werde „schwerlich bei den Alten eine genauere Beschreibung finden als diese". Die Beschreibung des Bananenblattes nennt der von uns schon mehrfach angeführte Fachmann „an Treue und Anschaulichkeit überraschend und einzig in ihrer Art". In betreff einer wichtigen Unterscheidung zweier nahe verwandter Pflanzenarten spricht der Geschichtschreiber der Botanik Ernst Meyer einen Zweifel aus, ob sie „von irgendeinem Botaniker vor Link und Robert Brown jemals beachtet" worden ist. In Ansehung der Wurzel — so äußert sich ein anderer Fachmann — hat er „mit staunenswerter Striktheit die Begriffe Rhizom, Zwiebel, Knolle entwickelt und von dem Begriff der (eigentlichen) Wurzel morphologisch geschieden". Nicht wenig bezeichnend für die niemals nachlassende Strenge seiner Unterscheidungen dünkt uns der kurze Bericht über die Ergebnisse der vom persischen Satrapen Harpalos unternommenen Akklimatisationsversuche in den Parken von Babylon. Er begnügt sich nicht etwa damit zu sagen, daß einige der aus Griechenland dahin verpflanzten Gewächse gediehen und andere mißraten sind. Er unterscheidet überdies von beiden Kategorien jene Pflanzen, die eben mit knapper Not „davonkamen" und die nur mühevoller „Pflege" ihre Erhaltung verdankten.

In den Chor lobpreisender Stimmen mischt sich mitunter ein greller Mißton. Es fehlt nicht vollständig an Gelehrten, die einzelne irrige Aufstellungen dieses nicht minder als anderer antiker Meister einseitig hervorheben, wohl um uns zu zeigen, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Allein dies ist ein durchaus unstatthafter Vorgang. Nicht die jedesmal erreichten Haltepunkte eines Forschungsweges, sondern die Richtung dieses Weges entscheidet über seinen Wert und seine Bedeutung. In diesem Sinne sei es uns gestattet, auf zwei Probleme [h]inzuweisen, in deren Behandlung der Jünger des Aristoteles seinen [M]eister überflügelt hat.

3. Die **Urzeugung** ward von Theophrast nicht grundsätzlich bestritten. Doch hat er der Forschung Bahnen eröffnet, die zur Beseitigung dieses Irrtums zu führen geeignet waren. Er entlehnt zwar den alten Naturphilosophen die Lehre von dem Einfluß der Fäulnis der Erde und des Wassers auf den Ursprung der Pflanzen. Allein er stellt diese „der Sinneswahrnehmung entrückte" Annahme in Gegensatz zu den „offenkundigen und augensichtlichen" Erzeugungsweisen. So setzt er denn in einzelnen Fällen die spontane Entstehung als bloße Möglichkeit neben die anderen Erzeugungsweisen. Und wenn er einmal jenes spontane Entstehen vielen der kleineren und selbst einigen der größeren Gewächse zuschreibt, so spricht er doch an einer anderen Stelle, an der er tiefer in den Gegenstand eingeht, einen Zweifel aus, ob diese Erklärungsart auf die größeren Pflanzen überhaupt Anwendung finde. Dort legt er auch darauf Gewicht, daß die Keime oft „klein und kaum sichtbar" sind. Endlich — und das ist die Hauptsache — er weiß, daß Pflanzenkeime durch den Wind, durch Regengüsse, durch Überschwemmungen und durch die Schaffung neuer Flußbette in das Erdreich gelangt sind. Somit steht Theophrast, indem er den Bekämpfern der Urzeugungstheorie die wirksamsten Waffen leiht, in Wahrheit, trotz des gegenteiligen Anscheins, an der Spitze derjenigen, welche diese Lehre des Aristoteles und seiner Vorgänger schließlich zu Falle gebracht haben (vgl. S. 133 f.).

Nicht ganz unähnlich steht es mit der Frage nach den **Eigenbewegungen** der Pflanze. Den Stagiriten kann nicht der geringste Vorwurf dafür treffen, daß er zwischen Tier und Pflanze eine Scheidelinie zog, indem er der letzteren Bewegung und Sinnesempfindung absprach. Hat er doch auch das Vorhandensein von Übergangsstufen, die in beiden Rücksichten bestehen, bereitwillig anerkannt (vgl. S. 121). Allein die Aufpflanzung dieser trennenden Grenzpfähle konnte leicht die unbeabsichtigte Wirkung üben, daß man jene Eigenbewegungen der Pflanzen, die keine Ortsveränderungen des ganzen Gewächses sind, vernachlässigte oder übersah. Da bildet es denn ein erhebliches Verdienst Theophrasts, daß er sich auch mit den selten anzutreffenden hierhergehörigen Tatsachen aufs eingehendste beschäftigt hat. Er kennt und schildert aufs genaueste „die hochgradige Sensitivität der Mimosa asperata-Blätter", die damals bei Memphis wuchs, seither aber nach **Schweinfurths** Angabe weiter nach Süden gerückt ist. Ebenso kennt und beschreibt er, hier allerdings den Spuren der Botaniker Alexanders folgend, „mit unnachahmlicher Anschaulichkeit" den Pflanzenschlaf der Tamarindus Indica, deren zarte Fiederblättchen „sich bei Sonnenaufgang öffnen, um Mittag völlig entfaltet sind, des **Abends** sich (paarweise) zusammenschlagen und die Nacht über geschlossen sind". Wie diesen jetzt nyktitropisch genannten hat er auch den heliotropischen

Bewegungen seine volle Aufmerksamkeit zugewendet. Er weiß so gut wie moderne Botaniker, daß viele Blumen und die Blätter nicht weniger Arten „sich beständig mit der Sonne drehen, sich ihr zu neigen und wenden". Er bemüht sich sogar um eine Erklärung der Tatsache, daß die des Nachts untertauchenden Wasserpflanzen des heißen Südens die höchste derartige Empfindlichkeit bekunden, und findet den Grund in dem gesteigerten Gegensatz der Wassertemperatur zu jener „warmer und durchglühter Örtlichkeiten". In diesem Zusammenhang läßt er sich sogar einmal das Wort „Empfindung" entschlüpfen und schlägt so unbewußt eine Brücke zu jenen Forschern der neuesten Zeit, die „über Reizbarkeit und Sinnesleben der Pflanzen" handeln und gehandelt haben. Noch an einer anderen Stelle hat der Eresier den die zwei organischen Reiche trennenden Wall niederreißen helfen. Ihm ist nicht mehr wie seinem Meister die Zweigeschlechtigkeit vieler Pflanzenarten unbekannt (vgl. S. 123); so schildert er in völlig sachgemäßer Weise den Befruchtungsprozeß der Dattelpalme; ja er vergleicht auch ganz ausdrücklich diesen pflanzlichen Vorgang mit der animalischen Paarung.

4. Hat sich uns Theophrast im Bereiche der Botanik als ein Bahnbrecher erwiesen, so gewahren wir nicht ohne Erstaunen, daß die von ihm eröffnete Bahn beinahe zwei Jahrtausende lang unbetreten geblieben ist. Seine Nachfolger im Altertum sind durchweg wieder zu dem Standpunkt der meisten seiner Vorläufer, der Rhizotomen oder Verfasser von Kräuterbüchern, zurückgekehrt. Auch die bedeutendsten unter ihnen, ein Krateuas (1. Jahrhundert v. Chr.), ein Sextius Niger und Dioskurides (1. Jahrhundert n. Chr.), haben die Botanik nur als einen Zweig der Pharmakologie gepflegt und die entweder mit Worten beschriebenen oder auch bloß durch Abbildungen versinnlichten offizinellen Pflanzen nach ihren Heilwirkungen gewürdigt. Theophrasts Leistung galt als eine abschließende, die fortwährend benützt, aber nicht weitergeführt worden ist. Eben ihre Vollkommenheit, die Nachträgen und Berichtigungen kaum einen Spielraum gewährte, ist es wohl gewesen, die dieses ganze Gebiet der im übrigen so regen Spezialforschung des alexandrinischen Zeitalters entzogen hat. Dabei hat sicherlich auch der Umstand mitgewirkt, daß die entscheidende Erweiterung des pflanzengeographischen Horizonts, das Bekanntwerden der tropischen Flora, bereits durch den Alexanderzug vermittelt und durch den Eresier vollauf verwertet worden ist.

Der einzige bedeutende, aber nach dem Urteil der Fachmänner hier wie anderwärts der Originalität entbehrende Pflanzenkenner des Mittelalters, Albertus Magnus († 1280), besitzt von Theophrast nur mittelbare Kenntnis. Der Mann hingegen, der als der eigentliche Erneuerer

dieses Wissenszweiges im Renaissancezeitalter gilt, Andrea Cesalpini (1519—1603), zeigt sich mit seinem großen Vorgänger aufs genaueste vertraut. Wer die 16 Bücher seines Werkes „Von den Pflanzen" auch nur durchblättert, stößt auf Schritt und Tritt auf den Namen Theophrasts, nicht minder auf ernste und zum Teil erfolgreiche Versuche, die Textkritik und die Auslegung der „Pflanzenkunde" selbständig zu fördern. Große Botaniker der folgenden Jahrhunderte haben nicht aufgehört, Theophrasts Werke zu studieren und zu benutzen. Dem Namen des hervorragenden Pflanzenforschers Heinrich Friedrich Link (1767—1850) begegnet man fortwährend unter denjenigen, welche diese Werke textkritisch zu behandeln nicht verschmähten. Und ein von uns mehrfach angeführter, genauer Kenner konnte noch vor wenigen Jahren die nachfolgenden Sätze niederschreiben: „Über Belutschistan liegt heute noch tiefes Dunkel. Botanisch haben wir, kurze Erwähnungen ausgenommen, fast gar nichts ... Da erstand aus Theophrasts Pflanzengeographie ein Bild des Pflanzenlebens an den Küsten, wie wir es nie geahnt hätten." So hat die „Pflanzenkunde", zumal ihr geographischer Bestandteil, bis zur Stunde nicht aufgehört, ein mehr als bloß geschichtliches Interesse zu besitzen. Der Botaniker Theophrast ist auch heute noch ein Lebender, kein Toter.

Einundvierzigstes Kapitel.

Theophrast von Eresos.

(Fortsetzung: Der Sittenschilderer.)

Ein hervorragender Morphologe — das war Theophrast nicht bloß im Bereiche der beschreibenden Naturwissenschaft. Sein scharfes Auge für die Eigenart der Dinge, für ihre Übereinstimmungen und ihre Unterschiede, er hat es auch in einer ganz anderen und weit abliegenden Sphäre betätigt. Er ward der Schöpfer einer neuen literarischen Gattung: der Beschreibung menschlicher Charaktertypen. Auch hier freilich hat es ihm nicht an jeglicher Vorarbeit gefehlt. Glänzende Schilderungen derartiger Typen sind uns in der Übersicht der aristotelischen Ethik und Rhetorik begegnet (vgl. S. 198 ff. und S. 341 ff.). Allein was bei dem Meister eine gelegentliche Zutat war, das ist für den Jünger der Gegenstand selbständiger Darstellung geworden. Das Verhältnis Theophrasts zu seinem Lehrer ist hier kein wesentlich anderes als in Ansehung der Philosophiegeschichte. In der Metaphysik, zumal in ihren Eingangskapiteln, desgleichen im ersten der drei Bücher „von der Seele", hat sich Aristoteles mit seinen Vorläufern in diesen Disziplinen beschäftigt, was übrigens auch schon Platon in einigen seiner

Gespräche getan hat (vgl. II 432 ff.). Allein es geschah das in akzessorischer Weise, mit steter Rücksicht auf seine eigenen Lehren, die er da und dort vorgebildet oder vorweggenommen fand, endlich und vornehmlich in der Absicht, die wirklichen oder vermeintlichen Irrtümer jener Vorgänger als Folie seiner eigenen Doktrinen zu verwenden. Dabei büßen, nebenbei bemerkt, die gelegentlich behandelten antiken Denker nicht selten ein gutes Teil ihrer individuellen Sonderart ein, wie denn der geistvolle und tiefsinnige Heraklit bei Aristoteles zum bloßen Fahnenträger einer widersinnigen Richtung, der Leugnung des Widerspruchssatzes, verkümmert ist. In dem einen wie in dem anderen Falle hat Theophrast wissenschaftliche und literarische Gattungen, die vorher nur im Keime vorhanden waren, voll entwickelt und dem Kreise der gangbaren Disziplinen und Literaturgebiete einverleibt. In noch höherem Maße als durch den Vorgang des Stagiriten ward übrigens unser Philosoph diesesmal durch die zeitgenössische Komödie mit ihrer feinen Ausgestaltung typischer Figuren und durch den allgemeinen, man möchte sagen realistischen Zug seines Zeitalters beeinflußt. Menander, das Haupt der neueren Komödie, war ein jüngerer Zeitgenosse (342—291) und ein Schüler Theophrasts. Bald siegt die genrehafte Darstellung in der Poesie; man denke etwa an die „Syrakusanerinnen" Theokrits (um 310 bis um 245), an die liebevolle Schilderung des städtischen Kleinlebens in der „Hekale". des Kallimachos (um 310 bis um 240). Sogar in den plastischen Künsten gewinnt das Porträt und das Genre die Oberhand über die idealistischen Schöpfungen eines früheren Zeitalters.

2. Ein Buch „Ethische Charaktere" nennen die antiken Verzeichnisse unter den Schriften des Eresiers. Die Eigenart des uns erhaltenen „goldenen" Büchleins (wie der Renaissance-Philologe Casaubonus es nannte) ist vielfach und hartnäckig verkannt worden. Man hat ungeachtet jenes Zeugnisses vordem seine Echtheit bezweifelt, und in fast ausnahmsloser Geltung stand bis vor wenigen Jahrzehnten die Annahme, die „Charaktere" seien im besten Falle Auszüge aus den ethischen oder rhetorischen Werken Theophrasts. Ihr Inhalt gehöre diesem an, mit nichten ihre Form. Wie grundlos dieses Urteil war, das werden wir bald erkennen. Was jedoch der skeptischen Ansicht eine gewisse Scheinbarkeit verlieh, das war der Umstand, daß das Buch in Wahrheit von fremden Zutaten keineswegs frei ist. Sogleich an der Spitze der Schrift tritt uns ein Widmungsbrief entgegen, der den Stempel der Unechtheit an der Stirn trägt. Darin wirft der „99 Jahre alte" (!) Verfasser die, man darf sagen stupide Frage auf, warum denn die unter einem und demselben Himmelsstrich lebenden und derselben Erziehung teilhaften Griechen Verschiedenheiten des Charakters aufweisen. Kaum

minder verkehrt lautet die in diesem Proömium geäußerte Erwartung, die Nachkommen werden durch die Bekanntschaft mit den nachfolgenden Charakterschilderungen „besser" als die Vorfahren werden. Daß die ebenso anspruchsvolle als den uns bekannten Lebensumständen Theophrasts und dem Gehalt der „Charaktere" selbst widersprechende Einleitung ein spätes Machwerk ist, darüber sind seit mehr als 100 Jahren, seit Karl Gottlieb Sonntags Untersuchung des Gegenstandes (1787), die Akten geschlossen. Allein das sofort beim Beginn der Lektüre geweckte Mißtrauen hat seinen Schatten auf das Buch selbst geworfen, obgleich dieses mit jenem in Geist und Sprache nicht das mindeste gemein hat. Und damit nicht genug. An der Spitze eines jeden der 30 Charakterbilder steht eine Definition der darin geschilderten Eigenschaft, und zwischen der Begriffsbestimmung und dem Bilde selbst klafft in mehr als einem Falle ein gewaltiger Widerspruch. Solch ein Mißverhältnis stößt uns sofort in dem allerersten Abschnitt auf. Es gilt die „Ironie", ein Wort, über dessen Doppelsinn wir schon einmal, anläßlich der sokratischen Ironie, zu handeln veranlaßt waren (vgl. II 39 und 537). Die Grundbedeutung des Wortes ist: „Lust am Mystifizieren". Aus diesem ursprünglichen und weiteren entspringt auf dem von uns schon dargelegten Wege der engere Wortsinn der „Selbstverkleinerung" oder der „umgekehrten Heuchelei". Diese Ironie bildet den Inhalt der Definition, jene den Gegenstand des Charakterbildes. Daraus folgt mit zwingender Notwendigkeit, daß beides nicht von derselben Hand herrührt. Nur darf man freilich die hier am unrechten Ort auftretende Begriffsbestimmung nicht demselben Fälscher beimessen, der das widersinnige Proömium verfaßt hat. Sie ist vielmehr echtes aristotelisches, vielleicht auch theophrastisches Gut, das nur eben nicht für diesen Zusammenhang bestimmt war. In einigen Fällen begegnen wir erweiternden, als unecht erkannten Zusätzen am Schlusse der Charakterbilder, sowie mehreren anderen dreisten, durch ihre sprachliche Form den Byzantiner verratenden Zutaten. Es war eben die Einfachheit und Schmucklosigkeit des Werkchens, das zu solchen Interpolationen herausgefordert hat.

3. Lose Blätter eines Skizzenbuches — so wird man die uns vorliegende Sammlung am besten benennen. Die Alten unterschieden Schriften, die sie hypomnematische nannten (Stoffsammlungen, Vorarbeiten, Aufzeichnungen zum eigenen Gebrauch), von den eigentlich und ursprünglich zur Veröffentlichung bestimmten Werken. Es gab aber auch literarische Erzeugnisse, die eine Mittelstellung zwischen beiden Gattungen einnahmen. Ein Muster dieses Typus haben wir bereits kennen gelernt: des Stagiriten Schrift „vom Staatswesen der Athener". In ihr durften wir zugleich eine Vorarbeit zur „Politik" erblicken und eine „zu einem

leicht lesbaren Buch verarbeitete Materialiensammlung" (S. 20). Ähnlich mag es mit den „Charakteren" stehen. Den in ihnen aufgespeicherten Stoff mochte Theoprast in seinen systematischen Werken zu verwerten gedenken. Ob er solch ein Vorhaben ernstlich gehegt, ob er es wirklich ausgeführt hat, das ist uns zu wissen nicht vergönnt. Jedenfalls ist ihm das Mittel zugleich zum Zweck geworden. Die flott und frisch hingeworfenen Skizzen eines Malers behalten ihren Wert neben den auf sie gegründeten Gemälden und selbst dann, wenn die geplanten figurenreichen Bilder niemals zur Ausführung gelangt sind. Auch können sie durch stärkere Unmittelbarkeit und packendere Lebenswahrheit mitunter einen Vorzug vor diesen selbst besitzen. Den theophrastischen Charakterskizzen hat man manchmal ihre Schlichtheit, die sich bis zur Eintönigkeit steigert, vorgeworfen. Von jeder der zahlreichen darin auftretenden Figuren heißt es: er ist der Mann dazu, er ist fähig, er ist imstande, das und das zu tun, oder: stark ist er darin usw., oder endlich: man kann ihn so oder anders handeln sehen. Mit diesem einfachen Apparat, mit kaum einem halben Dutzend derartiger Wendungen, findet der Verfasser der „Charaktere" das Auslangen. Aus dieser Armut an stilistischen Mitteln haben philologische Kritiker die seltsamsten Schlüsse gezogen. Hat man doch darin sogar eine Stütze der Exzerpten-Theorie gefunden, mit einer, ich möchte sagen, kaum begreiflichen Umkehrung des natürlichen Sachverhaltes. Die Einheitlichkeit der Form eines Schriftwerks weist doch auf alles andere eher hin als auf den mannigfaltigen Ursprung seiner Bestandteile! Durch welches Wunder sollte es geschehen sein, daß Theophrast an den verschiedensten Stellen seiner moralphilosophischen oder rhetorischen Werke sich der genau gleichen Form bedient hat, so daß es nur der Verbindung des Getrennten und Zerstreuten bedurfte, um daraus ein einheitliches, ja über die Maßen einheitliches Ganzes zu bilden! Doch diese, die zugleich späteste und ungereimteste Gestalt jener Theorie ist ihren Vertretern dadurch aufgenötigt worden, daß sie sich einer offenkundigen, mit jeder anderen Form dieser Hypothese unvereinbaren Tatsache nicht mehr zu verschließen vermochten. Wir sind nämlich durch reichliche Anführungen in einem von der Asche Herculanums geborgenen Werke des Epikureers Philodem mit Charakterismen eines anderen und weit späteren Aristotelikers, des Ariston von Keos, bekannt geworden. Und siehe da! es zeigte sich, daß die Form der Darstellung mit jener des theophrastischen Buches vollständig identisch ist. Eben dieselbe stete Wiederholung einiger weniger Behelfe des Ausdrucks. Ariston ist hierin augenscheinlich ein Nachfolger und Nachahmer Theophrasts gewesen. Mit dieser Wahrnehmung schwand die letzte Möglichkeit, die Form der „Charaktere" von ihrem Inhalt zu trennen und sie einem Exzerptor zuzuweisen. Mit anderen Worten: der Zusammenbruch der Ex-

zerpten-Theorie war unvermeidlich geworden. Diese Folgerung in einer vor mehr als zwanzig Jahren veröffentlichten Untersuchung gezogen zu haben, das darf sich vielleicht der Verfasser dieses Werkes als Verdienst anrechnen.

Der geläuterte Geschmack des Altertums hat an der Stilform der „Charaktere“ keinerlei Anstoß genommen. Sollten wir in Wahrheit genötigt sein, anders und strenger zu urteilen? Ich antworte mit einem Gleichnis. Niemals hat jemand eine Perlenschnur darob getadelt, daß der Faden, an dem die Perlen aufgereiht sind, keine Mannigfaltigkeit der Farben aufweist. Man dürfte uns erwidern, jener Faden werde nur gelegentlich und an vereinzelten Stellen sichtbar. Allein fast genau dasselbe gilt in unserem Falle. Der Leser eilt von einem der dicht aneinander gedrängten Züge zum nächsten und achtet kaum der formelhaften Wendungen, die sie miteinander verknüpfen. Ja ich glaube weiter gehen zu dürfen. Der uns jedesmal vorgeführte Charaktertypus tritt, so meinen wir, eben darum so leibhaft und lebendig vor uns hin, weil wir nirgends die Hand des seine Puppen lenkenden Drahtziehers erblicken, weil unsere Aufmerksamkeit niemals durch Zier und Schmuck der Rede von dem Bilde hinweg und auf die Person des Malers hingelenkt wird. Eine Ausnahme bestätigt die Regel. In einem (dem sechsten) der Charakterbilder nimmt man ein gesteigertes Streben nach Variation, eine geflissentliche „Häufung der Einleitungsformeln“ wahr; ein halbes Dutzend von solchen wird im Laufe von wenig mehr als 25 Zeilen verwendet. Sofort stellt sich der Eindruck des Gekünstelten ein; die Wirkung wird abgeschwächt und bleibt hinter derjenigen anderer und kunstloserer Skizzen zurück.

4. Wenden wir uns von der Form zum Inhalt. Wenn wir der Möglichkeit gedachten, daß die dreißig Charakterskizzen eine Vorarbeit zu den ethischen Werken Theophrasts zu bilden bestimmt waren, so dachten wir hierbei nicht an die normative, sondern an die deskriptive Moralwissenschaft, die von Aristoteles angefangen in der peripatetischen Schule eine so intensive Pflege gefunden hat. Freilich von einem und nicht dem unwichtigsten Zweig dieser Darstellungen, demjenigen, der der Schilderung von Volkssitten gewidmet war, haben wir hierbei abzusehen. Aber auch die beschreibende Individual-Ethik ist es nicht allein, auf die der Verfasser der „Charaktere“ sein Absehen gerichtet hat. Erscheinen unter diesen doch auch solche Charaktertypen, die, wie der „Spätlerner“ oder der „Neuigkeitskrämer“, von moralisch neutraler Art sind und dadurch, nebenbei bemerkt, das Befremden mancher Kritiker erregt haben. Ebendahin gehört ein anderes, was mehrfach der Anlaß skeptischer Verwunderung gewesen ist. Auch dort, wo unser Autor das

eigentlich Schlechte und Verwerfliche schildert, ist es zumeist nicht sowohl der harte Griffel des Moralisten als der leichte Stift des Humoristen, den er handhabt. Ja der Humor ist ganz eigentlich die Grundfarbe, die all diesen Sittengemälden einen einheitlichen Ton verleiht. Daß aber Theophrast ein Humorist war, das lehren uns nicht nur die „Charaktere“. Wir ersehen es gleichfalls aus seiner launigen Schilderung der Ehestandsleiden, die uns Hieronymus bewahrt hat. (Man denke an die Gardinenpredigt: „Jene erscheint in stattlicherer Toilette, diese wird von allen hochgehalten; ich spiele in der Frauengesellschaft die erbärmlichste Rolle. Warum hast du die Nachbarin angesehen? Was hast du mit der kleinen Magd gesprochen? Du warst auf dem Markte; was hast du mir mitgebracht?“ usw.) Nicht viel anders steht es mit der Persiflage der „Dionysios-Schmeichler“, deren Kenntnis wir dem Athenäos verdanken. Und daß er gelegentlich sogar sein schauspielerisches Talent in den Dienst der Sittenmalerei gestellt und das Bild des Feinschmeckers, welches er im Hörsaal entwarf, durch bezeichnende Gesten unterstützt hat — das spricht nicht am wenigsten für die Stärke seines Dranges nach mimetisch treuer und zugleich humorvoller Wiedergabe der gemeinen Wirklichkeit. Auch sonst eignet dem Antlitz Theophrasts, das aus unserem Buche hervorblickt, kein einziger Zug, den wir nicht auch anderweitig als ihm zugehörig zu erweisen vermögen oder zu erschließen berechtigt sind. Der hervorragendste Pflanzenforscher des Altertums beobachtet das Treiben der Menschen mit dem sicheren Scharfblick des Naturhistorikers. Der Peripatetiker, für welchen Gut und Schlecht zumeist eine Frage des Maßes und die Grenzlinie zwischen beiden vielfach eine fließende ist, durchmustert mit dem Gleichmut des Anatomen eine Fülle mannigfacher Bildungen und Mißbildungen, ohne ob jeder Abweichung von der Norm des sittlichen Wachstums in zeternde Entrüstung auszubrechen. Dem Philosophen endlich, dessen stark pulsierendes Mitgefühl alles Lebende umspannte, der ein ganzer und voller Mensch war, aber ein Übermensch oder Halbgott zu sein weder verlangte noch vermochte, war der Humor eben das, was den Gefühlsärmeren oder den Willensmächtigeren unter seinen Mitstrebenden die „Affektlosigkeit“ und die „Unerschütterlichkeit“ gewesen ist: die befreiende Gewalt, welche ihm das Dasein verklärte und ihn über dessen Niedrigkeiten siegreich emporhob.

5. Schließlich mögen aus einigen der Charakterbilder solche Züge hervorgehoben werden, die ohne weitläufige Erläuterung verständlich sind und sich ohne schwerfällige Umschreibungen wiedergeben lassen. So wird der Taktlose (genauer hieße er der „Unzeitgemäße“) in der nachfolgenden Weise geschildert: Er tritt an einen Überbeschäftigten heran,

um mit ihm eine Beratschlagung zu pflegen. Er bringt seiner Geliebten ein Ständchen, während sie im Fieber liegt. Den soeben als Bürgen zu einer Zahlung Verurteilten fordert er zu einer Bürgschaftsleistung auf. Als Zeuge vorgeladen erscheint er nach der Urteilsfällung. An einer Hochzeitstafel ergeht er sich in Schmähungen des weiblichen Geschlechts. Ermüdet Heimgekehrte lädt er zu einem Spaziergang ein. Dem, der eben einen Verkauf abgeschlossen hat, führt er einen mehrbietenden Käufer zu. Leuten, die einer den Gegenstand erschöpfenden Verhandlung beigewohnt haben, erbietet er sich zu neuer Belehrung. Er erscheint bei einem Opferschmaus, um Zinsen einzufordern. Wohnt er der Durchpeitschung eines Sklaven bei, so erzählt er (dessen Herrn), daß einmal auch einer seiner Sklaven gezüchtigt ward und sich dann erhenkte. Als Schiedsrichter verhetzt er die Parteien, die zu einem Ausgleich geneigt waren. Beim (ausgelassenen) Tanz ergreift er (als Partner) einen anderen, der noch nicht bezecht ist.

Den Eiteln (oder kleinlich Ehrgeizigen) zeichnet Theophrast ungefähr also: Zu Tische geladen, läßt er es sich angelegen sein, den Platz neben dem Hausherrn einzunehmen. Der Sklave, der ihn begleitet, soll womöglich ein Neger sein. Wenn er 100 Drachmen zu zahlen hat, so muß das in neuer Münze geschehen. Einer Dohle, die er hält, kauft er ein Leiterchen und läßt ihr ein ehernes Schildchen anfertigen, mit dem sie auf den Sprossen umherhüpft. Hat er ein Rind geopfert, so umwindet er die Stirnhaut (samt den Hörnern) mit großen Kränzen und nagelt sie beim Haustor an, damit jedermann von seinem Opfer erfahre. Nach einer Prozession der „Ritter", an der er teilgenommen, schickt er den Burschen mit allem anderen nach Hause; er selbst aber wirft den Mantel zurück und spaziert in Sporen auf dem Marktplatz umher. Ist sein melitäisches Hündchen gestorben, so errichtet er ihm eine Grabsäule mit der Inschrift: „Ein Sproß Melites." Hat er einen ehernen Finger in das Asklepios-Heiligtum gestiftet, so erscheint er dort täglich, um ihn zu glätten und zu salben. Ist er an der Leitung der Volksversammlung beteiligt, so setzt er es bei seinen Kollegen durch, daß er den Ausfall der Opfer verkünde; da tritt er denn, prächtig angetan und schön bekränzt, vor das Volk, spricht (die übliche rituelle Formel) und eilt nach Hause, um seinem Weibe zu erzählen, welch einen kolossalen Erfolg er gehabt hat.

Zur Charakteristik des Schicksalstadlers (oder stets mit seinem Lose Unzufriedenen) dienen die folgenden Sätze: Hat ihm ein Freund eine Portion vom Festmahl gesandt, so sagt er zum Überbringer: „Die Brühe und das Schlückchen Wein hat man mir mißgönnt; darum wurde ich nicht zur Tafel geladen." Umhalst ihn seine Freundin, so „sollte es ihn wundernehmen, wenn ihre Küsse von Herzen kämen". Dem Zeus ist

er gram, nicht, weil er regnen läßt, sondern weil er zu spät habe regnen lassen. Findet er einen Geldbeutel auf der Straße, so ruft er aus: „Einen Schatz aber habe ich noch niemals gefunden.“ Hat er einen Sklaven nach vielen Bitten zu billigem Preis erstanden, so murrt er: „Ob ich an der wohlfeilen Ware auch etwas Rechtes eingeheimst habe“? Dem, der ihm die frohe Botschaft bringt: „Dir ward ein Sohn geboren“ erwidert er: „Füge hinzu, ‚du hast auch die Hälfte deines Vermögens verloren‘, und du wirst die Wahrheit sprechen.“ Hat er einen Prozeß durch einstimmigen Richterspruch gewonnen, so wirft er dem Anwalt vor, er habe gar viele der Rechtsgründe übergangen. Kam eine Kollekte seiner Freunde für ihn zustande, und sagt man ihm: „Sei frohen Mutes!“ so antwortet er: „Wie sollte ich! Muß ich doch jedem Einzelnen seinen Beitrag zurückerstatten und ihm überdies wie einem Wohltäter Dank wissen.“

Noch heben wir aus dem Charakterbild des Prahlsüchtigen die Hauptzüge hervor. Auf dem Hafenvorsprung stehend erzählt er Fremden, ein wie großer Teil seines Vermögens auf dem Meere schwimme; dabei ergeht er sich in Betrachtungen über das See-Leihegeschäft, wie ausgedehnt es sei, wieviel er selbst schon darin gewonnen und auch verloren habe. Und während er solche Reden führt, schickt er (zu ihrer Bekräftigung muß man hinzudenken) seinen Burschen auf die Bank, wo er in der Tat ein Guthaben von einer Drachme stehen hat. Bei einem zufälligen Weggenossen bringt er es an, wie er Alexanders Feldzüge mitgemacht, auf welchem Fuße er mit ihm gestanden, auch wie viele Becher mit Edelsteinverzierung er heimgebracht habe; dabei rühmt er (mit Kennermiene) die Überlegenheit des orientalischen Handwerks. Und das alles, ohne daß er jemals die Heimat verlassen hätte. Antipater — so fährt er fort — hat mir nun schon dreimal geschrieben, um mich nach Mazedonien einzuladen; auch sei ihm dort die zollfreie Holzausfuhr angeboten worden; er aber lehnte ab, damit nicht Einer ihn verdächtigen und allzu vertrauter Beziehungen zu den Mazedoniern zeihen könne. In der Hungersnot habe er mehr als fünf Talente zur Unterstützung armer Mitbürger aufgewandt; er verstehe es eben nicht nein zu sagen ... Betritt er den Pferdemarkt, so zeigt er Lust, die besten Fohlen anzukaufen. Auf dem Garderobemarkt wählt er Waren im Betrage von zwei Talenten aus und schilt den Burschen, daß er die Goldbörse nicht mitgenommen. Das Miethaus, in dem er wohnt, nennt er Unkundigen gegenüber das Haus seiner Ahnen und erklärt, er werde es bald verkaufen müssen, weil es für seine Gäste nicht mehr ausreicht.

Indem ich diese Stücke zu übertragen versuche, werde ich mir mehr als jemals der unerreichbaren Vorzüge des Originals bewußt. Welch eine treffsichere Auswahl der bezeichnendsten Worte! Welch eine ängstliche

Meidung aller irgend entbehrlichen Zusätze und vor allem jeder, selbst der leisesten, subjektiven Zutat! Diese erstaunliche Sparsamkeit erhöht die Wirkung der Skizzen in zwiefacher Weise. Sie steigert zugleich ihre gedrungene Kraft und die plastische Gegenständlichkeit der Gestalten. Und demungeachtet haben gar viele Kritiker, an ihrer Spitze Eduard Zeller, der jedoch schließlich bekehrt ward, mit Zuversicht erklärt, „an die Authentie dieses Schriftchens" sei „nicht zu denken", schwerlich auch nur daran, „daß ihm ein eigenes theophrastisches Werk zugrunde" liegt. Die Nachwelt wird es vielmehr bei dem Urteil Labruyères bewenden lassen (1645—1696), dem unser Buch als ein „Meisterwerk" und Vorbild galt, als eine vollendete Verkörperung der „griechischen Eleganz" und des „attischen Geschmackes".

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Theophrast von Eresos.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die „Charaktere" haben Schule gemacht. Aristons des Keers Nachfolge hat uns bereits beschäftigt. Seine uns bekannten Charakterismen stammen aus einer Schrift „Über den leeren Wahn". Von Theophrasts zweitem Schulnachfolger Lykon gab es ein Werk, aus dem das Bild des „Trunkenen" in lateinischer Übersetzung erhalten ist. Aus eines anderen Peripatetikers, des Satyros, Buch „Über Charaktere" besitzen wir die Schilderung des „Liederlichen".

Neben den Darstellungen individueller Charaktere ist noch ein anderer, nahe verwandter Literaturzweig zu nennen, der vornehmlich von Theophrast begründet ward. Wir meinen die Schriftstellerei „Über Sitten" und „Über Lebensweisen oder Lebensrichtungen", zwei Themen, die von ihm und einigen der Seinen gesondert, schließlich von dem Epikureer Zenon, jedenfalls nicht ohne Beimengung individueller Typen, vereinigt behandelt wurden. Also betitelte Werke gab es außer vom Eresier selbst von seinen Zeit- und Schulgenossen Klearch von Soloi (auf Cypern) und Herakleides (vgl. S. 10ff.), endlich von Straton, seinem Nachfolger im Lehramt. Daß Theophrasts Werk „über Sitten" durch die Fülle seines historischen Inhalts den Kommentatoren reichlichen Arbeitsstoff geliefert hat, das ist so ziemlich das einzige, was wir von ihm wissen. Allein es genügt, im Zusammenhang mit den Resten der gleichartigen Schriften, um uns zu lehren, daß die geschichtliche und zumal die kulturgeschichtliche Gelehrsamkeit in Theophrasts Studienkreis

eine gewichtige Stelle einnahm. Zur deskriptiven Völker-Psychologie und -Ethik hat, wie die vergleichsweise zahlreichen Bruchstücke lehren, Klearchs Werk „Über die Lebensrichtungen" gehört. Die Anfänge der Gesittung, insbesondere in Griechenland, hat eines anderen Aristoteles-Jüngers, Dikaearch, „Leben in Hellas" zu schildern oder richtiger zu rekonstruieren unternommen.

2. In welchem Maße das Interesse für die Breite der Empirie, auch der historischen, in jener Generation der Peripatetiker angewachsen war, das zeigt jeder Blick auf die Erzeugnisse ihres Wissensbetriebes. Unserem Philosophen stand schwerlich ein anderer so nahe als sein Mitbürger, Mitschüler, auch botanischer Mitforscher Phainias. Aus seinen uns großenteils nur dem Namen nach bekannten Werken seien hier drei historische Sonderschriften hervorgehoben: eine Chronik seiner Vaterstadt (genauer: „Über die Prytanen oder Amtsvorstände von Eresos"), ein Buch „Über die sizilischen Tyrannen" und ein solches „Über Tyrannenmord aus Privatrache", das heißt über ein Thema, das der Stagirit selbst mit ein paar Sätzen gestreift hatte (vgl. S. 296 f.). Drängt sich uns hier die Besorgnis vor einem Überwuchern des kleinsinnigen Spezialistentums über die großen Konzeptionen der Wissenschaft auf, so läßt sich doch andererseits das Erstarken des historischen Sinnes als eines Gegengewichtes gegen alle luftigen Spekulationen kaum überschätzen. Wer wird z. B. von Theophrast eine von allem Gegebenen absehende, phantastische Staats- oder Gesellschaftsutopie erwarten, wenn er erfährt, daß er nicht nur eine umfassende „historische Materialiensammlung" angelegt, sondern auch vier Bücher einer mit geschichtlichen Beispielen gespickten Arbeit „Über Staatskunst oder angewandte Politik" und überdies ein ganz eigentliches „Staats- oder Rechtslexikon" in 24 Büchern verfaßt hat (vgl. S. 25), aus dem uns vor allem ein stoff- und umfangreicher Abschnitt „über Kaufverträge" erhalten ist.

So wenig wir von den diese Themen betreffenden normativen Schriften wissen — es gab von ihm zwei Bücher „Politik", zwei „Über das Königtum", zwei „Über Gesetze" und „Über Gesetzwidrigkeiten" und zwei „Über die beste Staatsverfassung" und „Über die beste Staatsverwaltung" — wir irren gewiß nicht mit der Annahme, daß er sich hier noch weit mehr als Aristoteles in seiner unvollendet gebliebenen Lehre „vom besten Staat" (vgl. S. 308 f.) von aller platonischen Kühnheit grundstürzender Neuerungen entfernt hat. Von seinen Nachträgen zur „Poetik" kennen wir kaum mehr als die Namen („Über die Komödie", „Gegen Aeschylos", ein Buch „Über die Dichtkunst" schlechtweg). Bedeutender und einflußreicher waren seine Arbeiten auf dem Gebiete der „Rhetorik", deren man nicht weniger als 17 zählte und deren überaus weit reichende Nachwirkung erst in jüngster Zeit erkannt

und dargelegt worden ist. Auch zur Geschichte der Astronomie und der rein mathematischen Disziplinen hat er neben seinem Mitjünger Eudemos, dem Meister dieses Teils der Wissenschaftsgeschichte (vgl. I 112), erhebliche Beiträge geliefert, nicht minder neben Aristoxenos, dem Klassiker der Musikwissenschaft, solche zur Theorie dieser Kunst sowohl als zu ihrer Geschichte. In ersterer Rücksicht ist es bemerkenswert, daß er die Ausdrucksfähigkeit der Tonkunst auf „Freude, Trauer und Begeisterung" beschränken wollte. Das Feld aber, das er, wie es scheint, als der Erste und mit sehr beträchtlichem Erfolge bebaut hat, ist die Religionsgeschichte, zunächst in 6 Büchern einer objektiven Darstellung, gleichsam einer „Religionskunde". Ihnen schlossen sich 3 Bücher argumentativer Theologie („Über Götter") und endlich das Hauptwerk „Über Frömmigkeit" an, in dem er seine eigenen, auf religiösen Glauben und Kult bezüglichen Meinungen zugleich dargelegt und durch geschichtliche und ethnologische Parallelen zu stützen gesucht hat.

3. Aller Mythologie vielleicht noch mehr als Aristoteles entfremdet, zu allegorischen Umdeutungen der Volkssagen geneigt, war Theophrast von ernstem Gottesglauben erfüllt. Hat er doch sogar die Vertilgung einer ganzen Völkerschaft, der Bewohner des Berges Athos, frommgläubig ihrer Gottlosigkeit zugeschrieben. Seine Theologie ist ob ihres Mangels an Folgerichtigkeit und scharfer Bestimmtheit von den Alten mehrfach getadelt worden. „Gott heißt ihm" — so ruft Klemens aus — „bald der Himmel, bald der (Lebens-)Hauch." Ähnlich läßt Cicero in seinem Gespräch „Über die Natur der Götter" den Epikureer Velleius klagen, Theophrast weise „die göttliche Herrschaft bald dem Geiste, bald dem Himmel, dann auch wieder den Gestirnen" zu. Erinnern wir uns des aristotelischen Nūs, seines Ätherkleides, der göttlichen Natur des oberen Himmelsraumes und der Sphärengeister, so werden wir einen tiefgreifenden Unterschied zwischen den Lehren des Jüngers und des Meisters kaum gewahren. Vielleicht hat Theophrasts Welttheorie die Wirksamkeit des „Ersten Bewegers" ignoriert oder wenig betont; das können uns die Schwierigkeiten vermuten lassen, die er in der aristotelischen Lehre vom Ursprung der kosmischen Bewegungen gefunden hat.

Weit genauer als über seine Theologie sind wir über einen Punkt seiner Lehre von der Gottesverehrung unterrichtet. Über den Opferbrauch nämlich hat sich Theophrast in dem Buche „Über die Frömmigkeit" weitläufig ergangen. Er ist darin als ein entschiedener Gegner der Tieropfer aufgetreten. Diese Gegnerschaft war es, die einen Vorkämpfer des Vegetarianismus, den Neuplatoniker Porphyrios (vgl. S. 28), veranlaßt hat, jener Schrift ansehnliche Stücke zu entlehnen und in sein Werk „Über die Enthaltung von Fleischnahrung" zu verweben — ein

Vorgang, den Jakob Bernays' Scharfsinn aufgedeckt und mit Sicherheit erwiesen hat. Jenen Kampf gegen das Tieropfer aber hat Theophrast mit einem Nachdruck und einer Gründlichkeit geführt, die uns tiefe, weit über jene Einzelfrage hinausreichende Einblicke in seine Methode, seine Denkart und selbst seine Gefühlsweise eröffnen.

4. Blutige Opfer — das ist das erste seiner Argumente — sind eine vergleichsweise späte Neuerung. Sie waren der Urzeit des Menschengeschlechts fremd, die sich an der Darbringung von Feldfrüchten genügen ließ. Diese These erhärtet Theophrast durch Schlüsse, die er aus der Tierverehrung des ältesten Kulturvolks, der Ägypter, dann aber auch aus griechischen Bräuchen und Benennungen zieht. Somit verwendet er hier jene Methode der Rückschlüsse, der wir zuerst bei Thukydides, dann bei Aristoteles, insoweit er Altertumsforscher war, begegnet sind (vgl. I 403). Dieser historisch-ethnologische Abschnitt enthält gar viel des Anziehenden und Belehrenden, aus dem wir nur weniges hervorheben wollen. Der Verwerfung der Tieropfer dient auch ihre Parallelisierung mit den grauenhaften Menschenopfern; beides seien Entartungserscheinungen, die nicht nur bei fremden Völkern, sondern auch bei den Hellenen Hand in Hand gehen. Denn nicht bloß werden dem als Kronos bezeichneten Baal in Karthago, sondern auch dem Zeus beim Lykäenfeste in Arkadien „bis zum heutigen Tage" Menschenopfer dargebracht (wir können hinzufügen, daß der entsetzliche Brauch bis in die römische Kaiserzeit fortgedauert hat). Anderwärts werden „als Erinnerung an die frühere Übung die Altäre mit dem Blut von Stammesgenossen besprengt". Im Verlauf dieser Polemik wird auch das jüdische Volk herbeigezogen und sein Opferritus beschrieben. Wir würden sagen, es sei das die erste unzweideutige Erwähnung dieses Volkes in der griechischen Literatur, wenn nicht der obenerwähnte Mitschüler des Eresiers, Klearch (vgl. S. 383), einen Dialog verfaßt hätte, in welchem er Aristoteles sich mit einem Juden unterhalten und von jüdischer Sittenstrenge und Enthaltsamkeit mit warmer Anerkennung sprechen ließ. Unser Philosoph hat die Juden von der Hauptmasse der Syrer, mit denen sie vorher zusammengeworfen wurden, geschieden und sie, zumeist doch wohl ob ihres Monotheismus, einen „philosophischen" Stamm genannt. Seine Darstellung vermischt Wahres mit Falschem; scheint er doch ebenso wie Klearch das gesamte Volk der Juden mit ihrer Priesterkaste verwechselt und in ihnen ein syrisches Analogon zu den indischen Brahmanen erblickt zu haben. Die Hauptsache für ihn ist aber das Folgende. Die Juden feiern keine Opferschmäuse; sie verzehren das Opferfleisch nicht, und gehören somit nicht zu denjenigen, die „des Genusses wegen" an diesem Ritus festhalten und

genießbare Tiere „unter dem Patronat der Gottheit schlachten und schinden".

Noch ungleich bedeutender und für Theophrasts Sinnesart bezeichnender ist das aus der Verwandtschaft oder Zusammengehörigkeit von Menschen und Tieren geschöpfte Argument. Er fußt hierbei auf der gleichartigen Zusammensetzung des Menschen- und des Tierleibes, wobei er insbesondere die Identität der Gewebe (wie Haut, Fleisch u. dgl. m.), nicht minder des Blutes und anderer Flüssigkeiten hervorhebt. Ebensosehr aber auf ihrer seelischen Verwandtschaft. Diese bestehe nicht nur als Grundlage einer universellen Befreundung „zwischen allen Menschen untereinander", sondern auch zwischen diesen und den Tieren. Unterschiede des Grades gebe es freilich im ausgedehntesten Maße; aber nicht eigentliche qualitative Verschiedenheiten, weder in Ansehung des Intellekts noch der Affekte, am wenigsten hinsichtlich der Sinneswahrnehmungen. Im seelischen wie im körperlichen Bereiche seien die „Grundbestandteile" oder Elementartatsachen dieselben. Theophrast beeilt sich dem Einwand zu begegnen, welcher der Wildheit mancher Tierarten entnommen werden könnte. Er vergleicht diese mit Verbrechern, die man ja gleichfalls unschädlich zu machen genötigt ist; allein dadurch werde das verwandtschaftliche Band noch nicht zerschnitten. Den Keim kosmopolitischer, ganz eigentlich humanitärer Gesinnung, den wir gelegentlich bei Aristoteles antrafen (vgl. S. 226f. u. 261), finden wir hier voll entwickelt. Der Glaube an die Bevorrechtung seines Volkes ist bei diesem Sohn des hellenistischen Zeitalters ganz ebenso wie bei den Kynikern bis auf die Wurzel ausgetilgt. Der Tierwelt gegenüber legt er aber eine Gesinnung an den Tag, die erst in den Tierschutzvereinen der Gegenwart und in den Anfängen einer die Tiere schützenden Gesetzgebung ihren Ausdruck gefunden hat. Leider kennen wir nur den Titel einer theo phrastischen Schrift, die sicherlich dazu bestimmt war, die hierher gehörigen, im Buch „Von der Frömmigkeit" angedeuteten Gedanken auszuführen und zu begründen. Dieser Titel aber lautet bedeutsam genug: „Über die Intelligenz und die Gemütsart der Tiere" — eine Schrift, die Plutarch in einer ähnlich betitelten Abhandlung reichlich ausgebeutet zu haben scheint.

5. Wir haben unvermerkt das Feld der theophrastischen Ethik betreten. Von der Religions- und Opferlehre leiten zu ihr die Sätze über, die jede entbehrliche Tötung von Tieren verpönen und auf die Reinheit der Gesinnung des Opfernden das höchste Gewicht legen. Doch ehe wir weiterschreiten, noch ein Wort der Ergänzung zu dem, was wir soeben von unseres Philosophen Schätzung der Tierwelt und ihrer Fähigkeiten, von dem engen Bande vernommen haben, das jene mit der Menschheit ver-

knüpft. Alles ruft hier — so möchte man sagen — nach der Deszendenztheorie! Wie kommt es, daß der Eresier nicht die Fäden aufgenommen hat, die schon Anaximander angesponnen und Platon in seiner „umgekehrten Deszendenzlehre" fortgeführt hatte (vgl. I 45 und II 495 f.)? Es bleibt wohl keine andere Antwort übrig als diese: die Autorität des Meisters und seiner Lehre von der Ewigkeit der Erde und ihrer Bewohner hat ihn in ihrem Banne gehalten und gehindert, jene Folgerungen zu ziehen, zu denen ihn seine Prämissen im Verein mit seinen Neigungen zu drängen so geeignet scheinen.

Die Ethik des Nachfolgers ist von jener seines Vorgängers nicht wesentlich verschieden. Die Lehre vom „Mittleren" hat Theophrast festgehalten, auch in dem Punkte, der unserer Kritik die stärksten Blößen zu bieten schien, nämlich in Ansehung der Gerechtigkeit (vgl. S. 205 f.). Derselbe maßvolle Sinn, dieselbe Meidung von Übertreibungen begegnet bei dem Schüler wie beim Lehrer. Nur ward jenem, da rings um ihn, bei Stoikern wie bei Epikureern, die Überspannung im Schwange war, der Gegensatz zu ihr, die Berücksichtigung der Schicksalsmacht und der äußeren Güter in der Bewertung des Lebensglückes nachdrücklicher verübelt (vgl. S. 192). Man warf ihm vor, er habe den Wert der Tugend gemindert, weil er sie allein zur Glückseligkeit nicht ausreichend fand. Weil er nicht zugeben wollte, daß der Weise unter Martern glückselig sein könne, darum ward ihm Laxheit in moralischen Dingen vorgeworfen. Den stärksten Anstoß gab seine Anführung eines Dichterwortes: „Gut Glück ist alles, nichts der kluge Sinn". Da ist es am Platze, daran zu erinnern, daß diese Anführung in seinem Dialog „Kallisthenes oder über die Trauer" vorkam und fast sicherlich durch den erstaunlichen Schicksalswechsel seines Jugendfreundes veranlaßt war, wie denn der Vers dem Wortlaut des Originals gemäß ausschließlich der äußeren Lebenslage der Menschen gegolten hat. Dieser dem Andenken des von Alexander mißhandelten Verwandten des Aristoteles gewidmete Dialog (vgl. S. 16 und 25) ist übrigens die einzige der in dieser Darstellungsform verfaßten Schriften, von der uns mehr als der Titel bekannt ist. Und doch waren es sicherlich die für einen weiten Leserkreis bestimmten und darum stilistisch gefeilten „Gespräche", die der Beurteilung des Schriftstellers Theophrast ganz ebenso wie jener des Aristoteles zugrunde gelegt wurden (vgl. S. 22), und die ihm das Lob des „anmutreichsten" und des alle anderen Philosophen an „Eleganz" des Ausdrucks überragenden Autors eingetragen haben. Die berühmtesten seiner ethischen Werke waren das Buch „über die Glückseligkeit", die drei Bücher „über die Freundschaft", die Schrift „über (oder richtiger gegen) die Ehe", die er jedenfalls für den Philosophen nicht geeignet fand (vgl. S. 380); daneben gab es Monographien „über die göttliche Glückseligkeit", „über die Lust", „über die Tugend", zwei

Schriften „über die Liebe“, von denen eine in Gesprächsform verfaßt war, auch Bücher „über Erziehung“, „über Glück“, „über Rache“, „über Ehrgeiz“.

Ungern scheiden wir von dem liebenswerten und verehrungswürdigen Manne — einer der anziehendsten in der langen Reihe von Gestalten, die an uns vorübergezogen sind. Freien und feinen Geistes, milden Gemütes; ein scharf und tief blickender Beobachter, mochte es sich nun um Pflanzenformen oder um menschliche Charaktertypen handeln; von fast beispielloser Arbeitslust beseelt; maßvoll in seiner Lebensansicht, aller Gewaltsamkeit und aller Übertreibung abhold; die Menschen und ihr Treiben sinnig musternd und auch das Unerfreuliche mit lächelndem Humor verklärend; aller Streitsucht und allem Schulgezänke fremd; völlig frei von Rassenhochmut und nationalem Dünkel, von stärkstem Mitgefühl für alles Lebende erfüllt — so steht dieser außerordentliche Mann vor uns, als ein würdiger Nachfahre seiner großen Ahnen, eines Sokrates, Platon und Aristoteles; als ein Universaldenker, dem allerdings die höchste Originalität abging, der aber innerhalb dieser Schranke sehr viel bedeutete und niemals mehr sein wollte, als er gewesen ist.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Straton von Lampsakos.



Von Stratons Lebensgang († zwischen 270 und 268) wissen wir wenig. Er war auf Theophrasts oder auf des Phalereers Demetrios Empfehlung an den ägyptischen Hof gelangt und im Verein mit dem Dichter Philetas von Kos mit der Erziehung des zweiten Ptolemäers betraut worden. Ungefähr zur Zeit, als dieser (285) als Mitregent den Thron bestieg, war der uralte Theophrast aus dem Leben geschieden. Da übernahm Straton als einer der im Testament seines Lehrers mit der Verwaltung der peripatetischen Schule zu Athen betrauten Zehnmänner deren Leitung, die er bis zu seinem 18 Jahre später erfolgten Tode inne hatte. Er scheint gleichfalls ein hohes Alter erreicht zu haben, da er ohne Krankheit, nur durch Abmagerung und Entkräftung, sein Ende gefunden hat. Zu Kuratoren der Schule hat auch er letztwillig zehn vertraute Freunde bestellt, von denen er einen, Lykon, zum Schulvorstand ernannte. Von seinen persönlichen Beziehungen wüßten wir mehr, wenn nicht die Sammlung seiner Briefe verloren wäre. An ihrer Spitze stand ein an Arsinoë,

die Schwester und Gemahlin des Ptolemäos Philadelphos, gerichtetes Schreiben, von dem wir nur die Eingangsformel kennen. So wissen wir denn auch nicht, ob er die fürstliche Frau etwa als ein Vorläufer Leibnizens und Eulers in die Elemente der Wissenschaft eingeführt hat. Als Lehrer hatte er geringeren Zulauf als sein Zeitgenosse, der Eretrier Menedemos (vgl. II 167 f.) — eine Inferiorität, die ihm das geistreiche Wort eingab: „Was Wunder, wenn die Zahl jener, die zu baden wünschen, größer ist als die derjenigen, die auch gesalbt werden wollen." Damit hat er selbst seinen Unterricht als einen für die große Menge allzu verfeinerten und nur für einen engeren Kreis bestimmten bezeichnet. Als Schriftsteller soll er sich am glänzendsten in der Polemik betätigt haben, während er in der Darstellung seiner eigenen Lehren ungleich schwächer war. Die erhaltenen Bruchstücke sind allzu geringfügig, um uns eine Kontrolle dieses Urteils zu gestatten, das der Geschichtschreiber Polybios gefällt hat.

2. Obgleich kein so bändereicher Autor wie Theophrast, hat er doch den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, von der Logik und Metaphysik angefangen bis zur Ethik und Politik, eingehende Aufmerksamkeit gewidmet. Soviel, aber freilich nicht viel mehr, lehrt uns das Verzeichnis der von ihm verfaßten Werke. Wenn er „über den Zufall" und „über die Definition" geschrieben hat, so ersehen wir daraus zum mindesten, daß er sich bei den gangbaren peripatetischen Lehrmeinungen über diese Probleme nicht beruhigt hat. Die beschreibende Naturwissenschaft hat er nur gestreift: in den drei Schriften „über bestrittene oder zweifelhafte", gleichwie „über mythologische Tiere" und „über die Entstehung von Tieren"; völlig unberührt ließ er die Pflanzenkunde, deren eingehende Behandlung durch seinen Meister ihm augenscheinlich genügt hat. An Monographien über physiologische und psychologische Fragen in der Art der theophrastischen hat er es nicht fehlen lassen. So schrieb er „über den Schlaf", „über Träume", „über Empfindung", „über die Lust", „über das Gesicht", „über Farben", „über Schwindel (?) und Betäubung", „über Ernährung und Wachstum". Im Bereich der Arzneikunde zeigt ihn ein Buch „über Krankheiten" und wohl auch jenes „über Krisen" heimisch. Ethischen Fragen war eine große Zahl seiner Werke gewidmet; so drei Bücher „über das Gute", ebenso viele „über Gerechtigkeit", eines „über das Ungerechte", ein Buch „über Tapferkeit", je ein solches „über Begeisterung" und „über Glückseligkeit". In betreff der Politik offenbart sich der Wandel der Zeiten darin, daß Straton das Königtum mindestens in drei Büchern, vielleicht auch in einer Sonderschrift „über den philosophischen König" erörtert hat, während der altgriechische Stadtstaat, die Polis, bei ihm leer ausgeht. Sein Werk

„über die Lebensrichtungen“ haben wir bereits genannt (S. 383); hier, wenn irgendwo, mußte historische und ethnographische Gelehrsamkeit zur Geltung kommen.

3. Das Schwergewicht von Stratons Lehre und Forschung lag aber anderwärts: in der Physik und in der mit ihr eng verknüpften Seelenlehre. Seines Zurückgreifens auf die atomistische Doktrin haben wir bereits gedacht. Genauer steht es damit also. Zwei Grundvoraussetzungen der leukipp-demokritischen Lehre hat er dieser entlehnt: das Dasein unzerstörbarer und unzerlegbarer Urkörperchen und das Dasein des leeren Raumes. Eine wesentliche Modifikation der Hauptlehre umschließt die eine wie die andere dieser Voraussetzungen. Die Urkörperchen sollten durchweg durch leere Zwischenräume voneinander getrennt sein. Damit kam jener ganze Apparat, der der Verbindung, der Verflechtung, Verhäkelung usw. der Atome gedient hatte, in Wegfall; auf diesen und auf die damit zusammenhängende unendliche Formverschiedenheit der Atome mag sich vornehmlich das geringschätzige Urteil beziehen, mittels dessen Straton die demokritische Atomenlehre als einen „Traum“ oder eine Phantasterei bezeichnet hat. Auch sollte das Leere lediglich jene Interstitien der Körper einnehmen, nicht aber irgendwo als ein zusammenhängendes oder kontinuierliches Ganzes vorhanden sein. Welchen Gebrauch unser Physiker von seiner Korpuskulartheorie gemacht hat, darüber sind wir nicht völlig ausreichend unterrichtet. Eines ist in hohem Grade bemerkenswert. Das Leere, über das Straton ein eigenes Buch schrieb, hat in seiner Naturlehre mehrfach die Rolle gespielt, welche moderne Physiker dem Äther zuweisen (vgl. I 265). Doch kann von einer Annäherung an die Undulationstheorie unseres Erachtens nicht die Rede sein. Denn wie sollte „das Leere“ undulieren? Weit mehr werden wir an Newtons Emissionstheorie erinnert. Es sollte die Fortpflanzung des Lichtes, der Elektrizität und des Magnetismus — man beachte diese Trias — verständlich werden. Das durch die Reflexion bekundete Eindringen der Lichtstrahlen in das Wasser, das Hindurchgehen der anziehenden Kraft des Magneten durch eine Kette aneinander gefügter Eisenringe, die Wirkung des elektrischen Schlages, der vom Zitterrochen ausgeht und durch den Dreizack in der Hand des Fischers hindurch diesen selbst trifft — das sind einige der Phänomene, die Straton nur mittels seiner Annahme erklären zu können glaubte, während die undurchbrochene, den Raum vollständig ausfüllende Materie den genannten, augenscheinlich stofflich gedachten Faktoren den freien Durchgang verwehrt hätte. Das Vorhandensein leerer Interstitien gilt ihm als eine Bedingung der („Eutonie“ genannten) Elastizität. Ohne dasselbe wären auch die Fälle

vollständiger Mischung — z. B. von Wasser und Wein —, der Diffusion auch des Lichtes, der Verbreitung der Wärme selbst durch feste Körper, wie es die Metalle sind, unerklärlich. Ausgedehnte leere Räume hingegen seien nur durch Kunst oder „gewaltsam“ erzeugt. Der Glaube an ihr Vorhandensein in der Natur werde durch die Verwechslung des Leeren mit dem Lufterfüllten hervorgerufen. Hier wiederholt er in wenig veränderter Gestalt den uns schon von Empedokles her bekannten Versuch (vgl. I 191/2). Wir meinen das Eintauchen eines dem Anschein nach leeren Rohres oder Bechers in ein Wasserbecken, unter Umständen, unter denen die in jenem enthaltene Luft dem Wasser den Eintritt wehrt. Daß hingegen ein kontinuierliches Vakuum künstlich hervorgebracht werden kann, das erhärtete er durch ein anderes kleines Experiment, durch das Anlegen eines leichten Gefäßes an den Mund und durch dessen Haftenbleiben an den Lippen, nachdem die darin befindliche Luft ausgesogen ist. Die in diesen Erörterungen verwendeten Experimente sind von recht sehr einfacher Art. Was sie bemerkenswert macht, ist ihre Häufung und das Gewicht, das Straton ihnen und der durch sie vertretenen „sinnfälligen Beweisart“ überhaupt beilegt.

4. Kaum weniger bedeutsam als die, wenn auch beschränkte Wiederaufnahme der Atomistik ist jene einer anderen, mit ihr aufs engste verwandten Grundlehre der Abderiten, nämlich der Doktrin vom Auftrieb (vgl. S. 48). Straton hat die platonisch-aristotelische Theorie der „natürlichen Orte“ aufgegeben. Nicht weil Feuer oder Luft an sich nach oben als nach ihren Heimatsorten streben, sondern weil sie von schwererer Materie hinaufgedrängt werden, steigen sie in die Höhe. Die Tendenz nach abwärts wird dadurch für eine allen Stofformen gemeinsame erklärt. Mit jener kindlichen Auffassung, die den oberflächlichen Schein für eine letzte Tatsache hielt, ward gebrochen. Eine Scheidewand ward hinweggeräumt, welche die verschiedenen Artungen des Stoffes voneinander getrennt hat. Auch die Einheitlichkeit des Weltbildes hat dadurch gewonnen. Hing doch das Emporsteigen des Feuers, als Streben zur Rückkehr nach seinem „natürlichen Orte“ angesehen, mit der aristotelischen Spaltung des Universums in grundverschiedene Bereiche eng zusammen.

Freilich ist Straton in der also eröffneten Bahn nicht so weit vorgeschritten wie Leukipp und Demokrit. Diese hatten, indem sie alle ursprünglichen Qualitätsverschiedenheiten des Stoffes leugneten und nur Unterschiede der Größe, der Gestalt und der Lage der Atome gelten ließen, zugleich die alte Lehre von dem einen Urstoff festgehalten und der künftigen Forschung Wege gewiesen, die zu einer Erklärung der

stofflichen Mannigfaltigkeit führen sollten. Mögen wir die Größe solch eines kühnen Beginnens immerhin preisen und bewundern: die Tatsache bleibt aufrecht, daß sie damit einer weit, auch heute noch weit entfernten Zukunft vorgegriffen haben. Ist doch selbst die Chemie unserer Tage noch nicht bei diesem Ziele angelangt. Daß die verschiedenen Elemente lediglich Modifikationen eines Urstoffs seien, das ist immer noch mehr eine Ahnung als ein sicherer Erwerb der wissenschaftlichen Forschung. Ohne auf jene Zukunftshoffnung zu verzichten, beruhigen sich die Chemiker der Gegenwart vorläufig bei den etlichen 70 Elementen, deren Zerlegung in einfachere Bestandteile bisher nicht gelungen ist. Und so hat denn auch Straton sicherlich wohl daran getan, mit qualitativ verschiedenen Urkörperchen und mit diesen ihren Qualitäten zu rechnen, anstatt sich in der Weise der alten Atomisten in waghalsigen Spekulationen über die Entstehung aller qualitativen Verschiedenheiten zu ergehen.

5. Daß dieses Zurückgreifen auf die Grundlehren der Atomisten mit einer Abkehr von der platonisch-aristotelischen Theologie verbunden war, das ließ sich von vornherein vermuten. In der Tat wird unserem „Physiker" mehrfach vorgeworfen, daß er die Natur an die Stelle der Gottheit gesetzt habe. Gern wüßte man, wie weit dieser Naturalismus sich erstreckt hat, auch welcher der Inhalt seiner drei Bücher „über die Götter" gewesen ist. Seine Äußerung, „er bediene sich nicht der Götter behufs der Erklärung des Weltentstehens", mahnt uns zunächst an das Laplace zugeschriebene Wort: Je n'ai pas besoin de cette hypothèse. Allein es liegen hier zwei Möglichkeiten vor, zwischen denen wir eine sichere Wahl zu treffen nicht imstande sind. Hat Straton eine Kosmogonie aufgestellt, in der er übernatürlichen Eingriffen keinen Raum vergönnte? Oder hat er diesen Gegenstand menschlicher Einsicht überhaupt entrückt geglaubt und sich mit der Darstellung tatsächlich beobachteter Geschehnisse und ihrer Zurückführung auf natürliche Gesetzmäßigkeiten begnügt? Der Wortlaut jener Meldung Ciceros spricht für die erstere, der erstarkte Wirklichkeitssinn, dem wir bei Straton begegnen, und die Scheu vor intellektuellen Abenteuern, wie Demokrits „Träume" es waren, für die letztere Alternative.

Über die Einzelheiten seiner naturwissenschaftlichen Lehren sind wir nicht ausreichend unterrichtet. Das Bedeutsamste ist die hohe Achtung, die das ganze Altertum dem „Physiker" trotz seiner offenkundigen Entfremdung vom Volksglauben gezollt hat. Noch mehr besagt der gewaltige Einfluß, den er auf die antike Naturwissenschaft geübt hat. Aristarch von Samos, der Kopernikus des Altertums (vgl. S. 178 u. I 98/99), war einer seiner Hörer, und mindestens die Farbenlehre

des Jüngers war mit jener des Meisters identisch. Aristarch aber, den Archimedes in seiner Schrift „von der Sandzahl“ so reichlich anführt, bildet eine Brücke zwischen Straton und dem größten mathematisch-physikalischen Genie des Altertums. Eine zweite derartige Brücke stellt der große alexandrinische Gelehrte Eratosthenes dar. Dieser hat es nicht verschmäht, einen Auszug aus einer geologischen Schrift unseres Philosophen zu verfassen, während er andererseits, wie das ihm gewidmete, jüngst entdeckte Buch des Archimedes lehrt, mit diesem auf dem Fuße vertrauter Freundschaft und regen wissenschaftlichen Verkehrs stand. Ganz unmittelbar aber, und zwar in ihrer physikalischen Grundansicht und aufs nachhaltigste von Straton beeinflußt waren der hervorragende Mechaniker Ktesibios (der Erfinder der Windbüchse) und der Gründer einer bedeutenden medizinischen Schule, Erasistratos.

6. Man darf Straton einen Monisten nennen. War ihm, wie es scheint, Gott und Natur in eins verschmolzen, so wollte er auch zwischen Seele und Leib keinen trennenden Grenzpfahl aufrichten. Hier blieb ihm in Wahrheit nicht allzu viel zu tun übrig. „Die Seele — so hat uns schon Aristoteles gesagt — ist etwas vom Körper“ (vgl. S. 137). Hiervon statuierte der Stagirit nur eine Ausnahme. Der Nūs oder der reine Intellekt sollte von außen in den menschlichen Körper eingedrungen und demgemäß dem Los der Sterblichkeit entrückt sein. Mit den Schwierigkeiten dieser Lehre hatte Theophrast vergeblich gerungen (vgl. S. 156). Er gab sich schließlich der Autorität des Meisters gefangen (vgl. S. 365), lehnte sich aber mittelbar wider sie auf, indem er die Verschiedenheiten des menschlichen und des tierischen Intellekts nur als graduelle gelten lassen wollte (vgl. S. 387). In dieser Bahn ist sein Nachfolger weiter fortgeschritten. Der Einheitlichkeit des gesamten Seelenlebens diente ein zweifacher Beweisgang. Gleichwie dem Denken alles Material durch die Sinneswahrnehmung zugeführt sei, so bestehe auch diese selbst niemals in einem bloß passiven Aufnehmen. Die Seelenaktivität, die man den höchsten intellektuellen Verrichtungen hatte vorbehalten wollen, sei für das Zustandekommen der einfachsten Wahrnehmung unerläßlich. „Ohne das Denken gibt es überhaupt kein Empfinden“. Unser Auge mag über ein beschriebenes Blatt hinschweifen, der Schall von Reden mag an unser Ohr dringen: weder das eine noch das andere gelangt zum Bewußtsein, wenn und solange unsere Aufmerksamkeit anderweitig in Anspruch genommen ist. Fällt dieses Hindernis hinweg, so tritt die Wahrnehmung ein, etwa (so können wir erläuternd hinzufügen) wie wir die Schläge einer Uhr nachträglich gewahren und zählen.

Den Sitz der seelischen Funktionen hat übrigens Straton in den Raum zwischen den Augenbrauen verlegt — eine Annahme, die in jüngster Zeit Nachfolge gefunden hat (S. Stricker). Hierzu veranlaßt ward er wohl durch das Zusammenziehen der Brauen in Augenblicken angestrengten Denkens. Für die Unsterblichkeit der Seele aber oder eines besonderen Vernunftteiles derselben war in dieser Lehre kein Raum vorhanden. Wenn daher Straton die platonischen Unsterblichkeitsbeweise mit leichter Mühe und mitleidlos zerpflückt hat, so zog er nur die Folgerung, die sich aus seinen Prämissen mit Notwendigkeit ergeben hat. An Vorläufern in der Leugnung eines besonderen, den Körper überdauernden Seelenprinzips hat es übrigens unserem „Physiker" im Kreise seiner Schulgenossen nicht gefehlt; man vergleiche unsere vorgreifenden, auf Aristoxenos und Dikaearch bezüglichen Bemerkungen (II 353 und 579).

7. Der Schluß dieses Werkes ist zu seinem Ausgangspunkt zurückgekehrt. Die Naturweisen Ioniens standen an der Spitze unserer Darstellung. Diese hat ein Denker beschlossen, dessen Heimat das ionische, wenngleich am Hellespont gelegene Lampsakos gewesen ist und der, wie sein Beiname „der Physiker" zeigt, gleichfalls die Natur zum Hauptobjekt seiner Forschung gemacht hat. Er hat insbesondere auf große Naturforscher gewirkt, während seine andersartigen zahlreichen Schriften keinen nachweisbaren tiefgreifenden Einfluß geübt haben. War doch die Philosophie in ihrem ursprünglichen Sinne, als Universalwissenschaft, bereits durch die kräftige Ausbildung der Sonderwissenschaften zurückgedrängt und ihrer alten Führerschaft im Bereiche der gesamten Forschung beraubt worden (vgl. S. 360).

In einem Punkte weist Theophrasts Schüler und Nachfolger einen typischen Zug auf, der ihn mit den Gründern der Philosophenschulen jenes Zeitalters verbindet. Hat Zenon, das Haupt der Stoa († 264), die Physik des Herakleitos mit der Moralwissenschaft eines Zweiges der Sokratik, der Kyniker, verbunden; hat Epikur (341—270) die Naturlehre des Demokritos mit der Ethik einer anderen Abzweigung der Sokratik, nämlich der Kyrenaïker, vereinigt: so hat auch Straton in das System seines geistigen Vorfahren, des gleichfalls auf Sokrates zurückweisenden Aristoteles, Bestandteile der physikalischen Lehren Demokrits eingefügt. Doch war die Verschmelzung der verschiedenartigen Doktrinen diesmal keine so innige wie in den zwei soeben genannten Parallelfällen (vgl. II 198 ff.). Die Rassenkreuzung, wenn wir uns dieses Bildes bedienen dürfen, hat jene beiden anderen Abarten des Sokratismus von Grund aus erneut und ihnen kräftiges Leben zugeführt. Hier offenbart sich uns ein bemerkenswerter Gegensatz. Die von Zenon und Epikur geschaffenen Systeme haben dem Fortschritt der positiven Wissen-

schaften geringen Vorschub geleistet; allein sie sind zu einer das ganze Leben der Gebildeten Griechenlands und Roms umspannenden Macht, zu Religionen der Aufgeklärten geworden. Die Lehren der Peripatetiker hingegen sind kaum über den Umkreis der Schule hinaus gedrungen. Sie haben das Leben und die weiten Kreise der Gebildeten nur wenig beeinflußt, die Entwicklung der positiven Wissenschaft jedoch mächtig gefördert.

Anmerkungen und Zusätze.

Zu Buch VI

Das Motto aus Bonitz' Kommentar zur Metaphysik S. 29.

Kap. 1.

§ 1. S. 1. Über Speusipp handelt kurz der Index Academicorum col. VI p. 37/8 Mekler, ausführlicher Laërt. Diog. IV c. 1. Erwähnt wird er von uns II 220, 222, 223, 428 f. Vortreffliches wie immer bietet Krische, Die theologischen Lehren der griechischen Denker 247—258. — S. 2. Entwicklung: vgl. Krische a. a. O. 257. Meldung des Aristoteles: Metaph. XIII 7, 1072b 31, verglichen mit XIV 5, 1092a 9. Vorwurf des Atheïsmus: Cicero de natura deorum, I 13, 32. Verwerfung der Ideenlehre: hauptsächlich nach Aristoteles Metaph. XIII 8, 1083a 21, mit Zellers Erörterung II 1[4] 1004. Zum Folgenden vgl. (über Antisthenes) Gr. D. II 149/50; Aristoteles Anal. post. II 13, 97a 46 ff. mit dem Kommentar des Themistios p. 58, 4 ff. ed. Wallies und Eudemi fragmenta 164, 21 ed. Spengel; endlich Joannes Philoponos in Analyt. post. (ed. Wallies p. 405 27 ff.). Whewell: History of scientific ideas II 120 ff. — S. 3 oben. Die Bruchstücke der Ὅμοια bei Athenaeus an vielen Stellen. Über die Musterbilder usw.: der Titel der Schrift περὶ γενῶν καὶ εἰδῶν παραδειγμάτων bei Laërt. Diog. IV 5, unrichtig wiedergegeben in der lateinischen Übersetzung. Die Selbstberichtigung Platons verzeichnet der „Staatsmann" 287 c: κατὰ μέλη ... διαιρώμεθα, δίχα ἀδυνατοῦμεν. Die Zweiheit nicht das Prinzip des Bösen: vgl. Metaph. XIV 4, 1091b 30 ff. mit Krisches Bemerkungen a. a. O. 254. Die Zahlen als Urgründe der Dinge: vgl. Metaph. an den von Zeller II 1[4], 1003 f. besprochenen Stellen. Zum Folgenden vgl. die Theolog. arithm. p. 62. — S. 3/4. Der Punkt nicht identisch mit der Einheit, die Vernunft nicht mit der Einheit und dem Guten, sondern ἰδιοφυής: nach Aristoteles XIII 9, 1085a 32 und Stobaeus Ecl. I 58 = p. 35, 3 Wachsmuth. — S. 4. Über seine Ethik vgl. Clemens Strom. II 133, 500 P.; Plutarch de comm. not. 13, 1 (Moralia 1302, 49 Dübner); Seneca epist. 85, 18.

§ 2. S. 4. Über Xenokrates handelt Laërt. Diog. IV c. 2; der Index Acad. hauptsächlich col. VI ff., p. 38 ff. Mekler; Cicero Tusc. V 32. Vgl. des Verfassers Aufsatz: Die Akademie und ihr vermeintlicher Philo-Macedonismus, Wiener Studien IV 102 ff. Die Bruchstücke hat gesammelt und trefflich beleuchtet Richard Heinze, Xenokrates (Leipzig 1892). — S. 5 (Mitte). Zenons, des Hauptes der Stoa, durch L. Diog. VII 2 und Numenios bei Euseb. praep. ev. XIV 5, 11 bezeugte Schülerschaft ist mit chronologischen Gründen bestritten worden, deren Unhaltbarkeit der Verf. darzulegen bemüht war (Zur Chronologie des Stoikers Zenon, Wiener Sitzungs-Berichte Band 146 Abhandlung 6). An diesen Zusammenhang hat in betreff der Religionslehren beider Männer bereits Krische a. a. O. S. 323 erinnert. —

Beispiele seiner Synoikeiosis bei Krische a. a. O. 324 und bei Heinze S. 143. — Über die Monas und Dyas als Gottheiten vgl. Stobaeus ecl. I 62 (p. 36, 6 ff. Wachsmuth). — Über seine Dämonologie vgl. die von Heinze S. 81 Anm. 2 mit Recht „grundlegend“ genannte Erörterung Krisches S. 320 ff. — S. 5—6. Die Begriffsbestimmung der Seele vornehmlich bei Aristoteles de an. I 2 404b 29 f. mit der Kritik 408b 32. — S. 6 (unten). Platons Lehre von den Idealzahlen: die Hauptstellen Arist. Metaph. I 6, XIII 6 ff., XIV 3, de anima I 2. Ganz und gar nicht überzeugt ward Verf. durch die neueste, überall Mißverständnisse des Aristoteles witternde Darlegung Natorps (Platos Ideenlehre S. 413 ff.). Ein wohlunterrichteter Kommentator: Simplicius zur Physik III 4 (453, 30 Diels). — S. 7. Parallelismus ... im Bereich der Erkenntnis vgl. Aristoteles de an. I 2, 404b 21 ff. — S. 8/9. Dreiteilung der Philosophie: nach Sextus adv. math. VII 16 (doch auch von Aristot. Top. I 13, 105b 20/1 vorausgesetzt). Andere Triaden: derselbe VII 147 (193/4 und 223, 16 ff. Bekker). — Physik des Xenokrates: vgl. Heinze S. 67 ff. — Über seine Güterlehre: ebend. S. 147 ff. — Das Feingefühl: Der Ausspruch bei Aelian V. H. XIV, 42 ward längst mit Evang. Matth. V, 28 verglichen.

§ 3. S. 9. Über Polemons Lebensumstände handelt ausführlich, vorzugsweise nach Antigonos von Karystos, der Index Hercul. Vgl. des Verfassers: Die herkulanische Biographie des Polemon in „Philosophische Aufsätze Ed. Zeller ..... gewidmet“, Leipzig 1887, 141 ff. Kaum mehr als einen kurzen Auszug bietet L. Diog. IV c. 3. — Die Natur als Führerin: in einem von Clemens Strom VII 32 = 849 Potter angeführten Werke *περὶ τοῦ κατὰ φύσιν βίου*. Danach war Polemon auch ein Gegner des Fleischgenusses, durch den wir der tierischen Unvernunft teilhaft werden. — S. 9/10. Über Krantor vgl. Index Acad. col. XV p. 59 ff. Mekler und den diesen exzerpierenden Laërt. Diog. IV 5. — Über seinen Timaeos-Kommentar vgl. II 476/7 und Anmerkung zu S. 475. Einzelheiten daraus bei Fr. Kaiser, De Crantore Academico p. 12 ff. Ebd. die Bruchstücke des Buches „von der Trauer“ p. 34 ff. Das Für und Wider über die Unsterblichkeitsfrage S. 9—10 nach Hirzel, Der Dialog I 349. Das vornehmste Fragment bei Plutarch Consol. ad Apoll. c. 3 (Mor. 122, 20 Dübner). — Den Wettstreit der Güter schildert Sextus adv. math. XI 51 ff. (556, 24 ff. Bekker). Auch für Krates ist Antigonos die primäre Hauptquelle; diesmal mehr als im Index Acad. bei L. Diog. IV c. 4 erhalten. — Des Krates politische Wirksamkeit und Gesandtschaftsreisen erhellen aus den *Λόγοι δημηγορικοὶ καὶ πρεσβευτικοί*, die L. Diog. a. a. O. erwähnt. Ebd. auch sein Buch „über die Komödie“ genannt und *Φιλοσοφούμενα* ohne nähere Angaben ihres Inhalts.

§ 4. S. 10/11. Über Herakleides vgl. Otto Voß De Heraclidis Pontici vita et scriptis, Rostock 1896. Die Hauptquelle ist L. Diog. V c. 6, daneben der Index Acad. col. IX p. 24 ff. Mekler; auch col. VII p. 39 M. — Hörer des Aristoteles kann er nur bei Platons Lebzeiten gewesen sein, als jener bloß rhetorischen Unterricht erteilte (vgl. Grote, Aristotle I 32). Denn nach Platons Tode hat Aristoteles, nach Speusipps Tode auch Herakleides Athen verlassen. Des Diogenes, bzw. Sotions Meldung: *παρέβαλεν πρῶτον μὲν Σπευσίππῳ* läßt sich wohl nur auf ein näheres persönliches Verhältnis beziehen. Die Vertretung Platons während einer, doch wohl der letzten, sizilischen Reise meldet Suidas s. v. *Ἡρακλείδης*. — Die Erzählung von seinem Ende für Fabelei zu halten, sehe ich keinen Grund. Statt von einem Olympioniken hätte ich von mehreren und auch von dem Vater eines solchen sprechen können. Vgl. Pausan. III 18, 5, Aelian V. H. IX 31 und L. Diog. I 72 mit O. Jahns Besserung Philologus 26 S. 3. — Den Vorwurf des Plagiats Chamaeleon gegen ihn erhoben bei L. Diog. a. a. O. 92. — S. 11/12. Über

die hölzerne Kritik, die im Altertum der böswillige Timaeos geübt hat, und über den Charakter seiner Dialoge überhaupt hat Hirzel, Der Dialog 321 ff. vortrefflich gehandelt. — S. 12 (Mitte). Über des Herakleides Atomenlehre vgl. die Zeugnisse bei Voß p. 66 f. „Ungefügte Körperchen“: Meine Auffassung der *ἄναρμοι ὄγκοι* ist neu, aber, wie ich meine, allein zulässig. Man pflegt *ἄναρμοι* auf die mangelnde Verbindung der Urkörperchen zu beziehen, was aber der eingehenden Schilderung des Caelius Aurelianus, De morbis acutis I 14, d. h. des von diesem ins Lateinische übersetzten überaus sachkundigen Soranos schnurstracks widerspricht.

Zu Buch VI, Kap. 2.

§ 1. S. 13. „Meister aller Wissenden“: Dante Inferno IV 131.

S. 13/14. Über Aristoteles' Nachwirken im Mittelalter vgl. im allgemeinen Sir Alexander Grant, Aristoteles, deutsch von Imelmann, Berlin 1878, S. 153 ff. Genaueres bietet Renan: De philosophia peripatetica apud Syros, Paris 1852, insbesondere c. 8: Syri magistri Arabum fiunt in philosophia Graeca. (Die Syrer wurden schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts mit Aristoteles bekannt. Edessa war der Hauptsitz der Übersetzertätigkeit. Sie wurde von Nestorianern geübt, die, von dort vertrieben, die Kenntnis der peripatetischen Philosophie unter Persern und Arabern verbreitet haben.) Derselbe: Averroës et l'Averroïsme, Paris 1852 und F. H. Dieterici in den einschlägigen Werken, zuletzt in dem Buche: Die sogenannte Theologie des Aristoteles Leipzig 1883.

S. 14. Über das Leben des Aristoteles handelt L. Diog. Buch V, Kap. 1. Außerdem vgl. die zwei vitae in Westermanns *Βιόγραφοι* p. 398 ff. nebst der von L. Robbe, Leyden 1861, herausgegebenen Spielart des zweiten *Βίος* und die wenigen, aber wertvollen Notizen in Dionysios' Brief an Ammaeus c. 5 (Dionysii Halicarnasei Opuscula ed. Usener et Radermacher I 262 f.). Die chronologischen Angaben stammen aus Apollodor bei L. Diog. V 1, 9. Dieser Autorität gegenüber besagt gar wenig die Erzählung des Epikur und Timaeos von einer stürmischen Jugend des Aristoteles (bei Euseb. Pr. ev. XV, 2), der Grote in seinem sonst vortrefflichen biographischen Abschnitt, Aristotle I p. 4, nicht allen Glauben versagen wollte. Bildnisse: F. Studniczka, Das Bildnis des A. Lpz. 1908.

Angebliches Zerwürfnis mit Platon: L. Diog. § 2. — Das Wort aus der Nikomachischen Ethik I 4 1096ª 16. — „Er schlug Platon“ usw.: nach Eusebios Praep. ev. XIV 6. — S. 14—15. Über die Rivalität mit Isokrates vgl. Cicero de oratore III 35, 141 und die sonstigen Anführungen bei Grote a. a. O. p. 35, der übrigens die polemische Verwendung des euripideïschen Verses (fragm. 796 N.² *αἰσχρὸν σιωπᾶν, βαρβάρους δ' ἐᾶν λέγειν*) mit Unrecht bemängelt.

S. 15. Aristoteles und Xenokrates bei Hermias: vgl. insbesondere Index Acad. col. V p. 22 f. Mekler. Über Hermias vgl. Böckhs Abhandlung Kleine Schriften Band VI 185 ff., auch Didymos in dem von Diels u. Schubart herausgeg. Demosthenes-Kommentar 17 ff. u. 21 ff.

S. 16. Mieza: die Lage des Ortes scheint noch nicht mit voller Sicherheit bestimmt zu sein. Auch die Tropfsteinhöhle, die Plinius N. H. 31, 2, 20 erwähnt, gewährt keinen verläßlichen Fingerzeig, da derartige Höhlen, wie mir mein Kollege Jireček freundlich mitteilt, in jener Gegend nichts weniger als selten sind. Von der Örtlichkeit handelt im übrigen Plutarch Vita Alexandri c. 7, 2 (Vitae 797, 1 Döhner).

S. 16/17. Über das spätere Verhältnis Aristoteles' zu Alexander handelt wohl am besten Plutarch a. a. O. c. 8 § 3 (797, 39 D.). Das Maßvolle dieser Äußerung sticht grell ab von dem angeblichen Geschimpf Alexanders ebd. c. 74 § 2

und 55, 3 (842, 8 und 830/1 Döhner). Dort bildeten die Briefe die Grundlage des Urteils, hier unkontrollierbare Gerüchte. Über des Aristoteles politische Ratschläge an Alexander vgl. Eratosthenes bei Strabo I p. 66 Cas. und Bernays' Bemerkungen, Dialoge des Aristoteles S. 155. — Pekuniäre Unterstützung: mit augenscheinlich übertreibenden Details berichtet von Athenäos IX 398e und Plinius N. H. VIII 17, 44. — S. 17. Wiederaufbau von Stageira: vgl. Dion Rede 47 (II 224 Reiske = II 82/3 Arnim). — Niemals ein praktischer Politiker: vgl. den gegen Bernays' Phokion gerichteten Aufsatz des Verfassers: „Die Akademie" usw., Wiener Studien IV. — Bundesgenossen, nicht Untertanen: *τοῖς μὲν Ἕλλησιν ὡς φίλοις χρῆσθαι, τοῖς δὲ βαρβάροις ὡς πολεμίοις*, nach Strabo a. a. O., wahrscheinlich in der Schrift *περὶ βασιλείας* (vgl. Bernays a. a. O.). — Über die Sendung Nikanors vgl. Diodor XVIII 8, 3 und Dinarch gegen Demosthenes § 81 (p. 33 Blaß). Vortrefflich handelt darüber Grote, Hist. of Gr. ch. 95 (XII¹ 416 ff.) und Aristotle I 14 ff. Über Nikanor vgl. R. Heberdey in der dem Vf. gewidmeten Festschrift S. 414 ff.

S. 18. Über die Anklage vgl. hauptsächlich L. Diog. V 5 und Athenäos XV 696a. Einen Punkt der Anklage soll die wahrscheinlich im Dialog *περὶ εὐχῆς* enthaltene Lehre von der Wirkungslosigkeit des Gebets gebildet haben; vgl. darüber und über den Prozeß überhaupt Grote, Aristotle p. 18. Einen anderen Punkt der Anklage bildeten nach einer plausiblen Vermutung Lenormants (Dictionnaire des Antiqu. II 555) der Pythias dargebrachte Totenopfer; vgl. L. Diog. V 1, 4. — Der Päan auf Hermias bei L. Diog. V 7. — Die nach Delphi gestiftete Bildsäule ebd. 6. — „Athen soll sich nicht .... versündigen": vgl. die zweite Vita § 70 bei Westermann p. 400 und Aelian V. H. III 36.

Letztwillige Verfügungen: bei L. Diog. V 11 ff. — S. 19. Herpyllis: über den Namen vgl. v. Wilamowitz, Aristoteles und Athen II 99. Nicht allen Rechtsschutzes bar war die Stellung der *παλλακή* nach dem von Demosthenes Rede 23 § 55 angeführten Gesetze, in welchem die Kebse neben der Ehefrau und anderen weiblichen Verwandten erscheint; vgl. auch Lysias Rede 1, 30/1. Hier heißt sie „minderwertig", gleichwie sie bei Pseudo-Demosthenes Rede 59 § 122 eine Mittelstellung einnimmt zwischen der Hetäre und der bürgerlichen Ehefrau.

Zu Buch VI, Kap. 3.

Die Werke des Aristoteles neuerlich veröffentlicht von der Berliner Akademie, 5 Bände mit Einschluß lateinischer Übersetzungen (III), Scholien (IV) und Fragmente samt Spezialwörterbuch (V). Dazu mehrere Supplementbände und die nahezu abgeschlossene Ausgabe der vorzugsweise griechischen Kommentatoren. Eine andere Gesamtausgabe ist die bei Firmin-Didot in 5 Bänden veröffentlichte. — Anerkannt unecht ist die von einem Stoiker verfasste Schrift *περὶ κόσμου*, dann *π. φυτῶν*, *π. χρωμάτων*, die *φυσιογνωμικά*, *περὶ Ξενοφάνους κτἑ.*, *π. ἀτόμων γραμμῶν* und die *θαυμάσια ἀκούσματα*. Über Stücke von zweifelhafter Echtheit wird zu den einzelnen Abschnitten gelegentlich gehandelt werden. Die Probleme, desgleichen die ebenfalls in Problemform abgefaßten (stets mit einem *διὰ τί*; beginnenden) *Μηχανικά* lasse ich ungenützt, nicht weil sie als Ganzes unecht sein müssen, sondern weil sie zweifellos Unechtes enthalten — hat doch schon die Form dieser Forschungsfragen zu immer neuen Zusätzen eingeladen — und weil es kein Mittel gibt, das Echte vom Unechten mit einiger Sicherheit zu scheiden.

S. 19. „Gemäßigt bis zum Übermaß": *μέτριος — τοῖς ἤθεσιν εἰς ὑπερβολήν*, 2. Vita bei Westermann p. 401. — S. 20. Aberkennung der delphischen Ehren: vgl. Aelian V. H. XIV 1. Ehren in Athen aberkannt und wieder zu-

erkannt Ath. Mitteil. XIII 369. — Lob der Gerechtigkeit: Nik. Eth. V 3, 1129b 26, der genetischen Einsicht: Polit. I 2, 1252a 24. Hierher gehört auch das den Vorzug der ersten Philosophie vor den übrigen Wissenschaften preisende Wort: „notwendiger sind alle als sie, besser aber keine" (Metaph. I 3, 983a 10).

S. 20. Die „Staatsverfassung der Athener": zuerst veröffentlicht von F. G. Kenyon, Aristotle on the constitution of Athens, London 1891. Deutsch: von G. Kaibel und A. Kießling, Straßburg 1891. Im folgenden Einzelnes wiederholt aus des Verf. Vortrag über „Aristoteles und seine neuentdeckte Schrift usw." in Deutscher Rundschau Mai 1891 (Essays und Erinnerungen, S. 154 ff.).

S. 20—21. Der hier erörterte Vorwurf ist am nachdrücklichsten von Lutoslawski gegen Aristoteles erhoben worden: Erhaltung und Untergang der Staatsverfassungen nach Plato, Aristoteles und Macchiavelli, Breslau 1888 S. 81 ff. Es wird hier in der Tat eine ungemein starke, bis ins Einzelnste gehende Abhängigkeit der aristotelischen von der platonischen Staatslehre nachgewiesen; aber an eine „böswillige Kritik" (S. 90) oder an absichtliche Mißverständnisse, wie sie L. zum Teil mit Teichmüller (Literarische Fehden I 165) annimmt, zu glauben, ist uns ganz und gar unmöglich. Auch hätte Aristoteles, falls er jene Abhängigkeit verbergen wollte, die vielfach wörtliche Übereinstimmung gar leicht vermeiden können. Scharfe Selbstkritik übt er z. B. Topik VI 11, 149a 20.

S. 21. Das Haus des Lesers: in der zweiten Vita bei Westermann Biographi p. 399. — „Je einsamer . . . . ich werde": Fragment 618 (1582b 10). — S. 21/22. Das Witzwort über die Athener: bei L. Diog. V 1, 17. — *μικρόμματος* nennt ihn ebendieser V 1, 1.

§ 2. S. 22. Stilistische Kunst: unter die Musterschriftsteller reiht den Aristoteles Dionys von Halikarnaß, de compositione verborum c. 24 fin. (p. 189, 14 f. Usener-Radermacher) und anderwärts. Andere Lobsprüche bei Cicero, Acad. priora II 38, Top. 1 3, de oratore III 19, 71, ad Atticum II 1, 1. Im folgenden hat der Verf. einiges seinem Nachruf auf Jakob Bernays, Beilage zur Allg. Zeitung 1881 Nr. 308 und 309 entlehnt (Essays und Erinnerungen S. 106 ff.). Aristoteles selbst Gesprächsperson: das nennt „*Ἀριστοτέλειον* morem" Cicero ad Atticum XIII 9, 4.

S. 22/23. Verzeichnis aristotelischer Schriften: das Hauptverzeichnis bei L. Diog. V 1, 22 ff., daneben in der dritten Vita bei Westermann p. 402 ff. und in zwei, auf Ptolemaeos Chennos fußenden arabischen Quellen, über die M. Steinschneider 1469 ff. der Berliner Akademie-Ausgabe gehandelt hat. Daß das Hauptverzeichnis nicht auf Andronikos, sondern auf Hermippos und somit auf die *πίνακες* der alexandrinischen Bibliothek zurückgeht, hat gegen Bernays Dialoge des Aristoteles 133 und V. Rose Aristoteles pseudepigraphus p. 8 E. Heitz Die verlorenen Schriften des Aristoteles S. 7 ff. überzeugend dargetan. — S. 23 (oben). Der „Hörer" statt des Lesers wird erwähnt: Nik. Eth. I 1, 1095a 2, Metaph. IV 3, 1005b 4. Anrede an das Auditorium am Schluß des logischen Lehrkurses: Soph. El. c. 33 fin., 184b 3 ff.

S. 23/24. Schicksal der aristotelischen Werke: Hauptquellen Theophrasts Testament bei L. Diog. V 2, 52; Strabo XIII 608/9 Cas.; Plutarch Sulla c. 26; Plotin, Leben Porphyrs c. 24 (Plotini Enneades ed. Volkmann I 33). — Über Andronikos von Rhodos (Vorstand der aristotelischen Schule zwischen 78—47 v. Chr. G.) vgl. das so betitelte Münchener Gymnasial-Programm Fr. Littigs 1890. Ähnlich wie wir urteilt über die Bedeutung der hier besprochenen Vorgänge Usener in Gött. gel. Nachr. 1892 S. 204. Ihre Tragweite wohl über Gebühr abzuschwächen bemüht sich der den Gegenstand übrigens aufs gründlichste erörternde Zeller II 2³ 138 ff.

§ 3. S. 25. „Über territoriale Rechtsansprüche der Staaten": diesen

vollständigen Titel *τὰ περὶ τῶν (τό)πων δικαιώματα πόλεων* habe ich seinerzeit aus Philodem gewonnen: Zeitschr. f. österr. Gymn. 1865 S. 816. An derselben Stelle, Papyrus hercul. 1015 fol. 70 lesen wir auch: *καὶ διὰ ταῦτ' ἐφωρᾶ(το) τούς τε νόμου(ς) συνάγων ἅμα τῷ μαθητ(ῇ)*, worunter Theophrast zu verstehen ist. — Die delphische Inschrift: Bulletin de corresp. hellén. XXII 260 ff. aufs beste von Homolle behandelt, der auch den auf die Ilias-Ausgabe bezüglichen Schluß gezogen hat. — S. 25/26. Details der Kostümkunde: vgl. Bernays, Die Dialoge usw. S. 12. Geschichte der Medizin: über die *Μενώνεια* oder *Ἰατρικὴ συναγωγή* vgl. jetzt Diels in seiner Ausgabe des Anonymus Londinensis p. XVI.

Zu Buch VI, Kap. 4.

Die vornehmlich von Prantl, Geschichte der Logik I 91 behauptete Unechtheit der Kategorienschrift ist insbesondere von Zeller II 2³, 67—69 endgültig widerlegt worden. Die in ihr allein vorkommenden *δεύτεραι οὐσίαι* werden auch anderwärts zwischen den *πρῶται* und *τρίται οὐσίαι* mehrfach vorausgesetzt. Das angeblich auf stoische Einflüsse hinweisende *πρός τί πως ἔχειν* ist von Zeller an vielen anderen Stellen nachgewiesen worden. Daß der Anhang über die sogenannten Post-Praedicamente (c. 10 ff.) nicht zum ursprünglichen Bestand der Schrift gehört, müssen wir Andronikos glauben. Man wird die dieser zugrunde liegenden Vorträge wegen des mehrfach als Beispiel verwandten Lyzeums (p. 2ᵃ 1 und 11ᵇ 14) bereits zu Athen gehalten denken müssen. Darum möchte ich auch nicht mit Zeller ebd. „manche Ungelenkigkeit . . . des Ausdrucks" auf Rechnung einer besonders frühen Abfassungszeit setzen, eher an eine Nachschrift denken, die nicht allzu sorgfältig durchgesehen und redigiert ward.

§ 2. S. 28. Zahllose Erläuterungen: vgl. Dexipp. in categor. 5, 7 ff. Busse und Simplicius in Categorias 1, 1 ff. Kalbfleisch. Das einzige Lehrbuch der Logik: vgl. Zenker Aristoteles Categoriae Graece cum versione Arabica . . . p. 13. Athenodor: vgl. Simplicius l. l. p. 62, 24 ff. und Porphyr. in Categ. p. 59, 6 ff. Busse. Plotin: Enneaden VI 1, 23 f. (p. 255 Müller); einschneidend ist dort die an *κεῖσθαι* und *ἔχειν* geübte Kritik. Kant: Werke II S. 111 Hartenstein. Hegel: Werke XIV 361. J. S. Mill: System der Logik Buch I Kap. 3 § 1 (Ges. Werke II² S. 49). — S. 29. Nur an zwei Stellen erscheint die Zehnzahl der Kategorien, nämlich Categor. 4, 1ᵇ 25 ff. und Topik I 9, 103ᵇ 22 ff. Vgl. über die „Abstufungen in der Vollständigkeit der Aufzählung" (Bonitz Über die Kategorien des Aristoteles, Wien. Sitzgsberichte 1853, S. 610, A. 3), Brandis Griech.-röm. Philos. II 2, 1 S. 397, A. 558. Als „Affektionen" (*πάθη*) zusammengefaßt: vgl. die sehr nützlichen Zusammenstellungen bei Prantl a. a. O. 207 und bei Apelt, Beiträge zur Geschichte der griechischen Philosophie S. 140 f.

S. 29—30. Viele und widerspruchsvolle Antworten: vgl. insbesondere Trendelenburg, Geschichte der Kategorienlehre (Historische Beiträge zur Philosophie Band I), Bonitz a. a. O., und Apelt, Die Kategorienlehre des Aristoteles a. a. O. S. 103 ff. Unsere Darstellung steht der Bonitzischen Auffassung des Gegenstandes am nächsten.

§ 3. S. 31. Hier ein Zuviel, dort ein Zuwenig: das haben schon die Stoiker erkannt, welche die Einteilung *ὡς πολλὰ παριεῖσαν καὶ μὴ περιλαμβάνουσαν ἢ καὶ πάλιν πλεονάζουσαν* verwarfen nach Porphyrius in categorias prooemium, p. 59, 6 ff. Busse. — Wie ein Zeitgenosse: Apelt a. a. O. S. 160. Gar wenig stimmt zu der Zuversicht der Behauptung: „die Kategorien lassen sich nicht beliebig vermehren oder vermindern" die Entschuldigung ebd. S. 152: „Überhaupt aber darf man von den Kategorien *κεῖσθαι* und *ἔχειν* nicht zu viel Aufhebens machen".

Zu Buch VI, Kap. 5.

§ 1. S. 32. Die Hermenien-Schrift: die Athetese von *π. ἑρμηνείας* durch Andronikos (bei Ammonius in Aristotelis de interpret. p. 6, 14 ff. Busse) entkräftet mit guten Gründen, wie ich glaube, H. Maier im Archiv für die Gesch. der Philos. XIII 37. Man beachte auch die dort S. 51 für die Echtheit beigebrachten Argumente. Die Anstöße, welche das Büchlein darbietet, dürften sich durch die Annahme erledigen lassen, daß es uns nur in einer Schüler-Nachschrift vorliegt.

S. 32/3. Zum folgenden vgl. Grote, Aristotle 1 288: *In his numerous treatises . . . scarcely any allusion is made to the Syllogism; nor is appeal made to the rules for it laid down in the Analytica.* — S. 34. Eines der euklidischen Axiome: vgl. Anal. post. I 10, 76ᵃ 41 (verglichen mit Euclidis opera I 10 Heiberg), es erscheint auch Metaph. XI 4, 1061ᵇ 19. Zum folgenden vgl. Metaphysik IV 3 in., auch den Rest dieses und das ganze folgende Kapitel. Über mathematische Definitionen vgl. u. a. Topik VI Kap. 11 in. und VIII Kap. 3 158ᵇ 24 ff.

§ 2. S. 35 (Mitte). Die skeptischen Denker: vgl. Sextus Empir. Pyrrhon. hypotyp. II 154 ff. = p. 92/3 Bekker. — J. S. Mill: Logik Buch II Kap. 3. In Wahrheit hat A. den Vorwurf einer im Syllogismus stattfindenden petitio principii selbst vorweg genommen. Auf die betreffenden Stellen Anal. pr. II 21, 67ᵃ 22 u. Anal. post. I 1, 71ᵃ 31 hat kürzlich H. Maier, Syllogistik des Aristoteles II 2 S. 173 f., wohl als der Erste hingewiesen.

S. 37 (Mitte). Soviel räumt Aristoteles . . . ein: vgl. vor allem das Schlußkapitel der Anal. post., insbesondere p. 100ᵇ 3: *δῆλον δὴ ὅτι ἡμῖν τὰ πρῶτα ἐπαγωγῇ γνωρίζειν ἀναγκαῖον.* — Die Astronomie .... und Harmonik usw.: vgl. Anal. post. I 9, 76ᵃ 23—25, auch 75ᵇ 16 und 79ᵃ 18—20. Genaueres über das Verhältnis dieser Disziplinen zur Mathematik in Physik II 2 194ᵃ 7 ff. Unsere „mathematische Physik" heißt dort *τὰ φυσικώτερα τῶν μαθημάτων.* Die vorher erwähnte Klage Metaphys. I 9 (992ᵃ 32): *ἀλλὰ γέγονε τὰ μαθήματα τοῖς νῦν ἡ φιλοσοφία.*

§ 3. S. 39 (oben). Übelbegründete Naturtheorien usw.: Anal. post. II 10 (p. 94ᵃ 3 ff.) und 16 in. — Grundsätzliche Erklärung des Stagiriten selbst: Topik I 1. — „Einschachtelung der Vorstellungen": siehe Dühring, Kritische Geschichte der Philosophie 119/20.

§ 4. S. 40 (Mitte). Anweisungen auch zur Täuschung des Gegners: vgl. Topik I 18, 108ᵃ 26: *χρήσιμον δὲ καὶ πρὸς τὸ μὴ παραλογισθῆναι καὶ πρὸς τὸ παραλογίσασθαι.* Ganz eigentliche Kunstgriffe der Täuschung VI 148ᵃ/ᵇ: *ἐρωτῶντι μὲν ὡς συνωνύμοις χρηστέον . . . . αὐτῷ δ' ἀποκρινομένῳ διαιρετέον.* Der Gegner wird durch vorherige Abmachungen in eine Falle gelockt: *μᾶλλον γὰρ συγχωροῦσιν οὐ προορῶντες τὸ συμβησόμενον* 148ᵇ 9. VIII 1 155ᵇ 23: *ἢ πρὸς κρύψιν τοῦ συμπεράσματος,* auch Z. 30: *ἀλλ' ἀποστατέον ὅτι ἀνωτάτω,* d. h. man muß mit möglichst allgemeinen, von dem Ziel, auf das man lossteuert, möglichst weit entfernten Sätzen den Anfang machen, um dem Gegner Zugeständnisse zu entlocken, die er andernfalls *διὰ τὸ . . . . προορᾶν τὸ συμβησόμενον* (Z. 13/4) vermeiden würde. Das Stärkste ist vielleicht die Empfehlung, sich selbst Einwürfe zu machen, weil der Schein der Loyalität den Gegner vertrauensvoll stimmt (156ᵇ 18—20). Hierher gehört auch die Warnung vor Übereifer (156ᵇ 23 ff.) und der Rat, die natürliche Folge der Sätze zu stören, um durch Verschränkung derselben den Gegner von der Fährte abzubringen (156ᵃ 23 ff.), desgleichen die schlaue captatio benevolentiae 160ᵃ 3, die Anweisung zur Verschleppung 161ᵃ 9—12, allerdings als die *χειρίστη τῶν ἐνστάσεων* bezeichnet; doch ohne solchen Vorbehalt

157a 1: *ἔτι τὸ μηκύνειν καὶ παρεμβάλλειν κτἑ.* mit der Schlußbemerkung: *εἰς μὲν οὖν κρύψιν τοῖς εἰρημένοις χρηστέον.* Definition der Verblüffung: Topik IV 5, 126b 13 ff. — S. 40/1. Lebhaftigkeit der Selbstkritik: VI 11, 149a 20: *ἢ τοῦτο μὲν γελοῖον τὸ ἐπιτίμημα.* Zum folgenden vgl. am Schluß der Topik die Ermahnung, sich nicht leichthin mit dem ersten besten in ein Streitgespräch einzulassen: *καὶ γὰρ οἱ γυμναζόμενοι ἀδυνατοῦσιν ἀπέχεσθαι τοῦ διαλέγεσθαι μὴ ἀγωνιστικῶς.*

S. 41 (oben). Einmal ... ein andermal: die zwei Stellen liest man V 5 fin. und VIII 14 fin. In dieser Schlußpartie tritt der Gesichtspunkt der Übung und Schulung (Kap. 14 in. *πρός τε γυμνασίαν καὶ μελέτην κτἑ.*) überwiegend hervor. Fast möchte man sagen, Aristoteles schäme sich hier einigermaßen, auch die bloße Streitkunst gelehrt zu haben. Die Worte *ἀγωνίζεσθαι, ἀγωνιστικὸς* usw. werden in tadelndem Sinne gebraucht. So mehrfach VIII 11, wo auch die Verbindung *διαλεκτικῶς καὶ μὴ ἐριστικῶς* (161a 33) begegnet.

S. 41. Nahe am Schlusse des logischen Hauptwerks: Anal. post. II 19, 99/100.

Zu Buch VI, Kap. 6.

§ 1. S. 42. „Wissensdurst“: *φιλοσοφίας δίψῆν* de coelo II 12 in. Bevorzugung des Schauens: Metaph. I 1. Mondregenbogen: Meteorol. III 2, 372a 28, vgl. auch I 6, 343b 11 u. 30 u. de coelo II 12, 292a 3 ff. Hantierungen der Sticker: Meteorol. III 4, 375a 26 ff.; der Gärtner: de gen. et corr. II 8, 335a 13 f. Ruderschlag: Meteorol. II 8, 369b 10 f.

S. 42/3. Cuvier: Histoire des sciences naturelles (1841 I 132); Darwin: Life and Letters III 252. Dottersack des glatten Hais: Hauptstelle hist. an. VI 10, 565b; erörtert von Joh. Müller „Über den glatten Hai des Aristoteles“, Berliner Akad. Abh. 1840 S. 187. Das kalte Gehirn: vgl. Bonitz, Index Aristot. s. v. *ἐγκέφαλος* Nr. 5. Zahl der Zähne: hist. an. II 3, 501b 19 ff. Auf Herodot als Märchenerzähler (*μυθολόγος*) hingedeutet: hist. an. VI 31, 569b 2 u. de gen. an. III 5, 756a 6. Befruchtung des Rebhuhns: hist. an. V 5, 541a 26 ff. Vgl. 560a 6 ff. u. b 11 ff., auch de gen. an. III 1, 751a 13 ff. Weißwerden der Raben usw.: hist. an. III 12, 519a 3 ff. Was A. irregeleitet hat, soll nach Aubert und Wimmers Vermutung (Übersetzung der Tiergeschichte I 347 Anm. 77) das Vorkommen von Albino-Varietäten sein. Rötung der Spiegel: de insomniis 2, 459b 27 ff.

Die von inneren Widersprüchen gereinigte .... Ansicht: das besagt ungefähr Nik. Eth. VII 1, 1145b 6 f.: *ἐὰν γὰρ λύηταί τε τὰ δυσχερῆ καὶ καταλείπηται τὰ ἔνδοξα, δεδειγμένον ἂν εἴη ἱκανῶς.*

§ 2. S. 44 (Mitte). Zeugungsprozeß bei den Bienen: de gen. an. III 10, 760b 27 ff. Das Auge der Erfahrung: Nik. Eth. VI 12, 1143b 13 f. Die eleatische Lehre grenzt an Wahnwitz: de gen. et corr. I 8, 325a 17 ff. Zum folgenden vgl. wieder de gen. et corr. I 8, 324/5. — S. 45. Kundgebungen der Selbstbescheidung: de coelo II 12, 292a 15 f.; II 5, 287/8, wo man den Schluß: *νῦν δὲ τὸ φαινόμενον ῥητέον* vergleichen möge mit: *πειρατέον λέγειν τὸ φαινόμενον* ebd. 12, 291b 25 ff. Strengere Methoden und zwingendere Beweise: so durfte ich wohl *ἀκριβεστέραις ἀνάγκαις* 287b 34 übersetzen.

§ 3. S. 46 (oben). Bestreitung des .... leeren Raumes: Phys. IV 8, 216a 13 ff., insbesondere Z. 20 f.: *ἰσοταχῆ ἄρα πάντ' ἔσται· ἀλλ' ἀδύνατον,* und Z. 27: *φανείη ἂν τὸ λεγόμενον κενὸν ὡς ἀληθῶς κενόν.* Gegen die Atmung der Wassertiere: de respir. 2, 470.

Zu Buch VI, Kap. 7.

§ 1 (Ende). S. 47. Beliebige Hypothesen: Metaph. XIV 3, 1090b 29.

§ 2. Dreizahl von Elementen: de coelo I 2; Luft und Wasser mit aufgenommen II 3.

S. 47/8. Konstruktion der vier Grundstoffe: de gen. et corr. II 1 fin. — II 3 in. Die empedokleïsche Lehre von den chemischen Proportionen gelegentlich berücksichtigt: de anima I 4, 408a 14 ff. u. 410a 1 ff.

§ 3. S. 48. Die Lehre vom Auftrieb bestritten de coelo I 8, 277b ff. Schopenhauer: Werke III 334.

Der hier S. 48/9 betonte Widerspruch erhellt am deutlichsten aus Physik VIII 4, — eine Erörterung, deren Schluß 256a 1 uns die Wahl läßt, als Ursache jener natürlichen Bewegungen entweder ein Wesen anzunehmen, das den Stoffen diese Bewegungstendenzen verliehen hat, oder die Bewegungsursache in demjenigen zu erblicken, der etwa dem nach abwärts strebendem Stein die Unterlage wegzieht. Fürwahr, eine seltsame Alternative! Anderwärts freilich werden diese Bewegungstendenzen der Elemente nicht nur, wie auch an dieser Stelle 254/5, unter die natürlichen gerechnet, sondern von den Naturwesen auch gesagt, daß sie den Ursprung der Bewegung und der Ruhe in sich selbst tragen: Physik II 1, 192b 13. Doch ist damit offenbar nur deren Unterschied von den Kunstprodukten betont, und auf eine weitere Zurückführung dieses Ursprungs (*ἀρχὴ κινήσεως καὶ στάσεως*) nicht verzichtet. Der ausschließlich passive Charakter des unbeseelten Stoffes wird an der zuerst angeführten Stelle nachdrücklich hervorgehoben (255b 31 *οὐ τοῦ κινεῖν ... ἀλλὰ τοῦ πάσχειν*).

S. 49. Kreislauf des Stoffes: de gen. et corr. II 10, 337a 1. Hinweis auf die Bewegung im Kreise der Ekliptik: 336a 32 ff.

§ 4. S. 50. Zurückweisung der (älteren) Versuche: de gen. et corr. I u. 2, insbesondere 317a 20 ff.

Zu Buch VI, Kap. 8.

S. 52. Zum Titel: *συλλογιστικαὶ ἀρχαί* heißen diese Prinzipien Met. IV 3, 1005b 7, *ἀποδεικτικαὶ ἀρχαί* III 2, 996b 26. Axiome der Mathematiker: Metaph. IV 3 in. „Einige der Naturphilosophen": ebd. 1005a 31. Formulierung des Widerspruchs-Prinzips: ebd. 1005b 19 ff.; dasselbe enger gefaßt Met. III 2, 996b 29 (*καὶ ἀδύνατον ἅμα εἶναι καὶ μὴ εἶναι*). Auch IV 7, 1011b 13: *βεβαιοτάτη δόξα πασῶν τὸ μὴ εἶναι ἀληθεῖς ἅμα τὰς ἀντικειμένας φάσεις*. Gegen und über Heraklit: Met. IV 3, 1005b 24 ff. Zum folgenden: Met. I 6, 987a 33, auch IV 5, 1009a 22. — S. 53 (oben). Vergleich mit den Knaben: ebd. 1009b/1010a.

Satz des ausgeschlossenen Dritten: Met. III 2, 996b 29: *πᾶν ἀναγκαῖον ἢ φάναι ἢ ἀποφάναι*. Ebenso IV 7 in. Vgl. auch Gr. D. II² 158/9. — S. 54 (oben). Und man hat es eingewendet: ich denke an Mill Logik Buch II Schlußkapitel § 5 (Werke II 326).

Aristoteles' scharfe Unterscheidung der verschiedenen Arten von Gegensätzen: vgl. Bonitz im Index unter *ἀντικεῖσθαι* und *ἐναντίος*.

S. 54/5. Sir William Hamilton: bei Mill a. a. O. S. 325. — S. 55 (oben). Aristoteles über Ruhe und Bewegung: an der wichtigen Stelle Physik IV 12, 221b 12 ff. *οὐ γὰρ πᾶν τὸ ἀκίνητον ἠρεμεῖ, ἀλλὰ τὸ ἐστερημένον κινήσεως πεφυκὸς δὲ κινεῖσθαι*. Die Disjunktion also: „A ist entweder ruhend oder bewegt" ist dort nicht anwendbar, wo Ruhe und Bewegung überhaupt keine dem betreffenden Subjekt zugängliche Zustände sind. Vgl. auch Physik III 4 in. und Prantls treffende

Bemerkung dazu, A.'s Acht Bücher Physik, griechisch und deutsch, S. 489. In der Schärfe der Unterscheidung zwischen kontradiktorischen und konträren Gegensätzen wird Mill Logik a. a. O. (Werke II 326) von Aristoteles übertroffen. Vgl. auch de part. an. II 2, 649a 18: *τὸ ψυχρὸν φύσις τις ἀλλ' οὐ στέρησίς ἐστιν.*

§ 2. S. 55 (Mitte). Zum folgenden vgl. Met. IV 4. Von einem „Stock" lasse ich Aristoteles reden statt von einer Pflanze (*ὅμοιος γὰρ φυτῷ ὁ τοιοῦτος* ebd. 1006a 14). Zum sogleich folgenden vgl. ebd. 1006a 5: *ἀξιοῦσι δὴ καὶ τοῦτο ἀποδεικνύναι τινὲς δι' ἀπαιδευσίαν.*

S. 56/7. Anwesenheit und Abwesenheit eines Phänomens: vgl. Gr. Denk. II 453 f.

§ 3. S. 57. Aristoteles über Induktion als Erkenntnisquelle der Axiome: Anal. post. II 19, 100b 3 *δῆλον δὴ ὅτι ἡμῖν τὰ πρῶτα ἐπαγωγῇ γνωρίζειν ἀναγκαῖον.* Ebd. wird die Rolle des Nūs beleuchtet. Über die aristotelische Induktion vgl. die Stellensammlung bei Zeller II 2³ 241 Anm. 3. Erheiternd wirkt der dort mit vollstem Recht zurückgewiesene kritische Eingriff Trendelenburgs und Brandis', die Aristoteles nicht sagen lassen wollten, daß sich „alles unbewiesene Erkennen auf Induktion gründe". George Grote: Aristotle II 288 ff. Hinweis auf allgemein gangbare Überzeugungen: die *ἔνδοξα*, vgl. Topik I 1. Hierüber Zeller II 2³ 242 ff.

S. 57/8. Hauptstelle über den Satz der Identität: Metaph. IV 7 in. Vgl. auch IX 10, 1051b 3: — *ὁ τὸ διῃρημένον οἰόμενος διῃρῆσθαι καὶ συγκείμενον συγκεῖσθαι.* Zum Satz der Identität vgl. Überweg, System der Logik³ 185 und Grote. Minor Works 359 f.

Zu Buch VI, Kap. 9.

S. 59. Die Widersprüche in der Behandlung des Substanz-Problems werden eingehend dargelegt von W. Freytag, Die Entwicklung der griechischen Erkenntnistheorie bis Aristoteles, Halle 1905, S. 82 ff. Die Anführung (S. 59 unten): „wie aus unentrinnbarem Verhängnis" usw. daraus S. 96.

S. 60/1. Vier Hauptargumente .... gegen die Ideenlehre: Metaph. I 9.

§ 2. S. 62 (unten). Eine überaus merkwürdige Stelle: Metaph. XIII 3. 1077b 25 ff.

S. 63/4. Hierarchie der Wissenschaften: vgl. Gr. D. II 582. Zu den dort namhaft gemachten Stellen gehört auch Metaph. XIII 3, 1078a 9. — S. 64. d'Alembert: im Discours préliminaire de l'Encyclopédie, Oeuvres de d'Alembert Paris 1853 p. 88, vgl. auch p. 81.

§ 3. S. 64. Ein Satz wie der folgende: Metaph. VII 1, 1028b 2 ff. Unten zitiere ich W. Freytag a. a. O. S. 83. — S. 65. Die hier angedeutete Vermutung ward geäußert von W. Freytag a. a. O. S. 85. — Der Begriff ... das aktive Prinzip: nach Metaph. VII 2 fin.

Zur Relativität der Begriffe Form und Stoff vgl. die von Zeller II 2³ 210 Anm. 1 und 325 Anm. 2, 3 u. 4 angeführten Stellen.

§ 4. S. 66 (Mitte). Das sagt uns Aristoteles selbst: Metaph. IX 6. 1048a/b. Es werden ... Verschiedenheiten statuiert: über diese Abstufung vgl. de gen. an. II 1, 735a 9; über die erste Entelechie vgl. de an. II 1. 412a 27. Zum folgenden vgl. Bonitzens Index s. v. *ἐντελέχεια.*

S. 67 (Mitte). Bonitzens Klagen über des Aristoteles mira levitas und nimia levitas im Kommentar zur Metaphysik p. 395 Anm. 1 und p. 569 Anm. 1.

§ 5. S. 68/9. Form und tätige Kraft (*μορφὴ καὶ ἐνέργεια*): Metaph. VIII 2 fin. S. 69. An einer Stelle der Metaphysik: I 3, 983a 28.

S. 69. „Warum ist das Feuer warm?“: Metaph. I 1, 981b 11.

S. 70. Heraklits und Platons Aussprüche: vgl. Gr. D. I 58 f. und Staat VIII 563e. Hierher gehört auch das Wort: *αἱ ἐπ' ἄκρον εὐεξίαι σφαλεραί* in Hippokrates' Aphorismen I 3 (IV 458 Littré). — S. 70 (unten). Hauptstelle der Physik: nämlich I 5, 188/9, auch 6 u. 7.

§ 6. S. 71. Anderen Darstellern: darunter auch Zeller II 2³ 315 f. und 348 f. — S. 71 (unten). Das aristotelische Musterbeispiel: vgl. de gen. et corr. I 4, 319b 25.

Zu Buch VI, Kap. 10.

§ 1. S. 73. „Ein Tröpfchen Glück“ usw. (*θέλω τύχης σταλαγμὸν ἢ φρενῶν πίθον*): Meineke Com. Graec. Fragm. IV 347 (zum folgenden ebd. 340).

§ 2. S. 74. Die Hauptstelle über das Accidens Metaph. V 2, 1014a 4 ff. Außerdem Physik II 1, 192b 25. Vgl. auch 196b 28 und Poetik 1451a 18 (hier von Vorkommnissen, dort von Eigenschaften die Rede).

§ 3. S. 75. Vgl. Physik II c. 4—6, mit Torstrik's Kommentar im Hermes IX 425 ff. Leugnung des absoluten Zufalls: a. a. O. 197a 13: *καὶ ἔστιν αἴτιον ὡς συμβεβηκὸς ἡ τύχη, ὡς δ' ἁπλῶς οὐδενός*. Daneben beweist auch eine Äußerung wie Rhet. I 10, 1369a/b nichts für das Gegenteil. Ich hätte mich noch weit entschiedener ausdrücken können, was insbesondere aus Metaph. V 30 erhellt. Es ist in Wahrheit kein Schatten eines Grundes für die gangbare Annahme vorhanden, Aristoteles habe der Herrschaft des Zufalls ein Sonderbereich vorbehalten. Man vgl. mit de interpret. c. 9 auch Metaph. VI 2, 1026/7. Auch Wundt, Logik I³ 575 f. läßt es hier an dem erforderlichen Überblick fehlen. Die zwei soeben angeführten Stellen der Metaph. beweisen nicht das, was er sie beweisen läßt. — S. 75 (unten). Schrift von der Kunst: vgl. des Verfs. Buch: Apologie der Heilkunst S. 49 § 6 fin.

§ 4. S. 76 (Mitte). Winterliche Kälte im Hochsommer: Metaph. XI 8 1064/5.

S. 76/7. Ob das Weltall durch Zufall entstanden ist: vgl. Metaph. I 3, 984b 14.

S. 77. J. S. Mill: Logik Buch III Kap. 5 Anhang, Ges. Werke III 62 f. mit der Anmerkung des Verfs., auch Diss. and Discuss. IV 197. Ähnlich auch Grote, Aristotle I 296. — S. 77 (Mitte). Die Stelle der Nik. Ethik I 10, 1099b 24. — S. 78 (oben). Die Entscheidung aus den Begriffen geschöpft: Physik II 6 fin.

§ 5. S. 79 (oben). Begriff der Tendenz: vgl. Bonitz Index s. v. *βούλεσθαι* 140b 38 ff. Auch des Verfs. Beiträge zur Kritik usw. VIII 16. — Konflikt von Bewegungsimpulsen, auch von Willensantrieben: de coelo II 13, 295b 30, Topik VI 6, 145b 16. — S. 79 (Mitte). Blässe einer Frau: Anal. prior. II 27, 70a 36.

S. 80 (oben). Die Gewohnheit eine zweite Natur: so ungefähr — *ὅμοιον γάρ τι τὸ ἔθος τῇ φύσει* — Rhet. I 11, 1370a 7.

S. 80 Absatz 2. Die Wahrscheinlichkeit in der „Poetik“: so c. 8, 1451a 27; c. 9 in.; 1451b 9 u. 12; c. 10, 1452a 18 ff.; c. 15, 1454a 33 ff.

S. 81 (oben). Die Zurückführung des Zufalls auf Schranken unseres Wissens vertritt allerdings nicht die eudemische Ethik VII 14, 1247b 4 ff. Doch ist es um so eher erlaubt, dafür nicht Aristoteles, sondern Eudemos verantwortlich zu machen, als der vorangehende Teil des Kapitels die Hand des Verfassers der Geschichte der Geometrie deutlich verrät. Vgl. die Bemerkungen über Charakter und Leben des Geometers Hippokrates ebd. 1247a 17.

§ 6. S. 82. Man vgl. de interpret. c. 9. Um nicht Sätze wie *ἀλλὰ πάντα εἶναι καὶ γίγνεσθαι ἐξ ἀνάγκης* (18b 30) und *οὐδὲν ἄρα . . . ἀπὸ τύχης ἔσται* (18b 14—16) — was eine reductio ad absurdum ist — dahin mißzuverstehen, als ob Aristoteles die universelle Kausalität bestreite, vgl. man Metaph. XI 8, 1065a 8: *ἔσται γὰρ ἅπαντ᾽ ἐξ ἀνάγκης*, in dem Falle nämlich, daß es auch für das Accidentelle (*τοῦ κατὰ συμβεβηκὸς ὄντος*) Ursachen und Prinzipien gäbe von ebensolcher Art wie *τοῦ καθ᾽ αὑτὸ ὄντος*. Hier liegt keine Leugnung der Kausalität und keinerlei Einschränkung ihres Geltungsbereiches vor. Von hier aus fällt das hellste Licht auch auf die vielfach mißverstandene Stelle der Hermenien-Schrift. Es ist in beiden Fällen vom Zufall im durchaus richtigen und zulässigen Sinne des Wortes die Rede, von dem gelegentlichen Zusammentreffen verschiedener Ursachen- oder, wie A. lieber gesagt hätte, verschiedener Begriffskreise. Ein Beispiel: Der Feldherr N. N. besitzt ein Muttermal. Dieses mag für das Individuum N. N. ein Erbstück seiner Eltern oder Ahnen sein. Für den Feldherrn als solchen ist es ein bloßer Zufall, ein *συμβεβηκός*. Wer derartiges verkennt, setzt ursächliche Verknüpfung auch dort voraus, wo sie nicht vorhanden ist; mit Unrecht leugnet er den Zufall und erklärt alles für ein Werk der Notwendigkeit.

Zu Buch VI, Kap. 11.

§ 1. S. 84/85. Vgl. Metaphys. XII 10, 1075b 13: *καὶ διὰ τί τὰ μὲν φθαρτὰ τὰ δ᾽ ἄφθαρτα, οὐθεὶς λέγει· πάντα γὰρ τὰ ὄντα ποιοῦσιν ἐκ τῶν αὐτῶν ἀρχῶν.* Vgl. auch Metaph. III 4, 1000a 6 ff. — S. 85 (oben). Äther im „obersten Himmelsraum“: de coel. I[3], 270b 7.

Milchstraße: Meteorol. I 8. Kometen: ebd. I 6 u. 7. Seneca: natural. quaest. VII c. 22 ff. (II 310 ff. Haase). Die merkwürdigste Äußerung c. 25 § 3: *quid ergo miramur cometas, tam rarum mundi spectaculum, nondum teneri legibus certis . . . veniet tempus quo posteri nostri tam aperta nos nescisse mirentur.*

§ 2. S. 86 (oben). Einwurf gegen das Hauptprinzip der Atomistik: de gen. et corr. I 8, 326a 28 f. Zum folgenden vgl. ebd. 327a 21 ff.

S. 86/7. Mischung und Gemenge: de gen. et corr. I 10. — S. 87. Lynkeus: ebd. 328a 14. Ein Tropfen Wein in 10000 Kannen ebd. 328a 27.

S. 88 (oben). Ein 10000 Stadien langes Tier: Poetik c. 7, 1451a 2; das spannenlange Schiff: Polit. VII 4, 1326a 40. Die Berechnung beruht darauf, daß die Kanne (*χοῦς*) = 12 *κοτύλαι*, die *κοτύλη* = $7\frac{1}{2}$ Unzen, die Unze Wasser = 30 g beträgt. Ein Tropfen wurde = 0,05 cm^3 angenommen. Die Mitteilungen über die Nachweisbarkeit minimaler Stoffmengen von Natrondampf und Silberjodid verdanke ich der Güte meines seither leider geschiedenen Schwagers, des Professors Hans Jahn.

§ 4. S. 89. Vierzahl von Ursachen: Physik II 3, Metaph. I 3 in. Ihre Gruppierungen: Physik II 7, de anima II 4, de gen. an. I 1, Metaph. XII 4. Das Beispiel von der Leibesübung: Physik II 3, 195a 8. Reine Passivität des Stoffes: de gen. et corr. I 7, 324b 5: *ὅσα δ᾽ ἐν ὕλῃ, παθητικά*. Auch ibid. 18: *ἡ δ᾽ ὕλη ᾗ ὕλη παθητικόν*. Ferner II 9, 335b 29: *τῆς . . . . ὕλης τὸ πάσχειν ἐστὶ καὶ τὸ κινεῖσθαι*. Dysteleologie: Hauptstelle de gen. an. IV 10, 778a 4: *βούλεται μὲν οὖν ἡ φύσις . . . οὐκ ἀκριβοῖ δὲ διά τε τὴν τῆς ὕλης ἀοριστίαν κτέ.* Geschlechtscharakter: in fast grotesker Inkonsequenz behandelt Metaph. VII 5 u. X 9 in.

Gelegentliche Äußerungen alt-hellenischer Sinnesweise: in Verbindungen wie *ὁ θεὸς καὶ ἡ φύσις* oder Nik. Eth. VII 14: *πάντα γὰρ φύσει ἔχει τι*

θεῖον. Physik I 9, 192ᵃ 16: ὄντος γάρ τινος θείου καὶ ἀγαθοῦ καὶ ἐφετοῦ ... τὸ δὲ (φαμὲν εἶναι) ὃ πέφυκεν ἐφίεσθαι καὶ ὀρέγεσθαι αὐτοῦ κατὰ τὴν ἑαυτοῦ φύσιν. de gen. an. III 11, 772ᵃ 21: — ὥστε τρόπον τινὰ πάντα ψυχῆς εἶναι πλήρη. Auch IV 10, 778ᵃ 2: βίος γάρ τις καὶ πνεύματός ἐστι κτέ. — S. 90 (oben). Vom ersten Beweger wird in einem späteren, dem theologisch-astronomischen Abschnitt gehandelt werden.

§ 5. S. 90. Die Ortsveränderung eine Bedingung sonstiger Veränderungen: vgl. de gen. et corr. II 10, 336ᵃ 16 ff. u. I 6, 322ᵇ 22 ff.

„Aktualität des Potentiellen": vgl. Physik III 1, 201ᵇ 4 f. „Unvollendete Wirklichkeit": Physik III 2 ebd. 31 f. Ein namhafter Zeitgenosse: Dühring; Kritische Geschichte der Philosophie S. 126.

§ 6. S. 91. Definition der Zeit: Physik IV 11, 219ᵇ 1 f., ergänzt durch 220ᵃ 25 f. Mißverständnisse: wie eben bei Dühring S. 128, der A. „das zufällige Mittel der Messung mit den Eigenschaften des gemessenen Gegenstandes" verwechseln läßt, wogegen sich A. a. a. O. 219ᵇ 6—9 bereits ausdrücklich verwahrt hat. Unbefriedigend ist Prantls Übersetzung, aber auch bei Zellers Wiedergabe II 2³ 399 möchte ich mich nicht beruhigen. S. 91 (Mitte). „Denn auch wenn es dunkel ... ist" usw.: Physik IV 11, 219ᵃ 4 ff. „Früher und später": im räumlichen Sinne verwendet ebd. 219ᵃ 14 ff.

S. 92 (oben). Kritizistisches Wetterleuchten: Physik IV 14, 223ᵃ 21 ff. u. de anima III 8, 431ᵇ 28 ff. Das Argument für die Endlosigkeit der Zeit: Physik VIII 1, 251ᵇ 20 u. Metaph. XII 6, 1071ᵇ 7 ff.

§ 7. S. 92. Die drei Dimensionen usw.: de coelo I 1. — S. 93 (oben). Argumente gegen den leeren Raum: Physik IV 6 ff. Insbesondere 8, 214ᵇ 13 ff. Möglichkeit des Ausweichens: ebd. 7, 214ᵃ 29 ff.

S. 93 (Mitte). Das wunderbar prägnante Sätzchen: Physik III 7, 207ᵇ 14: οὐδὲ μένει ἡ ἀπειρία, ἀλλὰ γίνεται. Die Erörterung über das Unendliche: Physik III 6 ff.

S. 93/4. Vgl. de gen. et corr. I 2, 316ᵇ 30: εἴη ἂν ἄπειρος ἡ θρύψις (ähnlich Platon Parm. 165ᵇ θρύπτεσθαι .... κερματιζόμενον ἀνάγκη πᾶν τὸ ὅλον) und vorher 25 καὶ εἰς ἀσώματον ἐφθαρμένον τὸ σῶμα.

S. 94 (Mitte). Gegensatz von Gedanke und Tatsache: ebd. 208ᵃ 16—19. Vorher die treffliche Bestreitung des anaximandrischen Arguments (bei Ps. Plutarch Placita I 3): notwendige Unendlichkeit, damit der Stoff für Neubildungen nicht ausgehe (ἵνα ἡ γένεσις μὴ ἐπιλείπῃ); worauf Aristoteles antwortet: ἐνδέχεται γὰρ τὴν θατέρου φθορὰν θατέρου εἶναι γένεσιν. Es ist dies das dritte unter den fünf Argumenten für die Annahme eines aktuellen Unendlichen. Vgl. über diese Physik III 4, 203ᵇ 15 ff. 1. Aus der Unendlichkeit der Zeit. 2. Aus der unendlichen Teilbarkeit der Raumgrößen. 4. Jede Grenze stoße immer wieder an eine andere. 5. und hauptsächlich: aus dem Mangel eines Stillstands im Denken wird auf einen solchen auch in der Welt der Tatsachen geschlossen. Nun räumt A. die Unendlichkeit der Zeit ein, nur nicht als eine fertige, sondern als eine werdende. Desgleichen die unendliche Teilbarkeit des Körperlichen. Der vierte und schwierigste Beweisgrund wird — dürfen wir sagen: eben darum? — am kürzesten erledigt, durch die Unterscheidung von Sichberühren (ἅπτεσθαι) und Begrenztsein (πεπεράνθαι). Jenes sei ein relativer, dieses ein absoluter Begriff. Die Unvorstellbarkeit eines räumlich abgeschlossenen Weltganzen hindert A. nicht, ein solches anzunehmen. Die Antwort auf 5 steht an der hier zuerst genannten Stelle.

§ 8. Namhafte Denker unserer Zeit: ich denke an Wilhelm Wundt und seinen Aufsatz „Das kosmologische Problem" (Vierteljahrsschrift f. wissenschaftl. Philosophie I 80 ff.). Nach ihm S. 104 (angeführt von Remigius Stölzle

Die Lehre vom Unendlichen bei Aristoteles S. 54) „führt die Voraussetzung eine nach Masse und Raum unendlichen Weltalls zu unlösbaren Widersprüchen". — S. 94 (unten). Die große Mehrzahl der alten Naturphilosophen: *οἱ πλεῖστοι τῶν ἀρχαίων φιλοσόφων* de coelo I 5 in. — S. 95 (Mitte). Die . . . Himmelskugel . . . das Universum: vgl. de coelo I 5 ff.

§ 9. Der eine, einzige und vollkommene Himmel: de coelo I 9 in. und 279ᵃ 10 f.

S. 95/6. Dieser Einwand und seine Beantwortung de coelo I 9.

Über die Ewigkeit des Himmels: ebd. c. 3, insbesondere 270ᵇ 13 ff. u. c. 1…

S. 96 (unten). Ägypter und Babylonier: vgl. de coelo II 12, 292ᵃ 7—9.

§ 10. S. 97. Hierzu vgl. man Zellers schöne Abhandlung „Die Lehre des Aristoteles von der Ewigkeit der Welt", Vorträge und Abhandlungen III. Sammlung S. 10 ff. Über die zyklischen Theorien de coelo I 10, 280ᵃ 11 ff.; auch Physik VIII 1, 252ᵃ 5 ff. — S. 97/8. Die Ewigkeit des Menschengeschlechts wird stillschweigend angenommen; daß sie erdentsprungen (*γηγενεῖς*) seien, nur hypothetisch oder als fremde Lehre vorausgesetzt: de gen. an. III 11, 762ᵇ 29 und Polit. II 8, 1269ᵃ 5: *τοὺς πρώτους εἴτε γηγενεῖς ἦσαν εἴτ' ἐκ φθορᾶς τινὸς ἐσώθησαν*. Auf solche *φθοραί* spielt A. an de coelo I 3, 270ᵇ 19, Meteorol. I 3, 339ᵇ 27, Metaph. XII 8, 1074ᵃ 38 ff. und fragm. 2.

§ 11. S. 98. Die aristotelische Geologie hauptsächlich in Meteorol. I 13 u. 14. Nebenbei: aus Kap. 13 ersehen wir, daß die Geographie Europas A. noch sehr ungenügend bekannt war. Schwarzwald, Alpen und Pyrenäen fließen ihm noch zu einem Gebirge zusammen, aus dem zugleich die Donau und der Guadalquivir entspringen. — S. 98/9. Argument für die Wandellosigkeit des Kosmos: de gen. et corr. II 10, 336ᵃ 27.

§ 12. S. 99. Erstaunlich hochmütige Bemerkung: Meteorol. a. a. O. 349ᵃ 15 f. *οὐθὲν . . . . ὃ μὴ κἂν ὁ τυχὼν εἴπειεν*. — S. 99/100. Spöttisch im folgenden: *τῶν σοφῶς βουλομένων λέγειν τινὲς* und *τὸ κόμψευμα ἂν εἴη τοῦτο ψεῦδος*. Vgl. ebd. II 4, insbesondere 360ᵃ 19 ff. und für A.'s eigene Theorie der Winde 361ᵃ 30 ff. — S. 100 (oben). Über die „trockene Ausdünstung" vgl. Meteorol. II 4, 360ᵃ 8 ff., auch III 6, 378ᵃ 21 ff. — Gegen atmosphärische Niederschläge als Ursprung der Quellen: Meteorol. I 13, 349ᵃ/ᵇ. Über den Salzgehalt des Meeres: Meteorol. II 3. Zu dieser Frage vgl. man das aus den Hibeh-Papyri p. 62 Grenfell-Hunt gewonnene, wahrscheinlich theophrastische Bruchstück, in das ein Demokrit-Fragment eingebettet ist, bei Diels Fragmente der Vorsokratiker I² 368 f.

Zu Buch VI, Kap. 12.

S. 101 ff. Bei der Ausarbeitung dieses Abschnitts haben mir zwei Bücher die wichtigsten Dienste geleistet: G. Pouchet, La biologie aristotélique, Paris 18… und J. B. Meyer, Aristoteles' Tierkunde Berlin 1855. Von großem Nutzen waren mir ferner Aubert und Wimmers Einleitungen und Anmerkungen zu den von ihnen veranstalteten, mit deutscher Übersetzung versehenen Ausgaben von Aristoteles *περὶ ζῴων γενέσεως* (Leipzig 1860) und *περὶ ζῴων ἱστορίαι* (2 Bände, Leipzig 1868); nicht minder die gleichartige Bearbeitung von Aristoteles' *περὶ ζῴων μορίων* durch Frantzius (Leipzig 1853). Auch G. H. Lewes' Aristotle, a chapter from the history of science, London 1864, soll nicht ungenannt bleiben, obgleich das glänzend geschriebene Buch des erstaunlich vielseitigen Literators mit seinem bald enkomiastischen und bald pasquillartigen Tone mehr ein blendendes Schaustück als einen verläßlichen Führer abgibt. Endlich habe ich eines Zeitgenossen mit be-

sonderer Dankbarkeit zu gedenken: des (seither leider verstorbenen) Basler Professors Rudolf Burckhardt, der sowohl durch seine und seines Schülers Bloch bedeutende Arbeiten als durch manche schriftliche Mitteilung meine Vertrautheit mit diesem Forschungsgebiet wesentlich erhöht hat. Von nicht gesicherter Echtheit ist *περὶ ζῴων κινήσεως*, sicherlich unecht *περὶ πνεύματος*.

Eine echte Schrift „über die Pflanzen" ist durch die großen theophrastischen Werke verdrängt worden und darum früh verschwunden. Vgl. die Erörterung bei Zeller II 2[3] 98.

S. 102. Aristoteles über seine Bevorzugung der organischen Welt de part. an. I 5 in.

§ 2. S. 102. Die Farbe der Augen: de gen. an. V 1, 778ᵃ 30 ff. An einer ..... Stelle der Physik: II 8, 199ᵃ 12. Dieses Kapitel auch im folgenden reichlich benutzt. — S. 102/3. Die Natur tut nichts umsonst: *ἡ φύσις οὐθὲν ποιεῖ μάτην* de incessu animal. 2, 704ᵇ 15. — S. 103 (oben). Sein Geist bewegt sich ... in den von Platon gelegten Geleisen: man vgl. z. B. Tim. 42ᵉ: *κατὰ δύναμιν ὅτι κάλλιστα καὶ ἄριστα* mit de incessu animal. (a. a. O.): *ἀεὶ ἐκ τῶν ἐνδεχομένων ..... τὸ ἄριστον*.

An einer .... Stelle der Physik: nämlich im oben angeführten 8. Kap. des II. Buches. Zum folgenden vgl. Aristoteles' Fragm. 12—14 (aus dem Dialog *περὶ φιλοσοφίας*) 1475/6. Das folgende wieder nach Physik II 8.

S. 104 (unten). Zeus läßt nicht regnen usw.: Physik II 8, 198ᵇ 18 ff. — S. 104/5. an einer bedeutungsvollen Stelle: de gen. an. V 8, 789ᵇ 2 ff. Auch das folgende ist dieser Stelle entnommen. Im übrigen vgl. man wieder den oft angeführten Abschnitt der Physik II 8 in. und II 7 fin. Desgleichen de part. an. IV 2, 677ᵃ 17—19 *οὐ μὴν διὰ τοῦτο δεῖ ζητεῖν πάντα ἕνεκα τίνος, ἀλλὰ τινῶν ὄντων τοιούτων, ἕτερα ἐξ ἀνάγκης συμβαίνει διὰ ταῦτα πολλά*. — Die Zahl der Schädelnähte: darüber handelt de part. an. II 7, 653ᵃ 27—ᵇ 8. Vgl. Frantzius' Anmerkung 37 S. 276: „In bezug auf die Nähte des Schädels existiert bei den Säugetieren keine solche Verschiedenheit, wie Aristoteles sie annimmt. . . . Dagegen ist bei den niederen Wirbeltieren . . . . die Anzahl der Schädelknochen, mithin auch . . . ihrer . . . Nähte bedeutend größer. . . . Eine Verschiedenheit zwischen Mann und Weib findet in dieser Beziehung ebenso wenig statt." Vgl. auch Lewes p. 306.

§ 3. S. 105. Phänomene — Ursachen — Werden: de part. an. I 3, 640ᵃ 14 f.

S. 106 (oben). Chorus begeisterter Stimmen: vgl. die Zusammenstellung bei Lewes p. 154 f., ferner Ch. Darwin, Life and Letters III 252. Zum folgenden vgl. Lewes p. 156, p. 323 ff., p. 325 f.; das Zitat aus p. 158. — S. 106 (Mitte). Über Gehirn, Herz und Lunge vgl. die im Index Aristot. s. v. *ἐγκέφαλος* 213ᵇ 40 ff., s. v. *καρδία* 365ᵇ 34 ff. und s. v. *ἀναπνοή* 52ᵃ 10 ff. namhaft gemachten Stellen. Annahme der Urzeugung: vgl. vorläufig die Hauptstelle de gen. an. III 11, 762ᵃ 8 ff.; dazu Aubert u. Wimmer S. 40 Anm. 5: „Einem Teil der Insekten sowie allen Schaltieren schreibt A. spontane Entstehung zu."

§ 4. S. 107. Die vordem verbreitete — Ansicht: vgl. Zeller II 2[3] (1879) S. 513. Syennesis, Polybos, Diogenes: Hist. an. III 2, 511ᵇ 23 u. 3, 512ᵇ 12. Leophanes, bei [Plutarch] Placita V 7 Kleophanes genannt, de gen. an. IV 1, 765ᵃ 25. Daß er der Verfasser der pseud-hippokratischen Abhandlung über die Superfötation ist, hat mit hoher Wahrscheinlichkeit Littré vermutet (Oeuvres d'Hippocrate I 380/1). „Sachverständige": die hierher gehörigen Stellen gesammelt und erörtert von Brandis II 2, 1303. Demokrits biologische Lehren erörtert an zahlreichen, im Index Aristot. s. v. *Δημόκριτος* 176ᵃ 21 ff. verzeichneten

Stellen. Die ihm von Plinius Hist. nat. 28. 8. 112 beigelegte Monographie über das Chamäleon wird auf Grund der darin enthaltenen Abenteuerlichkeiten von A. Gellius, Noctes Att. X 12 wohl mit Recht verworfen. S. 107/8. Herodoros von Heraklea: wahrscheinlich identisch mit dem an zwei Stellen der Tiergeschichte als Vater des Sophisten Bryson Genannten, de gen. an. III 6, 757a 4.

S. 108. Zu Herodots Zeit: vgl. Herodot III, 106. Über Tiergärten in Ägypten vgl. außer dem von Beloch Gr. Gesch. III 1, 484 Angeführten auch eine Inschrift aus Panopolis, Revue des Etudes Grecques IV 53. Über die Schaustellung seltener Tiere zu Athen vgl. Antiphon (Fragm. 57—59 Blaß) bei Athenaeos IX 397 c/d. Menagerien: vgl. Isokrates or. XV (*περὶ ἀντιδόσεως*) § 213. Über Alexanders angebliche Unterstützung des A. vgl. Zeller II 2³ 32. Der chronologische Einwand wird dort nicht vorgebracht. Über die Zahl der Tier-Spezies vgl. J. B. Meyer S. 144 (nach Bronn); nur ungefähr 400 nimmt Pouchet p. 121 an. „Ein Mittelding von Tier und Pflanze“: so nennt A. die *Ὀστρακόδερμα* de gen. an. I fin., 731b 8 f.

§ 5. S. 108. A.s' geringe Kenntnis des menschlichen Innern: von ihm selbst eingestanden Hist. an. I 16, 494b 21 ff. Vgl. Aubert u. Wimmer, Einleitung zu *περὶ ζῴων γενέσεως* S. 4 und Frantzius zu de part. an. 276 Anm. 37 u. 297 f. Anm. 57 u. 62. Anatomisches Tafelwerk: die 7 Bücher der *Ἀνατομαί* waren mit wahrscheinlich schematischen Darstellungen ausgestattet. Vgl. de respir. 16, 478a/b (*πρὸς μὲν τὴν ὄψιν ἐκ τῶν ἀνατομῶν δεῖ θεωρεῖν, πρὸς δ' ἀκρίβειαν ἐκ τῶν ἱστοριῶν*). — S. 109. Fangarm von Polypoden: de gen. an. I 15, 720b 32 ff.; vgl. Pouchet p. 129. Häufige Zergliederung menschlicher Fötus: de gen. an. IV 1, 764a 34 u. 765a 16. Man beachte an der ersteren Stelle die ausdrückliche Erklärung: *καὶ τοῦθ' ἱκανῶς τεθεωρήκαμεν κτέ.*

Künstliche Aushungerung und Erdrosselung der Tiere: das besagt hist. an. III 3, 513a 12 ff., wo übrigens Aubert u. Wimmer das Wort *προλεπτυνθεῖσιν*, das sie mit „abgemagert“ wiedergeben, mißverstanden haben. Diese Übersetzung wird sowohl dem Präfix als dem Passiv-Aorist nicht gerecht. Das Verbum *προλεπτύνω* erscheint auch de gen. an. I 18, 726a 1: die Hirten machen die Böcke vorher (vor der Zeit der Paarung) absichtlich mager, weil die fetten zum Bespringen der Ziegen weniger geneigt sind. Zur Sache vgl. man übrigens de part. an. III 5, 668a 21: *γίνεται κατάδηλον ἐν τοῖς μάλιστα καταλελεπτυσμένοις*, wo der Hinweis auf künstliche, zur Untersuchung vorbereitende Abmagerung fehlt. — S. 110 (oben). Kindischer Widerwille: *διὸ δεῖ μὴ δυσχεραίνειν παιδικῶς τὴν περὶ τῶν ἀτιμοτέρων ζῴων ἐπίσκεψιν* (de part. an. I 5, 645a 15). John Hunter: vgl. Lewes p. 323, dem wir auch das Zitat aus Tiedemanns Physiologie des Menschen entlehnen.

§ 6. S. 110. Spezifische Prinzipien: de gen. an. II 7, am Schlusse der Erörterung über die Unfruchtbarkeit der Maultiere 748a 7: *οὗτος μὲν οὖν ὁ λόγος καθόλου λίαν καὶ κενός, οἱ γὰρ μὴ ἐκ τῶν οἰκείων ἀρχῶν λόγοι κενοί κτέ.* — Allzu weit hergeholt: de gen. an. IV 1 765b 4 *ἀλλὰ λίαν τὸ λέγειν οὕτω πόρρωθέν ἐστιν ἅπτεσθαι τῆς αἰτίας κτέ.*

S. 111 (unten). Herzklopfen: vgl. de respir. 20, 479b 22—26: *ὥστ' ἐνίοτ' ἀποσβέννυσθαι* (sc. *τὸ θερμὸν*) *τὰ ζῷα καὶ* (l. *καὶ τὰ ζῷα*) *ἀποθνήσκειν διὰ φόβον.* S. 111/2. Größe des Herzens: de part. an. III 4, wo übrigens auch die Härte und Weichheit des Herzens für das Maß psychischer Empfindlichkeit verantwortlich gemacht wird (667a 11 f.). Zu den sogleich folgenden Fehlerklärungen vgl. de gen. an. V 3, 783a 12 ff.; 7, 787/8; 3, 783b 28 f. Vgl. Georges Pouchet a. a. O. p. 37.

§ 7. S. 112. Verschiedene Phasen seines Wirkens: um über die Zeitfolge der Schriften zu urteilen, stehen uns neben allgemeinen Präsumtionen zwei Hilfsmittel zu Gebote: die (freilich nicht selten verwirrenden) Vor- und Rückver-

weisungen des Autors selbst, dann die gelegentlichen Anspielungen auf zeitlich fixierbare Vorkommnisse. Die erstere Quelle hat mit gewohnter Genauigkeit und Gründlichkeit Bonitz im Index s. v. Ἀριστοτέλης ausgeschöpft; die Erörterung jener Anspielungen, die für einige der Schriften neben jenen relativen auch absolute Daten ergeben, findet man bei Zeller II 2³ 154 f. Die mit höchster Wahrscheinlichkeit ermittelte Reihenfolge ist die folgende: das Organon, die 4 physikalischen Hauptschriften (Physik, de coelo, de gen. et corr., Meteorologie (vgl. Meteorol. I in. und IV fin.), dann de anima nebst parva naturalia und die biologischen Werke: hist. an., de part. an., de gen. an. (drei Hauptstellen sind de part. an. I 1, 639ᵇ 8—10 u. 640ᵃ 14 f., 689ᵃ 18 ff., ferner de gen. an. V 1, 779ᵇ 21 ff., wo man die ungewöhnlich genauen Bestimmungen πρότερον und ἔτι πρότερον beachten möge). Endlich die im weitesten Sinne anthropologischen Werke: Ethik, Politik, Poetik und Rhetorik. Von der Metaphysik spreche ich nicht, da sie kein von Aristoteles selbst herausgegebenes einheitliches Werk ist.

Zu Buch VI, Kap. 13.

§ 1 (Schluß). S. 114. Speiseverbote des alten Testaments: Leviticus c. 11.

§ 2. S. 114/5. Diokles (von Karystos) gehört dem ersten Drittel des 4. Jahrhunderts an; er schrieb u. a. eine Ἀνατομή. Über ihn handelt Wellmann bei Pauly-Wissowa V 802 ff., vgl. desselben Fragment-Sammlung der griechischen Ärzte I, Fragm. 132 = Athenaeos VII 316ᶜ begegnet der zusammenfassende Ausdruck *Μαλάκια* (Weichtiere). Athenaeos III 105ᵇ läßt Speusipp von „Weichschaltieren" (*μαλακόστρακα*) sprechen, Aristoteles selbst (de part. an. III 4, 665ᵃ 31) leiht Demokrit den Ausdruck „Blutlose" (*ἄναιμα*). Die Möglichkeit, daß die zusammenfassenden Bezeichnungen das eine Mal von Athenaeos, das andere Mal von A. selbst an die Stelle der von den Älteren verwendeten Einzelnamen gesetzt wurden, ist nicht unbedingt zu widerlegen. Das gilt auch von dem Klassennamen der „Einhufer", Arist. de part. an. IV 2, 677ᵃ 32. Die dort angeführten „Alten" können auch bloß von Pferd, Esel usw. gehandelt haben. Aber wer sieht nicht, daß die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme in dem Maße sinkt, als man häufiger von ihr Gebrauch zu machen genötigt wird. — Ein Zeitgenosse: leider nicht mehr ein solcher, Rudolf Burckhardt, „Das koische Tiersystem, eine Vorstufe der zoologischen Systematik des Aristoteles" (Sep.-Abdr. aus den Verhandl. d. naturforsch. Gesellsch. in Basel XV 3). Dieser ungemein wertvollen Untersuchung ist auch die im Text zunächst folgende Anführung entnommen.

Linné über die Wale: diese Details entnehme ich Louis Agassiz' Essay on Classification p. 304.

§ 3. S. 115. Abkehr von der Dichotomie: diesen Gegenstand gleichwie die „Grundsätze der Einteilung" überhaupt behandelt aufs gründlichste J. B. Meyer „Aristoteles' Tierkunde" 70—110. Wenig bedeutet es, daß er S. 76 die Einschränkung des dichotomischen Prinzips im platonischen „Staatsmann" und „Philebos" übersieht. Vgl. Gr. D. II 601 Anm. zu 466 Z. 4 ff. u. Anm. zu III S. 3. Aristoteles über diese Fragen Topik VI 6 p. 144/5 u. de part. an. I 2—4 mit dem Schlußergebnis: τὸ διχοτομεῖν τῇ μὲν ἀδύνατον τῇ δὲ κενόν 644ᵇ 19 f.

S. 116 (Mitte). Lewes: a. a. O. p. 296 (dagegen Pouchet a. a. O. p. 122 f.: *la classification d'Aristote est naturelle. . . . La zoologie contemporaine ne procède pas autrement pour établir ses classifications*). Jürgen Bona Meyer: a. a. O. S. 76 ff. Vgl. dessen Stellensammlung S. 102 ff. Darunter vor allem de part. an. I 3, 643ᵇ 9 ff. u. 23. — S. 116 (unten). Über Leistungen und Verrichtungen (ἔργα und πράξεις) J. B. Meyer 88 ff. Hauptstelle de part. I 3, 643ᵃ 35 ff. Be-

sonders wichtig ist Meyers Nachweis, daß trotz des widersprechenden Anscheins auch die Art der Zeugung für Aristoteles keinen Haupteinteilungsgrund gebildet hat, ebensowenig die Verschiedenheiten der Ernährung und der Ortsbewegung. S. 99—102. — S. 116,7. „Die der Gattung nach verschiedenen Tiere“ usw.: hist. an. I 6, 491a 14 ff. u. de part. an. I 4, 644a 16, auch 644b 1 ff. Vgl. auch hist. an. II 1, 497b 9. — S. 117 (oben). Louis Agassiz: a. a. O. p. 306 ff., verglichen mit Rudolf Burckhardt „Das koische Tiersystem“ S. 410. Derselbe bietet auch S. 379 einen Überblick über die aristotelische Systematik. Vgl. die Aufzählung der γένη μέγιστα und ihrer Hauptunterschiede hist. an. I 6, IV 1 u. de part. an. IV 5.

Der Mensch: man vgl. vor allem hist. an. I 6, 490b 15 ff.; II 8, 502a 16 f. und de gen. an. II 4, 737b 26. Diese Frage hat Zeller II 2³ 563,4 vortrefflich behandelt. Gattung und Art: über den wechselnden Gebrauch von γένος und εἶδος vgl. Meyer a. a. O. 345 ff. Erstaunlich ist es, daß γένος gelegentlich „sogar auf Varietäten angewendet“ wird (347). Metren im Unterschiede von μέλος und μελοποιΐα: in der Poetik 1, 1447b 25; 6, 1449b 30 u. 35.

§ 4. S. 118. Namenlosigkeit: eine Hauptstelle hist. an. I 5, 490a 12 ff., desgleichen 31. „Formenverwandtschaft“: vgl. hist. an. IX 40, 623b 5. Die sämtlichen Mitglieder einer gewissen namenlosen Gruppe von Insekten besitzen τὴν μορφὴν συγγενικήν. Zum folgenden vgl. u. a. E. Dennert „Das Prinzip der Korrelation bei Aristoteles“ (Naturwiss. Wochenschr. N. F. IV Nr. 43). Über funktionelle Einheit vgl. Pouchet a. a. O. p. 138,9. — „Eine Veränderung“ usw.: Zitat aus hist. an. VIII 2, 589,90. Wiederkäuer: vgl. de part. an. III 14. Pouchet: a. a. O. p. 105,6, vgl. auch 112,3. — Natur der Eier: de gen. an. II 1, 733a 6 ff. Auch hist. an. II 12 in. werden Vögel und Reptilien, die neuerlich Huxley als „Sauropsiden“ zusammengefaßt hat, als einander nahestehend betrachtet. Cuvier bei J. B. Meyer S. 468.

§ 5. S. 119. Geoffroy St. Hilaire: vgl. das Zitat bei Finot, Le préjugé des races p. 274. Goethe: 36, 280 der Ausgabe in 40 Bänden. Zum folgenden vgl. de gen. an. III 1, 749b 8 und 750a 3, ferner de part. an. II 9, 655a 27; II 14, 658a 35; III 1, 662a 18 und IV 8, 684a 17.

Über den Bratspießleuchter vgl. de part. an. IV 6, 683a 25, wo ich εὐτέλεια durch „Wohlfeilheit“ wiedergeben mußte. Doch haftet dem Wort der Nebenbegriff des Dürftigen oder Geringwertigen an, wie man denn auch von εὐτέλεια der Gedanken spricht. Das haben diejenigen übersehen, die (wie J. B. Meyer a. a. O. 489) zwischen diesem Meiden der εὐτέλεια und der haushälterischen Ersparungstendenz der Natur einen Widerspruch statuieren wollten. Darüber und über das delphische Messer vgl. Politik I 2, 1252b 2 u. IV 15, 1299b 10.

§ 6. S. 120. Eine Hauptstelle über Mangel und Reichtum der Organismen an Funktionen und Organen liest man de part. an. II 10, 655,6. Den Pflanzen mit ihren wenigen Funktionen und Organen wird die tierische Natur gegenübergestellt, die πολυμορφοτέραν ἔχει τὴν ἰδέαν καὶ τούτων ἕτερα πρὸ ἑτέρων μᾶλλον, καὶ πολυχουστέραν. Tiefer als die Bluttiere stehen die Blutlosen und unter diesen wieder die ὀστρακόδερμα καὶ μαλακόστρακα τὰ ἔσχατα de gen. an. III 6, 743b 11. Zum folgenden vgl. parva natur. 467a 18 ff. u. 468a 13—b 15. Man beachte u. a. 467a 21 den von den Pflanzen geltenden Satz: οὐ γὰρ ἔχει ὄργανα und 468a 17: διήρθρωται δὲ μᾶλλον (sc. τὸ στῆθος) ἑτέροις ἑτέρων. — S. 120 (Mitte). „Abstufung der gesamten Lebewesen“: vgl. Burckhardt Zur Geschichte der biologischen Systematik, Basel 1903, S. 409 (aus dem 16. Bande der Verhandl. d. naturforsch. Gesellsch. in Basel).

Nicht nur As.' Interpreten, die ihm fälschlich eine eigentliche Entwicklungs-

lehre zuschreiben, auch er selbst macht es uns gelegentlich schwer, den genetischen von dem bloß systematischen Gesichtspunkt scharf und sicher zu sondern. So hist. an. I 2, 590ª 1 u. 6. Die erste Stelle bespricht den operativen Eingriff des Kastrierens mit seinen Folgen: *μικροῦ γὰρ μορίου πηρωθέντος εἰς τὸ θῆλυ μεταβάλλει τὸ ζῷον*. Die zweite so nahe benachbarte Stelle handelt von dem Unterschied eng verwandter Land- und Seetiere: *ἐν μικροῖς μορίοις γινομένης τῆς μεταβολῆς συμβαίνει γίνεσθαι τὰ μὲν πεζὰ τὰ δ' ἔνυδρα τῶν ζῴων*. Und dennoch hieße es, einem täuschenden Schein folgen, wollte man den Autor auch hier von einer wirklichen Metamorphose, von einem realen genetischen Prozeß sprechen lassen. Dem widerstreiten seine völlig folgerichtig festgehaltenen Grundlehren von der Ewigkeit der Erde und ihrer Bewohner, auch des höchststehenden von ihnen, des Menschen. Es waltet hier dieselbe irreführende Tendenz der Sprache, die uns z. B. sagen läßt: an dieser Stelle des Weges erhebt sich ein Berg vor uns. Die von A. gebrauchten Worte lassen dort an eine wirklich einmal eingetretene Veränderung denken, wo er in Wahrheit nur sagen will: mit einem Anderssein geht ein zweites Anderssein Hand in Hand. Oder etwa: durch die Verschiedenheit des Wohnorts sind Verschiedenheiten im Bau einiger geringfügiger Organe und durch diese wieder zahlreiche und tiefgreifende Verschiedenheiten des Gesamtbaues jener Tiere bedingt.

§ 7. S. 121. „Von den seelenlosen Wesen aus“: hist. an. VIII 1 (588—589). Hierher gehört auch de part. an. IV 5, 681ª 12. Man beachte, wie hier immer wieder Worte wie *συνεχής*, *συνεχῶς*, *συνέχεια*, dann *μᾶλλον καὶ ἧττον*, *κατὰ μικρόν*, auch *ἴχνη* und *σπέρματα* gleichwie *μεταβαίνει* und *μετάβασις* wiederkehren, und wie die ganze Erörterung von dem Gedanken der Stetigkeit oder Kontinuität, des Allmählichen und nicht Sprungweisen, beherrscht wird. — S. 122. „Vergesellschaftung“: so glaube ich das *πολιτικώτερον χρῶνται* des Originals a. a. O. 589ª 2 wiedergeben zu sollen.

§ 8. S. 122/3. Vgl. im allgemeinen J. B. Meyer a. a. O. 485 ff. Über Bienen und Ameisen vgl. de part. an. II 2, 648ª 5: *διὸ καὶ μέλιτται καὶ ἄλλα τοιαῦτα ζῷα φρονιμώτερα τὴν φύσιν ἐστὶν ἐναίμων πολλῶν* und 4, 650ᵇ 18. — S. 123 (oben). „Trennung der Geschlechter“: vgl. de gen. an. II 1, 732ª 3, III 8, 757/8. Leugnung der Geschlechtstrennung bei den Pflanzen: de gen. an. I 23, 731ª 1/2. „Männliche Palmen“: vgl. Herodot I 193; daß die Babylonier die „Zweihäusigkeit“ der Dattelpalme sehr wohl kannten, erhellt eben aus Herodot a. a. O. Was ich von „jedem Araberkind“ sage, beruht auf gefälliger Mitteilung meines Kollegen Julius Wiesner. Richtige Einsicht in den Befruchtungsprozeß verrät Theophrast eben in bezug auf die Palme caus. plant. III 18, 1: *τὸ δὲ μὴ ἐπιμένειν ἐπὶ τῷ θήλει φοίνικι τὸν καρπόν, ἂν μὴ τὸ τοῦ ἄρρενος ἄνθος κατασείωσι ἅμα τῷ κονιορτῷ κατ' αὐτοῦ κτἑ.*

§ 9. S. 123 (unten). Schrift über die Atmung: de respir. 6, 743ª 3 ff.

§ 10. S. 124. Das Wort „organisch“: vgl. de an. II 2, 412ª/ᵇ. Desgleichen de part. an. I 5, 645ᵇ 14 ff. Über Entelechie vgl. die gründliche Erörterung in Trendelenburgs Ausgabe von de anima² 242 ff. „Ungleichteilige“ und „gleichteilige“ Bestandstücke: vgl. Bonitz Index 62ª und 510ᵇ. — S. 124/5. Vers des Empedokles: vgl. I 196, jetzt bei Diels Fragmente der Vorsokratiker² S. 195 Fgm. 82, von Aristoteles angeführt Meteorol. IV 9, 387ᵇ in. — S. 125. Arme, Vorderfüße usw.: de part. an. IV 12, 693ª/ᵇ. Die menschliche Hand: vgl. ebd. 692ᵇ 16 u. 8, 683ᵇ 33. Desgleichen 10, 687ª 7 ff. Über den Rüssel vgl. II 16 in.

„Funktionelle Einheit“: vgl. Pouchet a. a. O. p. 79. Die Hauptstelle über Analogie hist. an. I 1, 486ᵇ 19 ff. Knochengerüst: de part. an. II 8, 653/4;

Nährsaft: hist. an. I 3, 489ᵃ 22. Analoge Bildungen: vgl. darüber J. B. Meyer S. 429 f. Harnausscheidung: de part. an. IV 3, 679ᵃ 17, vgl. Pouchet p. 78. Kiemen und Lungen: die Hauptstelle de part. an. III 6 in., 668ᵃ/ᵇ.

S. 125/6. Mund und Wurzel: die Hauptstelle de part. an. IV 10, 686/7. Die Wärme als leitendes Prinzip: vgl. darüber J. B. Meyer 485/6. — „Bis auf einige wenige“: hist. an. I 5, 490ᵃ 20 f.

Rudimentäre Organe: Hauptstellen de part. an. III 7, 669ᵇ 29 f. u. hist. an. II 8, 502ᵇ 22 f. Schopenhauers sehr ähnliche Darlegung ist wohl sicherlich durch Aristoteles beeinflußt, dessen Schrift von den Teilen der Tiere er unmittelbar darauf anführt (Werke III 376 f.).

§ 11. S. 126. Nahrung ... eine gemischte: de gen. et corr. II 8, 335ᵃ 10. — S. 127. Opitz: angeführt im Grimm'schen Wörterbuch s. v. „kochen“ V 1559. Hegels Enzyklopädie (neue Leydener Ausgabe) S. 688. Phlegma: vgl. die Definition in der Topik VI 3. Blut heißt *ἐσχάτη τροφὴ* de part. an. II 4, 651ᵃ 14. auch *τελευταία τροφὴ* de juv. et senect. 3. 469ᵃ 1.

Das Fleisch und die Substanz der übrigen Sinneswerkzeuge: de gen. an. II 6, 744ᵇ 22 ff. Unmittelbar vorher geht der Vergleich mit dem Haushalt. Quelle der Wärme und Empfindung: de part. an. III 5, 667ᵇ 29. Herd, Akropolis: ebd. 7, 670ᵃ 25 f. Wasserleitungen: ebd. 5, 668ᵃ 13 ff.

S. 127/8. Unkenntnis der Nerven: ob die hist. an. III 6, 515ᵇ 27 *μεταξὺ νεύρου καὶ φλεβὸς* gestellten *ἶνες* so zu verstehen seien, das bildet den Gegenstand einer Kontroverse; vgl. J. B. Meyer S. 434. Auch zum folgenden vgl. J. B. Meyer S. 441 und 428. — S. 128. Marionetten: diesen Vergleich (de anim. motione 7, 701ᵇ 2 ff.) bespricht Pouchet p. 41. Die viel angefochtene Echtheit dieses Schriftchens gilt mir als vollständig gesichert. Doch würde die hierauf bezügliche Beweisführung den Rahmen einer Anmerkung überschreiten.

Zu Buch VI, Kap. 14.

S. 128. Die chronologische Stellung des Werkes de gen. an. erhellt aus den Vor- und Rückverweisungen, die Bonitz im Index Aristot. p. 100ᵃ/ᵇ zusammengestellt hat. — S. 128/9. Das Feuer: de gen. an. III 11, 761ᵇ 17 ff. Zum folgenden vergleiche de gen. an. IV 4, 770ᵇ 9 ff., auch 767ᵇ 13 ff.; IV 9 fin.; II 6, 742ᵃ 16; III 5, 756ᵃ 4; ferner die zu B. VI, Kap. 12 bereits angeführten Stellen II 7, 748ᵃ 7; IV 1, 765ᵇ 4; III 10, 760ᵇ 30 ff.; endlich IV 1, 765ᵃ 25 ff. Einige dieser Sätze, unter denen eine Auswahl zu treffen uns nicht leicht fällt, lauten wie folgt: *ἔστι γὰρ τὸ τέρας τῶν παρὰ φύσιν τι, παρὰ φύσιν δ' οὐ πᾶσαν, ἀλλὰ τὴν ὡς ἐπὶ τὸ πολύ . . . ἐπεὶ καὶ τούτων . . . ἧττον εἶναι δοκεῖ τέρας διὰ τὸ καὶ τὸ παρὰ φύσιν εἶναι τρόπον τινὰ κατὰ φύσιν, ὅταν μὴ κρατήσῃ τὴν κατὰ τὴν ὕλην ἡ κατὰ τὸ εἶδος φύσις.* Oder: *βούλεται μὲν οὖν ἡ φύσις τοῖς τούτων ἀριθμοῖς ἀριθμεῖν τὰς γενέσεις καὶ τὰς τελευτάς, οὐκ ἀκριβοῖ δὲ . . . . διὰ τὸ γίνεσθαι πολλὰς ἀρχάς, αἳ τὰς γενέσεις τὰς κατὰ φύσιν καὶ τὰς φθορὰς ἐμποδίζουσαι πολλάκις αἴτιαι τῶν παρὰ φύσιν συμπιπτόντων εἰσίν.* — Plausibles Mutmaßen: *οὐκ ἀληθῆ λέγοντες, ἀλλὰ μαντευόμενοι τὸ συμβησόμενον ἐκ τῶν εἰκότων, καὶ προλαμβάνοντες ὡς οὕτως ἔχον πρὶν γινόμενον οὕτως ἰδεῖν.*

„Augenschein“: vgl. de gen. an. IV 1, 764ᵃ 34: *καὶ τοῦθ' ἱκανῶς τεθεωρήκαμεν ἐκ τῶν ἀνατομῶν ἐν πᾶσι τοῖς ζῳοτοκοῦσι, καὶ ἐν τοῖς πεζοῖς καὶ ἐν τοῖς ἰχθύσιν.* Die Anführungen aus Bruno Bloch, Die Grundzüge der älteren Embryologie bis Harvey (Zoologische Annalen I 51 ff. 1904). In der hippokratischen Sammlung: VII 530 Littré.

S. 129/30. Kotyledonen: de gen. an. II 7, 745b 30 ff. Stellung des Schweines: de gen. an. IV 6, 774b 17 ff.

§ 2. S. 130. Teratologie: vgl. Pouchet a. a. O. p. 97 ff. Zweiköpfige Schlangen: de gen. an. IV 4, 770a 23. Bienen und Wespen: ebd. 27. Pouchet: p. 98 f. Zum folgenden vgl. ebd. 770a/b.

S. 130/1. Gedrängte Lage der Eier: ebd. 770a 26 ff. Größere Häufigkeit . . . beim männlichen Geschlecht: ebd. IV 6, 775a 5 ff. Unsere Spezialforscher: so Pouchet, p. 97, Aubert und Wimmer, 338 Anm. 1. Danach ist das Übergewicht weiblicher Mißbildungen sogar ein ungemein starkes.

S. 131. Monstrosität und Unähnlichkeit: vgl. de gen. an. IV 4, 770b 3: *ἀλλὰ προσωδοποίηται τῇ φύσει πρὸς τὸ τερατοτοκεῖν τὸ μὴ γεννᾶν ὅμοια . . . ·ἔστι δὲ καὶ τὸ τέρας τῶν ἀνομοίων.* Desgleichen ebend. 3, 767b 5: *καὶ γὰρ ὁ μὴ ἐοικὼς τοῖς γονεῦσιν ἤδη τρόπον τινὰ τέρας ἐστίν.* Entfernten Vorfahren gleichen: de gen. an. I 18, 722a 7: *ἔτι τοῖς ἄνωθεν γονεῦσιν ἐοίκασιν.* Erklärung ebd. IV 3, 767/8.

§ 3. S. 131. Charles Darwin: Origin of Species[5] p. 189—196. Vgl. insbesondere p. 189: „*the tendency to reversion and variability on the other hand*" und p. 190 über „*monstrosities*". — S. 131/2. Hippokratiker: vgl. de semine § 3 (VII 474 L.): *τὴν δὲ γονήν φημι ἀποκρίνεσθαι ἀπὸ παντὸς τοῦ σώματος.* Ähnlich de morbis IV 32 (VII 542 L.). Dagegen Aristoteles de gen. an. I 17, 721b 9: *καὶ πότερον ἀπὸ παντὸς ἀπέρχεται τοῦ σώματος κτέ.* Zum folgenden vgl. ebd. Kap. 18 in.

§ 4. S. 132. Knaben- und Mädchengeburten: darüber handelt de gen. an. IV c. 1 u. 2. Vorkehrungen und Ratschläge: vgl. die Abhandlung „von der Superfötation" (Oeuvres d'Hippocrate VIII 500, L.). Desgleichen Buch VI der Epidemien (V 312 L.). Die an der ersteren Stelle empfohlene Vorkehrung soll im heutigen Indien vielfach geübt werden. — Amputationen: a. a. O. 1, 765a 25 ff.: *καὶ ἐπὶ τῶν ἐκτεμνομένων τὸν ἕτερον ὄρχιν κτέ.* — S. 133. Altersstufe des Erzeugers oder der Erzeuger: die erstere Version a. a. O. IV 2, 766b 29 ff., wo man insbesondere *γυναικικώτερα* beachte, was doch kaum von Frauenkörpern gesagt sein kann, die zweite hist. an. VII 6, 585b 14: *νέοι μὲν ὄντες μετ' ἀλλήλων θήλεα γεννῶσι κτέ.* Noch vor einem halben Jahrhundert: vgl. Aubert und Wimmers Ausgabe von de gen. an. (1860) S. 296 mit dem Verweis auf Quetelets Buch De l'homme (1835) und auf Rud. Wagners Handwörterbuch der Physiologie (1842—53).

§ 5. S. 133. Urzeugung: die Hauptstellen hist. an. V 11, 563b 17 f., 547b 18 ff. Ebd. VI 15 in. Ferner 569a 10 ff. und 26 ff. In allgemeinster Fassung de gen. an. III 11, 762a 18 ff. Alle Schaltiere usw.: vgl. de gen. an. III 11, 773a/b.

S. 135. Über die Bucht von Pyrrha und ihre marine Fauna vgl. Smith, Dictionary of Greek and Roman Geography s. v. Lesbos. Ferner Bonitzens Index s. v. Pyrrha 662/3.

S. 135 (unten). Anaxagoras, Archelaos und Demokrit: vgl. Diels, Doxogr. 563, 7; 564, 2, auch p. 16 und Verf. in „Wiener Studien" II 12, desgleichen Censorinus de die natali IV 9.

Zu Buch VI, Kap. 15.

S. 136/7. Über die drei Seelen: vgl. Pouchet c. 2 p. 23 ff. — S. 137. Unterscheidung der Erhaltung und des Wachstums: de juventute 3 fin. (469a 25—27). Auch zweigeteilt erscheint die Seele, indem der vernunftlose dem vernünftigen Teil entgegengesetzt wird, z. B. de anima III 9, 432a 26. Viereck und Dreieck: vgl. de anima II 3, 414b 29 ff.

Vergleich mit der Sehkraft: ebd. II 1, 412b 18 ff. Die Seele weder etwas Körperliches noch Körperloses: ebd. II 2, 414a 20. Etwas vom Körper: ebd. 21 *σώματος δέ τι*. Das steinerne oder gemalte Auge: ebd. II 1, 412b 20 ff. Eine ebensolche Hand z. B. de gen. an. I 19, 726b 22 ff. oder de part. an. I 1, 640/1.

§ 2. S. 137/8. Die pythagoreïsche Lehre: de anima I 3, 407b 21 ff.

Die Seele eine Harmonie: dagegen de anima I 4 in.

§ 3. S. 138. Notwendigkeit eines Mediums: de anima II 7, 419a 11 ff., auch de sensu 2, 438b 3—5: *ἡ διὰ τούτου κίνησίς ἐστιν ἡ ποιοῦσα τὸ ὁρᾶν*.

Der Tastsinn ein Sammelname: de anima II 11 in. Auch zum folgenden vgl. dieses Kapitel.

§ 4. S. 139/40. Parallelisierung der Sinne mit den Elementen: de sensu 2. Zum folgenden vgl. c. 7, ferner de anima II 9 in. Endlich de anima II 10, 422a 20 ff. Auch III 13, 435b 15 und II 11, 424b 28 ff.

S. 140/1. Tastsinn: de sensu 1, 436b 12 ff., de anima II 2, 413b 4 f., II 9, 421a 19 ff. Blindgeborne: de sensu 1 fin.

§ 5. S. 141. Hauptstellen für die aristotelische Farbenlehre: de anima II c. 7 und de sensu 2 u. 3. Eingehend behandelte den Gegenstand und erwies die Unechtheit der erhaltenen Schrift *περὶ χρωμάτων* C. Prantl, Aristoteles über die Farben (München 1849) S. 82 ff. Über Geschmäcke: de sensu c. 4, 442a 12 ff. — S. 141/2. Schopenhauer: Werke I. Band, II S. 30/1.

§ 6. S. 142. Nachbilder: de an. III 1, 425b 24: *διὸ καὶ ἀπελθόντων τῶν αἰσθητῶν ἔνεισιν αἱ αἰσθήσεις καὶ φαντασίαι ἐν τοῖς αἰσθητηρίοις*, auch de insomn. 2, 460b 2/3. Komplementäre Farben: ebd. 1, 459b 13 ff.: *κἂν πρὸς τὸν ἥλιον βλέψαντες ἢ ἄλλο τι λαμπρὸν μύσωμεν . . . φαίνεται . . . πρῶτον μὲν τοιοῦτον τὴν χρόαν, εἶτα μεταβάλλει εἰς φοινικοῦν κτἑ.* Fortwirken eines . . . . Anstoßes: ebd. 459a 28—30. Dauernde Rückstände: ebd. 3, 461b 21: *ὑπόλειμμα τοῦ ἐν τῇ ἐνεργείᾳ αἰσθήματος*. Grundgesetze der Ideen-Assoziation: de memoria 2, 451b 18 ff. Kraft des Affektes: de insomn. 2, 460b 2 ff. Physiologische Erklärungsversuche: 453a/b. Auch zum folgenden. — S. 143. Gedächtnis und Wiedererinnerung: *περὶ μνήμης καὶ ἀναμνήσεως*, so lautet der Titel des hierhergehörigen Abschnittes der parva naturalia. Die für uns ziemlich befremdliche Unterscheidung rührt von Platon her (Phaedon 73b und Philebos 34b, Stellen, auf die W. A. Hammond in seiner wertvollen Übersetzung und Erläuterung der Bücher de Anima und Parva naturalia hinweist — Aristotle's Psychology. London 1902 p. 195). Der (vermeintliche) Unterschied zwischen Mensch und Tier ebend. 2, 453a 7.

Bild und Siegelabdruck: de mem. 1, 450a/b.

§ 7. S. 143. Erinnerungsbilder — Phantasmen: de mem. 1, 451a 15. Zum folgenden (143/4) vgl. de insomn. 3, insbesondere 461a 1: *ὥσπερ παρὰ πολὺ πῦρ ἔλαττον*, und 461b 15 (künstliche Frösche).

S. 144 (oben). Physiologische Erklärung des Schlafes: de somno 3, 456b 2 ff. Zum folgenden ebd. 2, 455a 31 ff. und 455b 13 ff.

S. 144 (unten). Die beiden Reihen von Instanzen: de insomn. 3, 462a 19 ff. und de divinatione in somno 1, 463a 10 ff.

Bedeutsamkeit der Träume: ebd. 463a/b und 463a 5 ff.

§ 8. S. 145. Gegen gottgesandte Träume: de divin. 1, 462b 20 ff.; Telepathie usw.: ebd. 2, insbesondere 464a 24 ff.; Nachtwandeln: de somno 2 fin.

§ 9. S. 146. Die „Phantasie" grundverschieden von der Aussage: de anima III 8, 432a 10. Die Mehrzahl der Phantasien falsch: ebd. 3, 428a 12: *αἱ δὲ φαντασίαι γίνονται αἱ πλείους ψευδεῖς*. Die „fußgroße Sonne": ebd. 3, 428b 3 f.; de insomn. 1, 458a 28 u. 2, 460b 18 f. Abgeschwächte Empfindung:

Rhet. I 11, 1370a 28: *αἴσθησίς τις ἀσθενής*. Reflexbilder im Wasser: de divin. 2, 464b 9.

§ 10. S. 146/7. Truglosigkeit der Sinnesempfindung: Metaph. IV 5, 1010b 2/3. Der Text hat gelitten, aber er ist im wesentlichen von Bonitz, dessen ⟨μὴ⟩ ψευδὴς ich durch ⟨ἀ⟩ψευδὴς ersetze, zweifellos richtig hergestellt worden: *πρῶτον μὲν ὅτι οὐδ' ⟨εἰ⟩ ἡ αἴσθησις ⟨ἀ⟩ψευδὴς τοῦ ἰδίου ἐστὶν κτὲ.* Zum Ausdruck vgl. Platon Theätet 160d u. 199b. Über *τὸ ἴδιον* vgl. außer 1010b 14 ff. vor allem de an. II 6 in., insbesondere *περὶ ὃ μὴ ἐνδέχεται ἀπατηθῆναι, οἷον ὄψις χρώματος καὶ ἀκοὴ ψόφου καὶ γεῦσις χυμοῦ*. Ferner de an. III 3, 427b 11: *ἡ μὲν γὰρ αἴσθησις τῶν ἰδίων ἀεὶ ἀληθής*. „Ich sehe weiß“: de an. III 6, 430b 29. Dagegen ebd. 428b 18: *ἡ αἴσθησις τῶν μὲν ἰδίων ἀληθής ἐστιν ἢ ὅτι ὀλίγιστον ἔχουσα τὸ ψεῦδος*. Über Sinnestäuschungen überhaupt vgl. Metaph. IV 5, 1010b 3 ff.

S. 147/8. Berichtigung eines Sinnes durch den andern: de insomn. 2, 460b 20 ff. Die allgemeinen Qualitäten: de an. II 6, 418a 17; III 1, 425a 14; de sensu 1, 437a 9; 4, 442b 5 ff. Eine extreme Voraussetzung: de an. III 1, 425b 4 ff.

Berkeley: seine Seh-Theorie knapp formuliert von J. S. Mill, Dissertations and Discussions II 89: *That the information obtained through the eye consists of two things — sensations and inferences from those sensations: that the sensations are merely colours variously arranged and changes of colour; that all else is inference &c.* Aristoteles' *Ὀπτικὸν α'* bei L. Diog. V, 26. Alexander von Aphrodisias: de anima libri mantissa, insbesondere p. 146 f. (Supplementum aristotelicum II 1, ed. Ivo Bruns, 1887). Vgl. die treffliche Monographie: „Antike Lichttheorien“ von Arthur Erich Haas im Archiv f. Gesch. d. Philos. XX, 3 (1907). Das (gelegentlich auch Täuschungen erzeugende) Zusammenwirken: de sensu 4, 442b 8: *καὶ περὶ μὲν τούτων ἀπατῶνται, περὶ δὲ τῶν ἰδίων οὐκ ἀπατῶνται, οἷον ἡ ὄψις περὶ χρώματος κτέ.*

§ 11. S. 148/9. Das begriffliche Denken . . . an eine anschauliche Vorstellung gebunden: de an. III 7, 431a 16 f. *διὸ οὐδέποτε νοεῖ ἄνευ φαντάσματος ἡ ψυχή*; III 8, 432a 8: *ὅταν τε θεωρῇ, ἀνάγκη ἅμα φάντασμά τι θεωρεῖν.* De mem. 1, 449b 31 f. *καὶ νοεῖν οὐκ ἔστιν ἄνευ φαντάσματος.* — S. 149. Ohne Phantasie . . . . das Begehren unmöglich: de an. III 11, 433b 28: *ὀρεκτικὸν δὲ οὐκ ἄνευ φαντασίας*. Überlegende Phantasie: ebd.

Einmal tritt die Begierde auf usw.: de motione animal. 7, 701a 32 ff. Zum folgenden ebd. 13 ff. Ein Wesen ist vor eine Wahl gestellt usw.: de an. III 11, 434a 6 ff., insbesondere 10 f. *καὶ αἴτιον τοῦτο τοῦ δόξαν μὴ δοκεῖν ἔχειν, ὅτι τὴν ἐκ συλλογισμοῦ οὐκ ἔχει.* Die wichtige Stelle ist, soviel ich sehen kann, nicht genügend beachtet und in ihrer hohen Bedeutsamkeit gewürdigt worden. Widerspricht sie doch der sonst festgehaltenen Lehre von dem Hervorgehen des Handelns aus syllogistischen Erwägungen, z. B. Nik. Eth. VII 5, 1147a 25 ff.

Zu Buch VI, Kap. 16.

S. 150. In betreff der Behandlung des Willensproblems durch Aristoteles herrscht ein geradezu verblüffender Widerstreit der Meinungen. Für Zeller II 2³ S. 587/8 ist Aristoteles Indeterminist, obgleich er ihn doch zugestehen läßt, daß „der Mensch mit seinem freien Willen“ trotzdem von seinen „sittlichen Zuständen“ derart abhängig ist, „daß die äußere Handlung aus dem Willen, wenn dieser einmal eine bestimmte Richtung genommen hat, mit Notwendigkeit hervorgehe“. Die Belegstellen für diese einander entgegengesetzten Thesen stehen in nächster Nähe

beieinander: Nik. Eth. III 7, 1113b 6: *ἐφ' ἡμῖν δὲ καὶ ἡ ἀρετή, ὁμοίως δὲ καὶ ἡ κακία κτἑ.*, bald darauf aber wird die Entstehung der Zustände (*ἕξεις*) geschildert, die man, mögen sie uns auch noch so sehr mißfallen, so wenig unmittelbar ändern kann als der Kranke seine Krankheit (1114a 9). Die Lösung des Widerspruches ebd.: *ἡ γὰρ ἀρχὴ ἐπ' αὐτῷ .... γενομένοις δ' οὐκέτι ἔξεστι μὴ εἶναι.* Auf rein deterministischen Stellen wie Metaph. IX 5, 1048a 11 *ὁποτέρου γὰρ ἂν ὀρέγηται κυρίως, τοῦτο ποιήσει* fußt Löning in seinem wertvollen Buche: „Die Zurechnungslehre des Aristoteles", um ihn als Deterministen vom reinsten Wasser darzustellen. — Animalische ... Willkürhandlungen: vgl. Nik. Eth. III 4, 1111b 8: *τοῦ μὲν γὰρ ἑκουσίου καὶ παῖδες καὶ τἄλλα ζῷα κοινωνεῖ, προαιρέσεως δ' οὔ.* Gut verwertet von Löning a. a. O. 137 u. 283. Treffend bemerkt derselbe ebd.: „Es (das *ἐφ' ἡμῖν εἶναι*) besagt nicht, daß der Wille von sich selbst, sondern daß das Handeln vom Willen abhängt." Über die Beschaffenheiten (*ἕξεις*) vgl. Nik. Eth. III 7 u. 8. — S. 151. Ebendort der Vergleich des Lasters mit der Krankheit und die Betonung der Unmöglichkeit, jenes wie diese durch einen bloßen Willensakt abzuschütteln: *οὐ μὴν ἐάν γε βούληται, ἄδικος ὢν παύσεται καὶ ἔσται δίκαιος· οὐδὲ γὰρ ὁ νοσῶν ὑγιής* (1114a 13 ff.). Man vgl. etwa J. S. Mill, System of Logic Buch VI Kap. 2 § 3: *We cannot, indeed, directly will to be different from what we are* (Werke IV², 340). — S. 150/1. An einer Stelle der Ethik: V 13, 1137a 6 ff.: *συγγενέσθαι μὲν γὰρ τῇ τοῦ γείτονος καὶ πατάξαι τὸν πλησίον καὶ δοῦναι τῇ χειρὶ τὸ ἀργύριον ῥᾴδιον καὶ ἐπ' αὐτοῖς, ἀλλὰ τὸ ὡδὶ ἔχοντας ταῦτα ποιεῖν οὔτε ῥᾴδιον οὔτ' ἐπ' αὐτοῖς.*

S. 152 (oben). Für den Guten wie für den Schlechten usw.: *ἀμφοῖν γὰρ ὁμοίως, τῷ ἀγαθῷ καὶ τῷ κακῷ, τὸ τέλος φύσει ἢ ὁπωσδήποτε φαίνεται καὶ κεῖται* Nik. Eth. III 7, 1114b 13—15.

§ 2. S. 153 (oben). Soziale „Nützlichkeit": vgl. Politik II fin. 1274b 21 ff.: *οὐ πρὸς τὴν συγγνώμην ἀπέβλεψεν ἀλλὰ πρὸς τὸ συμφέρον.* Ebendazu und zum folgenden vgl. Nik. Eth. a. a. O. 1113b 19 ff.

§ 3. S. 154 (Mitte). Was der Philosoph anderwärts .... anerkennt: Rhet. II 1 (1378a 20). — Epikurs „automatische Notwendigkeit": in seiner Polemik gegen Fatalismus bezeichnet er als den Inhalt dieser Lehre den Glauben *τὴν ἀνάγκην καὶ ταὐτόματον πάντα δύνασθαι*, in einem Bruchstück von *περὶ φύσεως*, das der Verf. im Aprilheft des Jahrgangs 1876 unserer akademischen Sitzungsberichte S. 94 mitgeteilt hat. Vgl. auch Wiener Studien I 31. — S. 155 (oben). Chrysipp: die Hauptstelle bei Euseb. Praep. ev. VI, 8, 29: *πολλὰ γὰρ μὴ δύνασθαι γενέσθαι χωρὶς τοῦ καὶ ἡμᾶς βούλεσθαι καὶ ἐκτενεστάτην γε περὶ αὐτὰ προθυμίαν τε καὶ σπουδὴν εἰσφέρεσθαι* —. Übergangen ward im Text die Erörterung einiger begrifflicher Unterscheidungen, die sich an griechische, genau entsprechender deutscher Äquivalente entbehrende Termini knüpfen. Obgleich wir *βούλεσθαι* zumeist mit Recht durch „wollen" wiedergeben, so spielt in den Begriff doch auch jener des Wünschens hinein. Die *βούλησις* kann, anders als unser Wollen, auch auf das an sich Unmögliche, z. B. auf das Verschontwerden vom Tode gehen (*βούλησις δ' ἐστὶ ⟨καὶ⟩ τῶν ἀδυνάτων, οἷον ἀθανασίας* Nik. Eth. III 4, 1111b 22), desgleichen auf solche Ziele, deren Erreichung nicht von uns allein abhängt. So richtet sich die *βούλησις* direkt auf ein Ziel, die von ihr unterschiedene *προαίρεσις* (das Vorhaben) auf die zu diesem führenden Mittel. Die letztere wird definiert als ein auf Deliberation beruhendes Begehren von solchem, was in unserer Macht steht (*βουλευτικὴ ὄρεξις τῶν ἐφ' ἡμῖν* ebd. 5, 1113a 10 f.). Neben der hier waltenden Voraussetzung, daß alles mit Recht als Wollen geltende Begehren auf einer von der Reflexion geleiteten Wahl beruht, überrascht der ebd. 3 in. geäußerte Zweifel, ob man im Affekt begangene Handlungen „unfreiwillige"

nennen dürfe (*ἴσως γὰρ οὐ καλῶς λέγεται ἀκούσια εἶναι τὰ διὰ θυμὸν ἢ δι' ἐπιθυμίαν* 1111 a 24 f.) — ein Zweifel übrigens, der auf gar wenig durchschlagende Gründe gestützt wird.

Zu Buch VI, Kap. 17.

§ 1. S. 155. Die angeführten Stellen teils aus Anal. post. II fin., teils aus Metaph. I 1.

S. 156. Über den Einfluß Alkmäons vgl. I 121 und die dazugehörige Anmerkung S. 436. Die aristotelischen Worte *ὃ δ' ἐλέχθη μὲν πάλαι, οὐ σαφῶς δ' ἐλέχθη* (Anal. post. II fin., p. 100 a 14 f.) lassen sich sicherlich, wie Grote, Aristotle I 372 dartut, nicht mit Waitz oder B. St. Hilaire auf eine Stelle desselben Werkes beziehen. Täuscht mich nicht alles, so zielen sie eben auf Alkmäon und sollen die Wiederholung des von diesem alten Denker Geäußerten rechtfertigen helfen.

§ 2. S. 156. Theophrast: bei Themistius, in libros de anima paraphrasis p. 102, 25 ed. R. Heinze.

S. 156/7. Das dem Menschen .... eingepflanzte Vernunft-Prinzip usw.: de gen. an. II 3, 736 b 27 ff. *λείπεται δὲ τὸν νοῦν μόνον θύραθεν ἐπεισιέναι καὶ θεῖον εἶναι μόνον.* Über die Unvergänglichkeit und Stofflosigkeit des Nūs und des Äthers vgl. Kampe, Die Erkenntnistheorie des Aristoteles S. 30 ff. Von der gewöhnlichen Stofflichkeit, die mit Veränderung, Leidensfähigkeit und Vergänglichkeit Hand in Hand geht, unterscheidet A. die *ὕλη τοπικὴ* oder *μόνον κατὰ τόπον κινητή, ἀλλ' οὐ γενητὴ* an vielen Stellen der Metaphysik. Was von den Gestirnen, das gilt vom Äther und von dem diesem entstammenden Nūs. Sie besitzen nicht den „gemeinen, den Wandlungen des Entstehens und Vergehens unterworfenen Stoff"; vielmehr „nur insoweit, als Ortsveränderung einen solchen erfordert". Wie nahe die Substanz des Nūs jener der Gestirne steht, zeigen die gleichartigen Wendungen *ἥ τε γὰρ τῶν ἄστρων φύσις ἀΐδιος οὐσία τις οὖσα* Metaph. XI 8, 1073 a 34 und: *ὁ δὲ νοῦς ἔοικεν ἐγγίνεσθαι οὐσία τις οὖσα καὶ οὐ φθείρεσθαι* de anima I 4, 408 b 18 f. Über die Unsterblichkeit des Nūs, und zwar des wirkenden, vgl. de anima III 5 fin.

§ 3. S. 157/8. Über das Verhältnis des allein „göttlichen" Nūs zu der übrigen, für „göttlicher" als die ... Elemente erklärten Seele und ihren Sitz im Lebenshauch vgl. die oben angeführte Stelle de gen. an. II 3, 736 b 27 ff. In jenem *θεῖον μόνον* neben *θειότερον* erblickt Grote, Aristotle II 222 einen Widerspruch, den meine Auffassung der Stelle, wie ich meine, beseitigt. Göttlicher zwar als die sogenannten Elemente sei — das meint Aristoteles — die gesamte Seele; wahrhaft göttlich aber nur der Nūs in ihr. — S. 158 (oben). „Wie das Feuer .... am meisten Form ist" usw.: de coelo IV 3, 310 b 14: *ἀεὶ γὰρ τὸ ἀνώτερον πρὸς τὸ ὑφ' αὐτό, ὡς εἶδος πρὸς ὕλην, οὕτως ἔχει πρὸς ἄλληλα.* de gen. et corr. II 8, 335 a 18: *μόνον γάρ ἐστι καὶ μάλιστα τοῦ εἴδους τὸ πῦρ.* „Die Form der Formen": *ὁ νοῦς εἶδος εἰδῶν* de anima III 8, 432 b 2.

§ 4. S. 158 (unten). Der Vergleich des Nūs mit Augen der Nachttiere: Metaph. II 1, 993 b 7 ff. Daß der Gedanke aristotelisch, bzw. (man denke an das Höhlen-Gleichnis im Staate) platonisch ist, darf man glauben, selbst wenn man dieses Buch der Metaphysik (*α*) von der Hand eines Schülers geschrieben sein läßt.

S. 159. „Oder etwa durch die Mischung?" Ich fasse das Sätzchen *ἢ διὰ τὴν μῖξιν* als Frage, anders als die bisherigen Herausgeber. Zum folgenden vgl. die Hauptstelle de anima III 4—5. Die Worte 5 fin. *οὐ μνημονεύομεν δέ* sind wohl am besten erklärt von Schlottmann, Das Vergängliche und Unvergängliche in der menschlichen Seele nach Aristoteles S. 50 ff.

§ 5. S. 159. Die . . . Identität des Nūs mit seinem Gegenstand: *τὸ δ' αὐτό ἐστιν ἡ κατ' ἐνέργειαν ἐπιστήμη τῷ πράγματι* de anima III 5, 430a 19 f. Ebd. 4, 430a 3: *ἐπὶ μὲν γὰρ τῶν ἄνευ ὕλης τὸ αὐτό ἐστι τὸ νοοῦν καὶ τὸ νοούμενον.* Auch Metaph. XII 7, 1072b 21: *ὥστε ταὐτὸν νοῦς τε καὶ νοητόν.* Auch ebd. 10, 1075a 4: *καὶ ἡ νόησις τῷ νοουμένῳ μία.*

§ 6. S. 161. Nūs im engeren und im weiteren Sinne: letzteres de anima III 4, 429a 22: *λέγω δὲ νοῦν ᾧ διανοεῖται καὶ ὑπολαμβάνει ἡ ψυχή.* Wie ganz anders Nik. Eth. VI 12, 1143a 35: *ὁ νοῦς τῶν ἐσχάτων ἐπ' ἀμφότερα· καὶ γὰρ τῶν πρώτων ὅρων καὶ τῶν ἐσχάτων νοῦς ἐστὶ καὶ οὐ λόγος.* Ebd. 9, 1142a 25: *ὁ μὲν γὰρ νοῦς τῶν ὅρων ὧν οὐκ ἔστι λόγος.* Die Anerkennung dieses Doppelsinnes freue ich mich in der vorzüglichen erläuternden Ausgabe der Ethik von John Burnet zu finden (The Ethics of Aristotle, p. 280 note: „*The chief point to remember is that νοῦς in its restricted sense . . . is a δύναμις which apprehends its object immediately* [*τῷ θιγεῖν*] *like αἴσθησις, not mediately like ἀπόδειξις or βούλευσις.*" Ein „Berühren": Metaph. XII 7, 1072b 20 f. *νοητὸς γὰρ γίγνεται θιγγάνων καὶ νοῶν.* Auch IX 10, 1052a 24: *τὸ μὲν θιγεῖν καὶ φάναι ἀληθές . . . τὸ δ' ἀγνοεῖν μὴ θιγγάνειν.* — S. 162. Die Grenzen dieser Diskrepanz: eine solche erkennen auch Überweg-Heinze an: Grundriß I[8] 220. Wenngleich keinen eigentlichen Widerspruch, so doch etwas dem sehr nahe Kommendes konstatiert Grote, Aristotle I 332 (*But in these chapters* — gemeint sind die Abschnitte, die von den *προτάσεις ἄμεσοι* handeln — *he hardly alludes to induction*). Der Vergleich der Sehkraft mit dem Denkvermögen de anima I 4, 408b 19 ff. mit den Schlußworten (24 f.): *καὶ τὸ νοεῖν δὴ καὶ τὸ θεωρεῖν μαραίνεται ἄλλου τινὸς ἔσω φθειρομένου, αὐτὸ δὲ ἀπαθές ἐστιν.* Zum folgenden vgl. de anima III 6, 430a 26: *ἡ μὲν οὖν τῶν ἀδιαιρέτων* (das sind einfache Begriffe höchster Ordnung) *νόησις ἐν τούτοις περὶ ἃ οὐκ ἔστι τὸ ψεῦδος· ἐν οἷς δὲ καὶ τὸ ψεῦδος καὶ τὸ ἀληθές, σύνθεσίς τις ἤδη νοημάτων ὥσπερ ἓν ὄντων.* Desgleichen Metaphysik IX 10, ein Kapitel, in welchem die Grenzen der intuitiven Erkenntnis deutlicher als sonst irgendwo gezogen werden. An die Stelle von Begriffen, *νοήματα*, treten hier mehrfach Tatsachen, *πράγματα*. — Die „unvermittelten Sätze": vgl. den Index Aristotelicus s. v. *ἄμεσος*, desgleichen Anal. post. II 3, 90b 24 ff. *ἔτι αἱ ἀρχαὶ τῶν ἀποδείξεων ὁρισμοί . . . . ἢ τὰ πρῶτα ὁρισμοὶ ἔσονται ἀναπόδεικτοι.* Die Übersicht über die einschlägigen Stellen lehrt, daß unter den *ἄμεσοι ἀρχαὶ* oder *προτάσεις* weitaus überwiegend, wenn nicht ganz ausschließlich, die *ὁρισμοί* oder Begriffsbestimmungen zu verstehen sind. An die Axiome oder Beweisprinzipien könnte A. hier denken, aber er scheint in Wahrheit nicht an sie zu denken.

§ 7. Vergleich mit der Sinneswahrnehmung: de anima II 5, 417b 22. Wenn an dieser gleichwie an den zuletzt angeführten Stellen nicht der Nūs im engeren Sinne genannt ist, so kann doch er allein gemeint sein. Zum folgenden vgl. auch Zeller II 2[3], 190, 1.

S. 162 3. Der Nūs ein bloßes Vermögen usw.: vgl. de anima III 4, 429a 30. Prädikate des Nūs: de anima III 5, 430a 17: *καὶ οὗτος ὁ νοῦς χωριστὸς καὶ ἀπαθὴς καὶ ἀμιγής, τῇ οὐσίᾳ ὢν ἐνέργεια.* Vgl. I 4, 408b 18: *ὁ δὲ νοῦς ἔοικεν ἐγγίνεσθαι οὐσία τις οὖσα καὶ οὐ φθείρεσθαι.*

S. 163. Wir werden dem Nūs . . . . wieder begegnen: nämlich an der schon früher angeführten Stelle Nik. Eth. VI 12, 1143a 35 ff. Zum folgenden vgl. de anima I 4, 408b 29: *ὁ δὲ νοῦς ἴσως θειότερόν τι καὶ ἀπαθές ἐστιν,* Nik. Eth. X 7, 1177a 15: (*ὁ νοῦς*) *εἴτε θεῖον ὂν καὶ αὐτὸ εἴτε τῶν ἐν ἡμῖν θειότατον.* Fragment 46 (1483a 27): *ὅτι ὁ θεὸς ἢ νοῦς ἐστὶν ἢ ἐπέκεινά τι τοῦ νοῦ.*

Zu Buch VI, Kap. 18.

S. 164 (Mitte). Die sublunare Welt ein verschwindend kleiner Teil des Alls: *οὐθὲν ὡς εἰπεῖν μόριον τοῦ παντός* Metaph. IV 5, 1010a 30. Die Natur nicht episodenhaft: Metaph. XIV 3, 1090b 19. Auch Metaph. XII fin. Lob des Anaxagoras: *νοῦν δή τις εἰπὼν κτὲ.* Metaph. I 3, 984b 15 ff. „Nimmer taugt Vielherrschaft" usw. (Ilias II 204), angeführt Metaph. XII fin.

§ 2. S. 165 (Mitte). Vgl. de gen. et corr. I 7, 324b 18: *ἡ δ' ὕλη ᾗ ὕλη παθητικόν.* Anderes zu Kap. 11, § 2. Das will die Natur usw.: vgl. zu Kap. 11, § 2. Die Natur tut nichts umsonst: de coelo II 11, 291b 13 f. Der Gott und die Natur: de coelo I 4, 271a 33: *ὁ δὲ θεὸς καὶ ἡ φύσις οὐδὲν μάτην ποιοῦσιν.*

S. 165/6. Aristoteles spricht der . . . Gottheit jegliches Tun und Wirken ab: die Hauptstelle Nik. Eth. X 8, insbesondere 1178b 20 f.: *τῷ δὴ ζῶντι τοῦ πράττειν ἀφαιρουμένου, ἔτι δὲ μᾶλλον τοῦ ποιεῖν κτὲ.* Dort auch die eingehende Begründung. Anderes bei Zeller II 2³ S. 368 ff. Ein merkwürdiger Widerspruch bei diesem zwischen 368 Anm. 1 und 374 Anm. 2; dort: „Er sagt vielmehr ganz allgemein, daß der Gottheit sowohl das *πράττειν* als das *ποιεῖν* abzusprechen sei", hier wird „nur eine bestimmte Art der *ποίησις* der Gottheit abgesprochen." Vgl. auch de coelo II 12, insbesondere 292a 22 und b 4/5 *τῷ δ' ὡς ἄριστα ἔχοντι οὐδὲν δεῖ πράξεως.*

§ 3. S. 167. (Dritter Absatz.) Mythische Zutat und mythische Umhüllung: vgl. Metaph. XII 8, 1074a 1 f.: *ἐν μύθου σχήματι* und 1074b 3: *τὰ δὲ λοιπὰ μυθικῶς ἤδη προσῆκται κτὲ.*

§ 4. S. 168. „Fast eisige Kälte": dieses Wort entlehne ich Elser, Die Lehre des Aristoteles über das Wirken Gottes, Münster 1893, S. 75.

S. 168/9. Der namhafteste Historiker: Zeller II 2³, 375. — S. 169. Theophrast: Fragm. 12 (III 152 Wimmer).

S. 169. Ursprung des Götterglaubens: Aristotelis fragmenta 12—14. — (Ende des Absatzes). Von sehr beachtenswerter Seite: Zeller a. a. O. 360.

§ 5. S. 170/1. Ein Satz der Rhetorik: II 23, 1398a 15. Der hier kritisierte Autor ist Franz Brentano, Psychologie des Aristoteles 239: „Endlich finden wir auch . . . . den Ausdruck ‚Werk Gottes': *τὸ δαιμόνιον οὐδέν ἐστιν, ἀλλ' ἢ θεὸς ἢ θεοῦ ἔργον.*" Gut erörtert diese und verwandte Scheinargumente Elser a. a. O. S. 103 f.

§ 6. S. 171 (zweiter Absatz). Wo es ein Besseres gibt . . . dort muß es auch ein Bestes geben: Aristot. fragm. 15.

S. 172 (oben). „Wahrscheinlich, um nicht zu sagen notwendig": *εὔλογον, ἵνα μὴ ἀναγκαῖον εἴπωμεν, καὶ τὸ τρίτον εἶναι ὃ κινεῖ ἀκίνητον ὄν.* Physik VIII 5, 256b 23 f. Eine verwandte Beweisführung de anima III 10, 433b 13 ff., und Metaph. XII 7 in., wo ich mit Bonitz lese: *ἐπεὶ δὲ τὸ μὲν κινούμενον καὶ μὴ κινοῦν, τὸ δὲ κινούμενον καὶ κινοῦν, καὶ τρίτον τοίνυν ἔστι τι ὃ οὐ κινούμενον κινεῖ* 1072a 24 f. Zellers Auffassung (a. a. O. 359) des bewegten Nicht-Bewegenden als Materie, des bewegten Bewegenden als Natur, gilt mir als völlig grundlos. Nicht nur weist kein Wort an den betreffenden Stellen auf diese Deutung hin; als ein Beispiel des bewegten Bewegenden werden geradezu Formen der Materie wie Luft und Wasser angeführt. Vgl. Physik VIII 10, 266b 31 f. u. 267a 3 ff.: *οἷον τὸν ἀέρα, ὃς κινούμενος κινεῖ* und *ἢ τὸν ἀέρα τοιοῦτον ἢ τὸ ὕδωρ ἤ τι ἄλλο τοιοῦτον ὃ πέφυκε κινεῖν καὶ κινεῖσθαι.* Selbst wenn wir Luft und Wasser im Gegensatz zur, man könnte sagen, bestimmungslosen Materie zur Natur rechnen wollen, selbst dann fragt man sich vergebens, warum denn diese Spezialfälle angeführt sind und nicht vielmehr auf die Natur als ein Ganzes verwiesen wird.

§ 7 (Anfang). S. 172. Gottfried Keller: „Der grüne Heinrich“ III Kap. 1 S. 13 (der 22. Ausgabe 1901). Zum folgenden vgl. Physik VIII 5.

S. 173 (dritter Absatz). Die höchste Allgemeinheit usw.: vgl. Metaph. IX 8, 1049 b 24 ff., de gen. an. II 1, 734 b 21 f. und Metaph. XII 7, 1072 b 3 ff. Die Anwendung auf das oberste Weltprinzip: Metaph. XII 6, 1071 b 13 f.: *ἐνδέχεται γὰρ τὸ δύναμιν ἔχον μὴ ἐνεργεῖν . . . εἰ γὰρ μὴ ἐνεργήσει, οὐκ ἔσται κίνησις.* Die angeführten Stellen ebd. 24 f. und 13 f. Aus eben diesem hochwichtigen Kapitel läßt sich der bündigste Beweis dafür erbringen, daß die aristotelische nicht, wie man gegenwärtig so häufig annimmt, eine Entwicklungs-Philosophie war. Eifert er doch in der entschiedensten Weise gegen die Vertreter einer solchen Lehre, gegen die „Pythagoreer und Speusipp, die das Schönste und Beste nicht an den Anfang“ setzten, sondern in ihm die Vollendung, wir können geradezu sagen: den Abschluß eines Entwicklungsganges erblickten (1072 b 30 ff.). Aristoteles hat durch die Anerkennung einer Stufenreihe von Wesen der Entwicklungslehre vorgearbeitet und den größten Vorschub geleistet. Aber jene Reihe von Wertstufen wird von ihm ganz und gar nicht mit einer zeitlichen Stufenfolge identifiziert. Das Höchste und das Niedrigste soll ja nach ihm auch in der organischen Welt von Ewigkeit her nebeneinander bestehen. Wenn das Entwicklungslehre heißt, so weiß ich nicht, was man unter diesem Worte zu verstehen hat. Wie nahe es aber liegt, beides miteinander zu verwechseln oder doch das eine so auszudrücken, daß es von dem zweiten kaum zu unterscheiden ist, dafür liefern moderne Interpreten manch einen gar lehrreichen Beleg. So äußert sich einmal kein Geringerer als Zeller (a. a. O. S. 359) wie folgt: „Die Stufenreihe des Seins, welche vom ersten formlosen Stoff aufsteigend sich erhebt, kommt erst in der Gottheit zu ihrem Abschluß.“ Klingt das nicht, als ob auch Gott für Aristoteles nicht anders als für Eduard von Hartmann ein Entwicklungsprodukt wäre, während doch nichts für ihn so fest steht, als daß das Beste und Schönste am Anfang und keineswegs am Ende vorhanden sein muß. Das wußte Zeller besser als irgend jemand. Aber wenn er sich so ausdrückt, als ob er das Gegenteil für wahr hielte, so zeigt er dadurch, wie leicht es ist, von der richtigen Auffassung in die unrichtige hinüberzugleiten. Wie viele Leser, die nicht aus den Quellen zu schöpfen gewohnt sind, mögen durch derartige Äußerungen hoher Autoritäten in die Irre geführt worden sein. So viel zur näheren Begründung auch dessen, was im Texte Kap. 13 § 6 S. 120 f. dargelegt worden ist.

Zu Buch VI, Kap. 19.

§ 1. S. 176 (Mitte). Schätzungen des Erdumfanges: de coelo II 13, 298 a 15 ff. Zum folgenden vgl. ebd. 19 f.: *ὄγκον . . . . μὴ μέγαν πρὸς τὸ τῶν ἄλλων ἄστρων μέγεθος.* Ähnlich Meteor. I 3, 340 a 6: *οὐδὲν γὰρ ὡς εἰπεῖν μόριον ὁ τῆς γῆς ἐστιν ὄγκος* u. 352 a 26: *ὁ δὲ τῆς γῆς ὄγκος καὶ τὸ μέγεθος οὐθέν ἐστι δήπου πρὸς τὸν ὅλον οὐρανόν.* Meteorol. II 1, 353 a/b: *οἱ μὲν οὖν ἀρχαῖοι . . . . ὡς μέγα τι τοῦ παντὸς τοῦτο μόριον ὄν· καὶ τὸν λοιπὸν οὐρανὸν ὅλον περὶ τοῦτον συστῆναι τὸν τόπον καὶ τούτου χάριν ὡς ὄντα τιμιώτατον καὶ ἀρχήν.* Ein Stern unter Sternen: de coelo II 13, 293 a 22: *τὴν δὲ γῆν ἓν τῶν ἄστρων οὖσαν, κύκλῳ φερομένην περὶ τὸ μέσον, νύκτα τε καὶ ἡμέραν ποιεῖν.*

S. 176/7. Zur hier folgenden Darlegung vgl. Hultsch bei Pauly-Wissowa Real-Enzykl. d. klass. Altertumswiss., Artikel „Astronomie“ II 2, 1843 ff. Die im folgenden angeführten Stellen liest man in de coelo II 13. Insbesondere vergleiche man 293 a 30: *τῷ γὰρ τιμιωτάτῳ οἴονται προσήκειν τὴν τιμιωτάτην ὑπάρχειν χώραν* mit de coelo II 5, 288 a 2: *εἰ γὰρ ἡ φύσις [ἀεὶ ποιεῖ τῶν ἐνδεχομένων τὸ βέλτιστον, ἔστι δὲ . . . . ἡ πρὸς τὸν ἄνω τόπον τιμιωτέρα κτἑ.*

§ 2. S. 178 (Absatz 2). Paul Tannery: Recherches sur l'histoire de l'astronomie ancienne p. 101. Zum folgenden vgl. Newcomb-Engelmann, Populäre Astronomie[2] 227: „Denkenden Männern früherer Zeiten hat wahrscheinlich nichts mehr den Glauben an die Unbeweglichkeit der Erde erweckt und gestärkt, als das Fehlen der Parallaxe der sogenannten Fixsterne." Daß Aristarch die „Jahresparallaxe" der Fixsterne wirklich gesucht, ihr Fehlen aber mit der zwar nicht wahrhaft unendlichen, aber für alle praktischen Zwecke so gut als unendlichen Entfernung der Fixsterne erklärt hat, macht Tannery a. a. O. p. 97 höchst wahrscheinlich.

§ 3. S. 179 (gegen Ende des ersten Absatzes). Platons Frage: nach Eudemos bei Simplicius im Kommentar zu de coelo II 12 (488, 37 ff. Heiberg): *τίνων ὑποτεθεισῶν ὁμαλῶν καὶ τεταγμένων κινήσεων διασωθῇ τὰ περὶ τὰς κινήσεις τῶν πλανωμένων φαινόμενα.*

S. 179/80. Die aristotelische Darlegung und Begründung der Sphärentheorie findet man Metaph. XII 8 und de coelo II 7—12. Dazu kommt Simplicius im Kommentar zu de coelo ed. Heiberg p. 488, 20 ff., bzw. der von ihm reichlich benützte Kommentar des Sosigenes. In der modernen Literatur nimmt den ersten Platz ein Schiaparellis Monographie: Le stere omocentriche di Eudosso, di Callippo e di Aristotele, Mailand 1875 (ins Deutsche übersetzt von W. Horn in Schlömilchs Zeitschrift für Mathematik, Supplement zum 22. Jahrgang).

§ 4. S. 180. „Voraussicht": de coelo II 9, 291a 24 f. *προνοούσης τῆς φύσεως.*

§ 5. S. 181. Einige der hervorragendsten Fachmänner: allen voran Schiaparelli a. a. O. p. 48 f. Ihm folgt Hultsch a. a. O.

S. 182. „Mathematiker": an vielen Orten. Der . . . . „Stärkeren": Metaph. XII 8, 1074a 16 f. *τὸ γὰρ ἀναγκαῖον ἀφείσθω τοῖς ἰσχυροτέροις λέγειν.* Persönlich nahestehende Zeitgenossen: Über Eudoxos als wenigstens zeitweiliges Mitglied des platonischen Kreises ist schon Band II wiederholt gesprochen worden. Über Kallippos als Freund und Mitarbeiter des Aristoteles berichtet Simplicius a. a. O. p. 493, 5 ff. (Heiberg). Er sei nach Athen gekommen und *τῷ Ἀριστοτέλει συγκατεβίω τὰ ὑπὸ τοῦ Εὐδόξου εὑρεθέντα σὺν τῷ Ἀριστοτέλει διορθούμενός τε καὶ προσαναπληρῶν.* Eine Unterscheidung der von ihm und der von Aristoteles vorausgesetzten Zahl der Planetensphären liefert uns jedoch dieser selbst Metaph. XII 8, 1073b 32 ff. Auch daß Simplicius die Annahme zurückführender Sphären mit Unrecht schon dem Eudoxos zuschreibt (a. a. O. Z. 4 f.), erhellt aus den unzweideutigen Angaben des A. a. a. O. Eine glaubwürdige Überlieferung: ihre anekdotische Form (bei Gellius, Noctes Atticae XIII 5) mag man immerhin preisgeben; die Tatsache, daß Aristoteles in der Wahl des Schulnachfolgers zwischen den zwei bedeutendsten seiner Schüler, Theophrast und Eudemos, geschwankt habe, wird man für wahr halten dürfen. Über die Monographie des Sosigenes vgl. Schiaparelli p. 50. Seine scharfe Kritik der aristotelischen Sphärentheorie gleichwie jener des Eudoxos und Kallippos bei Simplicius a. a. O. 504, 16 ff. — S. 182/3. Apollonius und Hipparch: vgl. Hultsch a. a. O. (II 2, 1647 f. und II 1, 160). Über das Fortleben der Planetensphären in der Astrologie und in den orientalischen Mysterien vgl. man Franz Cumont, Les religions orientales dans le paganisme romain (Paris 1906) p. 192, 199, 214, 300, 311, 328; auch p. 152 scheint hierher zu gehören, da der Aufstieg der Seelen auf ihrem Läuterungswege ‚de zone en zone' wohl so viel als ‚de sphère en sphère' bedeutet. Die Streitfrage in betreff des Ursprungs des Glaubens an die Durchwanderung der 7 Sphären will ich nicht berühren. Die darauf bezügliche Literatur ebd. p. 292/3. — Claudius Ptolemäus: *Σύνταξις* IX in., 114 f. Halma, insbesondere aber in dem

bisher nur in arabischer Übersetzung bekannten II. Buche der *Ὑποθέσεις* (gütige Mitteilung Herrn Heibergs).

§ 6. S. 184 (oben). Die Nachbarschaft der Fixsternsphäre und des ersten Bewegers wird in allen diesen Erörterungen fortwährend vorausgesetzt; zugleich aber wird der erste Beweger als jenseits des durch die Fixsternsphäre abgeschlossenen Raumes befindlich gedacht: de coelo I 9, 279a 18: *διόπερ οὔτ' ἐν τόπῳ τἀκεῖ πέφυκεν κτὲ.* und vorher 11 ff.: *ἅμα δὲ δῆλον ὅτι οὐδὲ τόπος οὐδὲ κενὸν οὐδὲ χρόνος ἐστὶν ἔξω τοῦ οὐρανοῦ.* „Berührung“ vgl. de gen. et corr. I 6, 323a 28, Physik III 2, 202a 7 f. und VII 2 in.

S. 185 (Mitte). Die nachfolgende Erwägung: *φορὰ γὰρ ἡ πρώτη τῶν μεταβολῶν, ταύτης δὲ ἡ κύκλῳ* (Metaph. XII 7, 1072b 8 ff.).

§ 7. S. 185. Über das Wesen der Sterngötter und ihre Identität mit den Sphärengeistern urteilt u. E. vollkommen zutreffend Zeller a. a. O. 456 Anm. 1. Nur in betreff der Fixsterne, die insgesamt an eine Sphäre gebunden sind, fehlt der Boden für eine derartige Identifikation. — S. 185/6. Das im folgenden besprochene Doppelproblem und die entsprechenden Lösungsversuche de coelo II 12.

Zum Schluß von § 7, S. 187: „Leben“ und „Tätigkeit“ vgl. de coelo II 12, 292a 18 u. b 1: *ἀλλ' ἡμεῖς ὡς περὶ σωμάτων αὐτῶν μόνον .... ἀψύχων δὲ πάμπαν, διανοούμεθα· δεῖ δ' ὡς μετεχόντων ὑπολαμβάνειν πράξεως καὶ ζωῆς.* Desgleichen: *διὸ δεῖ νομίζειν καὶ τὴν τῶν ἄστρων πρᾶξιν εἶναι τοιαύτην οἷα περ ἡ τῶν ζῴων καὶ φυτῶν.* Ferner ebd. II 8, 289b 31 *λείπεται τοὺς μὲν κύκλους κινεῖσθαι, τὰ δὲ ἄστρα ἠρεμεῖν καὶ ἐνδεδεμένα τοῖς κύκλοις φέρεσθαι.*

§ 8. S. 187/8. Die Hauptstellen über das Sichselbstdenken der Gottheit Metaph. XII 7, 1072b 24 ff. und ebd. 9, 1074b 17 ff. Ferner Nik. Eth. X 8, 1178b 8 ff. Die Anführung aus Thomas, die Bemerkung über Duns Scotus, ferner die Zitate aus Petrus Ramus und Jules Simon entlehne ich Elser a. a. O. S. 38, 46. Das vermeintliche „Dogma“ von der „Allunwissenheit des aristotelischen Gottes“ verspottet Brentano, Die Psychologie des Aristoteles S. 195. Ihm gehören auch die Worte am Eingang des zweiten Absatzes des § 8: „Die erhabenste Lehre“ usw.

Zu Buch VI, Kap. 20.

S. 189/90. Das Verhältnis der drei Ethiken ist zuerst durch Leonhard Spengel, Abhandl. d. k. bayer. Akad. III 439 ff. geklärt worden. Hier sei vor allem John Burnets Ausgabe der Ethik (The Ethics of Aristotle, London 1900) erwähnt. Unter dem Text der nikomachischen Ethik findet man durchweg die erheblichere Abweichungen aufweisenden Stellen der eudemischen Ethik. Dem Herausgeber ist stets der ganze Aristoteles, nicht minder der ganze Platon gegenwärtig. Wir stehen nicht an, dieser ausgezeichneten Arbeit den ersten Platz unter allen uns bekannten Erklärungsschriften zu Aristoteles anzuweisen. Einen Vorbehalt müssen wir hinzufügen. Burnet unterscheidet weit strenger, als uns zulässig scheint, zwischen den Argumenten, die der Philosoph auf seine persönlichen Überzeugungen, und jenen, die er auf bloße gangbare Meinungen (*τὰ ἔνδοξα*) gründet. Unseres Erachtens war dem Geist des A. diese scharfe Unterscheidung fremd. Dem, was wir in diesem Betracht S. 169/70 gesagt haben, ist noch manches beizufügen, was wir im Texte, ohne gegen Burnet zu polemisieren, bemerkten. In der Erklärung des Titels folge ich Burnet p. XII. — S. 190 (oben). Das halbe Dutzend von Selbstzitaten: diese verzeichnet Bonitz im Index 101b 19 ff. Die Verweisungen finden sich mit einer Ausnahme (Metaph. I 1, 981b 25) in der Politik, die als eine Fortsetzung der Ethik erscheint und deren Titel — als Gesellschafts-[illegible]haft, dürfen wir sagen — mitunter die Ethik in sich schließt, so an der

schon erwähnten Stelle des Eingangskapitels der Nik. Eth.: *διὸ τῆς πολιτικῆς οὐκ ἔστιν οἰκεῖος ἀκροατὴς ὁ νέος.* Über desultorische ... Bemerkungen vgl. Burnet p. 319. Nichts bemerkt dieser über die fast wörtliche Übereinstimmung von 1148a 17 ff. mit 1150a 27 ff. Einen skizzenhaften Charakter verrät VII 12—15. Dort begegnen auch Zeichen auffälliger stilistischer Nachlässigkeit. So die Aneinanderreihung gegnerischer Argumente, die innerhalb von zwei Zeilen (1152b 15 —17) dreimal durch ein bloßes *ἔτι* erfolgt.

§ 4. S. 195 (Mitte). Rascheln einer Maus: diesen Zug entlehne ich einem späteren, dem VII. Buch (Kap. 6, 1149a 7).

§ 5. S. 196 (oben). Jene ... von begriffsstrengen Herbartianern erhobenen Vorwürfe: vgl. Hartenstein, Histor.-philos. Abhandlungen, S. 280 Anm. 91. Ganz ähnlich Bonitz in seinen (ungedruckten) Vorlesungen.

S. 197. Der am Schluß des Paragraphen angeführte Vers der Ilias III 156: *ἀλλὰ καὶ ὥς τοιήπερ ἐοῦσ' οἰκόνδε νεέσθω.*

§ 7. S. 199/200. Es ist eine alte Vermutung, das Musterbild des Hochsinnigen (*μεγαλόψυχος*) sei für Aristoteles sein Schüler Alexander gewesen.

§ 8. S. 201 (oben). In der peripatetischen Schule: vgl. Philodemus de ira (Index s. v. Peripatetici meiner Ausgabe). Auch Seneca de ira I 9.

Zu Buch VI, Kap. 21.

S. 203 (Mitte). An manchen Stellen der homerischen Gedichte; vornehmlich Odyssee XIX 109 ff. — S. 203/4. Den .... platonischen Versuch verwirft er: in den Schlußsätzen des V. Buches, 1138b 5 ff. Die versteckte Anspielung vortrefflich erklärt von Burnet a. a. O. p. 246.

§ 2. S. 204. Über korrektive oder direktive Gerechtigkeit: vgl. gleichfalls Burnet p. 213.

S. 205 (unten). Der Gerechtigkeit steht (bloß) die Ungerechtigkeit gegenüber: so schon vollkommen richtig Heliodor in seiner Paraphrase: *ἡ δὲ δικαιοσύνη .... μόνῃ τῇ ἀδικίᾳ ἀντίκειται* (p. 99, 9 Heylbut). In witziger Weise verspottet H. Spencer (Principles of Ethics 1 556 f.) die Anwendung der Theorie des Mittleren auf das Gebiet der Gerechtigkeit nicht minder als der Wahrhaftigkeit, während er ihre Anwendbarkeit auf das Bereich dessen, was die Engländer *self-regarding morality* nennen, voll und freudig anerkennt.

§ 3. S. 206 (unten). Der beste moderne Erklärer: der schon oft genannte John Burnet p. 218: *but surely Aristotle is not to be credited with the childish doctrine that a court of law simply awards compensation.*

S. 207 (oben). Aristoteles ... an einer anderen Stelle desselben Buches: nämlich V 5, 1132b 21.

§ 5. S. 208. Ein antiker Erklärer: nämlich Heliodor in seiner Paraphrase der Nik. Eth., und zwar zu V 16 (109, 23 ff. Heylbut).

S. 209. John Austin: in Lectures on Jurisprudence II 274—77.

§ 6. S. 209/10. Die platonisch-pythagoreïsche Auffassung: vgl. Phaedon 61d ff. Die zu Athen über den Selbstmörder verhängte Strafe: vgl. Aeschines gegen Ktesiphon p. 88 § 244.

Zu Buch VI, Kap. 22.

Über die „dianoëtischen Tugenden in der Nik. Eth.“ hat Karl Prantl in einer vortrefflichen, also betitelten Monographie (München 1852) gehandelt. Dort wird

auch S. 5 ff. der Versuch, die Bücher VI u. VII der eudemischen Ethik zuzuweisen, im Einklang mit L. Spengel (Münchener Akademie-Abhandlungen III 2) mit entscheidenden Gründen abgelehnt.

§ 2. S. 213. „Weil hier ein Minimum von Erfahrung ausreicht“: vgl. Burnet a. a. O. p. 273 mit dem Verweis auf Anal. post. I 13, 81 b 2. Die zwei im folgenden angeführten aristotelischen Sätze lauten (1142 a 19): *καὶ τὰ μὲν οὐ πιστεύουσιν οἱ νέοι, ἀλλὰ λέγουσιν* und (1147 a 21): *καὶ οἱ πρῶτον μαθόντες συνείρουσι μὲν τοὺς λόγους, ἴσασι δ' οὔπω· δεῖ γὰρ συμφῦναι.* Auf die erstaunliche Frühreife einiger der im Text genannten Mathematiker hat kürzlich Dr. Henry G. Parker hingewiesen, vgl. Beilage z. Allg. Zeitung, Wochenausgabe vom 8. 2. 19.. S. 483. Die aristotelische Äußerung liest man 1142 a 12 ff.

S. 214 (Mitte). Wenn .... Vernunft und Sinneswahrnehmung mitunter ihre Stelle tauschen: 1143 b 5 *τούτων οὖν (τῶν καθ' ἕκαστα) ἔχειν δεῖ αἴσθησιν, αὕτη δ' ἐστὶ νοῦς.* Vgl. Burnet a. a. O. p. 281: *So we say „I see“ when we mean an intellectual not a sensuous perception .... We were told ... that this αἴσθησις ἀντίκειται τῷ νῷ, here that it is νοῦς.*

§ 3. S. 214 (unten). In den Kreisen der Platoniker: vgl. Burnet p. 3, der auf Platon Philebos 11 d verweist: *ἡμῶν ἑκάτερος ἕξιν ψυχῆς καὶ διάθεσιν ἀποφαίνειν τινὰ ἐπιχειρήσει τὴν δυναμένην ἀνθρώποις πᾶσι τὸν βίον εὐδαίμονα παρέχειν.* Darin liegt nicht nur, daß die *εὐδαιμονία*, sondern auch, daß ihre Ursache, die *ἀρετή*, eine *ἕξις* ist. — Zu dem im nächsten Absatz (S. 215) über Xenokrates Gesagten vgl. die gleichfalls von Burnet angeführten Stellen des Clemens Strom: II 21 (p. 500 Potter) über Speusipp und Xenokrates, welch letzterer *τὴν εὐδαιμονίαν ἀποδίδωσι κτῆσιν τῆς οἰκείας ἀρετῆς κτἑ.* Gegen jenes *κτῆσιν* insbesondere richtet sich die aristotelische Polemik im Eingang der Nik. Ethik.

S. 215 (unten). Zusammenhang zwischen Charakter und Intellekt: man vgl. den merkwürdigen, selbst von Burnet nicht genauer erklärten Satz (1144 a 34): *διαστρέφει γὰρ ἡ μοχθηρία καὶ διαψεύδεσθαι ποιεῖ περὶ τὰς πρακτικὰς ἀρχάς.*

§ 4. S. 216. Auf diesen Zusammenhang zwischen Buch VI und VII hat, wenngleich mit anderen Worten, Prantl a. a. O. S. 18/9 hingewiesen, mit dem Ergebnis: „So reiht sich die Besprechung dieser (der *ἐγκράτεια* und *καρτερία*), welche im siebenten Buche folgt, unmittelbar und notwendig an das sechste an.“

§ 5. S. 217 (unten). Eine .... von Akademikern vorgenommene Modifikation: so vermutet Burnet zu 1145/6 p. 294.

§ 6. S. 220 (Mitte). Dieses Sichvergreifen im Syllogismus erscheint uns ungleich verständlicher als die von uns im Text übergangene Auskunft (1147 b 9 ff.), wonach der Untersatz des zum Handeln auffordernden Syllogismus, ein Satz also wie: „dieses Objekt hier ist süß“ (vgl. Burnet p. 104 5) den eigentlichen Sitz des Irrtums bilden soll.

§ 8. S. 223. Der auffallend vernachlässigte Stil: darüber vgl. das zu Kap. 20 § 1 fin. Bemerkte.

S. 223/4. Zur Frage der Echtheit der Partie 1152 b 1—1154 a 7 vgl. Prantl, Über die dianoëtischen Tugenden S. 6, vor allem Burnet p. 330 ff., der die Polemik gegen Speusipp im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht hat. Ferner Aspasios a. a. O. p. 151, 24 Heylbut, der aus dem Schweigen des X. Buches zunächst den Schluß zieht, diese Partie gehöre nicht dem Aristoteles, sondern dem Eudemos (wobei er doch wohl an die gesamten 3 der nikomach. und der eudem. Ethik gemeinsamen Bücher denkt), unmittelbar darauf aber dem Verwerfungsurteil eine Hauptstütze entzieht durch den Zusatz: *πλὴν εἴτε Εὐδήμου ταῦτά ἐστιν εἴτε Ἀριστοτέλους*

ἐνδόξως εἴρηται. Ist nämlich die Erörterung dialektisch und nicht dogmatisch gemeint, so kommt ein Hauptgrund, die aristotelische Autorschaft zu bestreiten, in Wegfall.

Zu Buch VI, Kap. 23.

§ 1. S. 225 (oben). Die Knabenliebe .... als widernatürliche Neigung: vgl. Nik. Eth. VII 6, 1148b 28: *πρὸς δὲ τούτοις ἡ τῶν ἀφροδισίων τοῖς ἄρρεσιν.* Die Hauptstelle über Ehegemeinschaft VIII 14, 1162a 20 ff.

S. 226. Gemeinschaft der Studien und der Gedanken: vgl. IX 9, 1170b 10 ff. *συναισθάνεσθαι ἄρα δεῖ καὶ τοῦ φίλου ὅτι ἔστιν, τοῦτο δὲ γίνοιτ' ἂν ἐν τῷ συζῆν καὶ κοινωνεῖν λόγων καὶ διανοίας.* Man kann vielleicht meine Übertragung des schwer übersetzbaren *λόγων* durch „Studien" nicht unbedingt notwendig finden: daß A. hier an die Gemeinschaft des kontemplativen und nicht etwa des praktischen Lebens denkt, scheint doch zweifellos; die Gemeinschaft zweier Politiker z. B. würde er anders charakterisieren.

§ 2. S. 226. Zur Frage der Reihenfolge der Bücher vgl. Burnet a. a. O. p. 344, der die überlieferte Ordnung gleichfalls, aber einem Winke Teichmüllers folgend mit Gründen rechtfertigt, die wir nicht als stichhaltig erkennen.

§ 3. S. 226. Ein merkwürdiges Wort (VIII 1, 1155a 21): *ἴδοι δ' ἄν τις καὶ ἐν ταῖς πλάναις ὡς οἰκεῖον ἅπας ἄνθρωπος ἀνθρώπῳ καὶ φίλον.* Burnet nennt die Stelle *one of the few places in Aristotle where we see a sign of the coming cosmopolitanism.*

§ 6. S. 231. George Eliot: vgl. H. Spencers Autobiography II 305. Dickens: vgl. The Letters of Charles Dickens I 36, auch 37 u. 42.

§ 7. S. 232 (oben). J. S. Mill: System der Logik, Buch VI Kap. 12 § 7, = Werke IV² 371. Theodor Meynert: Populär-wissenschaftliche Vorträge (Wien 1892) S. 169 ff., insbesondere S. 171: „Die Erweiterung des sekundären Ich aber, in welchem (welcher?) es als dienendes Glied mit dem Ganzen verschmilzt, assoziiert sich mit der Idee des Mutualismus, der Wechselseitigkeit, der Brüderlichkeit."

Zu Buch VI, Kap. 24.

§ 2. S. 235 (oben). An einer früheren Stelle: IX 4, 1166a 4 ff. *οὗτος γὰρ ὁμογνωμονεῖ ἑαυτῷ καὶ τῶν αὐτῶν ὀρέγεται κατὰ πᾶσαν τὴν ψυχήν.* Die im Text wiedergegebene Stelle X 5, 1176a 15 ff.

§ 5. S. 239 (zweiter Absatz). Tatlosigkeit des Gottes: Die mit dem stärksten Nachdruck verkündete Lehre (vgl. Anm. zu Kap. 19 § 8) wird an einer Stelle (Nik. Eth. X 10, 1179a 22 ff.) vollständig ignoriert. Hier wird eine Fürsorge der Götter für die menschlichen Dinge vorausgesetzt und gefolgert, daß auch aus diesem Grunde der Weise der Glückseligste sein müsse; denn die Götter lieben den, der das Beste und ihnen am nächsten Verwandte — eben das sei die Vernunft — am meisten pflege. Der grelle Widerspruch und desgleichen die ungeeignete, den Zusammenhang unterbrechende Stelle, an der diese Ausführung erscheint, haben wenigstens einen Herausgeber (Ramsauer) an ihrer Echtheit zweifeln lassen. Wir glauben mit Burnet p. 467, daß diese Sätze echt, wenngleich nicht für diesen Platz bestimmt, und daß sie, wie überdies die gehäuften Einschränkungen zeigen (*εἰ γάρ τις ἐπιμέλεια ... ὥσπερ δοκεῖ, καὶ εἴη ἂν εὔλογον*) ein bloßes *ἔνδοξον* sind. D. h. der nimmermüde Dialektiker kann es sich hier wie so häufig nicht versagen, ein seiner These günstiges Argument, selbst wenn es auf einem ihm völlig fremden Boden gewachsen ist, mit aufzunehmen, statt es beiseite liegen zu lassen.

§ 6. S. 239. Isokrates: or. 15 (*περὶ ἀντιδόσεως*) § 82f. Der zum Teil wörtliche Anklang der aristotelischen Polemik (Nik. Eth. X 10, 1181ᵃ 15ff.) ist von Spengel erkannt worden. Zur emphatischen Bestreitung des eklektischen Verfahrens vgl. 1181ᵃ 21 *καὶ ποῖα ποίοις συνᾴδει* und 1181ᵇ 9 *καὶ ποῖα ποίοις ἁρμόττει*, desgleichen Rhet I 4 1360ᵃ 33 *αἱ ποῖαι τοῖς ποίοις ἁρμόττουσιν*, wo auch alle diese Fragen der Rhetorik entzogen und ausschließlich der Politik zugewiesen werden.

Zu Buch VI, Kap. 25.

§ 1. S. 240. Der nachfolgenden Darlegung sind vornehmlich zugrunde gelegt Nik. Eth. I 1—4, VII 12—15; X 1—3; Rhetorik I 11.

§ 2. S. 242 (zweiter Absatz). These des Eudoxos: Nik. Eth. X 2 in. Daß hier 1172ᵇ 9ff. ein wörtliches Zitat vorliege, haben Sir Alex. Grant und Burnet in hohem Grade wahrscheinlich gemacht durch den Hinweis auf die zwei Worte *ἔλλογα* und *φέρεσθαι*. Das erste ist Aristoteles sonst fremd, wie denn auch Bonitz im Index ein „fort. ex Eudoxo“ hinzufügt, *φέρεσθαι* aber, das hier von Willenshandlungen, sonst aber von räumlichen Bewegungen gebraucht wird, ist, wie Burnet p. 442 treffend bemerkt, *an unusual word in this connexion, but natural in the mouth of an astronomer*. Aus dieser Stelle und ihrer Übereinstimmung mit den Eingangsworten der Ethik hat man mit Recht geschlossen, daß in dem Satze: *διὸ καλῶς ἀπεφήναντο τἀγαθόν, οὗ πάντ' ἐφίεται* eben Eudoxos gemeint ist.

S. 243. Was allen scheint, davon sagen wir mit Recht, daß es ist usw.: a. a. O. 1172/3 *ὃ γὰρ πᾶσι δοκεῖ, τοῦτ' εἶναί φαμεν· ὁ δ' ἀναιρῶν ταύτην τὴν πίστιν, οὐ πάνυ πιστότερα ἐρεῖ.*

§ 3. S. 244 (unten). Mensch „ein gesellschaftliches Wesen“: *ἄνθρωπος φύσει πολιτικὸν ζῷον* Politik I 2, 1253ᵃ 2; III 6, 1278ᵇ 19, wo das Verlangen nach Zusammenleben nicht auf das wirtschaftliche Bedürfnis allein gegründet wird. Auch Nik. Eth. I 5, 1097ᵇ 11 (*φύσει πολιτικὸς ἄνθρωπος*); IX 9, 1169ᵇ 18 (*πολιτικὸν γὰρ ὁ ἄνθρωπος καὶ συζῆν πεφυκός*) usw.

Zu Buch VI, Kap. 26.

§ 1. S. 245. Die auf die Tiergemeinschaften bezüglichen Hauptstellen sind: hist. an. VIII 1, 589ᵃ 1: *τὰ δὲ συνετώτερα καὶ κοινωνοῦντα μνήμης ἐπὶ πλέον καὶ πολιτικώτερον χρῶνται τοῖς ἀπογόνοις.* Ferner I 1, 488ᵃ 7ff.: *πολιτικὰ δ' ἐστὶν ὧν ἕν τι καὶ κοινὸν γίνεται πάντων τὸ ἔργον κτέ.*

§ 2. S. 246. Rom und Karthago: vgl. das auf den Gallier-Einfall, d. h. übrigens auf ein Ereignis der jüngsten Zeit (sechs Jahre vor Aristoteles' Geburt) bezügliche Fragment 568 (1571ᵇ 15ff.). Auch Fragm. 567 handelt von römischer Geschichte. Die karthagischen Einrichtungen werden in der Politik und in der Rhetorik mehrfach behandelt. Über die im folgenden erwähnten, zumeist in Dialogform abgefaßten populären Werke vgl. Bernays, Dialoge des Aristoteles S. 49, 53—57 und 151—57.

S. 246/7. Zugleich für die Echtheit des ersten und gegen jene des zweiten Buches der Ökonomik spricht das Zeugnis der antiken Indices *Οἰκονομικὸς α'* (Laërt. Diog. V 1, 22). Daß der Epikureer Philodem (de oeconomia col. VII, 38 u. 44 = p. 26 Chr. Jensen) dieses Büchlein als das Werk Theophrasts zitiert, kann als ein minderwertiges Zeugnis daneben kaum in Betracht kommen. Daß die inneren Gründe, die man gegen die Echtheit dieses I. Buches geltend gemacht hat, so gut wie nichts besagen, soll anderwärts dargetan werden. Die Unechtheit

des II. Buches — dem wir übrigens den Ausdruck „politische Ökonomie" verdanken — erhellt schon aus der Einteilung des Gegenstandes in vier Hauptarten: die königliche, satrapenhafte, politische (d. h. munizipale) und private Ökonomie. Näheres über die Abfassungszeit und die disparaten Bestandteile des Büchleins gibt U. Wilcken Hermes XXXVI 187 ff.

§ 3. S. 247. Die „erste Untersuchung": IV 2 in. *ἐπεὶ δ' ἐν τῇ πρώτῃ μεθόδῳ κτέ.* Die „ersten Abschnitte": VII 2, 1325ᵃ 30: *διώρισται δὲ περὶ αὐτῶν ἱκανῶς ἐν τοῖς πρώτοις λόγοις.* Die zunächst in Betracht kommenden Stellen von Buch III u. IV sind III fin: *διωρισμένων δὲ τούτων περὶ τῆς πολιτείας ἤδη πειρατέον λέγειν τῆς ἀρίστης κτέ.*, verglichen mit I fin. *ἄλλην ἀρχὴν ποιησάμενοι λέγωμεν, καὶ πρῶτον ἐπισκεψώμεθα περὶ τῶν ἀποφηναμένων περὶ τῆς πολιτείας τῆς ἀρίστης*, und IV 2, 1289ᵃ 30 *καὶ περὶ μὲν ἀριστοκρατίας καὶ βασιλείας εἴρηται.*

S. 247/8. Das Königtum: an die Spitze aller Verfassungen stellt Aristoteles mitunter das Königtum. So Nik. Eth. VIII 10, 1160ᵃ 35: *τούτων δὲ βελτίστη μὲν ἡ βασιλεία* (zwei Zeilen vorher mit der *ἀριστοκρατία* verbunden). Daß hierbei nur an den idealen Herrscher, den Mann von göttlicher oder heroischer Tugend zu denken ist, hat Burnet zur Stelle (p. 384) zutreffend bemerkt.

Daß mir die von manchen bedeutenden Philologen empfohlene und vorgenommene Umstellung der Bücher VII und VIII als völlig verkehrt gilt, habe ich bereits im Text angedeutet. Die zur Zeit in der Textritik herrschende konservativere Strömung ist solchen Gewaltsamkeiten mehr und mehr abhold geworden. Entscheidend sind für mich zwei Überlegungen. Ein unvollendetes Stück, wie es das Schlußbuch ist, gehört naturgemäß an das Ende eines Werkes. Es von dort wegnehmen und in die Mitte versetzen, heißt ein an sich nicht unmögliches, aber ganz exzeptionelles und in hohem Grade unwahrscheinliches Vorkommnis an die Stelle eines leicht begreiflichen und nicht allzu seltenen setzen. Und das eng Zusammengehörige, die Schilderung der Haupt-Verfassungsformen nämlich, durch die Einschiebung eines so umfangreichen Stückes, wie es jenes Doppelbuch ist, auseinander zu reißen, solch eine Prozedur kann sich doch keinem nüchtern Denkenden empfehlen. Diese Umstellung ist zuerst von dem Jesuiten Scaino da Salo (1577), dann von vielen anderen vorgeschlagen worden; den Platzwechsel von Buch V u. VI hat Barthélemy St. Hilaire in seiner Übersetzung der „Politik" (1837) vorgenommen.

§ 4. S. 249. Platon (im „Staatsmann"): 258ᵉ *πότερον οὖν τὸν πολιτικὸν καὶ βασιλέα καὶ δεσπότην καὶ ἔτ' οἰκονόμον θήσομεν ὡς ἓν πάντα ταῦτα προσαγορεύοντες.* Dagegen polemisiert offenbar A., Politik I 1, 1252ᵃ 7 ff.: *ὅσοι μὲν οὖν οἴονται πολιτικὸν καὶ βασιλικὸν καὶ οἰκονομικὸν καὶ δεσποτικὸν εἶναι τὸν αὐτόν, οὐ καλῶς λέγουσιν* und wieder nach Ausführung jenes Gedankens Z. 16 *ταῦτα δ' οὐκ ἔστιν ἀληθῆ.* Daß diese Kritik eine überscharfe ist, wird man zumal angesichts des nachfolgenden Hinweises auf die nahe Verwandtschaft der patriarchalischen und der königlichen Gewalt kaum zu leugnen vermögen.

§ 5. S. 251. Emil Steinbach: in seiner Schrift „Erwerb und Beruf", Wien 1896. Desgleichen: „Die Rechtsgeschäfte der wirtschaftlichen Organisation", Wien 1897. Jeremias Bentham: in seiner Defence of Usury (Letter X) III 16ᵇ ed. Bowring. Wenn das Geld seiner Natur nach unfruchtbar ist, dann müßte das, was Aristoteles verpönt (so meint Bentham) unmöglich, nicht bloß unstatthaft sein (*that it would be to no purpose for a man to try to get five percent out of money — not that, if he could contrive to get so much, there would be any harm in it*).

§ 6. S. 253. Das Wort am Schluß des Kapitels: „ein Weib . . würde . für dreist gelten“ usw. entlehne ich dem III. Buch der Politik Kap. . 1277 b 20 ff.

Zu Buch VI, Kap. 27.

Über die Sklavereifrage handeln vorzugsweise die Kap. 4—7 des ersten Buch der Politik. — S. 254 (oben). Typische Sklavennamen usw.: vgl. Lambertz, D. griechischen Sklavennamen (Wiener Gymn. Progr. 1907 S. 12 Anm. 17 u. S. 71

Über- und Unterordnung in der Natur wie in der Menschenseele: Pol. I 13, 1260 a 9 ff.

S. 255. Vereitelte Erblichkeitstendenz: Pol. I 6, 1255 b 2.

§ 2. S. 255. Wieder eine vereitelte Naturtendenz: I 5, 1254 b 27. D. Dichterwort: Euripides Iphig. in Aul. 1400 f., dazu Aristoteles I 2, 1252 b : *ὡς ταὐτὸ φύσει βάρβαρον καὶ δοῦλον ὄν.*

S. 256. Die Völker des kalten Nordens: VII 7.

Das Emporkommen des Königtums . . . . ausgeschlossen: vgl. V 1313 a 3: *οὐ γίγνονται δ' ἔτι βασιλεῖαι νῦν . . . διὰ τὸ τὴν βασιλείαν ἑκουσ. μὲν ἀρχὴν εἶναι . . . πολλοὺς δ' εἶναι τοὺς ὁμοίους, καὶ μηδένα διαφέροντα τοσοῦ τον ὥστε κτὲ.*

S. 256 (unten). Kaum die flüchtigste Erwähnung des Föderativstaat. auch damit schon zu viel gesagt, da die betreffende Stelle VII 14, 1333 4 nur eine die Interessen der Beherrschten mit Billigkeit berücksichtigende Hegemonie in Auge faßt.

§ 3. S. 257. Die karthagische Verfassung: II 11.

Die „Fähigkeit des Überlegens“: so übersetzt Bernays, Aristoteles Politik I. II. und III. Buch (S. 46), dem ich hier oftmals folge, *τὸ βουλευτικόν* Pol. I 13, 1260 a 12. Ein durchaus geringwertiges Wesen: Poetik . 1454 a 20 ff.: *καὶ γὰρ γυνή ἐστι χρηστὴ καὶ δοῦλος· καίτοι γε ἴσως τούτων τὸ μὲν χεῖρον, τὸ δὲ ὅλως φαῦλόν ἐστιν.*

Die Freilassung: Pol. VII 10 fin. Dazu Hildebrand, Geschichte und System der Rechts- und Staatsphilosophie I 400.

§ 4. S. 258 (oben). Ungeschriebenes Gesetz: *ἄγραφος νόμος*, vgl. Bonitz im Index s. v. *ἄγραφος*. — „Allzu einfältig und barbarisch“: Politik II . 1268 b 39 f.

S. 258 (unten). Eratosthenes: bei Strabo I fin. = I 87, 17 Meineke. — S. 259. Platon im Staatsmann: p. 262/3.

§ 5. S. 260 (oben). Die Bildsäulen des Daedalos usw.: Politik I . (1253 b 33 ff.)

Die unter islamischen Völkern geübte Haussklaverei: über diese vgl. den ungemein lehrreichen Artikel ʿAbd (von Juynboll) in Enzyklopädie des Islam I, 16. (1908). Die Kenntnis der Schrift Hammonds „Two Letters on Slavery in the United States, adressed to Thomas Clarkson Esq.“ verdanke ich der Londoner Monatsschrift The Secular World (Febr. 1863). Das „Manifest“ ist betitelt: Address to Christians throughout the world, by the Clergy of the Confederate States . America. Die benutzten oder angeführten Stellen findet man p. 7, 11 f. und 16.

§ 6. S. 261. Die Anführungen: *ὄργανον πρὸ ὀργάνων* Pol. I 4, 1253 b . *κτῆμά τι ἔμψυχον* ebd.; *ἔμψυχον ὄργανον* Nik. Eth. VIII 13, 1161 b 4; *οὐδὲ πρὸς ἵππον ἢ βοῦν* (sc. *δίκαιόν ἐστιν*) ebd. 1161 b 2. Der Nutzen des Herrn das oberste Gesetz ebenda 1160 b 29 f.: *τὸ γὰρ τοῦ δεσπότου συμφέρον ἐν αὐτῇ πράττεται.* Ferner: *ἀρετῆς δεῖται μικρᾶς* Pol. I 13, 1260 a 35. Kein Freundschafts-

verhältnis zwischen Sklaven und Freien: Nik. Eth. VIII 13, 1161a 35. Ebd. 1161b 6 der von mir notgedrungen mit einiger Freiheit übersetzte Satz: *δοκεῖ γὰρ εἶναί τι δίκαιον παντὶ ἀνθρώπῳ πρὸς πάντα τὸν δυνάμενον κοινωνῆσαι νόμου καὶ συνθήκης· καὶ φιλίας δή, καθ' ὅσον ἄνθρωπος.*

§ 7. S. 262. Eine „begrenzte Sklaverei": *ἀφωρισμένην . . . . δουλείαν* Pol. I fin. 1260a/b. Banausentum: d. i. der Betrieb des Handwerks, neben dem der Handelsbetrieb (im großen wie im kleinen) und das Tagelöhnerwesen, desgleichen der Ackerbau besonders namhaft gemacht werden IV 4 1290/1. An vielen anderen Stellen heißen alle diese Beschäftigungen insgesamt banausisch. *βαναυσόταται* werden diejenigen genannt, *ἐν αἷς τὰ σώματα λωβῶνται μάλιστα* (I 11, 1258b 37). Plutarch: vita Periclis c. 1 u. 2; die erste Stelle schon angeführt I 461. — S. 263. Die gelehrte Bemerkung: Pol. VIII 5, 1339b 7ff. Die nächste Anführung aus der Politik VIII 5, 1339b 7ff. Kallikles im Gorgias: vgl. insbesondere 484c, wo das Philosophieren gelobt wird, *ἄν τις αὐτοῦ μετρίως ἅψηται κτέ.* und 485a mit dem Gegensatz des *ἐλευθέριον* und *ἀνελεύθερον* auf Grund eben dieses Maßstabs. Dazu Aristot. Pol. VIII 2, 1337b 15: *ἔστι δὲ καὶ τῶν ἐλευθερίων ἐπιστημῶν μέχρι μέν τινος ἐνίων μετέχειν οὐκ ἀνελεύθερον.* Zum Schluß des Paragraphen vgl. wieder VIII 2, 1337b 5ff., auch 15f.: *ἄσχολον γὰρ ποιοῦσι τὴν διάνοιαν καὶ ταπεινήν.*

Zu § 8. S. 263ff. vgl. Pol. III 5, 1278a ff.; IV 4, 1291a 1ff. u. VI 4, 1319a 26ff.

Zu Buch VI, Kap. 28.

§ 1. S. 265. Wilhelm v. Humboldt: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" (Ges. Werke VII Berlin 1852 S. 1—188). Die angeführten Worte S. 186f.

S. 266 (Mitte). Lykophron über den Adel: bei Aristoteles *περὶ εὐγενείας*, fgm. 82 (1490a 10ff.); auch bei Ps. Plutarch pro nobilitate XVII 2 (p. 75, 48 Dübner). Lob der *εὐγένεια* Pol. III 13, 1283a 33ff. Das Wort vom „allgemeinen Rechtsgaranten" Pol. III 9, 1280b 11: *ἐγγυητὴς ἀλλήλοις τῶν δικαίων, ἀλλ' οὐχ οἷος ποιεῖν ἀγαθοὺς καὶ δικαίους τοὺς πολίτας.* Ob auch die vorangehenden Worte *καὶ ὁ νόμος συνθήκη* ein Zitat aus Lykophron sind, steht nicht unbedingt fest. Doch spricht der Zusammenhang eher dafür als dagegen. Der Versuch, auch aus Hippodamos einen Anwalt der Rechtsschutz-Theorie zu machen (so Susemihl, Aristoteles' Politik II 67f.) gilt uns als vollständig haltlos. Vgl. I 459, Anm. zu S. 330.

§ 2 u. 3. S. 267/8. Zugrunde gelegt ist Pol. III 6—13.

§ 4. S. 268. Über die verschiedenen Regierungsformen handeln außerdem Rhet. I 8 und Nik. Eth. IX 12. Das Wort Monarchie gebraucht Aristoteles überwiegend im weiteren Sinne zur Bezeichnung der Oberart, von der das Königtum (*κατὰ τάξιν τινὰ*) und die despotische Tyrannis Unterarten sind; so Rhet. a. a. O. (1366a 1ff.) oder Pol. III 7 (1279a 32 u. b 16); gelegentlich aber auch im engeren Sinne, dem der absoluten Herrschaft, so Pol. V 10, 1313a 3ff.: *οὐ γίγνονται δ' ἔτι βασιλεῖαι νῦν, ἀλλ' ἄνπερ γίγνωνται, μοναρχίαι καὶ τυραννίδες μᾶλλον.*

§ 5. S. 270. Der Vergleich mit einem Picknick erscheint außer III 10, 1281b 2 noch einmal III 15, 1286a 29. Tadel der musikalischen Moden: Pol. VIII 7 1342a 18ff.

§ 6. S. 271/2. Bernays' Vermutung (S. 172), „das 12. und 13. Kapitel enthalten einen abgesonderten Entwurf", scheint mir nicht wohl begründet. Es liegen ohne Zweifel Wiederholungen vor, es fehlt an einem systematischen Fortschritt. Aber auch andere Professoren und solche, die um systematische Anordnung mehr bekümmert sind als der in diesen Dingen lässige Aristoteles, nehmen mitunter Gedanken, die sie in einer früheren Vorlesung berührt, aber nicht

erschöpft hatten, in einer nachfolgenden wieder auf, um sie in Verzweigungen zu verfolgen, die sich ihnen erst allmählich geoffenbart haben. Auch wäre es einem Wunder gleich zu achten, wenn der enge Zusammenhang zwischen Kap. 13 fin. und 14 in. *ὥστε βασιλέας εἶναι τοὺς τοιούτους ἀϊδίους ἐν ταῖς πόλεσιν* und *ἴσως τε καλῶς ἔχει — σκέψασθαι περὶ βασιλείας* ein zufälliger wäre.

§ 7. S. 272/3. Antisthenes: vielleicht, nach Ad. Müllers (Vitzthumsches Gymn.-Progr. 1860 S. 46) Vermutung, in seinem Werke *περὶ νόμου ἢ περὶ πολιτείας*. Eine kühne Mutmaßung äußerte Karl Joël, Der echte und der xenophontische Sokrates II 801.

§ 8. S. 274. Piknick-Vergleich: Vgl. die treffenden Bemerkungen Trendelenburgs, Naturrecht auf dem Grunde der Ethik[2] 525, vor allem: „Jene Sammelerkenntnis, welche Aristoteles mit zusammengetragenen Gastmahlen vergleicht, ist durch das Falsche, das mit zusammengetragen wird, wesentlich versetzt und verschränkt, und die Ergänzung des Wahren . . . . wird durch den Widerstand, den Irrtum und Selbstsucht leisten, gehemmt oder gar vereitelt."

Zu Buch VI, Kap. 29.

S. 276. Zugrunde gelegt ist Politik III 14—17, ergänzt durch V 10, 1310a 39—1311a 5. Monarchie die beste aller Regierungsformen: Nik. Eth. VIII 12, 1160a 35. Zum folgenden 1160a/b. — S. 277 (oben). Blumenlese von Äußerungen: Nik. Eth. VIII 7, 1158a 27 ff. *οἱ δ' ἐν ταῖς ἐξουσίαις κτἑ.*; X 6, 1176b 18 ff. *οὐ γὰρ ἐν τῷ δυναστεύειν ἡ ἀρετὴ οὐδ' ὁ νοῦς*; X 10, 1179a 6 ff. *οἱ γὰρ ἰδιῶται τῶν δυναστῶν οὐχ ἧττον δοκοῦσι τὰ ἐπιεικῆ πράττειν ἀλλὰ καὶ μᾶλλον.*

§ 2. S. 277. Gottbegnadete Ausnahmenaturen: vgl. Pol. III 13, 1284a 3 u. b 25 und 1288a 19 ff.

S. 278 (Mitte). Wiederverwendung im Staatswesen der Athener: *Ἀθηναίων πολιτεία* 41, 2 fin. (p. 131 Kenyon[3]), verglichen mit Pol. III 15, 1286a 31 ff.

§ 4 Ende, S. 280. Ein Tadel des spartanischen Doppel-Königtums liegt doch in den Worten Pol. II 9, 1271a 25 *καὶ σωτηρίαν ἐνόμιζον τῇ πόλει εἶναι τὸ στασιάζειν τοὺς βασιλεῖς.* Mag die „Zwietracht der Könige" manche Schäden verhüten, sie muß doch notwendig ebenso große oder noch größere erzeugen.

§ 5. S. 280 (unten). Die . . . zum Dienen geneigteren Barbaren: III 14, 1285a 19 ff. *διὰ γὰρ τὸ δουλικώτεροι εἶναι τὰ ἤθη φύσει οἱ μὲν βάρβαροι τῶν Ἑλλήνων.*

S. 280/1. In Zukunft nur eine demokratische Verfassung möglich: Pol. III 15, 1286b 20 ff. Der an Alexander gerichtete Rat: Strabo I p. 66 = I 87 Meineke und Plutarch de fortuna Alexandri I 6 (404, 8 ff. Dübner). Vgl. Bernays, Dialoge des Aristoteles S. 154 f. (Aristotelis Fragm. 81, 1489b 26 ff.) Alexis v. Tocqueville: La Démocratie en Amérique (14. Aufl.) I c. 3, insbesondere p. 82—85 und viele andere Stellen. Gegen den wahnschaffenen Gedanken, Aristoteles habe für das Aufgehen Griechenlands in Mazedonien gewirkt, glaube ich alles Nötige in meinem Aufsatze gesagt zu haben: Die Akademie und ihr vermeintlicher Philomazedonismus, Wiener Studien IV (1882) 102 ff. Nur habe ich nicht genug betont, daß des Stagiriten persönliche Beziehungen zu Alexander, zu Antipater und zu Nikanor sein politisches Denken in erstaunlich geringem Maße beeinflußt haben. Die Mazedonier waren und blieben ihm Barbaren. Vgl. ebend. S. 117/8. Auch die Art, wie König Philipps Ermordung mitten unter anderen Fällen der Tötung von Gewalthabern aus Privatrache erwähnt wird (Pol. V 10, 1311b 2), klingt ganz und gar nicht so, als wäre er mit diesem seinem einstigen Gebieter durch irgend-

welche innerliche Bande verknüpft gewesen. Die ungünstigen Eindrücke, die er vom Hofleben empfangen hat, gehen wohl gleichfalls überwiegend, wenn nicht ausschließlich, auf den mazedonischen Hof zurück.

Zu Buch VI, Kap. 30.

§ 1. S. 282. Grundgedanken dieser Darstellung: man vgl. IV 12 in: *τίς δὲ πολιτεία τίσιν καὶ ποία συμφέρει ποίοις* oder 15, 1299ᵃ 14 *ποίαις ποῖαι πολιτεῖαι συμφέρουσιν* oder ebd. 1300ᵇ 7 *τίνα δὲ τίσιν συμφέρει*. Es gibt nicht nur eine Demokratie und eine Oligarchie: 1289ᵃ 8 *νῦν δὲ μίαν δημοκρατίαν οἴονταί τινες εἶναι καὶ μίαν ὀλιγαρχίαν*. Sogleich darauf: *καὶ νόμους τοὺς ἀρίστους ἰδεῖν* (sc. *δεῖ*) *καὶ τοὺς ἑκάστῃ τῶν πολιτειῶν ἁρμόττοντας*. An die Sprache der Mathematik klingt an 1288ᵇ 27 *ἔτι δὲ τρίτην* (nämlich die „beste Verfassung" im dritten Sinne dieses Wortes) *τὴν ἐξ ὑποθέσεως· δεῖ γὰρ καὶ τὴν δοθεῖσαν δύνασθαι θεωρεῖν*. Man vgl. z. B. Heibergs Index I u. II s. v. *δίδωμι* zu Archimedes; auch schon Autolycus de sphaera etc. p. 96, 19 Hultsch: *τῆς δοθείσης περιφερείας*. Die Hauptstelle über die jeweilige Artung der Verfassung und ihre Abhängigkeit vom Gesellschaftszustand Pol. IV 4, 1291ᵇ 17: *εἴδη γὰρ πλείω .... οἷον δήμου μὲν εἴδη ἓν μὲν οἱ γεωργοί, ἕτερον δὲ τὸ περὶ τὰς τέχνας κτἑ.*

§ 3. S. 283. „Erziehung und Gewöhnung": *τῇ δ' ἀγωγῇ καὶ τοῖς ἔθεσιν* Pol. IV 5, 1292ᵇ 16.

§ 4. S. 285 (Mitte). Schrift vom Staatswesen der Athener: über das, was darin zugunsten der athenischen Demokratie bemerkt wird, vgl. E. Szantos Ausgewählte Abhandlungen S. 331 ff., insbesondere 334 f.; ferner S. 301 ff. Auch des Verfassers Essays und Erinnerungen S. 172 f.

Zu Buch VI, Kap. 31.

§ 1. S. 291 oben. „Quellen des Aufruhrs": *ἀρχαὶ .... καὶ πηγαὶ τῶν στάσεων* Pol. V 1301ᵇ 5.

Ebd. S. 291 (unten) das Wort über Ziele und Anlässe der Wirren ebend. 1303ᵇ 17 f. *γίγνονται μὲν οὖν αἱ στάσεις οὐ περὶ μικρῶν, ἀλλ' ἐκ μικρῶν*.

S. 292: „Machen sie doch im Vergleich mit der Gesamtheit ein gar kleines Häuflein aus: ebend. 1301ᵃ/ᵇ und 1304ᵇ 4/5.

§ 2. S. 293 (Mitte). Zensus und Steuerkataster: Pol. V 8, 1308/9.

§ 3 u. 4. S. 294. Pol. V 8 u. 9.

S. 296: Erziehung im Geiste der Verfassung: *τὸ παιδεύεσθαι πρὸς τὰς πολιτείας* ebend. 1310ᵃ 14.

§ 5 u. 6. Es kommt die Monarchie ... an die Reihe: Pol. V 10—12.

S. 297: Philipp von Mazedonien: eine Verherrlichung dieses Monarchen wollte Oncken, Staatslehre des Aristoteles, aus Pol. IV 11, 1296ᵃ/ᵇ herauslesen. Unter jenem „einzigen Manne" (*εἷς γὰρ ἀνὴρ κτἑ.*) kann aber schon wegen des Zusatzes *τῶν πρότερον* unmöglich ein Zeitgenosse verstanden werden; höchst wahrscheinlich ist Solon gemeint. Gegen Bernays' mißlungenen Versuch, Aristoteles und auch Platon zu Parteigängern der mazedonischen Politik zu machen (Phokion und seine neueren Beurteiler S. 35 ff., insbesondere S. 41), habe ich, was mir erforderlich schien, geäußert in dem bereits zu S. 280/1 erwähnten Aufsatz.

§ 8. S. 300/301. Kurien-Prinzip: Pol. VI 3 1318ᵃ/ᵇ.

§ 9. S. 301. Die Schlußpartie des Buches: Pol. VI 4 ff.

Zu Buch VI, Kap. 32.

S. 304. Kritik der Staatsideale: Pol. II 1ff.; Kritik der platonischen „Gesetze" usw. c. 6—8.

§ 3. S. 306 (oben). Empfehlung „großer Behutsamkeit": Pol. V 8, 1269ᵃ 14 ff.

§ 4. S. 306f. Kritik der Leistungen von Gesetzgebern: Pol. II 12. Ebd. Kritik der Gesetzgebung Lykurgs: II 9.

S. 307 (unten). Die Bemerkung über den handwerksmäßigen Drill der Spartaner Pol. VIII 4, 1338ᵇ 32ff.

Zu Buch VI, Kap. 33.

§ 1. S. 308 unten: Das Zeitverhältnis von Politik, Poetik und Rhetorik erhellt aus Pol. VIII 7, 1341ᵇ 37ff.: *τί δὲ λέγομεν τὴν κάθαρσιν, νῦν μὲν ἁπλῶς, πάλιν δ' ἐν τοῖς περὶ ποιητικῆς ἐροῦμεν σαφέστερον* und Poetik c. 19, 1456ᵃ 34f.: *τὰ μὲν οὖν περὶ τὴν διάνοιαν ἐν τοῖς περὶ ῥητορικῆς κείσθω.* Vgl. auch die Rückverweisungen, Rhet. I 11, 1372ᵃ 1 u. III 18, 1419ᵇ 5.

S. 309/10: Aristotelische Kompromißsucht: die Beispiele Pol. VII 11, 1330ᵇ 27ff.; ebd. 1330ᵃ 9ff. u. ebd. 30f.

§ 5. S. 313. Ägyptisches Kastenwesen: Pol. VII 10 in. und 1329ᵇ 23ff. Ebend. über gemeinsame Männermahle. Über Fülle .. des Wassers VII 11, 1330ᵇ 4ff.

Zu Buch VI, Kap. 34.

Das Zitat an der Spitze aus G. Lowes Dickenson, A modern Symposium (London 1907) p. 86. Im folgenden ist ausschließlich Pol. VII und VIII benützt, nahezu durchgängig in der Reihenfolge des Originals, so daß hier spezielle Stellenangaben entbehrlich scheinen.

Zu Buch VI, Kap. 35.

Die Hauptquelle dieses Abschnitts, das uns erhaltene erste Buch der Poetik — von dem zweiten und letzten sind uns nur dürftige Überreste bekannt — ist in neuerer Zeit von Johannes Vahlen, vornehmlich in seiner kritischen Ausgabe (3. Aufl. Leipzig 1885) und in seinen „Beiträgen zu Aristoteles' Poetik" (Wiener Sitzungsberichte 1865—67), aufs eingehendste behandelt worden. Zu mehrfachem Einspruch gegen Vahlens immer mehr erstarkten textkritischen Hyperkonservatismus ward der Verf. veranlaßt. Vgl. meine „Aufsätze zu Aristoteles' Poetik" I—III, Wiener Sitzungsberichte 1888—1896 und meinen Aufsatz über „das Schlußkapitel der Poetik" in Eranos Vindobonensis 1893. Hinzu kam meine Übersetzung von Aristoteles' Poetik, Leipzig 1897, deren Vorwort manche prinzipiellen Fragen erörtert. Aus der sonstigen überreichen Literatur seien hier nur Wilhelm Christs und Ingram Bywaters kritische Ausgaben (1878 und 1898) hervorgehoben. Vor allem aber sei Jakob Bernays' wahrhaft bahnbrechendes Buch: „Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie", Berlin 1857 namhaft gemacht (vgl. den erweiterten Abdruck: „Zwei Abhandlungen über die aristotelische Theorie des Drama" Berlin 1880). Diese überragende Leistung, die selbst wieder eine umfangreiche Literatur hervorgerufen hat, trägt nur einen wenig angemessenen Titel, da Aristoteles sich über den betreffenden Gegenstand, die tragische Katharsis, sicherlich nicht in einer besonderen Abhandlung, sondern an einer durch Vahlens Scharfsinn ermittelten Stelle

des zweiten Buches der Poetik ausgesprochen hat. Vgl. des Verf. Aufsatz: „Jakob Bernays" in „Essays und Erinnerungen" S. 118—122. Außer und vor Bernays war hier des Altmeisters der Philologen, Henri Weil, zu gedenken, der dasselbe Ergebnis erzielt und eingehend begründet hatte, vgl. die Verhandlungen der X. Versammlung deutscher Philologen, Basel 1848, S. 131 ff. Über diesen seinen Vorläufer äußert sich Bernays selbst in „Zwei Abhandlungen über die aristotelische Theorie des Drama" S. 119—121.

§ 1. S. 316. Pauson und Polygnot: Pol. VIII 5, 1340a 35 ff.; vgl. auch Poetik 2, 1448a 5 f. und 6, 1450a 27 f. Desgleichen das Register zu unserer Übersetzung der Poetik S. 120 u. 121.

S. 316/7. Spaltung der Dichtgattungen: Poetik 4, 1448b 24 *διεσπάσθη δὲ κατὰ τὰ οἰκεῖα ἤθη ἡ ποίησις.*

S. 317 (oben). Tanz: Poetik 1, 1447a 26 ff. Vgl. des Verf. ersten Aufsatz zu Aristoteles' Poetik S. 5. Zum folgenden vgl. wieder Pol. VIII 5, insbesondere die Sätze: *ἐν δὲ τοῖς μέλεσιν αὐτοῖς ἐστι μιμήματα τῶν ἠθῶν* und: *φανερὸν ὅτι δύναται ποιόν τι τὸ τῆς ψυχῆς ἦθος ἡ μουσικὴ παρασκευάζειν* (1340a 38 f. u. 1340b 11 f).

§ 2. S. 317. Die Hauptstelle über die Einteilung der Musik, dann insbesondere über die Katharsis Pol. VIII 7, 1341b 19—1342a 32 und Bernays' „Grundzüge" S. 139 ff. = „Zwei Abhandlungen" S. 7 ff.

Über „Koloraturen" ebd. 1342a 24, verglichen mit Plutarch Quaest. conviv. III 1, 1 = II 783, 10 Dübner und De musica § 187 mit Th. Reinachs Kommentar in seiner und H. Weils Sonderausgabe p. LVIII u. 79 (Paris 1900).

S. 318 (oben). Begriffsbestimmung der Tragödie: Poetik c. 6 in. Die Schlußworte lauten: *δι᾽ ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν* (1449b 26 f.). Die Mit-Furcht, wenn wir so sagen dürfen, erläutert de anima III 3, 427b 21: *ὅταν μὲν δοξάσωμεν δεινόν τι ἢ φοβερόν, εὐθὺς συμπάσχομεν.* Die im Text erwähnte Literatur findet man in Bernays' Abhandlung genauer verzeichnet. — Über „Wahrheit und Irrtum" in der Katharsis-Theorie des Aristoteles vgl. Alfred Freih. v. Bergers so betitelte Abhandlung, die unserer Übertragung der Poetik S. 71—98 einverleibt ist.

Platon: nämlich „Staat" X 606a: *εἰ ἐνθυμοῖο ὅτι τὸ βίᾳ κατεχόμενον τότε ἐν ταῖς οἰκείαις ξυμφοραῖς καὶ πεπεινηκὸς τοῦ δακρῦσαί τε καὶ ἀποδύρασθαι ἱκανῶς καὶ ἀποπλησθῆναι .... τότ᾽ ἐστὶ τοῦτο τὸ ὑπὸ τῶν ποιητῶν πιμπλάμενον καὶ χαῖρον.* Das ist in Platons Munde freilich kein Lob, sondern ein Tadel. Über diese und verwandte Stellen vgl. die überaus lehrreiche Abhandlung Christian Belgers De Aristotele etiam in arte poetica componenda Platonis discipulo p. 62 ff. (Berlin 1872). Über Dubos' und Sulzers Lehren vgl. Oskar Walzels Studie: „Lessings Begriff des Tragischen". Lessings Versuch, die Freude am Tragischen zu erklären und durch den geistvollen Vergleich mit der mitklingenden Geige zu beleuchten, findet man in seinem Brief an Mendelssohn (XII S. 86 Lachmann-Maltzahn). Es folgt S. 87 das glänzende und tiefsinnige „Exempel aus der Körperwelt". Worte eines Zeitgenossen: Alfred v. Bergers a. a. O. S. 88.

§ 3. S. 319 (zweiter Absatz). Einteilung der Poesie: vgl. Poetik c. 1—3. Im historischen Teil: Poetik c. 4, 1448b 27.

S. 319/20. Ziermittel der Rede: Poetik c. 22 fin. Pindar-Vers: Olymp. Ode 3, 32 scheint gemeint Poetik 25, 1460b 31; vgl. Vahlens Kommentar. — „Rhetorik" über das Proömium: III 14, 1415a 9—11, wo Drama, Epos und Dithyrambos genannt werden, die Siegeslieder eines Pindar oder Bakchylides aber, obgleich auch sie der Proömien keineswegs ermangeln, ungenannt bleiben.

§ 4. S. 320. „Aufbau der Fabel“: sofort in der zweiten Zeile der Poetik *καὶ πῶς δεῖ συνίστασθαι τοὺς μύθους*. Unter den Bestandteilen des Dramas nimmt wieder die Fabel den obersten Rang ein, vgl. Poetik c. 6, 1450a 15: *μέγιστον δὲ τούτων ἐστὶν ἡ τῶν πραγμάτων σύστασις* und 38: *ἀρχὴ μὲν οὖν καὶ οἷον ψυχὴ ὁ μῦθος τῆς τραγῳδίας*. Man wende nicht ein, daß an den beiden letzten Stellen eben schon vom Drama die Rede ist. Ich habe sie angeführt, um die überragende Bedeutung, die Aristoteles der Handlung beimißt, in helles Licht zu setzen. Aber auch ohne jede Beschränkung auf das Drama heißt es von den musischen Künsten insgesamt (c. 2 in.): *ἐπεὶ δὲ μιμοῦνται οἱ μιμούμενοι πράττοντας*. — Grundtypen dichterischer Veranlagung: Poetik c. 17, 1455a 32 bis 34. Ich habe Tyrwhitts Besserung *ἐκστατικοί* statt *ἐξεταστικοί* angenommen und gegen Vahlen eingehend verteidigt, Zu Aristoteles' Poetik III 8f. Man vgl. auch zur ganzen Stelle Aristoteles' Probleme 954a 32, worauf eben schon Tyrwhitt hingewiesen hat.

S. 320/1. Chamäleon und Dikäarch: vgl. die betreffenden Artikel in Pauly-Wissowas Real-Enzykl. d. klass. Altert.-Wiss. Ob Chamäleon unmittelbarer Schüler oder Enkelschüler des Aristoteles war, ist freilich nicht völlig ausgemacht. Dionys von Halikarnaß: de compos. verb. II 1, 114 ff. Usener-Radermacher. — S. 321 (Mitte). „Nachbildungen betrachtet man“ usw.: Poetik c. 4, 1458b 15ff. Dasselbe Rhetorik I 11, 1371b 4ff. Schiller: Briefe an Goethe Nr. 311. Rangfolge der Bestandteile der Tragödie: Poetik c. 6, 1450a 15.

§ 5. Hier vergleiche man O. Külpes wertvollen Aufsatz: „Anfänge psychologischer Ästhetik bei den Griechen“ in: „Philosophische Abhandlungen, Max Heinze gewidmet“, Berlin 1906 S. 102ff.

Külpes Auffassung der platonischen Kunstlehre, wie dieser sie in den Gesetzen II 667ff. entwickelt, vermag ich jedoch nicht zu teilen. Platon schaltet dort den Kunstgenuß, die Freude am Kunstwerk, geradezu aus. Ihm gilt ein solches nur dann und darum als wertvoll, weil und wenn es uns eine Belehrung erteilt, oder doch (und darauf scheint Platons Hauptabsehen gerichtet) unser Weltbild nicht fälscht. Der ästhetische Genuß gilt ihm hierbei nur als „unschädliche“ Nebenerscheinung, als „ein harmloses Spiel“. Dies alles erkennt Külpe S. 113 vollständig an; nur durfte er m. E. dann nicht hinzufügen, „daß Platon hier eine ästhetische Gesetzmäßigkeit von größter Tragweite erkannt und angedeutet habe“ (S. 114). Es ist bemerkenswert, daß auch einige Ästhetiker der neuesten Zeit ganz ähnliche Ansichten geäußert haben. Sie faßt Fr. Jodl dahin zusammen, „daß .. die beim Erleben des Schönen auftretenden Lustgefühle nicht die Quelle der ihm zugewandten Wertung sind, sondern nur Begleiterscheinung, unmittelbare Folge des Aktes der intuitiven Erkenntnis, in welchem ein Mensch das Verhältnis zwischen Form und Wesen unmittelbar anschaut“ (Österr. Rundschau XVII, 3, 223a). Verwandte Gedanken haben in der Tat die deutsche Ästhetik, von ihrem Gründer, Baumgarten, angefangen, beherrscht und, wie ihr Geschichtschreiber bemerkt, „auf lange hinaus geschädigt“ (Geschichte d. Ästhetik in Deutschland von H. Lotze S. 11).

Ferner vgl. die auch dort verwerteten Stellen: Aristoteles' Rhetorik I 9, 1366a 33ff.: *καλὸν μὲν οὖν ἐστιν, ὃ ἂν δι' αὑτὸ αἱρετὸν ὂν ἐπαινετὸν ᾖ, ἢ ὃ ἂν ἀγαθὸν ὂν ἡδὺ ᾖ*. Das Schöne soll also entweder ein „löblicher Selbstzweck“ oder ein „lustbringendes Gutes“ sein. Der erste Teil dieser Alternative scheidet das Schöne nicht vom „Sittlich-Guten“, der zweite nicht von einem Gute, wie es die Gesundheit ist.

S. 321/2. Metaph. XII 3, 1078a/b: *τοῦ δὲ καλοῦ μέγιστα εἴδη τάξις καὶ συμμετρία καὶ τὸ ὡρισμένον*. Auch vorher 1078a 31ff.: *τὸ* (sc. *τὸ ἀγαθὸν*) *μὲν γὰρ*

ἀεὶ ἐν πράξει, τὸ δὲ καλὸν καὶ ἐν τοῖς ἀκινήτοις. Poetik c. 7, 1451ª 4ff. und c. 4, 1448ᵇ 20f.

S. 322 (zweiter Absatz). Vergleich der Dichter mit den Porträt-Malern: Poetik c. 15, 1454ᵇ 9ff. Wort des Sophokles: c. 25, 1460ᵇ 33f. Zeuxis: ebd. 1461ᵇ 12ff.

§ 6. S. 323 (oben). Gespräche, wie es die platonischen sind: Poetik 1, 1447ᵇ 2—4. Homer und Empedokles: ebd. 1447ᵇ 17f. Absicht und Ausführung: vgl. Rhetorik I 13, 1374ᵇ 13f.; billig sei es, *μὴ πρὸς τὴν πρᾶξιν, ἀλλὰ πρὸς τὴν προαίρεσιν* (*σκοπεῖν*). Auch Eudemische Ethik II fin., 1228ª 11f.: *ἔτι πάντας ἐπαινοῦμεν καὶ ψέγομεν εἰς τὴν προαίρεσιν βλέποντες μᾶλλον ἢ εἰς τὰ ἔργα.* Dagegen Poetik c. 25, 1460ᵇ 16f.: *εἰ μὲν γὰρ προείλετο μιμήσασθαι ⟨ὀρθῶς, ἀπέτυχε δὲ δι'⟩ ἀδυναμίαν, αὐτῆς ἡ ἁμαρτία· εἰ δὲ τὸ προελέσθαι μὴ ὀρθῶς .... καθ' ἑκάστην τέχνην ⟨τὸ⟩ ἁμάρτημα κτέ.* Ich habe die Stelle kritisch und exegetisch eingehend behandelt in meiner Studie: „Zu Philodems Büchern von der Musik" (Wien 1885 S. 26). — Schopenhauer: Werke III 439.

S. 323/4. „Ein Fehler ward begangen" usw.: Poetik c. 25, 1460ᵇ 23ff. Einheit der Handlung: Poetik c. 7 u. 8. Einheit der Zeit: wird beiläufig und mittelbar berührt Poetik c. 5, 1449ᵇ 11f.: *ἡ μὲν* (sc. *ἡ τραγῳδία*) *ὅτι μάλιστα πειρᾶται ὑπὸ μίαν περίοδον ἡλίου εἶναι ἢ μικρὸν ἐξαλλάττειν.*

§ 7. S. 325. Hierzu vgl. man Poetik c. 17, 1455ª/ᵇ, c. 9, 1451ᵇ 25, c. 4, 1449ª 7ff., c. 9, 1451ᵇ 5ff.: *διὸ καὶ φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ποίησις ἱστορίας ἐστὶν κτέ.*

§ 8. S. 325/6. Hier habe ich noch mehr als im vorangehenden das Vorwort zu meiner Übersetzung der Poetik verwertet. Zu meiner auf Theodektes bezüglichen Vermutung vgl. das Register zu dieser Übersetzung.

S. 326. Über den „szenischen Apparat" und die „Gesangskomposition" vgl. Poetik c. 6, 1450ᵇ 16f., wo die letztere *μέγιστον τῶν ἡδυσμάτων*, der erstere *ψυχαγωγικὸν μέν, ἀτεχνότατον δὲ καὶ ἥκιστα οἰκεῖον τῆς ποιητικῆς* genannt wird. Desgleichen c. 26, 1462ª 15, wo es von der Musik im Drama heißt, daß durch sie *αἱ ἡδοναὶ συνίστανται ἐναργέστατα.*

§ 9. S. 327/8. Homer: Poetik c. 24, 1460ª 5ff. und Platons Staat III 392ᵈ ff. Auf die sachliche Frage, wie der erzählende Dichter, auch von den eingeflochtenen dramatischen Episoden abgesehen, ein „nachahmender Darsteller" sein könne, mögen wir antworten, daß das Kunstmittel der Rede als einer Reihe aufeinander folgender Zeichen dazu angetan ist, Handlungen als in der Zeit fortschreitende Phänomene nachahmend darzustellen (vgl. Lessings Laokoon § 16, VI 438ff. Lachmann-Maltzahn). Dazu kommt als entscheidender Umstand, daß die Artikulationen oder Bewegungen der Sprachwerkzeuge andere Bewegungen, nämlich die psychischen durch den Rhythmus, die materiellen durch diesen sowohl als durch sonstige Übereinstimmungen uns zu vergegenwärtigen wohl geeignet sind. Dieser Auffassung hat sich, mehr als Lessing im Laokoon, Herder einigermaßen genähert (Kritische Wälder I 15, Band 13, S. 180ff. der Ausgabe von 1829).

S. 328. Die Tragödie besitzt alles usw.: Poetik c. 26, 1462ª 14ff. Handelnde (*πράττοντες*) als Gegenstand der poetischen Darstellung überhaupt mit den daran geknüpften Unterscheidungen: Poetik c. 2 in. Philodem (von Gadara in Syrien, epikureischer Schriftsteller, Zeitgenosse Ciceros): in einem überaus merkwürdigen Bruchstück seines Werkes „Über Gedichte", Volum. Hercul. coll. alt. II fol. 154), behandelt vom Verf. in Zeitschr. f. österr. Gymn. 1865, 719, ausführlicher jetzt in der Festschrift des Wiener Eranos für die Philologen-Versammlung in Graz, September 1909.

Zu Buch VI, Kap. 36.

Außer den erhaltenen drei Büchern „über die Rhetorik" (deren drittes wir mit Diels „Über das dritte Buch der aristotelischen Rhetorik", Berliner Akad. Abh. 1886, für echt halten, trotz Marx' Einsprache „Aristoteles' Rhetorik, Berichte der Sächsischen Gesellschaft d. Wiss. 1900) hat Aristoteles einen diesem Gegenstand gewidmeten Dialog „Grylos" veröffentlicht, ferner aus dem Nachlaß seines Lieblingsschülers Theodektes ein, vielleicht auf seine eigenen Vorlesungen gegründetes Handbuch, endlich auch eine zusammenfassende Übersicht über die älteren Handbücher der Rhetorik, *τεχνῶν συναγωγή* genannt; vgl. die wenigen, aber wertvollen Bruchstücke in der Berliner Akademie-Ausgabe S. 1500f. Die beste kommentierte Ausgabe der Rhetorik ist jene Leonhard Spengels, Leipzig, Teubner 1867, 2 Bände. Die *Ῥητορικὴ πρὸς Ἀλέξανδρον* ist längst als unecht erkannt und in jüngster Zeit mit höchster Wahrscheinlichkeit dem Rhetor Anaximenes zugewiesen worden (vgl. Wendland, Hermes XXXIX, 499 und „Anaximenes von Lampsakos", Berlin 1905).

S. 329. „Meister des Worts" usw.: Ilias IX 443. Korax und Tisias: Cicero (Brutus 12), der das Zeugnis des Aristoteles anruft (1500a—1501a). Vgl. Griech. Denk. I 185, auch Christ, Gesch. d. griech. Lit. [5] (1908) bes. von W. Schmid 512.

§ 2. S. 330. George Grote: Plato II 234ff., insbesondere 248 u. 253.

§ 3. S. 331 (Ende des 1. Absatzes). Lange Reihe von Schriftstellern: vgl. Chrysipp bei Plutarch de repugnantiis Stoicis X 15 = Moralia II 1268, 37 Dübner. Philodem de rhetorica, Hercul. volum. coll. alt. III col. 57 (I 351 Sudhaus), vom Verf. behandelt Zeitschr. f. österr. Gymn. 1866 S. 698, wo auch auf den Gebrauch desselben Waffen-Gleichnisses bei Horaz' Satiren II 1, 39 hingewiesen ward, gleichwie auf Sextus Empiricus adv. mathem. II 44ff. = 683f. Bekker. — Den vorher erwähnten möglichen Mißbrauch aller Güter mit Ausnahme der Tugend berührt A. Rhet. I 1, 1355b 2ff. u. Pol. I 2, 1253a 31ff.

Zu Buch VI, Kap. 37.

Im voranstehenden schloß sich meine Darstellung an die Reihenfolge der Abschnitte von Rhetorik I an. Die Lehre von den Affekten und Charaktertypen enthält Buch II, 1—17.

§ 2. S. 343/4: der hier (Rhet. II 8, 1386a 19) Amasis genannte ägyptische König heißt bei Herodot III 14 Psammenit.

§ 3, zweiter Abs. S. 344: Nietzsche: Menschliches-Allzumenschliches II 2. Abteilung 29.

§ 4. S. 345/6. Descartes: Traité des passions, IIème partie, article 51 ff. Subtileren Bemerkungen über den Unterschied der jalousie und der émulation begegnet man bei Labruyère, Les caractères II 104f. (Paris 1823). — S. 346 (oben). Die Doppelnatur der Affekte: vgl. de anima I 1, 403a 5ff. *φαίνεται δὲ τῶν πλείστων οὐθὲν ἄνευ σώματος πάσχειν οὐδὲ ποιεῖν.* Ferner Z. 22ff., insbesondere 27: *καὶ διὰ ταῦτα ἤδη φυσικοῦ τὸ θεωρῆσαι περὶ ψυχῆς ἢ πάσης ἢ τῆς τοιαύτης κτἑ.*; vgl. auch die wichtige Äußerung in de memoria 2, 453a 26, die m. E. so zu verstehen ist: die durch Zorn oder Furcht erregten somatischen Vorgänge überdauern ihren psychischen Ursprung und wirken mitunter selbst dem Streben nach Beruhigung des Affektes geradezu entgegen.

S. 346. Lust, Unlust und Begehren: de anima III 11, 434a 2ff. *φαίνεται γὰρ λύπη καὶ ἡδονὴ ἐνοῦσα· εἰ δὲ ταῦτα, καὶ ἐπιθυμίαν ἀνάγκη.* Ferner Nik. Eth. III 14, 1119a 4: *μετὰ λύπης ἡ ἐπιθυμία* oder Topik VI 3, 140b 27: *πᾶσα γὰρ*

ἐπιθυμία ἡδέος ἐστίν. Definiert werden die Affekte Rhet. II 1, 1378a 20ff.: *ἔστι δὲ τὰ πάθη, δι' ὅσα μεταβάλλοντες διαφέρουσι πρὸς τὰς κρίσεις, οἷς ἕπεται λύπη καὶ ἡδονή, οἷον ὀργὴ κτέ.* Ähnlich Nik. Eth. II 4, 1105b 21: *λέγω δὴ πάθη μὲν ἐπιθυμίαν, ὀργήν . . . . ὅλως οἷς ἕπεται ἡδονὴ ἢ λύπη.* Hätte A. an der ersten Stelle nicht, man möchte sagen, von seiner Natur als „Verstandesmensch" fortgerissen, die das Urteil trübende Wirkung der Affekte an die erste Stelle gesetzt, so wäre es ihm vielleicht gelungen, jener Begriffsbestimmung eine strengere, auch die lust- und unlustbetonten Sinnesempfindungen ausschließende Gestalt zu geben, etwa: Affekte sind unter den mit Lust oder Unlust behafteten Seelenzuständen diejenigen, die einen das Urteil trübenden Einfluß üben. Er nähert sich solch einer Subordination, indem er wenigstens die zwei Bestimmungen nicht durch das die Koordination zu genauem Ausdruck bringende *καί* verbunden hat.

§ 5. S. 346/7. In der Charakteristik des Alters vermißt man das gelegentlich auftretende Gegenstück zu dem Mangel an Selbstvertrauen und Zuversicht, die, man möchte sagen der Verknöcherung des Alters entstammende eigensinnige Verbissenheit und Verstocktheit.

S. 347 Ende. Diese Stelle, Rhet. II 14, 1390b 11 fehlt in W. H. Roschers Abhandlung: Die Hebdomadenlehren der griechischen Philosophen und Ärzte, Leipzig 1906. Aus seiner Darlegung geht übrigens hervor, daß Aristoteles der Siebenzahl eine recht große Bedeutung für biologische Vorgänge beimißt, obgleich er Pol. VII 17, 1336/7 den Naturtatsachen den Vorrang vor solch einer allgemeinen Präsumtion gewahrt wissen will — eine Äußerung, der Roscher S. 97, Anm. 152 m. E. nicht völlig gerecht geworden ist. Selbst der von aprioristischen Vorurteilen so viel freiere Theophrast hat sich von dem Banne der Siebenzahl nicht völlig befreit; vgl. caus. plant. VI, 4, 2: *ὁ δὲ ἀριθμὸς ὁ τῶν ἑπτὰ καιριώτατος καὶ φυσικώτατος.* Vgl. auch VI, 4, 1.

Zu Buch VI, Kap. 38.

§ 1. Mehrere der hier benützten Stellen des II. und III. Buches der Rhetorik sind in meinen Beiträgen zur Kritik und Erklärung griech. Schriftsteller VIII 1—14 kritisch und exegetisch behandelt worden.

§ 2. S. 351. Agathons Doppelvers: Rhet. II 24, 1402a 10, andeutend erwähnt auch Poetik 18, 1456a 24f., 1461b 15, in Naucks Fragment-Sammlung[2] p. 765.

§ 3. S. 351/2. Die Vortragskunst und der szenische Apparat: jene wird Rhet. III 1, 1404a 16 *ἀτεχνότερον* genannt, dieser, wie schon erwähnt, Poetik 6, 1450b 17 *ἀτεχνότατον*.

S. 352. Wort des Redners Alkidamas Rhet. III 3, 1406b 12 = Oratores Attici II 156a/b.

§ 5. S. 353/4. Eine Stelle der Odyssee: XIV 214. Hurtig mit Donnergepolter usw.: Odyssee XI 598.

Das Herausfinden versteckter Ähnlichkeiten: Rhet. III 11, 1412a 11 *δεῖ δὲ μεταφέρειν . . . . ἀπ' οἰκείων καὶ μὴ φανερῶν οἷον καὶ ἐν φιλοσοφίᾳ τὸ ὅμοιον καὶ ἐν πολὺ διέχουσι θεωρεῖν εὐστόχου.* Ähnlich Poetik 22, 1459a 6 *μόνον γὰρ τοῦτο οὔτε παρ' ἄλλου ἔστι λαβεῖν εὐφυΐας τε σημεῖόν ἐστιν· τὸ γὰρ εὖ μεταφέρειν τὸ τὸ ὅμοιον θεωρεῖν ἐστίν.*

Franklins Identifikation der Elektrizität im Gewitter und in einer Elektrisiermaschine, Newtons große Geistestat, das sind zutreffende Exemplifikationen des Erkennens des Ähnlichen *ἐν πολὺ διέχουσι.* Mit Recht sagt Alexander Bain *The senses and the intellect*[3] 490: *The operation of similarity sets forth the workings of genius.* Von Franklins Leistung bemerkt derselbe 521: *Next to the discovery of gravitation, this is perhaps the most remarkable fetch of remote identification in*

the history of science. In diesem Zusammenhang behandelt Bain alsbald p. 531 ff. den Vergleich bei Dichtern und Rednern, zumal bei Shakespeare, von dem er bemerkt: *He had perhaps the greatest intellectual reach of Similarity .... that the mind of man ever attained to* (533).

§ 6. S. 354. Die Anspielung auf die Komödie des Anaxandrides, Rhet. III 12, 1413b 25f., wäre uns kaum verständlich ohne die ergänzende Mitteilung des Athenaeos, XIV 614e. Der Vers lautet: *τὸ δ' ἀσύμβολον εὗρε γελοῖα λέγειν Ῥαδάμανθυς καὶ Παλαμήδης* = Comici Graeci II 139 Kock. Über Palamedes als Erfinder vgl. Aeschylos Fragm. 180 u. 182, Sophokles Fragm. 438 und Euripides Fragm. 578 Nauck². — S. 354/5. Vergleich der Volksrede mit einer Dekorationsmalerei: die Stelle Rhet. III 13, 1414a 7f. *ἡ μὲν οὖν δημηγορικὴ λέξις καὶ παντελῶς ἔοικε τῇ σκιαγραφίᾳ* ist in fast grotesker Weise mißverstanden in K. L. Roths Übersetzung. Auch Spengels Kommentar hebt nicht das Gemeinsame der beiden Fälle hervor. Meiner Bemerkung darüber (Beiträge VIII 7) füge ich eine Parallele aus neuester Zeit hinzu. In einer deutschen Reichstagsrede lesen wir: „Man muß heutzutage, wenn man von der Masse gewählt werden will, mit großen Effekten arbeiten, etwa wie die sezessionistischen Maler auf weit entfernte Menschen wirken wollen" (Neue Freie Presse 8./2. 1906 S. 5).

§ 7. S. 355. Proömium: Rhet. III 14.

S. 356 (Mitte). Vers des euripideischen Hippolyt (612): *ἡ γλῶσσ' ὀμώμοχ', ἡ δὲ φρὴν ἀνώμοτος.*

§ 8. S. 356/7. Behandlung der Frage: Rhet. III 18, 1418/9.

S. 357. Das Wort des Gorgias: ebd. 1419b 3 = Oratores Attici p. 131a 3 ff.

„Ich sprach, ihr hörtet" usw. Rhet. III fin. *εἴρηκα, ἀκηκόατε, ἔχετε, κρίνατε.* Daß hier wohl berechnende Absicht waltet, hat auch Spengel am Schluß seines Kommentares anerkannt: „*Incerti oratoris verba, acute ab Aristotele sic fine operis posita ut et de sua arte rhetorica cum caeteris comparanda valerent*". Nur hätte Spengel an die beabsichtigte Wirkung im Hörsaal und an die Parallele mit dem Schluß des logischen Lehrkurses erinnern können (de sophist. elench. fin. p. 184b 3ff.). Jene Absicht ist um so unverkennbarer, da schon vorher, und zwar kurz vorher, vom Asyndeton und seiner Anwendung die Rede war, Rhet. III 12, 1413b 19ff. Wie nahe lag es da, der Verwendung dieser Redefigur auch im Epilog zu gedenken, wenn der Autor diese Bemerkung nicht eben um des sie beleuchtenden Beispiels willen für den Schluß des Werkes selbst vorbehalten wollte. Mag unser jetziges III. Buch einmal ein selbständiges Dasein geführt haben, dieser Apell an die Hörer kann nur einem größeren Ganzen gelten, wie es die „Rhetorik" in ihrer Gesamtheit ausmacht, genau so wie das von der eben angeführten Parallele gilt. Man vgl. Diels, der jene ursprüngliche Selbständigkeit des Buches *περὶ λέξεως* verficht, Über das dritte Buch der Rhetorik S. 17 Anm. 5: „Nichtsdestoweniger hat Aristoteles gewiß die verschiedenen Teile rhetorischer Disziplin zu einer idealen Einheit zusammengefaßt, wie er Politik und Ethik, die Schriften de anima und parva naturalia, den Komplex der physikalischen [desgleichen der logischen und biologischen] Schriften zu größeren Pragmatien zusammengefaßt hat."

§ 9. S. 358 unten: Wir haben ja .... die Klage vernommen: Rhet. III 1, 1404a 2f. *οὐκ ὀρθῶς ἔχοντος, ἀλλ' ὡς ἀναγκαίου τὴν ἐπιμέλειαν ποιητέον κτέ.*

S. 359 oben: Man „gebrauche" diesen Kunstgriff, man „wähle" jenen Advokatenkniff: Rhet. I 9, 1367a 32ff. *ληπτέον δὲ καὶ τὰ σύνεγγυς τοῖς ὑπάρχουσιν ὡς ταὐτὰ ὄντα κτέ.* oder 1367b 24f. *διὸ καὶ τὰ συμπτώματα καὶ τὰ ἀπὸ τύχης ὡς ἐν προαιρέσει ληπτέον* oder II 23, 1399b 13: *ληπτέον δ' ὁπότερον ἂν ᾖ χρήσιμον* und vieles Ähnliche. Wer etwa angesichts solcher Stellen

bona fide behaupten wollte, es sei Aristoteles nur darum zu tun gewesen, vor derartigen Truganweisungen zu **warnen**, der müßte die Kunst der Selbsttäuschung bis zu einem erstaunlichen Grade in sich entwickelt haben. — „**Das sind die zugleich geschicktesten und ungerechtesten Praktiken**": Rhet. III 15, 1416b 6f. *τοιοῦτοι δὲ οἱ τεχνικώτατοι καὶ ἀδικώτατοι.*

§ 10. S. 360. Die ersten Sätze haben wir zum Teil unserem Vortrag über „Aristoteles und seine neuentdeckte Schrift vom Staatswesen der Athener" entlehnt (Essays und Erinnerungen S. 175).

Zu Buch VI, Kap. 39.

S. 360/1. Theophrasts Werke hat nach J. G. Schneider (5 Bände, Leipzig 1818—1821) Fr. Wimmer (3 Bände, Leipzig, Teubner, 1854—1862) herausgegeben. Für eine Erneuerung der Fragmentsammlung Band III hatte H. Usener weitreichende Vorbereitungen getroffen. Über Theophrast handelt Laërtius Diogenes V 2. Das Geburts- und Todesjahr sind genauer präzisiert durch die Untersuchung Belochs, Griechische Geschichte III 2, S. 469. Danach fällt sein Tod in 288/7 oder 287/6, die Geburt in 372/1 oder 371/0 v. Chr. G. — Daß er Aristoteles nach Mazedonien gefolgt ist, erhellt mit Wahrscheinlichkeit aus dem Besitz eines Grundstücks in Stagira (vgl. sein Testament bei Laërt. Diog. V 2, 52) und aus seiner Freundschaft mit Kallisthenes (Cicero Tusc. III 10, 21). — S. 361. **Demetrios von Phaleron**: über diesen handelt Laërtius Diog. V 5. Man vergleiche vor allem Beloch Gr. Gesch. III 1, 151 ff., ferner den Artikel bei Pauly-Wissowa s. v. Einige kritische Bemerkungen mögen hier Platz finden. Das unter seinen Werken angeführte *ὑπὲρ τῆς πολιτείας α'* war sicherlich nicht „eine Empfehlung der aristotelischen Politeia *κατ' ἐξοχήν*". Es gilt mir als identisch mit dem unmittelbar daneben stehenden *περὶ τῆς δεκαετίας α'*, nämlich, worauf *ὑπὲρ* hinweist, als eine Verteidigung seiner 10jährigen Regentschaft. Die Zweifel, die der Verfasser des Artikels gegen des Demetrios Tätigkeit als „Historiker des Orients" äußert, entbehren, denke ich, der Begründung. Warum sollen wir sogleich einen „Irrtum des gelehrten Kirchenvaters" Tertullian voraussetzen? Hat doch Demetrios viele Jahre in Ägypten geweilt; war doch das Interesse seiner Zeit- und Schulgenossen, eines Theophrast und Eudem, sehr intensiv auf Religions- und Kulturgeschichte auch fremder Völker gerichtet. Sogleich darauf (Pauly-Wissowa IV 2, 2838) wird auch eine Angabe des Josephus contra Apionem 218 (I 23 = VI 207, 19 Becker), worin unser Demetrios als ein Gewährsmann über jüdische Dinge genannt wird, als „Verwechslung" bezeichnet. Da erinnere ich denn auch daran, daß D. nach dem Zeugnis des Laërtius D. einer der allerfruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit war. In erster Reihe werden dort „historische" Schriften genannt, deren Aufzählung eine offenbar sehr unvollständige ist.

§ 2. S. 361. **Hagnonides**: Freund und Verteidiger des Demosthenes in der harpalischen Sache (Grote XII 437), nach dem Ende des lamischen Kriegs von Antipater in den Peloponnes verwiesen, später nach Athen zurückgekehrt und Ankläger des Phokion, war er bei seiner Anklage Theophrasts sicherlich gleichfalls von politischen Beweggründen geleitet.

S. 361/2. **Gesetz des Sophokles**: Laërtius Diog. V 2 (38), Athenaeos XIII 610e/f und Oratores Attici II 341 f., wo jedoch Athenaeos XI 509b zu den Bruchstücken der Rede des Demochares beizufügen ist. Meine Auffassung der Wirkung des Gesetzes stimmt mit derjenigen Grotes XII 512 überein. Die Übertreibung des Athenaeos a. a. O. (*Σοφοκλῆς ... ἐξήλασε πάντας φιλοσόφους*) widerstreitet dem Wortlaut des Gesetzes. Das Verlassen Athens war ein „*spirited protest against*

authoritative restriction on the liberty of philosophy and teaching“ (Grote a. a. O.). Anders freilich noch in jüngster Zeit Beloch (a. a. O., 432): „Theophrastos sah sich denn auch gezwungen, die Stadt zu verlassen.“ Nicht Theophrast allein, sondern er *καὶ πάντες οἱ λοιποὶ φιλόσοφοι* verließen die Stadt (Laërtius D. a. a. O.), und von einem Zwang kann keine Rede sein. Da ich eben dabei bin, die treffliche Darstellung Belochs zu kritisieren, so sei auch noch einmal (vgl. II 561) gegen die jetzt weit verbreitete und ebd. S. 433 wiederholte Annahme Verwahrung eingelegt, daß die peripatetische Schule durch Theophrast eine „juristische Persönlichkeit“ geworden sei. Man vgl., was ich Platonische Aufsätze II S. 9 10 dagegen vorgebracht habe. Auch für die damit eng zusammenhängende Meinung, die Philosophenschulen seien Kultvereine (*θίασοι*), „zum Kultus der Musen organisiert“ gewesen, kann ich keinerlei Anhaltspunkte entdecken. Musenopfer und Musenfeste waren den Philosophenschulen mit den Kinderschulen gemein (vgl. Theophrast, Charaktere XXII); sie spielen in all diesen Schulen dieselbe Rolle wie der Hermeskult in den Gymnasien (vgl. Platons Lysis). Gegen jene Identifikation spricht entscheidend der Umstand, daß die Kultgemeinschaften „*étaient considérées comme des personnes civiles, pouvant posséder, vendre, acheter en leur propre nom*“ (P. Foucart, Des associations religieuses chez les Grecs p. 48), während in den Philosophen-Testamenten jenes Zeitalters nur von persönlicher Vererbung mit der daran geknüpften moralischen Verpflichtung die Rede ist, die „Mit-Philosophierenden“ an der Nutznießung teilnehmen zu lassen. Vgl. meinen oben angeführten Aufsatz S. 3. Auch Wendungen wie: *καταλείπω δὲ τὴν μὲν διατριβὴν Λύκωνι* (in Stratons Testament Laërt. D. V 3, 62) sprechen für alles andere eher als für den Bestand eines Philosophenvereins als einer juristischen Persönlichkeit. Das haben auch Rechtsgelehrte, die sich mit dem Gegenstand beschäftigt haben, wie Bruns und Dareste, klar erkannt und unzweideutig ausgesprochen (vgl. meine Abhandlung S. 10).

§ 3. S. 362/3. Über Theophrasts Schriftstellerei im allgemeinen vgl. Useners gediegene Arbeit: Analecta Theophrastea, Leipzig 1850. Über die Überreste der *Φυσικαὶ δόξαι* handelt er ebd. p. 25 ff. Aufs gründlichste und eingehendste wurden diese von Diels in seinen Doxographi verwertet. Das Verhältnis der hierher gehörigen Monographien zum Hauptwerk erörtert ohne sicheres Ergebnis Brandis, Handbuch d. Gesch. d. griech.-röm. Philosophie III 1, 291/2. Nebenbei bemerkt hat Br. ebd. die Lehren Theophrasts ungemein sorgfältig besprochen.

§ 4. S. 364. „Jeder von beiden gelangt zu Ergebnissen“ usw.: *ὥστε δόξειεν ἂν ἑκάτερος ἐναντίως τῇ ὑποθέσει λέγειν* in *περὶ αἰσθήσεως* bei Diels, Doxographi 516, 21. Auf der nächsten Zeile möchte ich den Artikel einsetzen und schreiben: *ὁ μὲν γὰρ πάθη ποιῶν ⟨τὰ⟩ τῆς αἰσθήσεως καθ' αὑτὰ διορίζει τὴν φύσιν.*

Gegen Platons „unwahre Lüste“: vgl. das Bruchstück 85 bei Wimmer III 184. Diese Polemik muß wohl den Inhalt der Monographie *περὶ ψευδοῦς ἡδονῆς* (bei Usener p. 8) gebildet haben.

S. 364/5. Aristotelische Gedanken .... Sätze und Wendungen: so in der Einleitung von de causis plantarum I 1: *ἡ γὰρ φύσις οὐδὲν ποιεῖ μάτην*, verglichen mit Aristoteles de coelo I 4, 271 a 33, oder II 11, 291 b 13. Desgleichen im metaphysischen Bruchstück p. 308 Brandis = Usener p. IV 13 (Bonner Winterprogramm 1890/1): *εὐλογώτερον δ' οὖν εἶναί τινα συναφὴν καὶ μὴ ἐπεισοδιῶδες τὸ πᾶν* verglichen mit Metaphysik XIV 3, 1090 b 19 oder XII fin. 1076 a 1. Wer, der nicht mit Aristoteles eng vertraut ist, könnte eine Anspielung verstehen, wie sie sogleich dort p. V, 2 Usener begegnet in den Worten: *τοιαύτη δ' ἡ τοῦ ὀρεκτοῦ φύσις.* Das zielt auf den ersten Beweger, nach Metaphysik XII 7, 1072 a 26:

τὸ ὀρεκτὸν κινεῖ οὐ κινούμενον, und ebd. 1072b 3: κινεῖ ὡς ἐρώμενον. — S. 365 (oben). Lehre vom Nūs: widersprechen muß ich Brandis, wenn er S. 283 Anm. 150 in der daselbst angeführten Stelle des Simplicius (Kommentar zur Physik p. 964, 30 ff. Diels) einen Zweifel an „der vom Körper gänzlich unabhängigen Tätigkeit des Geistes ausgesprochen" findet. Theophrast unterscheidet dort Fragm. 53 W. die Affekte und Begierden als körperliche Bewegungen von den κρίσεις καὶ θεωρίαι, die man nicht auf etwas anderes zurückführen kann, deren Anfang, Verlauf und Ende vielmehr ganz und gar seelisch sind. Hieran schließen sich die Worte: εἰ δὲ δὴ καὶ ὁ νοῦς κρεῖττόν τι μέρος καὶ θειότερον, ἅ τε δὴ ἔξωθεν ἐπεισιὼν καὶ παντέλειος. Das adversative δέ ist hier so wenig am Platze, daß man es entweder tilgen oder mit Diels durch γέ ersetzen muß. Das ἔξωθεν hingegen wird präzisiert durch das Fragment bei Themistius de anima 91 (p. 107, 35 ff. Heinze): ἀλλὰ τὸ ἔξωθεν ἄρα οὐχ ὡς ἐπίθετον, ἀλλ' ὡς ἐν τῇ πρώτῃ γενέσει συμπαραλαμβανόμενον θετέον κτέ. Überliefert ist hier συμπεριλαμβάνον, woraus Brandis p. 289 συμπεριλαμβανόμενον gemacht hat. Ich halte nur συμπαραλαμβανόμενον für sinngemäß. Die Empfängnis heißt σύλληψις; da es sich hier aber um die Mitübernahme handelt, so ist das Kompositum wohl an seinem Platze. Aristoteles ließ den Nūs, man weiß nicht recht, bei welchem Anlaß, in den Embryo eingehen; Theophrast hält es für glaubhafter, daß auch dieses Element mit der väterlichen γονή aufgenommen wird. Bei Themistios a. a. O. heißt es 108, 17: καὶ προϊὼν φησι τὰς μὲν αἰσθήσεις οὐκ ἄνευ σώματος, τὸν δὲ νοῦν χωριστόν. An der Selbständigkeit des Nūs hat also Th. nicht gezweifelt; wohl aber sträubt er sich dagegen, ihn als eine äußere Zutat anzusehen; an die Stelle der mechanischen Vorstellung wollte er eine organische setzen, wie denn in der Nähe der angeführten Stelle auch der Ausdruck συμφυής begegnet. Hauptquellen für Theophrasts Psychologie sind das große Fragment περὶ αἰσθήσεως — ein wohlerhaltenes Stück der φυσικαὶ δόξαι — bei Diels, Doxogr. 497—527 und Priscians Μετάφρασις τῶν Θεοφράστου περὶ αἰσθήσεως καὶ φαντασίας III 232 ff. und 261 ff. Wimmer. — Schwierigkeiten in betreff der Weltbewegung: vgl. das metaphysische Bruchstück p. Va/b Usener. — Bedenken gegen die teleologische Grundlehre: ebd. p. X f. Vgl. zur Stelle auch Usener im Rhein. Mus. XVI 259 ff.: „Zu Theophrasts metaphysischem Bruchstück". Übrigens war Usener, da er als ein 26 jähriger diesen Aufsatz schrieb, mit peripatetischem Sprachgebrauch noch nicht so genau vertraut wie später. Sonst hätte er die Worte ἐν ὕλης εἴδει nicht mit „gleichsam Gattungen der Materie" übersetzt (S. 280 Z. 4), da diese Wortverbindung bei Aristoteles nichts anderes als „stofflich" oder „materiell" bedeutet. Vgl. Metaphysik 1 3, 983b 7: die Mehrzahl der frühesten Philosophen habe nur nach den stofflichen Ursachen geforscht (τὰς ἐν ὕλης εἴδει μόνας ᾠήθησαν ἀρχὰς εἶναι πάντων).

§ 5. S. 366 (oben). Über Theophrasts Neuerungen in der Logik vgl. Prantl Geschichte der Logik I 347—400 (Die älteren Peripatetiker). Pr. zählt 24 logische Schriften auf, darunter freilich einige, die „wohl ebensowohl logischen als rhetorischen Inhalts" waren (S. 350 Anm. 6). Da sind wohl einige Abzüge vonnöten. Die Schrift περὶ προθέσεως καὶ διηγήματος war gewiß lediglich rhetorischen Inhalts; vgl. Aristoteles Rhetorik III 13, 1414b 7—9 und 16, 1416b 16 ff. Der moderne Spezialkenner, dessen Urteil ich anführe, ist H. Maier, Die Syllogistik des Aristoteles II 1 S. 213.

§ 6. S. 366 7. Die ... Lehre von der Ewigkeit ... der Welt: die Quelle ist Philons oder Pseudo-Philons Schrift περὶ ἀφθαρσίας κόσμου (p. 510—516 Mangey), behandelt von Diels, Doxogr. p. 486 ff., bei Wimmer III 168 ff. Daß sich diese Beweisreihe gegen Zenon richtet, hat Zeller Hermes XI 422 ff., mit geringerer

Zuversicht XV 137 ff. behauptet. Die Ausführung scheint uns in überarbeiteter Gestalt vorzuliegen, hauptsächlich weil die gezierte und gekünstelte Ausdrucksweise von der sonstigen theophrastischen Schlichtheit erheblich abweicht (vgl. Diels, Doxogr. Prolegomena p. 106 ff.). Diese Echtheitsfrage hat v. Arnim wiederholt, zuletzt in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Philologie 1893 S. 449 ff. behandelt. Ich vermag ihm nicht durchaus beizupflichten. Er premiert in einer Weise, die mir unzulässig scheint, einzelne Ausdrücke wie *ἀπάτη* und *ἀπατηθῆναι*. Der „im ersten Argument vorliegende Gedanke, daß der Fortbestand der Erde, trotz sichtbarer unaufhörlicher Arbeit sie zerstörender Kräfte nicht erklärlich sein würde, wenn sie von Ewigkeit her bestanden hätte" (S. 451) — das ist m. E. ein ganz naheliegender und nichts weniger als „gekünstelter Gedanke". Nehmen wir das Wirken einer Kraft wahr, der keinerlei Gegenkraft widerstrebt und die trotzdem ihr Ziel noch nicht erreicht hat, so drängt sich jedem Physiker oder Philosophen zu allererst der Schluß auf: die Wirksamkeit dieser Kraft muß einen zeitlichen Anfang gehabt haben; denn wirkte sie von Ewigkeit her, so hätte sie längst ihr Ziel erreicht. Im übrigen genügt v. Arnims prinzipielles Zugeständnis, daß die unmittelbar mit Theophrasts Namen verknüpften Sätze in Wahrheit von diesem herrühren, um unsere Darstellung zu rechtfertigen. Noch auf eins ist der Leser aufmerksam zu machen. Die Gegner der Anfangslosigkeit und Unzerstörbarkeit der Welt sind keineswegs Vertreter einer Weltschöpfungs-Theorie. Was sie in Wirklichkeit anfechten, ist nicht der ewige Bestand des Welt-Materials, sondern seiner gegenwärtigen Form. Sie denken an die periodisch erfolgende Verfeuerung, die heraklitische, von den Stoikern übernommene *ἐκπύρωσις*.

S. 367 (unten). Über das Meer: das wahrscheinlich einzige Fragment (XXXIX Wimmer) bezieht sich auf die Entstehung des Meeres. Vgl. Hugo Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde[2] 383.

Zu Buch VI, Kap. 40.

§ 1. S. 368. Theophrasts zwei botanische Werke, die *περὶ φυτῶν ἱστορία* und *περὶ φυτῶν αἰτίαι*, nehmen die ersten zwei Bände der Wimmerschen Ausgabe ein. Daß das beschreibende oder systematische Werk dem erklärenden oder physiologischen vorangegangen ist — dieses naturgemäße Verhältnis wird von Th. selbst ausdrücklich bezeugt im ersten Satze des zweiten Werkes mit den Worten: *ἐν ταῖς ἱστορίαις εἴρηται πρότερον*.

Über den (weitaus überwiegend physiologischen) Inhalt des verlorenen echten Pflanzenwerks des Aristoteles (*περὶ φυτῶν β*[1]) orientieren uns einigermaßen die Vor- und Rückverweisungen des Stagiriten selbst, gesammelt von Bonitz im Index Aristotelicus 104b 38 ff., wo jedoch, nebenbei bemerkt, zu dem Zitat Z. 40/1 *τὰ πάθη — περὶ φυτῶν* die Belegstelle 442b 25 ausgefallen ist. Besprochen wurden diese Stellen von Ernst Meyer, Geschichte der Botanik I 88 ff., desgleichen von Zeller II 2[3], 509 ff. Ein dringendes Desiderat wäre eine neue Bearbeitung der zwei botanischen Werke mit Kommentar und deutscher Übersetzung. Eine solche hat von der Historia plantarum Curt Sprengel (1822) veröffentlicht; De causis plantarum ist unseres Wissens niemals übersetzt worden.

S. 369. Abfassungszeit der zwei botanischen Werke: darüber hat Oskar Kirchner in seinem wertvollen Aufsatz: „Die botanischen Schriften des Theophrast" (Jahrb. f. klass. Philologie, Suppl.-B. VII 451—539) in gründlicher Weise gehandelt. Er verweist S. 475 auf Hist. plant. V 8, 1 und IV 3, 2. Demetrios,

der auf Kypros Schiffe bauen ließ, war allerdings nicht „Demetrius von Phalerus" (sic), sondern Demetrios Poliorketes. Allein trotz dieses Versehens bleibt die chronologische Folgerung aufrecht. Nach der Schlacht bei dem kyprischen Salamis ward die Insel von Demetrios in Besitz genommen. Jene Schlacht fand im Jahre 306 statt. Desgleichen fällt der an der zweiten Stelle erwähnte Zug des Ophelas nach Karthago in den Herbst 309 (vgl. Beloch Gr. Gesch. III 1, 200). — De causis pl. „mehr durch die Stellung, als die Lösung der Probleme bemerkenswert": so urteilt Ernst Meyer a. a. O. I 167: „Es sei mir daher erlaubt .... mich vorzugsweise an die erklärten Erscheinungen zu halten und deren Erklärungen zu übergehen." — Vorläufer: auch darüber vgl. die Zusammenstellung von Kirchner S. 499 ff. Auch ganz eigentliche Botaniker (ebd.): dafür spricht entscheidend Hist. plant. I 8, 3 über Anordnung der Knospen, wo die Worte *δι' δ καὶ ταξιόζωτα ταῦτα καλοῦσιν* doch nur auf beschreibende und zugleich generalisierende Pflanzenkenner zielen können. Daß ein solcher auch Menestor war, scheint mir aus Hist. plant. I 2, 3 *ὅ δὴ καλοῦσί τινες ἁπλῶς ἐν ἅπασιν ὀπόν, ὥσπερ καὶ Μενέστωρ* zu erhellen, während die von Kirchner S. 505—507 angeführten Stellen insgesamt zu dieser Annahme stimmen. Kirchner widerspricht sich selbst, indem er S. 507 schreibt: „Nehmen wir an, daß er ein Ackerbauschriftsteller war, so wird man aus den Zitaten Theophrasts folgern dürfen, daß er sich mehr mit dem Leben und der Beschaffenheit der Pflanzen im allgemeinen beschäftigt habe." Somit geht in der Leugnung eigentlich wissenschaftlicher Vorgänger Theophrasts sicherlich allzu weit Ferd. Cohn „Die Pflanze" I² 4/5. Ein von Kirchner nicht genannter Vorläufer Theophrasts war sicherlich der berühmte Arzt Diokles von Karystos (erstes Drittel des 4. Jahrhunderts). Freilich nennt ihn Th. nur einmal, und zwar in dem Bruchstück der Schrift „über die Steine" (III 40 Wimmer). Allein benützt hat er ihn reichlich, wie Wellmann in dem Aufsatz: „Das älteste Kräuterbuch der Griechen" (Festgabe für Franz Susemihl) eingehend dartut. Leistungen des wissenschaftlichen Stabes Alexanders: Hierüber und über das folgende vgl. Hugo Bretzls ausgezeichnetes, auf ungewöhnliche Verbindung botanischen und historisch-philologischen Wissens gegründetes Buch: „Botanische Forschungen des Alexanderzuges" (VIII u. 412 S., Leipzig 1903). (Hauptstellen: Strabo II 69; XV 685, 692, 694.) Diesem Buche sind die Zitate 369/70 entnommen. Vgl. dazu: Bretzl S. 158, 115, 192/3, 88, 518.

S. 370/1. Über Theophrast als Klassifikator vgl. Hist. pl. I 3. Die Hauptstelle ebd. I 3, 5: *διὰ δὴ ταῦτα ὥσπερ λέγομεν οὐκ ἀκριβολογητέον ὅρῳ, ἀλλὰ τῷ τύπῳ ληπτέον τοὺς ἀφορισμούς.* Auch vorher I 3, 2 *δεῖ δὲ τοὺς ὅρους οὕτως ἀποδέχεσθαι καὶ λαμβάνειν ὡς τύπῳ καὶ ἐπὶ τὸ πᾶν λεγομένους.* — Wie sehr klimatische Einflüsse die Organismen verändern usw. samt den Beispielen: ebd. I 3, 5/6. Zu dem Beispiel der Malvenart, die zu einer baumartigen Pflanze wird (*οἷον μαλάχη τε εἰς ὕψος ἀναγομένη καὶ ἀποδενδρουμένη* I 3, 2) vgl. F. Cohn „Die Pflanze" I² 403: „Der Familienkreis der Malven, bei uns durch bescheidene Unkräuter vertreten, entwickelt sich in der heißen Zone zu Riesenbäumen und erscheint schon am Mittelmeer in stattlichen Gebüschen".

§ 2. S. 371. Die Stelle über die Sinneswahrnehmung de causis plant. II 4, 8: *ἀλλ' ἐν τοῖς καθ' ἕκαστα τὸ ἀκριβὲς μᾶλλον αἰσθητικῆς δεῖται συνέσεως, λόγῳ δ' οὐκ εὐμαρὲς ἀφορίσαι.*

S. 371/2. Man soll Ähnlichkeiten ... nicht erzwingen wollen: Hist. pl. I 1, 4 *ὅσα γὰρ μὴ οἷόν τε ἀφομοιοῦν, περίεργον τὸ γλίχεσθαι πάντως, ἵνα μὴ καὶ τὴν οἰκείαν ἀποβάλλωμεν θεωρίαν.* — S. 372 (oben). Vergleich der Wurzel mit dem Verdauungstrakt de causis pl. VI 11, 5.

S. 372 (Mitte). Kurt Sprengel: angeführt von E. Meyer a. a. O. I 165.

Das Folgende ebd. Beschreibung des Bananenblattes: Bretzl a. a. O. 1.. Link und Robert Brown: Ernst Meyer a. a. O. S. 166. Rhizom, Zwiebel, Knolle usw: Bretzl 163. Harpalos' Akklimatisationsversuche: Hist. pl. IV 4, 1. Darüber Bretzl 234ff. Eine interessante Parallele, welche die Vorliebe der Perser für derartige Versuche bekundet, bietet das Schreiben Darius I. an den Satrapen Gadatas (Bulletin de corresp. hellén. XIII 529 ff. mit kritischem Nachtrag XIV 646 ff.; Dittenberger, Sylloge inscr. Graec.[2] 2).

§ 3. S. 373. Die Urzeugung: vgl. Hist. pl. II 1, 1; II 1, 4; III 1, 4—6; de causis pl. IV 4, 11; Hist. pl. VII 7, 3; I 5, 1—3; V 4, 6.

S. 373 (Mitte). Eigenbewegungen der Pflanze: Mimosa-asperata-Blätter: vgl. Bretzl S. 127 f. und Tamarindus Indica ebd. 153 ff. auf Grund von Hist. pl. IV 2, 11; IV 7, 8 und de causis pl. II 19, 1 (Pflanzenschlaf). Ganz ähnlich über diesen F. Cohn, Die Pflanze I[2] 257. S. 373/4. Heliotropische Bewegungen: vgl. ebd. 261 ff. und de causis pl. II 19, 3. Zum folgenden II 19, 4. Ebd. begegnet auch das Wort „Empfindung": *ἡ δὲ αἴσθησις οὕτως ὀξεῖα γινομένη κτὲ.* „Über Reizbarkeit und Sinnesleben der Pflanzen: dies der Titel eines Vortrags von G. Haberlandt, gehalten in der feierlichen Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften 30. Mai 1908. Vgl. desselben Autors Aufsatz „Über Bewegung und Empfindung im Pflanzenreich" in Rivista di Scienza III 290—300. Zweigeschlechtigkeit vieler Pflanzenarten: Hist. pl. II 6, 5; Vergleich mit der tierischen Paarung II 8, 4: *ἀλλ' ἡ μὲν οἷον μῖξις*; auch de causis pl. III 18, 1.

§ 4. S. 374/5. Albertus Magnus besitzt von Theophrast nur mittelbare Kenntnis: vgl. De Vegetabilibus libri VII ed. C. Jessen p. 109 (II 15): Dicunt autem, Plinium apud Latinos et Theophrastum apud Graecos hanc tenuisse sententiam. Andrea Cesalpini: De plantis libri XVI Florenz 1583. Das Werk beginnt mit einem Satze über die *θρεπτικὴ ψυχή* (*illud solum genus animae quo alantur, crescant et gignant sibi similia*), die allein den Pflanzen zukomme. Hier spricht er also ganz und gar wie ein Aristoteliker. Von seinem kritischen und exegetischen Bemühen mögen hier einige Proben stehen. X 46, p. 429 heißt es von einem theophrastischen Satze (gemeint ist Hist. pl. IX 18, 3): *Multis mendis scatet et corrigendus est hoc modo.* Schneider nennt die Stelle scripturam vexatissimam et aperte mendosam (Theophrasti opera III 817). Er führt unter anderen Restitutionsversuchen auch jenen Cesalpinis an, hofft auf handschriftliche Hilfe und beruhigt sich schließlich bei einer Konjektur des Botanikers H. F. Link. Der Wahrheit näher als seine Vorgänger kommt C. jedenfalls II 3 p. 36. Man hatte Hist. pl. III 10 *φύλλον διαχιδὲς* gelesen und das letzte Wort mit *bifidum* übersetzt. C. gibt die Worte durch *folium difficile ad findendum* wieder. Damit nähert er sich jedenfalls der jetzt angenommenen, offenbar richtigen Schreibung *φύλλον δ' ἀσχιδές*. Genau genommen würde diese Wiedergabe ein *δυσσχιδὲς* erfordern. Vielleicht hat er dies im Sinne gehabt. Aber die Adversativ-Partikel wird vom Zusammenhang erfordert. Das Zitat am Schlusse des Kapitels: „Über Belutschistan .... nie geahnt hätten" stammt aus Bretzl S. 250.

Zu Buch VI, Kap. 41.

§ 2. S. 377 oben. Karl Gottlieb Sonntag: Dissertatio in prooemium Characterum Theophrasti, Leipzig 1787.

Definition der Ironie: echtes aristotelisches .... Gut: Nik. Ethik II 7 (1108[a] 20), IV 13 (1127[a] 20), ebenso Eudem. Ethik III 7 (1233[b] 39) und Magna Moralia I 33 (1193[a] 29). — Erweiternde Zusätze am Schlusse der Charakterbilder: diese *clausulae* finden sich in den Kapiteln I, III, VI, VIII, XXVIII u.

XXIX (vgl. meine sogleich zu nennende Abhandlung); über die Zusätze eines Byzantiners vgl. Hermann Diels, Theophrastea, Berlin 1883. Dieser Gelehrte hat jüngst (1909) eine mustergültige Ausgabe der „Charaktere" in der Serie der Clarendon Press (Oxford) veröffentlicht.

§ 3. S. 378 unten. Charakterismen .... des Ariston von Keos: vgl. H. Sauppe Philodemi *de vitiis liber decimus* Leipzig 1853 (auf Grund von Voll. Hercul. Coll. prior III). Auch J. L. Ussing Theophrasti Characteres et Philodemi de vitiis liber X, Kopenhagen 1868. — S. 379 (oben). Des Verf. hier erwähnte Abhandlung „Über die Charaktere Theophrasts" ist in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Philos. histor. Klasse als Nr. X des 117. Bandes Wien 1888 veröffentlicht worden. Ernstlich bekämpft ward die Exzerpten-Theorie vorher von Friedrich Ast, Theophrasti Characteres, Leipzig 1816, und von R. C. Jebb, The Characters of Theophrastus, London und Cambridge 1870. Ihr letzter Vertreter war Eugen Petersen, Theophrasti Characteres, Leipzig 1859, p. 87/8. Auf die formale Übereinstimmung der Charakterismen Aristons mit jenen Theophrasts haben zuerst aufmerksam gemacht Sauppe a. a. O. p. 6 und Petersen a. a. O. p. 89. — Eine Ausnahme bestätigt die Regel: vgl. die überaus gelehrte Leipziger Ausgabe von Theophrasts „Charakteren" (1897) S. 51: „Zu beachten ist in ihm (dem VI. Kapitel) die Häufung der Einleitungsformeln: *τοιοῦτος οἷος, ἀμέλει δυνατός, δεινός, καὶ τούτων ἂν εἶναι δόξειε, ἱκανός, οὐκ ἀποδοκιμάζειν δέ*".

§ 4. S. 380 (oben). Hieronymus: adversus Jovinianum I 47, Vol. II p. 313 Vallarsi. Athenaeos: VI 249[f] und X 435[e]. Vgl. G. Heylbuts Dissertation De Theophrasti libris *περὶ φιλίας*, Bonn 1876. Jene Mitteilungen gehen auf Theophrasts auch im antiken Schriftenverzeichnis erwähntes Buch *περὶ κολακείας* zurück. Dieses führt Athenaeos VI 254[d] an. Es muß mindestens teilweise historischen oder anekdotischen Inhalts gewesen sein. Das Bild des Feinschmeckers: nach Hermippos bei Athenaeos I 21[a], wo auch Theophrasts wohlgepflegte Erscheinung, sein elegantes Auftreten im Hörsaal erwähnt wird. Kein Übermensch oder Halbgott: Gar bezeichnend ist der Eindruck, den Arkesilaos empfing, als er aus der Schule Theophrasts in jene des Polemon übertrat (vgl. S. 9f.): *ἔφη δὲ Ἀρκεσίλαος ὅτι αὐτῷ παρὰ Θεοφράστου μετελθόντι φανείησαν οἱ περὶ τὸν Πολέμωνα θεοί τινες ἢ λείψανα τῶν ἀρχαίων ἐκείνων καὶ ἐκ τοῦ χρυσοῦ γένους διαπεπλασμένων ἀνθρώπων* (Index Academicorum col. XV 3ff., p. 55/6 Mekler, daraus verkürzt L. Diog. IV 4, 22).

§ 5. S. 380/1. Der Taktlose heißt im Original *ἄκαιρος* (Charaktere XII), der Eitle *μικροφιλότιμος* (XXI). — S. 381 (unten). „Ein Sproß Melites: *κλάδος Μελιταῖος*. Diejenigen, die wie die Leipziger Herausgeber in *κλάδος* den Eigennamen des Hundes erblicken zu müssen glaubten, haben übersehen, daß die sinnverwandten Worte *ἔρνος, θάλος* und *κλάδος* selbst in ähnlicher Verwendung in Grabinschriften erscheinen. Vgl. das Wortverzeichnis in Kaibels Epigrammata Graeca. Diese Anwendung des poetischen Ausdrucks soll eben den Eitlen oder, dürfen wir sagen, den „Schmock" kennzeichnen. (Vgl. auch die Abbildung eines Melitäer-Hündchens mit der Beischrift *Μελιταίη* im Bulletino dell'Istituto 1851 p. 55 u. 58; wiederabgebildet in O. Kellers Abh. über Hunderassen im Altertum, Österr. Jahreshefte VIII 243.)

S. 381/2. Der Schicksalstadler (*μεμψίμοιρος*) bildet den Gegenstand des XVII., der Prahlsüchtige (*ἀλαζών*) jenen des XXIII. Charakterbildes.

S. 383 oben. Eduard Zeller: II 2[3] S. 855. Daß er durch meine oben erwähnte Abhandlung bekehrt ward, ersehe ich mit Vergnügen aus seiner Äußerung im Archiv f. Geschichte d. Philosophie III 317: „Die herrschende Annahme, daß sie (die „Charaktere") ein bloßer Auszug aus einer oder mehreren theophrastischen

Schriften seien, wird von G. in überzeugender Weise bekämpft". — Labruyère: Les Caractères III 60 (Brüsseler Ausgabe von 1828). Die Frage nach der Abfassungszeit der „Charaktere" hat keine unbestrittene Beantwortung gefunden (vgl. Cichorius in der Leipziger Ausgabe S. LVIIff. und Franz Rühl im Rhein. Mus. 1898 S. 324ff.). Mit Recht hat der zuletzt genannte Gelehrte bemerkt, daß „die Abfassung der einzelnen Charakteristiken sehr verschiedenen Zeiten angehören" kann und somit die Frage selbst schwerlich richtig gestellt ist.

Zu Buch VI. Kap. 42.

S. 383. Die Belege zu dem über Ariston, Lykon und Satyros Gesagten in des Verf. mehrfach erwähnter Abhandlung S. 9, 17 f.

S. 383/4. „Über Sitten" usw.: *περὶ ἠθῶν* und *περὶ βίων*. So benannte Werke gab es auch von Klearch (vgl. Weber, De Clearchi Solensis vita et operibus, Breslau 1880 p. 17, die Bruchstücke bei Müller, Fragmenta historicorum Graecorum II p. 302 ff.) und von Herakleides gleichwie von Straton (vgl. Laërt. Diog. V 3, 59 und V 6, 87). Des Epikureers Zenon *περὶ ἠθῶν καὶ βίων* war mindestens zum Teil deskriptiven, individual-ethischen Inhalts. Das lehrt uns der Voll. Hercul. collectio prior V erhaltene Teil mit dem Sondertitel *περὶ παρρησίας*. Die Fülle .... historischen Inhalts in Theophrasts *περὶ ἠθῶν* erhellt aus der Angabe des Athenaeos XV 673e, daß der Kommentator Adrastos den in diesem Werke begegnenden „geschichtlichen und sprachlichen Schwierigkeiten" fünf Bücher, der Nikomachischen Ethik hingegen nur ein solches gewidmet hat. Von Dikaearchs *Βίος Ἑλλάδος* gibt es ziemlich zahlreiche, von Müller a. a. O. II 233 ff. gesammelte Bruchstücke.

§ 2. S. 384. Des Phanias oder Phainias (die letztere Schreibung scheint mir durch ihr Vorkommen in den Hercul. Voll. gesichert, vgl. des Verfassers Aufsatz: „Die herculanischen Rollen", Zeitschr. f. österr. Gymn. 1866, 10. Heft S. 701) historische Bruchstücke hat gleichfalls C. Müller a. a. O. II 293 ff. gesammelt. Eine „historische Materialiensammlung": *Ἱστορικὰ ὑπομνήματα*. — Der umfangreiche Abschnitt des „Rechtslexikons" erhalten durch Stobaeus Florilegium XLIV (II 166 ff. Meineke), unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Franz Hofmann (Beiträge zur Geschichte des griech. und röm. Rechts S. 46—62). Ich vermag Usener nicht beizustimmen, der — Rhein. Mus. XVI 470 ff. — bestritten hat, daß das von Laërt. Diog. als *Νόμων κατὰ στοιχεῖον κδ'* angeführte Werk in Wahrheit ein Rechtslexikon oder Staatswörterbuch gewesen sei. Der „merkwürdige Zusatz . . . *κατὰ στοιχεῖον*" soll nach U. bedeuten, „daß bei den *Νόμοι*, deren Bücherzahl sich mit der Buchstabenzahl des Alphabets deckte, die Buchstaben als Buchzahlen benützt wurden". Eine so geringfügige Tatsache also, wie die, daß *Z* hier 6 und nicht 7, dem entsprechend *K* und nicht *I* die Zahl 10 bedeutet hat usw., daß also dieses theophrastische Werk in derselben Weise wie die aristotelischen durchweg bezeichnet war — dieses so wenig erhebliche Faktum soll in den Titel selbst aufgenommen und wir sollen genötigt sein, den Worten *κατὰ στοιχεῖον* diese schiefe statt ihrer natürlichen Auslegung zu geben. Usener nennt die letztere Deutung freilich eine „Hypothese". Aber es waltet hier ein feststehender Sprachgebrauch. Ich führe an, was mir eben zur Hand ist: Hesychius im Proömium seines Wörterbuches: *πολλοὶ μὲν καὶ ἄλλοι τῶν παλαιῶν τὰς κατὰ στοιχεῖον συντεθείκασι λέξεις*. Ebenso der Patriarch Photius an der Spitze seines Wörterbuches: *Λεξικὸν κατὰ στοιχεῖον*. Desgleichen Timaeos Lexicon Platonicum in. — *τάξας δὲ ταῦτα κατὰ στοιχεῖον καὶ μεταφράσας κτὲ.* Dioskurides Materia medica I 3: *οἱ δὲ κατὰ στοιχεῖον ἀναγράψαντες διέζευξαν τῆς ὁμογενείας τά τε γένη κτὲ.* Was bedeuten daneben Useners Einwendungen? „Wie hätten Sammelbegriffe wie die *Συμβόλαια* [der Titel des großen Bruchstücks bei Stobaeus]

mit solchem Detail zusammenhängend erörtert werden können, wenn auch über *πρᾶσις, συγγραφαί, παρακαταθῆκαι* usf. an ihrer Stelle die nötigen Spezialitäten beigebracht werden mußten?" Wir antworten: gleich jedem anderen Bearbeiter eines lexikalisch geordneten Stoffes konnte ja auch Theophrast Vor- und Rückverweisungen verwenden. Auch die aus den wenigen erhaltenen Bruchstücken gezogenen Schlüsse scheinen mir nicht viel zu besagen. Usener selbst gesteht zu, daß nach dem „Zitat bei Harpokration S. 141, 28 Bekker" das Kapitel *περὶ συμβολαίων* eben im 18. Buch, d. h. eben dort gestanden habe, wo es nach der alphabetischen Ordnung — Σ = 18 — zu stehen hätte. Wäre uns diese Aufschrift nicht erhalten, so hätte ein Kritiker auf Grund der Kauf und Verkauf bedeutenden Worte *πρᾶσις* und *ὠνή* Einwürfe gegen die alphabetische Anordnung erheben können, von ganz gleicher Art, wie Usener sie auf einige andere Zitate gründet, deren Inhalt uns bekannt, deren Stichwort aber, wohlgemerkt, uns unbekannt ist.

„Über Staatskunst oder angewandte Politik": so übersetze ich *Πολιτικὰ πρὸς τοὺς καιρούς*, ein Titel, den ich ehemals (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1865 S. 816 Anm. 3) anders, u. zw. durch die Worte: „Über politische Opportunität" wiedergegeben habe. Keine dieser Übertragungen entspricht vollständig dem Bilde, das wir uns nach den Bruchstücken (vgl. Usener, Analecta Theophrastea 7) von dem Werke machen können. Man möchte auch an „Politische Kasuistik" denken; nur würde dabei der Anklang an die Moralkasuistik stören. Der Inhalt war vorzugsweise von historischer Art, vielleicht am nächsten vergleichbar der in der aristotelischen Ökonomik enthaltenen Sammlung finanzieller Coups. Daß die Schrift übrigens von normativen Bestimmungen nicht völlig frei war, scheint Cicero de finibus V 4, 11 zu lehren. Nachdem er auf die aristotelischen „Politien" hingewiesen hatte und auf die aus ihnen zu gewinnende Einsicht, *qui esset optumus rei publicae status*, fährt er also fort: *Hoc amplius Theophrastus quae essent in re publica inclinationes rerum et momenta temporum, quibus esset moderandum utcumque res postularet.* Und in einem seiner Briefe (ad Atticum IX 2) sagt derselbe im Hinblick auf die politische Lage und ihre Behandlung: *Nihil me existimaris neque usu neque a Theophrasto didicisse etc.* Da wird also Theophrasts Schrift neben die Lehrmeisterin Erfahrung gestellt.

Was ich S. 384/5 über die erst neuerlich erkannte „weitreichende Nachwirkung der zur Rhetorik gehörenden Schriften" bemerkt habe, beruht auf freundlicher Mitteilung eines jungen Landsmanns, des Verfassers eines demnächst erscheinenden Buches: Theophrasti *περὶ λέξεως* libri fragmenta collegit, disposuit, prolegomenis instruxit Augustus Mayer. S. 385 oben. Eudemos: vgl. die Sammlung: Eudemi Rhodii Peripatetici quae supersunt collegit Leonardus Spengel, Berlin 1866. Aristoxenos, Sohn des Spintharos, aus Tarent. Die Bruchstücke dieses vielschreibenden Schülers des Aristoteles mit Ausnahme der rhythmischen und technisch-musikalischen bei Müller, Fragmenta Histor. Graec. II 269 ff. Die „harmonischen Fragmente" herausgegeben vou Paul Marquard, Berlin 1868. Ferner: Aristoxenos von Tarent, Melik und Rhythmik des klassischen Hellenentums, 2 Bände, von R. Westphal (Leipzig 1893). „Freude, Trauer und Begeisterung": nach Plutarch Quaest. conviv. I 5, 2 = Moralia II, 754, 23 ff. Dübner. Aus seinen zwei Büchern über die Musik ein großes Bruchstück (erhalten durch Porphyrios' Kommentar zur Harmonik des Ptolemaeos, III 291 Wall.), besprochen von Brandis a. a. O. 366—369. Außer jenen zwei Büchern *περὶ μουσικῆς* kennen die antiken Verzeichnisse noch ein Buch „Harmonik" und ein augenscheinlich geschichtliches Buch „Über die Musiker". Religionsgeschichte: 6 Bücher *περὶ τὸ θεῖον ἱστορίας* und drei Bücher *περὶ θεῶν* (de diis epicherematum), vgl. Useners Analecta Theophrastea 11.

§ 3. S. 385. Bewohner des Berges Athos (Akrothoiten): vgl. Jakob Bernays, Theophrastos' Schrift über Frömmigkeit, Berlin 1866, S. 36 f. u. 56 7. Tadel der Alten: Clemens Protrept. 66, 58 Potter. Cicero de natura deorum I 13.

§ 4. S. 386. Vgl. Bernays a. a. O. S. 51 ff. Menschenopfer in Arkadien, ihre Fortdauer bis in die römische Kaiserzeit: vgl. Farnell, Cults of the Greek states I 41 f. Griechen über die Baalsopfer in Karthago: ebd. I 33. Dazu und zum folgenden vgl. Bernays nach Theophrast bei Porphyrius, S. 86 f. Theophrast und Klearch über das jüdische Volk: vgl. Bernays a. a. O. 84f. und 111 ff., auch 187. Das Bruchstück aus Klearch *περὶ ὕπνου* bei Josephus contra Apionem I 22 = VI 200 f. Bekker (in Fragmenta Histor. Graec. II 323 f.).

S. 387. Verwandtschaft .... von Menschen und Tieren: vgl. Bernays a. a. O. 96 ff. „Über die Intelligenz und Gemütsart der Tiere“: *περὶ ζῴων φρονήσεως καὶ ἤθους*. Daß Plutarch in seiner Schrift de sollertia animalium, Moralia 1174 ff. Dübner dieselbe These wie Theophrast vertritt, liegt auf flacher Hand. Seine Gegner, die den Tieren den Logos oder die höhere Intelligenz absprechen, sind Stoiker. Vgl. Kap. 11, 5, auch 10, 1 und 4, 10; eine Anspielung auch 3, 11. Daß Plutarch Theophrasts Apologie der Tiere ausgebeutet hat, dünkt uns im höchsten Grade wahrscheinlich, wenngleich bisher, wie es scheint, niemand, selbst nicht der Verfasser einer Monographie „Über die Tierpsychologie des Plutarchos“, Adolf Dyroff (Würzburger Gymn. Progr. 1897) eine dahin zielende Vermutung geäußert hat. Schwerlich ist es zufällig, daß Plutarchs Redeweise da, wo er von den psychischen Gradunterschieden der Lebewesen handelt, an diejenige Theophrasts anklingt. Vgl. de sollertia animalium c. 4, 1/2 (= 1177, 28 ff. Dübn): *ἀπορῶ πῶς ἡ φύσις ἔδωκε τὴν ἀρχὴν αὐτοῖς, ἐπὶ τὸ τέλος ἐξικέσθαι μὴ δυναμένοις* .... (Z. 42) *εἶτα τῶν θηρίων αἰτιᾶσθαι τὸ μὴ καθαρὸν μηδ' ἀπηκριβωμένον πρὸς ἀρετὴν κτἑ.* und Theophrast bei Porphyrius S. 97 Bernays: *αἱ γὰρ τῶν σωμάτων ἀρχαὶ πεφύκασιν αἱ αὐταί .... πολὺ δὲ μᾶλλον τῷ τὰς ἐν αὐτοῖς ψυχὰς ἀδιαφόρους πεφυκέναι .... ἀλλ' ὥσπερ τὰ σώματα, οὕτω καὶ τὰς ψυχὰς τὰ μὲν ἀπηκριβωμένας ἔχει τῶν ζῴων, τὰ δὲ ἧττον τοιαύτας.*

§ 5. S. 387. Gesinnung des Opfernden: vgl. Bernays a. a. O. 66—68 und 76.

S. 388. Über die Ethik Theophrasts vgl. Brandis a. a. O. S. 347 ff. Die überaus hohe Schätzung der Freundschaft teilt er mit anderen Söhnen des hellenistischen, das Privatleben höher als das öffentliche bewertenden Zeitalters. Auch an einer Kasuistik der Freundschaft hat er es nicht fehlen lassen. Vgl. A. Gellius Noctes Atticae I 3, 9 ff. Die Lehre vom Mittleren auch auf die Gerechtigkeit angewandt: vgl. Stobaeus Eclogae II 7, 300 = II 140, 6 ff. Wachsmuth. Er habe den Wert der Tugend gemindert usw.: Cicero Tuscul. V 9, 24 ff. Desgleichen Acad. post. I 9; De finibus V 5, 26. Der von Cicero Tusc. a. a. O. zitierte Vers: *Vitam regit fortuna, non sapientia* ist die lateinische Übertragung des griechischen: *Τύχη τὰ θνητῶν πράγματ', οὐκ εὐβουλία* Menandri monosticha 725. Übrigens hat es dem Kallisthenes, so weit wir zu urteilen vermögen, an *εὐβουλία* in Wahrheit gefehlt; vgl. unseren Aufsatz „Anaxarch und Kallisthenes“ in den Commentationes Mommsenianae p. 471 ff. „Kallisthenes oder über die Trauer“: Von sonstigen Dialogen Theophrasts kennen wir dem Namen nach den *Μεγαρικός*, dessen Dialogform vornehmlich aus der Gleichartigkeit der Aufschrift mit dem *Τρωικός* des Hippias (vgl. I 348) erhellt (Anderes bringt Hirzel, Der Dialog I S. 311 bei), ferner das „Symposion“, den *Ἐρωτικός* und den *Προτρεπτικός* (vgl. Hirzel ebd. 345). Beurteilung des Schriftstellers Theophrasts: Cicero Brutus 31, 121 (Quis Aristotele nervosior, Theophrasto dulcior?) und Tuscul. a. a. O.

Zu Buch VI, Kap. 43.

Über Straton handelt Laërt. Diog. V 3. Dieser meldet V 4, 68, daß Straton im Laufe der 127. Olympiade gestorben ist, „also spätestens 269/8, so daß dessen erstes Jahr, auch bei inklusiver Rechnung, spätestens 286/5 war . . . Straton hat . . . die Schule 18 Jahre geleitet, 287/6 bzw. 286/5 bis 270/69 oder 269/8" (Beloch, Griech. Geschichte III 2, 469).

Stratons Bruchstücke sind noch nicht gesammelt. Veraltet ist die Monographie C. Nauwercks De Stratone Lampsaceno, Berlin 1836.

§ 2. S. 389. Über Straton am ägyptischen Hofe vgl. Mahaffy, The Empire of the Ptolemies p. 166. An Eifersüchteleien der Literaten als Grund seines Abgangs von dort zu denken, liegt kein Anlaß vor. Der Regierungsantritt des von ihm mit erzogenen Königs und der Tod Theophrasts liefern eine ausreichende Erklärung. Kuratoren der Schule: da die Zehnmänner sowohl in Theophrasts als in Lykons Testament begegnen, so scheint dies Brauch der Schule gewesen zu sein, und man darf daher annehmen, daß bei Laërt. Diog. V 3, 62, wo nur 9 Namen erscheinen, einer ausgefallen ist. Menedemos: Stratons auf ihn bezügliches Wort bei Plutarch de tranquillitate animi 13 = Moralia 573, 15 Dübner. Urteil des Polybios: XII 25c = III 211, 14 ff. Büttner-Wobst.

§ 3. S. 390 (unten). „Über Schwindel und Betäubung": überliefert scheint *περὶ λιμοῦ καὶ σκοτώσεων*. Statt *λιμοῦ* hat Reiske *ἰλίγγου* vermutet, Ad. Wilhelm denkt an *δίνου*. Sonderschrift „über den philosophischen König": ob wohl dieser Buchtitel, den Cobets Ausgabe des Laërt. Diog. allein darbietet, während er in den früheren Ausgaben *περὶ φιλοσοφίας* lautet (Zeller II 2^3 903), urkundliche Gewähr besitzt? Rätselhaft ist nur der oder die Titel *περὶ τοῦ προτέρου γένους, περὶ τοῦ ἰδίου, περὶ τοῦ μέλλοντος*. Damit scheint doch wohl ein aus drei Abschnitten oder Büchern bestehendes Werk gemeint: Über das vergangene, das eigene (oder gegenwärtige) und das künftige Geschlecht. Welcher möchte wohl der Inhalt solch eines Werkes sein?

§ 4. S. 391. Über Straton als Physiker hat G. Rodier, La physique de Straton de Lampsaque, Paris 1890, und in tiefgreifendster Weise Diels (Über das physikalische System des Straton, Berliner Sitzungsberichte 1893 IX) gehandelt, dem wir uns in der Hauptsache anschließen. Diels hat den Nachweis geführt, daß im Proömium der Pneumatik Herons Straton im reichsten Maße ausgebeutet ist. Dieser Nachweis beruht vor allem auf der genauen Übereinstimmung des Zitates aus Straton in des Simplicius Kommentar zur aristotelischen Physik IV 9 (693, 11 ff. Diels) mit Herons Proömium, jetzt I 24, 20 ff. W. Schmidt (Heronis opera, Leipzig, Teubner 1899). „Ein verkürzter Auszug aus dem gleichnamigen Buche des Straton" darf „diese ganze heronische Digression *περὶ τοῦ κενοῦ*" (S. 15 Diels) dennoch — so meinen wir — nicht heißen. Daß es an allen fremden Zusätzen fehlt, kann auch Diels nicht gemeint haben, da ja der weit jüngere Archimedes und seine Abhandlung „von schwimmenden Körpern" ebd. S. 24, 11 Schmidt angeführt wird. Mehr besagt die Tatsache, daß eine Stelle (S. 10, 19 ff.) gar sehr an die aristotelische Lehre von den natürlichen Orten anklingt: *τὰ μὲν γὰρ λεπτότερα τῆς φθορᾶς εἰς τὸν ἀνωτάτω χωρεῖ τόπον, ἔνθαπερ καὶ τὸ πῦρ*. Dieser Anklang steht aber im Widerspruche mit der unantastbaren Meldung des Simplicius in seinem Kommentar zu Aristoteles de coelo I 8 (p. 267/8 Heiberg), daß Straton die demokritische Lehre vom Auftrieb (*ἔκθλιψις*) wieder aufgenommen hat. Gern würde ich diesen Widerspruch und damit das Bedenken beseitigt sehen, das mich verhindert, das von Diels erzielte Ergebnis von dieser Einschränkung zu befreien. Beiläufig: in jenem Proömium

S. 26 Z. 21 Schmidt müssen wohl nach *σωμάτων* die zwei Worte ⟨*τὸ θερμὸν*⟩ eingesetzt werden. Vgl. S. 24, 24: *τὸ φῶς οὐδὲ ἡ θερμότης*. Ohne diesen Zusatz würde Heron, bzw. Straton sagen, daß das Licht (*τὸ φῶς*) „durch Kupfer, Eisen und alle übrigen Körper" hindurchgeht, d. h. er müßte die Röntgenstrahlen gekannt haben! — S. 392 (oben). Traum oder Phantasterei: vgl. Cicero Acad. II 38, 121.

§ 5. S. 393 (oben). Qualitäten: *ποιότητες*. Vgl. Sextus Pyrrhon. III 33 = 126, 26 Bekker: *Στράτων δὲ ὁ φυσικὸς τὰς ποιότητας*, nämlich *ἀρχὰς λέγει*. Darin liegt ein Hauptunterschied zwischen der Grundlehre Stratons und Demokrits. Um diesen Unterschied und das Fehlen der phantastischen Ausgestaltung der Atomenlehre (s. o.) zu markieren, tut man allerdings wohl daran, den Ausdruck „Atome" in der Darlegung der stratonischen Naturlehre zu vermeiden. Doch darf man nicht verkennen, daß ein begrifflicher Unterschied zwischen Demokrits Atomen und unseres Physikers Urkörperchen, Urteilchen, Massenteilchen oder Korpuskeln nicht besteht. (Die von Diels und nach ihm von Schmidt verwendete Bezeichnung „Molekeln" vermeide ich lieber, um den irreleitenden Anklang an unser „Molekül", das eine Atomgruppe bedeutet, hintanzuhalten.) Ausgedehnt und nicht bloße punktuelle Kraftzentren sind die mannigfache Gestalten besitzenden Urkörper Demokrits nicht weniger als jene Stratons. Und wenn diese ins Unendliche teilbar heißen (Sextus adv. math. X 155 = 508, 22 ff. Bekk.), so ist (wie Diels a. a. O. 12, A. 3 richtig bemerkt hat), gleichfalls nicht an eine faktische, sondern an eine bloß ideelle Teilung zu denken, nach Simplicius zur Physik (Corollarium de loco) 618, 24 Diels. — Sollte die Bewegung nicht unverständlich werden, so mußte die Zeit ebenso ein unendlich teilbares Kontinuum sein, wie es für ihn der Raum und die Körper waren, nach Sextus a. a. O. So sind wir denn allerdings berechtigt, des letzteren Zusatz *κινεῖσθαί τε τὸ κινούμενον ἐν ἀμερεῖ χρόνῳ ὅλον ἄθρουν μεριστὸν διάστημα καὶ οὐ κατὰ τὸ πρότερον πρότερον* mit Zeller II 2[3] 912 für ein Mißverständnis zu halten und der Angabe des Simplicius zur Physik (Corollarium de tempore) 789, 2 ff. den Vorzug zu geben: *ἀριθμὸν μὲν γὰρ κινήσεως εἶναι τὸν χρόνον οὐκ ἀποδέχεται, διότι ὁ μὲν ἀριθμὸς διωρισμένον ποσόν, ἡ δὲ κίνησις καὶ ὁ χρόνος συνεχής, τὸ δὲ συνεχὲς οὐκ ἀριθμητόν*.

§ 5. S. 393. Natur an die Stelle der Gottheit: hauptsächlich nach Cicero, der den Epikureer Velleius sagen läßt: *Strato ... qui omnem vim divinam in natura sitam esse censet etc.* (de natura deorum I 13, 35), womit man sofort vergleiche (Acad. II 38, 121) *negat opera deorum se uti ad fabricandum mundum: quaecumque sint, omnia effecta esse natura.*

S. 393 (Absatz 2). Hohe Achtung, die dem „Physiker" gezollt wird: Laërt. Diog. V 3, 58: *ἀνὴρ ἐλλογιμώτατος καὶ φυσικὸς ἐπικληθεὶς ἀπὸ τοῦ περὶ τὴν θεωρίαν ταύτην παρ' ὁντινοῦν ἐπιμελέστατα διατετριφέναι.* Simplic. zu Aristoteles' Physik VI, 4 (965, 7 f.): *Στράτων ... ἐν τοῖς ἀρίστοις Περιπατητικοῖς ἀριθμούμενος.* Aristarch und Straton: Stobaeus Eclogae physicae I 16 p. 98, 6 Meineke = I 149, 6 Wachsmuth. Dazu Bergk Fünf Abhandlungen S. 141 Anm. 3 und Diels a. a. O. S. 19. Eratosthenes: sein Auszug aus Straton bei Strabo I 3, p. 49 = I p. 64—66 Meineke. Das jüngst von Heiberg entdeckte Buch des Archimedes: Hermes XLII, Bibliotheca mathematica 1907, mit deutscher Übersetzung von Zeuthen, englisch in der Zeitschrift The Monist, April 1909, neuerlich von Heiberg erörtert in der Zeitschrift: Das Weltall IX, 11—12. — S. 395 (oben). Ktesibios und Erasistratos: vgl. Diels a. a. O. S. 10 f. und 11 ff., Wellmann bei Pauly-Wissowa s. v. Erasistratos und Zwei Vorträge zur Geschichte der antiken Medizin S. 20 ff. des Sonderabdrucks aus den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum XXI.

§ 6. S. 395 (unten). Ein zweifacher Beweisgang: vgl. Simplicius zur Physik

VI, 4 (975, 10 ff. Diels), wo Stratons Buch über die Bewegung angeführt wird. Vgl. Poppelreuter, Zur Psychologie des Aristoteles, Theophrast, Strato S. 46 f., wo auch die zweite hierhergehörige Stelle mitgeteilt wird, nämlich Plutarch de sollertia animalium 3, 6 = Moralia 1176, 15 ff. Dübner. Hier das wichtige Wort: *ὡς οὐδ' αἰσθάνεσθαι τὸ παράπαν ἄνευ τοῦ νοεῖν ὑπάρχει*, mit der daran geknüpften Exemplifikation. Den Vergleich mit den Schlägen der Uhr hat Grote vorgebracht.

Sitz der seelischen Funktionen: das *μεσόφρυον*. Vgl. Diels, Doxographi 391, 5. Straton gegen die Unsterblichkeitsbeweise im Phaedon: vgl. Olympiodori Scholia in Platonis Phaedonem ed. Chr. Eberh. Finckh (Heilbronn 1847 p. 150 ff.).

Register

(bearbeitet von Dr. **S. Spitzer**).

I. Namenverzeichnis.

Abaelard II 142, 152, 161.
Abaris III 12.
Abdera I 254.
Abel (N. H.) III 213.
Achaeos II 168.
Achill I 25, 159, 305, 348. II 19, 205, 236, 237, 307.
d'Acosta (José) II 320.
Adeimantos II 204, 368, 380, 437, 478.
Aeakos II 276. Aeakiden II 26.
Aegina II 219.
Ägypter. Kulturvorfahren der Griechen I 36, 39, 41, 77, 78, 109. Einfluß auf Hekatäos I 207; Herodot I 210, 211, 212. Seelenlehre I 102. Mystik I 107. Geringschätzung der Erwerbstätigkeit I 335. Zustand zur Zeit Platons II 208 f. Unterrichtsmethode II 209.
Aeschines I 343. II 339, 417 f., 425. (der Redner) II 95.
Aeschylos. Weltansicht II 5 ff. — Pantheismus I 79. Verinnerlichung der Götter II 7. Vergeltungsglaube ebend. — Stellung zur Sage II 6 f., 11. Läuternde Kraft der Poesie II 5.
Aëtius I 421.
Agamemnon I 305, II 402.
Agassiz (Louis) III 117.
Agatharchos I 311.
Agathokles II 431.
Agathon II 309, 312, 313, 316, 317.
Agathyrsen II 413, 414.
Agesilaos II 100, 103, 104, 307.
Agyrrhios II 279.
Aias II 402.
Akademiker. Stiftung der Akademie II 220. Wirkung II 223. A. und Lykeion II 221 f. — Akademiker II 221, 223, 532 f. — Modifikation des sokratischen Intellektualismus III 217. — Ältere A. III 1 ff. Neuere II 529. — A. und Peripatos II 412. III 362.
Akusilaos I 74.
Albanesen II 307.
Alberti (Leone Battista) I 347.
Albertus Magnus III 374.
Aldrovandi (Ulisse) III 129.
d'Alembert II 182. III 64.
Alexander der Große I 98. II 16, 127, 128, 129, 131. III 5, 13 f., 15 ff., 108, 246, 259, 262, 281, 369.
— (der Kommentator) III 148.
Alexandrien I 123. III 259.
Alexinos II 159, 167.
Alkestis II 309.
Alkibiades I 328, 343, 351, 409. II 38, 40, 58, 93, 116, 214, 215, 256, 270, 316 f., 318 f., 339. III 283.
Alkidamas I 324, 394. II 341. III 352.
Alkmaeon[1]) I 119 ff. Erkennung des geistigen Zentralorgans im Gehirn I 119. Entdeckung der vornehmsten Sinnesnerven ebend. Physiologie I 120 — Seelenlehre I 121. Erklärung des Todes I 122 — Kein System geschaffen I 123 — Einfluß auf Empedokles I 189; die hippokratischen Schriften I 227, 229, 230, 252. Polemik in diesen I 241. A. und Demokrit I 288, Diogenes von Apollonia I 302.

[1]) Dies die richtige, durch die Inschriften verbürgte Namensform.

Ameinias I 136.
Ameipsias II 40, 75.
Amyntas (König) III 14.
Anakreon II 204. III 262, 320.
Anaxagoras I 168 ff. Leben und Werk I 169. Volksbeschluß gegen ihn I 335. Prozeß II 69 — Stofflehre I 170 ff., 180 f. Qualitative Konstanz I 140 f. — Kosmogonie I 173 ff. Nūs I 174 ff. — Sternkunde I 178 f., 182. A. und die moderne Astronomie I 176 — Organische Welt I 179 f. Homoiomerien I 180 — Allegorische Auslegung I 306 — Szenische Perspektive I 311 — Erklärung der geistigen Überlegenheit des Menschen I 177. Entdecker der Kiemenatmung der Fische I 180. — Vorzüge und Mängel seiner Geistesart I 181 f. Fruchtbarkeit der Hypothesen I 177. Deduktive Einseitigkeit I 179. Vertreter der Aufklärung II 110 — Einfluß auf die hippokratischen Schriften I 227, 232, 236; auf Thukydides I 401. A. und Empedokles I 168 f., 193, 195, 196, 204; die Atomisten I 260, 266, 271; Zeno I 182; Diogenes von Apollonia I 299, 300; Archelaos I 304; Perikles I 409; Prodikos I 343; Platon I 175. II 351, 353, 387, 521, 527; Aristoteles I 175. III 46, 77, 125, 135, 156, 164, 212.
Anaxandrides III 354.
Anaximandros I 41 ff. Schöpfer der griechischen Naturwissenschaft I 41. — Urstofflehre I 43 ff.— Astronomische Vorstellungen I 42. Erdgestalt I 42 f. Erdtafel I 41. Gnomon I 41 f. — Entstehung organischer Wesen I 45. Weltperioden I 46 — Trägheitsgesetz I 43 — Schrift über die Natur I 41 — Einfluß auf Heraklit I 50, 52, 53; Parmenides I 148; Anaxagoras I 179; Empedokles I 193; die Atomisten I 271; Herodot I 211; Archelaos I 304. A. und Platon II 346, 493; Aristoteles I 43, 271. III 97, 99, 118, 133, 135.
Anaximenes I 46 ff. Urprinzip I 46 f. Qualitative Konstanz I 49. Verdichtung und Verdünnung I 47 — Astronomische Vorstellungen I 48. Erde — flache Scheibe I 46 — Erklärung des Meerleuchtens I 49 — Sekundäre Götter I 49 — Vorläufer der Atomistik I 47, 260. III 84 — A. und Diogenes von Apollonia I 299, 300; Archelaos I 304. Platon II 483 — (der Rhetor) II 129.
Andronikos III 24, 25.
Androsthenes III 370.
Annikeris II 189 f. (Retter Platons) II 219.
Antalkidas II 357.
Anthemion II 300.
Antigonos (von Karystos) II 168. (Gonatas) II 168, 169.
Antipater III 4, 17, 19, 20, 21.
Antiphon I 349 ff. (Halbbruder Platos) II 204, 436 f.
Antisthenes II 112 ff. Äußeres II 80 — Lebensgang II 115 f. Abstammung II 120 — Charakteristik II 116, 119 — Schriften II 115, 133 — Spekulative Grundlagen der Lehre II 116 ff. — Ethik II 122 ff. — Erkenntnislehre II 139, 149, 151 — Nominalismus II 148 — Stellung zu den Göttern II 116, 134, 135. Glaube an einen persönlichen Gott II 72 — Kampf gegen die nationalen Ideale II 125 f. III 273 — Stellung zur weiblichen Bildung II 65 — Definition II 150 — Homerauslegung I 306. II 119 — Bedeutung der Sprache gewürdigt II 449 — A. und die Eleaten II 148; die Megariker II 152 f.; Diogenes II 127; Aristipp II 123, 174, 177, 196, 199; Sokrates II 112 f., 122, 150.
Anytos II 78 f., 205, 278, 300, 301.
Apellikon III 24.
Aphrodite II 116, 309, 314, 332.
Apollodor (der Tolle) II 41.
Apollon I 203, 305. II 69, 329.
Apollonios (der Alexandriner) I 74. (von Perga) III 182.
Araber III 13, 28, 123.
Aratos II 168.
Archelaos I 304. 323 f. II 37. III 185. (der König) II 59, 269, 276.
Archilochos III 25, 262.
Archimedes I 295. II 385. III 69, 394.
Archytas II 198, 211 ff., 427, 469. III 26.
Arētē (Tochter Aristipps) II 177. Arĕtē (Dions Gemahlin) II 428.

Arimaspen I 217.

Aristarch (von Samos) I 99, 295. II 169. III 178, 394. (bei Xenophon) II 411 f.

Aristides (der Staatsmann) II 241, 276, 277, 304. (der Rhetor) I 228, 277, 278.

Aristipp II 172 ff. Äußeres II 79. Persönlichkeit II 172 f., 469 — Schriften II 172 — Hedonik II 174 ff., 469; ihre Fortentwicklung II 177, 179 f. — Erkenntnislehre II 186 ff., 194 f. — Logik II 193 f. — A. und Protagoras I 363. II 194; Aeschines II 172; Kyniker ebend.; Sokrates II 173, 174, 176; Bentham II 174, 175, 176. — (der Jüngere) II 177.

Aristokles II 187, 188.

Aristomache II 428, 430.

Ariston (Stoiker) II 131. (Aristoteliker) III 379, 383. (Platons Vater) II 204, 221.

Aristophanes I 228, 303, 330, 343, 357. II 14, 24, 28, 40, 75, 83, 220, 227, 251, 311 f., 317, 477. — (von Byzanz) II 228 f.

Aristoteles III 13 ff. Leben III 13 ff. Testament III 18 f. — Nachwirkung III 13 — Charakteristik III 19 ff., 26 ff., 40 f., 42 ff., 60, 67, 75, 76, 81, 97, 100, 110 ff., 117, 118, 124, 148, 156, 162, 163, 168, 193, 194, 217, 236, 248, 249, 269, 281, 286, 292, 295, 299, 336, 357, 359 f. A. als Schriftsteller III 22 ff.; als Klassifikator II 466, 528. III 1, 3, 27 f., 84, 115 ff., 334, 337, 357, 359 — Methodologische Bemerkungen III 170 f. — Politische Stellung III 17, 351. A. und Alexander III 14, 15 ff., 227, 281.

Logik III 32 ff. Kategorienlehre III 28 ff. Prädikationsproblem II 161. III 30. Topik III 39 ff. Beweisprinzipien III 52 ff. — Elementenlehre III 46 ff. Ontologie III 58 ff., 68 ff. Widerlegung der Ideenlehre III 60 f. Rolle der Abstraktion III 63 — Stoff und Form III 64 ff. Das Wirkliche und das Mögliche III 66 f., 333. Entelechie III 66, 136, 137. Zufall und Notwendigkeit III 73 ff. Notwendigkeit und Wahrscheinlichkeit III 78 ff., 351. Ursache III 89. Bewegung III 90. Zeit III 91 f. Unendlichkeit III 92 ff. — Teleologie III 102 ff., 125, 126, 134, 171.

Naturforscher III 47, 60, 83 ff. (anorgan.), 101 ff. (organ.) — Physik II 466. III 84, 100, 115 ff., 130. Statik II 386 — Astronomie II 494, 527, 532. III 49, 84 f., 90, 95 ff., 101, 175 ff. Sphärentheorie III 180 ff. Geozentriker III 48 — Biologie III 105 ff., 124. A. und die Deszendenztheorie II 528. III 117, 120. Zoologische Systematik III 115 ff. Botanik III 368 f., 370 — Anatomie III 109 f., 124. Physiologie III 124 ff. Embryologie III 128 ff. — Geologie III 98 f.

Seelenlehre III 136 ff., 193. Sinneslehre III 138 ff. Ideenassoziation III 142. Phantasie III 143 ff., 198. Willensproblem III 150 ff., 197 ff., 208, 216. Lehre vom Nūs III 156 ff., 212, 236. Seelische Hygiene II 330. Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Psychologie und Naturwissenschaften III 346.

Theologie III 163 ff., 184, 185 f., 210, 310.

Ethik III 189 ff. Das Mittlere III 195 ff., 241, 256, 275, 287. Charaktereigenschaften III 198 ff. Gerechtigkeit III 203 ff. Altruismus III 203. Dianoëtische Tugenden III 211 ff. A. und der sokratische Intellektualismus III 211, 215, 217, 220. Beziehungen des Ethischen und des Intellektuellen III 238. Freundschaft III 224 ff. Selbstliebe III 234. Lustlehre III 233 ff., 240 ff. 336. Eudämonie III 191 ff., 235 ff., 333. Verherrlichung des kontemplativen Lebens III 236 ff.; Abschwächung III 310. Motive des Handelns III 335 f. Subjekte und Objekte des Unrechttuns III 337 f. Menschliche Triebe II 185. 349. III 211.

Übergang von Ethik zu Politik III 239 f. Naturgrundlage der Sozialmoral III 244. Soziale Seite der Tugenden III 335. — „Politik“ III 247 ff. Politien I 235. III 20, 21, 246, 278, 292. — Geschichtschreibung I 235, 403. II 477, 511. III 25 f. — Zweck des Staates III 265 ff. Staatsformen III 265 ff. — Politische Statik III 281 ff., 294. Gleichgewichtsherstellung III 288. Volksvertretung III 288, 301. Teilung der Ge-

walten III [illegible] f. Reinpraktischer Gesichtspunkt III [illegible]. — Politische Dynamik III [illegible] f. Verbindungsglied der statischen und dynamischen Betrachtung III [illegible]. — Quellen des Aufruhrs III [illegible] f. Demagogie III [illegible] f. Verfassungswandlungen III [illegible]. Vermittlung der Gegensätze III [illegible], 303, 307. Behandlung der Armen und der Reichen III [illegible]. — Monarchie III 296 ff. Kindheit gegen die monarchische Entwicklung III 297 f., 309. Königtum und Tyrannis III 297 ff. — Mischung der Verfassungsformen III 300. Kurienprinzip III 300 f. Abarten III 301. — Schutzmaßregeln für die Oligarchie III 302 f. Beamtentum III 290, 303 — Kritik der Staatsideale und Idealstaaten III 304 ff. Aristotelisches Staatsideal III 306 ff. Autarkie des Staates III 311 — Stadtanlage III 310, 313. — Eroberung III 255, 310. Stellung zu den Barbaren II 16 f., 131. III 16, 250, 255 ff., 259 f.; den Sklaven I 326. III 247, 253 ff., 257, 259 ff. Geringschätzung der Erwerbstätigkeit I 336. III 199, 202, 251 f., 262 ff., 315. Stellung zu den Frauen III 253. Fortpflanzung III 313 f. Kinderpflege III 314. Erziehung und Unterricht III 315 f.

Kunstlehre III 316 ff. Plastik III 316. Musik III 317. — Katharsis III 317 ff. — Ignorierung der Lyrik III 319 ff. — Kunst — Wiedergabe von Gegenständlichem III 320. Intellektualistische Kunstauffassung III 321. Ansätze zu einer Philosophie des Schönen III 321 f. Mimesis III 322 — Vorzüge der „Poetik" III 322 ff. Erkenntnis des spezifischen Werts der Dichtung III 323. Wertlosigkeit der künstlerischen Intentionen III 323. Einheit der Handlung III 324. Allgemeine Objekte der Poesie III 325. Technische Beobachtungen III 325 f. Inhalt der „Poetik" III 326. Sprachlehre II 456, III 357. Tragödie und Epos III 327 f.

„Rhetorik" III 329 ff. Ihr Gegenstand III 330 ff. A. Eristiker III 329. Dialektiker III 339. — Beratungsrede III 332 ff. Hauptgegenstände der politischen Beratung III 333 — Enthymeme III 332, [illegible] f., [illegible] f. Beispiel III [illegible]. Bilder und Vergleiche III [illegible] f. Rhythmus III [illegible] f. Gattungen sprachlicher Darstellung III [illegible] f. Redebestandteile III [illegible] f. Vernünftige Einschränkung des [illegible] III [illegible] — Würdigung des Werkes III [illegible] f. Aristotelisches Verfahren III [illegible].

Aristoteles und Vorgänger [illegible] III 44, [illegible]. Herakleitos III [illegible]. [illegible]phanes III [illegible]. [illegible] 44 f., 45, [illegible]. Atomisten I [illegible] f. III 44 f., 45, 46, [illegible] f. 94, [illegible]. Pythagoreer III 44, 46, 47, [illegible]. Protagoras I 33?, 3??, 37?. III [illegible]. Sokrates II [illegible], 44, 4?, [illegible]. Platon II 41? ff., 42?, [illegible]. 500, 501, 502, 504, 506, [illegible]. III 164, 16?, 170, 171, 172, 176, 1?? f., 182, 187 ff., 192, 198, 201, [illegible], 214, 215, 218, 225, 227, [illegible], 242, 247, 248, 249, 250, 25?, [illegible], 263, 271, 273, 275, 28?, 28?, 288, 30?, 308, 309, 311, 312, 313, 321, 328, 33?, 331. Antisthenes II 149. III 22? Megariker II 139, 157, 165 f. III 52.

Aristoxenos I 372. II 3?3. III 158, 385, 396.

Arkesilaos II 529. III 1, 10, 396.

Arsinoë (Königin) III 390.

Artemis II 100.

Asklepiades II 168. III 12.

Asklepios I 228.

Aspasia I 169. II 357, 418. (die Phokäerin) II 97.

Assos III 15, 26.

Atarneus II 533. III 15.

Athen und die Athener II 21 ff. Klima II 28. Bedingungen der Größe II 25 ff. Mannigfaltigkeit der Kultureinflüsse II 26. Stetigkeit der politischen Entwicklung II 26 f. Hauptsitz griechischen Geisteslebens I 308. II 24, 33. Geistige Überlegenheit II 28. Wissenschaft und

Kunst II 28 ff. Verfassung und geistiger Aufschwung II 31 ff. Reichtum an individuellen Gestaltungen II 31. Blüte und Niedergang II 34 f. Charakteristik bei Thukydides I 411 — Wandlungen des Wirtschaftslebens II 10 — Sinn für Maß I 331. Aristokratischer Sinn I 337. Prozeßsucht I 336 — Behandlung der Feinde II 20 ff. Großmutsregungen II 22 — Vorliebe für Ironie II 39 — Beschwichtigung des Ständehaders II 15 — Ehe II 308, 419. Leben der Athenerin II 419. — A. und Megara II 140.
Athenäos III 380.
Athene II 19, 220. III 21. (und Ares) I 306.
Athenodor III 28.
Atomisten I 254 ff. Grundlagen der Atomenlehre I 259 ff., Erfahrungsgrundlagen I 260. A. und altionische Stofflehre I 260 ff., 277. Wert der Hypothese I 263 ff., 284 f. III 84, 85. Antike und moderne Atomistik I 265. III 93. Problemstellung I 275. Vorläufer I 47, 280. III 84. Bedingter Materialismus I 285 f.
Atreus II 126.
Augustinus I 71. II 142, 529, 530 f.
Austin (John) III 209.
Autolykos I 393.

Babylonier. Weltentstehung I 72. Astronomie I 70. Urheimat menschlicher Gesittung I 77. Zentrale religionsgeschichtliche Stellung I 78. Weltjahr I 114. Tafel der Gegensätze I 87. B. und Ägypter I 78, 81.
Baco I 61, 277, 376, 402. II 46, 459, 465, 466, 527. III 44.
Baer (Karl Ernst v.) I 96, 293. II 102.
Bain (Alex.) II 203.
Bakchylides II 8, 218.
Bardesanes I 325.
Barth (Heinrich) II 170.
Batteux I 218.
Bayle (Pierre) I 156.
Belutschistan III 375.
Bentham II 93, 114, 174, 175, 176, 178, 182, 183, 184, 409. III 251.
Berger (Alfred v.) III 318.
Berkeley I 156, 258. II 152, 187, 190. III 148.
Bernays (Jakob) III 386.
Berthelot (Marcellin) I 219.
Bias I 50.
Bion II 124, 135, 198.
Blainville (D. de) III 106.
Böckh (August) I 97. II 486.
Börne III 33.
Boltzmann (Ludwig) I 219.
Bonitz (Hermann) II 166, 292, 295, 323, 351. III 67.
Brahe (Tycho) I 98. II 386.
Brandis (Christian August) I 421.
Brown (Robert) III 372.
Bruno (Giordano) I 87, 277.
Bruns (Ivo) II 519.
Buckle (Henry Thomas) I 48.
Bulis (und Sperthias) I 215.
Bunge (Gustav) I 249, 266.
Burke (Edmund) I 398.
Burnet (John) III 206.
Busiris II 332.
Byron I 336. II 121.

Cabanis I 377.
Cäsar III 182. Cäsarismus (bei Aristoteles) III 299.
Calderon I 383.
Calvin II 531.
Cambacérès I 359.
Carlyle I 327.
Casaubonus III 376.
Cesalpini (Andrea) III 375.
Chaëron II 533. III 362.
Chaerophon II 41, 76, 84, 245, 264.
Chalkis III 18.
Chamaeleon III 321.
Chariten II 37, 220.
Charmides II 40, 204, 205, 207, 221, 245 ff., 338, 407.
Charon (von Lampsakos) I 397.
Charondas I 310, 352. II 509, 518. III 306.
Cheirisophos II 98.
Chinesen II 67.
Chion II 533.
Choirilos III 25.
Chrysipp II 154, 157, 163 f. III 81, 152, 155.

Cicero II 37, 154, 163, 173, 210, 339. III 394.
Clarke (Samuel) III 211.
Clemens (von Alexandrien) III 385.
Comte I 87, 336, 420. II 384, 416. III 63, 203, 212, 224.
Condillac I 151.
Confucius II 66 f.
Copernicus II 492. III 178.
Corneille III 318.
Cournot (Antoine) I 264.
Cromwell II 35.
Curtius (Ernst) II 26, 28.
Cuvier III 42, 106, 109, 117, 118, 122.

Daedalos II 291, 292.
Dalton I 188.
Damastes I 396 f.
Damon (der Musiker) I 311. II 205.
Dante II 319.
Dareios I 225.
Darwin I 196, 294, 323. III 42, 65, 104, 120, 131, 132.
Delphi I 10. II 17 f., 70, 85, 135, 329 f. III 11, 15, 18, 20, 25.
Demades II 464. III 4.
Demeter I 305.
Demetrios (von Phaleron) II 68, 197. III 361, 390.
Demochares III 18, 362.
Demokedes I 224 f.
Demokrit I 224 ff. Würdigung I 254, 255, 256, 298. Forschungsmethode I 292 ff. II 583. Freiheit von Skepsis I 288 ff. — Kausalität I 271 f., III 88. Zweckproblem I 293 f. — Schriften I 289, 290, 296 — Atomenlehre I 262 ff., III 61. Unendlich große Zahl der Atomgestalten I 266. Atomverbindungen I 269. Atomwirbel I 271 ff. Urbewegung der Atome I 274 — Begründung des leeren Raums I 283 f. Grundunterschiede der Körper I 259. Erklärung von Härte und Gewicht I 267. — Sinnesphysiologie I 267 — Kosmogonie I 270 — Verhältnis zum Göttlichen I 286 — Seelenlehre I 286 ff. — Optik I 287 f. — Astronomie I 295 f. III 85 — Mathematik I 255. II 209 — Naturforschung III 114. — Ethik I 296 ff. — Poetik und Musik I 397 — Taktik, Malerei und Landwirtschaft I 311 — Sprachtheorie I 318 ff. — Wahrheit und Satzung I 257 ff. Gesellschaftsvertrag I 317 — Verkehr mit Protagoras I 352. D. und Hippokrates I 254. Leukippos I 255, 289. Straton III 390, 391 ff. — Polemik des Herakleides III 12 f.
Demophilos III 18.
Demosthenes II 154, 267, 464, 532. III 18, 285.
Descartes I 265, 269, 277, 281, 293. II 335, 531. III 27.
Diadochen II 169, 171, 298.
Diagoras I 328. II 69.
Dickens III 231.
Diderot I 371. II 117. III 140.
Diels (Hermann) I 420.
Dikaearch II 353. III 138, 321, 396.
Dike I 109.
Diodoros (Kronos) II 161 ff., 169. (der Geschichtschreiber) II 99.
Diogenes (von Apollonia) I 299 ff. Würdigung I 301 f. Eklektiker I 299, 302 — Stofflehre I 300 ff. — Sinnesphysiologie und Psychologie I 302 f. — Zweckproblem II 73, 103. — als Arzt I 229 — Einfluß auf hippokratische Schriften I 227.
(von Sinope) II 127 ff. Leben II 127 f. Milde II 133. Jünger II 129. Paradoxien II 130 f. Staatsideal II 131. Gesellschaftsordnung II 132. Stellung zu den Göttern II 134 f. D. und die Tierfabel III 11. Stilpon und D. II 160, 167 — (Laertius) I 419, 421.
Diokles III 114.
Diomedes II 19.
Dion (von Prusa) II 125, 127, 128. — (von Syrakus) II 213, 215, 216 f., 218, 221, 229, 319, 384, 425, 426, 427 ff.
Dionysiodor II 433 f.
Dionysios (von Milet) I 397. — (von Syrakus, I.) II 108, 214 f., 217 ff., 229. (II.) II 424 ff. — (von Halikarnaß) III 321.
Dionysos I 103 f., 110, 305, 346.
Diopeithes I 335.
Dioskurides III 374.
Diotima II 313 ff., 319.

Dodona I 210.
Dorier II 26, 30, 141, 306.
Drakon (der Gesetzgeber) II 510, 511. (Lehrer Platos) II 205.
Dropides II 478.
Druiden I 100.
du Bois-Reymond (Emil) I 143.
Dubos (Jean Baptiste) III 318.
Dumas (père) I 31.

Echekrates II 343.
Eisenstein (Ferdinand Gotthold) III 213.
Ekphantos I 98.
Elea. Lage I 127. Angebliche Gesetzgebung des Parmenides I 136.
Eleaten I 127 ff. Entwicklung des Eleatismus I 166 ff. Urheber der Kritik I 166. Scheidung von Wissen und Glauben I 167. Nachwirkung I 168. II 141 ff., 321. Substanzbegriff I 167. Eleaten und Atomisten I 277 ff. Polemik des Protagoras I 361.
Eleusis I 107.
Eliot (George) III 231.
Elis II 167.
Empedokles I 183 ff. Leben I 183 f. Persönlichkeit I 184 f. Selbstbewußtsein I 256 — Methode I 190, 195, 203. — Stofflehre I 185 ff. Gesteigerter Hylozoismus I 197 f. Lehre von den vier Elementen I 186 f., III 48. Anerkennung chemischer Proportionen I 188. III 48. E. und die moderne Chemie I 185, 188 — Erklärung der Gesichtswahrnehmung I 189 f. Wechselseitige Anziehung des Gleichen I 191. Wesensgleichheit des Erkennenden und Erkannten I 198. III 6 — Freundschaft und Zwist I 192 f. Kosmologie I 194 f. — Entstehung organischer Wesen I 196. Vorläufer Darwins und Goethes I 196 — Seelenlehre I 198 ff. Mystiker und Naturforscher I 202. Naturbeobachtung I 191 f. Götterlehre I 202 ff. — Vorläufer der Atomisten I 202. E. und Demokrit I 267, 270, 272, 286, 287, 288. Erwähnung und Polemik in den hippokratischen Schriften I 227, 241, 243. Einfluß auf die knidische Schule I 230, 232, 236. E. und Gorgias I 384, 393. Platon II 311, 353. Herakleides III 11, 12. Parallele zwischen E. und Anaxagoras I 168 f., und Homer (bei Aristoteles) III 323.
England III 284.
Enkelados I 29.
Epaminondas I 82. II 105, 424.
Ephesos I 50, 51.
Ephoros II 99.
Epicharm I 252. II 56, 68, 216, 322, 328. III 230.
Epidauros I 228.
Epiktet I 420. II 93.
Epikur und Epikureer. Überlieferung I 420. Bedeutung des Epikureismus III 390. Fortschreiten vom Bekannten zum Unbekannten I 247. Zusammenhang mit Atomisten (und Gassendi) I 265. III 389. Atomistische Seelenlehre und E. I 286. E. und der Gesellschaftsvertrag I 317. Sprachtheorien I 320, 321. III 207. Lehre vom naturgemäßen Leben III 9. Automatische Notwendigkeit III 154. Sentimentale Freundschaft III 225. Kritik der aristotelischen Tragödienbevorzugung III 328. Einseitigkeit III 196. Induktive Logik des jüngern Epikureismus II 529. E. und Prodikos I 345. Thukydides I 407. Megariker II 153, 158. Kyrenaiker II 170, 175, 182, 183, 185, 196. III 390. Zenon II 199.
Epimenides I 74.
Epimetheus II 260.
Epiphanius II 197.
Er (Pamphylier) II 402. III 11.
Erasistratos III 395.
Eratosthenes II 131, 171. III 258. 394.
Eretria II 167, 169.
Erinyen I 106.
Eriphyle II 400.
Eristiker I 339. II 153, 433 ff.
Eros I 33, 70, 72, 75, 148. II 309 ff., 332 ff.
Eryximachos II 310.
Eubulides II 154 ff., 166.
Eubulos III 15.
Eudemos I 74, 77, 113. II 57, 212, 429. III 2, 20, 182, 189, 224, 366, 385.
Eudikos II 236.
Eudoxos I 98. II 177 f., 209, 428, 469, 494, 528. III 11, 177, 180, 181, 182, 183, 242 f.

Eugammon II 171.
Euklid I 339. II 72, 141 f., 153, 154, 167, 169, 441, 466. III 5, 34.
Euler III 390.
Euphantos II 154.
Euphraeos II 533.
Eupolis II 40, 74.
Euripides II 8 ff. Pessimismus II 8 f. Dichterkraft III 80. Reflexion I 329. II 9. Zerrissenheit II 58. Realismus III 322 — Versittlichung der Götter II 11. Stellung zum Mythos ebend. Naturreligion II 11 ff. Aufklärung I 325. II 12 f. — Stellung zu den Barbaren II 16. Krieg und Frieden II 18. Lokalpatriotismus II 24 — *νόμος* und *φύσις* I 324, 325 f. Fortschreiten vom Bekannten zum Unbekannten I 247 — Stellung zum Unsterblichkeitsglauben II 68. Gut und Böse II 136, 416 — Nachbildung von Aussprüchen des Xenophanes I 131. Nachhall der Lehren des Diogenes von Apollonia I 299. II 11 — Beziehungen zu Protagoras I 352, 353 f., 370, 373 — bei Aristophanes I 330 f. Urteile des Aristoteles III 25, 322. Verteidigung des „Hippolyt" III 356 — über Prodikos I 344.
Eurymedon III 18.
Euryphon I 231.
Euryptolemos II 42, 43.
Eusebios (von Cäsarea) II 187.
Eutheios II 112.
Euthydem II 433 f.
Euthymenes I 397.
Euthyphron II 289 ff.

Fechner I 148, 263. II 491. III 136.
Feuerbach (Ludwig) III 212.
Forster (Georg) I 314.
Franklin I 177. II 36. III 354.
Fugger III 264.

Gabelentz (Georg v. der) II 67.
Galilei I 258, 265, 281, 293, 296. II 385. III 69.
Galois (Evariste) III 213.
Garibaldi II 429.
Gassendi I 265.
Gauß III 213.
Ge I 71.
Geber I 120.
Gelon II 213, 218, 425. III 12.
Geryon I 207.
Girgenti I 183, 185.
Glaukon II 204, 361, 368, 380, 437, 478.
Glaukos (Meergott) II 350 f. (von Rhegion) I 396 f. (Sparta) II 329 f.
Goethe. Bewahrung des literarischen Nachlasses II 228. Tagebücher II 224. Römischer Aufenthalt II 235. Dichterische Selbstbefreiung III 319, 320. Farbenlehre III 141. Homo mensura — Satz I 362. Satz und Gegen-Satz II 371 f. Urphänomene II 174. Knabenliebe II 306. Stil III 332. Katharsis III 318. Schaden der allgemeinen Ideale III 306 balancement des organes III 119. Erziehungseinseitigkeit II 390.
Gomperz (Theodor) III 379. (Heinrich) II 359.
Gorgias I 380 ff. Leben I 380 f. — Bedeutung für die Kunstprosa I 381 ff. Ausbildung der Prunkrede I 381. Stil I 382 f. — Natur- und Moralphilosophie I 384. Dialektik I 384 ff. Thesen über das Seiende I 385 ff. Motiv der Polemik gegen die Eleaten I 391 — Definitionsversuch I 393 — Naturforscher I 393 f. — Redekunst — eine Waffe I 378. Das Lächerliche als Kampfmittel III 357. — G. und Sokrates I 394 f. Lehrer des Antisthenes II 116, 148 — bei Platon II 264 ff., 297, 312, 335.
Gortyn II 518.
Griechen und Griechenland. Einfluß der örtlichen Lage I 3 f. Griechischer Ursprung unseres Geisteslebens I 1. Erweiterung des Gesichtskreises I 6, 9, 205, 209. Anlagen I 22. Weltanschauung I 95. Optimismus und Pessimismus I 31, 32, 67, 95, 105, 311. Aristokratische Weltansicht I 335 f. Sinn für Maß I 331. II 28, 330. Kultus der Körperkraft und der Schönheit I 128. — Kunst und Wissenschaft II 28 ff. Wissenschaftliche Überlegenheit I 222 — Moral II 330 f. Gemeiniglich geringere Schätzung der Wahrheitsliebe I 348 — Politischer Ehrgeiz

II 367. Bedeutung des Wettstreites III 345. Steigerung des Nationalgefühls II 15, 17. Panhellenismus I 353, 384. II 18, 101. Wandlungen im Wirtschaftsleben II 10. Staat und Gesellschaft III 245. Stellung der Frau II 308, 413. III 225. — Gefängnisstrafe nach gemeingriechischem Recht II 517.
Grimm (Jakob) II 231, 449.
Grote (George) I 350, 390. II 21, 84, 251, 409, 414, 426. III 57, 330.
Grotius (Hugo) III 209.
Grylos II 101.
Guevara I 382, 383.
Gyges II 368, 369.

Hafis II 319.
Hagnonides III 361.
Hahn (Johann Georg) II 307.
Haller (Karl Ludwig) I 327.
Hamilton (William) III 54, 366.
Hammond (J. H.) III 260.
Hanno I 97.
Hare (Thomas Aug.) II 516.
Harmodios (und Aristogeiton) II 220.
Harpalos (Chronologe) I 397. (Satrap) III 372.
Hartley II 185.
Hegel. — und die Naturwissenschaft II 169; das Nichts II 454; die Kategorienlehre III 28; die Junghegelianer II 206. — Heraklits Einfluß I 64. III 44. — über Sokrates' Verurteilung II 169 — Verdauung — Kochung III 127.
Hegesias II 179 f.
Hekatäos (von Milet) I 50, 205 ff., 216, 402. II 208.
Hektor I 305 (und Andromache) II 308.
Helena I 209, 305. II 332, 399. III 197.
Helikon (von Kyzikos) II 428.
Heliopolis II 209.
Hellanikos I 348.
Hellen I 404.
Helmholtz I 125, 365. II 195. III 136.
Helvetius II 180, 182, 405.
Herakleia III 10, 11.
Herakleides (der Pontiker) I 98, 397. III 10 ff., 383. (der Sizilier) II 429, 430.
Herakles I 110, 207, 213, 345. II 123, 136. III 20.
Heraklit I 49 ff. Leben I 49 f., 52. — Stellung zu den Parteikämpfen I 51 f. — Menschenverachtung I 51. Originalität I 52. Freude am Paradoxen I 57 — Werk I 52 — Urfeuer I 53. Kreislauf des Stoffes I 54. Fluß der Dinge I 55 f. — Relativitätslehre I 56 ff. Koexistenz der Gegensätze I 57, 58. Kampfprinzip I 59 f., 326. Universale Gesetzmäßigkeit I 61 f. III 61, 154 — H. und die Naturtheorie der Sprache I 318. Verhältnis zum homerischen und dem Volksglauben I 50 — Tadel Homers I 58. Stellung zu den früheren Denkern I 58, 61. Wirkung auf die Folgezeit I 63 f.; die hippokratischen Schriften I 227, 230, 232, 236; Platon II 206, 311, 320 f., 444; die Stoa I 63 III 54 — H. und Parmenides I 136, 138, 148; die Atomistik I 260, 287. III 175; Kratylos II 206; Epicharm II 216; Herakleides III 13.
Herbart I 418. II 140, 144, 153, 32[illegible].
Hermann (Karl Friedrich) II 234 f., 392.
Hermes II 220, 252.
Hermias II 533. III 15, 18, 20.
Hermodoros I 51 f.
Hermogenes II 449.
Hermokrates II 476.
Herodikos (von Selymbria) I 230 f., 311. (der Knidier) I 231. (Bruder des Gorgias) II 265.
Herodoros III 107.
Herodot I 208 ff. Charakteristik des Werks I 208 — Sagenumdeutung I 209 — Geologie I 211 — Theologie I 212 ff. II 329 f. Polytheismus I 212 ff. Neid der Götter I 214 — Gelegentlicher Positivismus I 217 f. Fortschritt vom Bekannten zum Unbekannten I 247. Reflexion I 329. Pessimismus II [illegible] Humanität II 17 — Sittenvergleichung I 325. Verfechter der Demokratie I 329. II 31. Stellung der Frau II 308, 413, 414 — über den Vorzug Griechenlands I 221 f.; die geistige Überlegenheit der Athener II 28; die Geringschätzung des Gewerbes I 335; ärztliche Spezialitäten II 208 f.; Pythagoras I 81, 102 — H. und Hekatäos I 216.

Thukydides I 401 f., 405. Plato II 208, 210.
Herophilos II 169.
Herpyllis III 19.
Herschel (John) I 365. III 106.
Hesiod. Charakteristik I 30, 31. — Theogonie I 32 ff. Naturverehrung I 20. Seelenvorstellung I 67 f. Besprechung I 224. Urgeschichtliche Spekulation I 34 — Landwirtschaft I 34. Ökonomische Härte II 14. — H. und Homer I 32. Herodot I 212. Orphiker I 79 f. Platon II 315, 401. — Angeblicher Vorgänger des Protagoras II 257. Heraklits Gegnerschaft I 50 — Aristoteles über ihn III 25.
Hieron II 108, 216, 218, 328, 425.
Hieronymus III 380.
Hikesias II 127.
Hiketas II 431.
St. Hilaire (Etienne) III 119. (der Jüngere) III 106.
Hipparch III 178, 182.
Hipparchia II 129, 132.
Hippasos I 118, 299.
Hippias (von Elis) I 346 ff. Schriften I 347 ff. Vielseitigkeit I 346 f. Kein Aufklärer I 349. Weltbürgertum III 227. Naturrecht I 326. Sittenvergleichung II 325. Rhythmik I 311. — bei Platon I 337. II 236 ff., 256, 257.
Hippodamos I 311, 330, 352. II 517. III 305.
Hippokrates I 226 ff. — Schriftensammlung I 226 f., 229, 242 — Rückschlag gegen die Naturphilosophie I 238, 247. Die Hippokratiker und das Göttliche I 250 ff. III 167 — Strenge Wissenschaftlichkeit I 252 f. — Völkerpsychologie I 250 — Verdienst der koischen Schule I 249. III 115. Gegensatz zur knidischen I 250, 253 — Humoralpathologie I 120, 249 — Werke: von der Diät I 230 ff.; von den Muskeln I 233 ff.; von der alten Medizin I 239 ff., 252; über Luft und Wasser I 250; von Luft, Wasser und Lage I 251; von der heiligen Krankheit I 251 f.; von der Diät in akuten Krankheiten I 253; von den Gelenken I 253. III 124; von der Kunst I 341 ff., 374 ff. II 322. III 75; von der Entstehung des Kindes III 129.
— (der Athener, im „Protagoras“) II 250.
Hippolytos (Presbyter) I 421.
Hippon I 229, 303 f.
Hippothales II 308.
Hobbes I 96, 258. II 187.
Hofmann (August Wilhelm v.) II 460.
Holbach II 182.
Homer. Kultur I 23 — Götterglaube I 23 ff. Verweltlichung der Religionsbegriffe I 24. Ethische Gesichtspunkte I 24. III 203. Abhängigkeit von den Göttern I 25. Menschenopfer ebend. — Seelenkult I 26, 200, 202 — Einfluß der ionischen Weltfreudigkeit I 28 — Blutrecht II 3 f. — Behandlung der Feinde II 19, 20 — Homerische Medizin I 224 — Erotik II 307 f. — Keime der Stoffspekulationen I 37 f. — Allegorische Homer-Auslegung I 305. II 119. Thukydideische Verwendung der homerischen Zeugnisse I 403 f. — H. und Heraklit I 50. Herodot I 212. Xenophanes ebend. Protagoras I 128. II 257. Stesimbrotos I 396. Plato II 315, 319, 341, 401. Aristoteles III 25, 324, 328, 353, 354.
Horaz II 172.
Hultsch (Friedr.) III 182.
Humboldt (Alexander v.) I 268. (Wilhelm v.) II 31. III 265, 266.
Hume I 258. II 187, 529.
Hunter (John) III 110.
Huyghens I 269, 281.
Hymettos II 28.
Hyperbolos III 285.
Hypereides II 532.

Iason (von Pherae) I 381. III 338.
Ihering (Rud. v.) II 283.
Inder I 103, 168, 223.
Indra I 29.
Io I 208, 209.
Johannes (von Damaskus) II 529.
Ion (von Chios) I 397. II 37, 307.
Ionier. Schöpfer der griechischen Geistesbildung I 11 f. Deduktiver Geist II 29 f. Einflüsse des Orients I 12. Verlust der politischen Selbständigkeit I 128. Erhebung gegen die Perser

I 205. Dünkel der Zwölfstädte-Ionier I 178. Ionier und Athen II 26.
Iphigenie (— Fabel bei Aristoteles) III 324.
Ischomachos (Jünger des Sokrates) II 172. (bei Xenophon) II 419.
Ismenias II 230, 300.
Isokrates I 336, 340, 370 f., 377, 383, 394. II 101.
Ixion I 68.

Japan III 280.
Juden III 386.
Julian (Kaiser) II 127.
Jung-Stilling II 71.
Jussieu (Bernhard v.) III 2.

Kallias II 250, 256.
Kallikles I 326 ff., 351. II 269 ff. III 263, 273.
Kallimachos II 171. III 376.
Kallinos I 60.
Kallippos II 429, 431, 494. III 180, 181, 182.
Kallisthenes III 16, 25, 388.
Kallixenos II 42, 43, 44.
Kannonos II 43.
Kant. Raumvorstellung I 143, 158. Analytisches Urteil III 162. Parallele mit Parmenides I 147, 390. K. und Platon II 203, 296, 468. K. und die Kategorienlehre III 28, 32.
Karneades II 172, 529, 530.
Karthager II 218, 432. III 246, 247, 257, 280.
Kassandros III 361.
Kebes II 344, 368.
Keller (Gottfried) III 172.
Kelvin (Lord) III 213.
Keos I 344. II 25.
Kephalos (Athener) II 361 f. (von Klazomenä) II 437.
Kephisodoros III 14.
Kepler II 386, 490. III 186.
Kerberos I 207.
Kerkidas II 129.
Kimon II 220, 274, 304.
Kleanthes II 1, 57, 59. III 4.
Klearchos (der Platoniker) II 533. (der Aristoteliker) III 383, 384, 386.
Kleinias II 499, 504.
Kleinomachos II 167.
Kleist (Heinrich v.) III 159.
Kleisthenes I 110, 307. II 15, 32. III 268, 302.
Kleon I 411 f. III 285.
Kleostratos I 397.
Klytämnestra II 332.
Knidos (Seesieg) II 278. Knidische Schule I 229 f., 231.
Kolotes I 289.
Konon II 278.
Korax III 329.
Korinth II 128, 431. III 262.
Kos I 224. II 216.
Krantor II 476. III 9 f.
Krates (Kyniker) II 124, 129, 132, 133, 135, 160. (Akademiker) II 198. III 10.
Krateuas III 374.
Kratinos I 303.
Kratylos II 206, 321, 449 f.
Kremer (Alfred v.) I 200.
Kreta I 299. II 392, 405, 499, 509, 518. III 247, 257, 307.
Krison II 256.
Kritias I 312 f., 343, 351. II 41, 77, 92, 95, 103, 245 ff., 256, 338, 339, 407, 476, 478.
Kriton II 358, 433.
Krösos I 208, 329.
Krohn (August) II 111.
Kronos. — und Uranos II 290. —, Gaia und Uranos I 30.
Kroton I 82, 224.
Ktesibios III 395.
Kybele II 135.
Kyklopen I 28. III 250.
Kyniker II 112 ff. Name II 128. Abstammung II 121. Bettlerleben II 123. Überblick II 135 ff. — Grundstimmung II 120 ff., 124. Illusionslosigkeit II 124. Einseitigkeit III 196. Radikalismus I 331. II 137. Kosmopolitismus II 93, 123, 129. Humanität II 136 — Spekulative Grundlagen II 116 ff. Sozialmoral II 133. Theologie II 133 ff., 136 — Folgewirkungen der Sittenpredigt II 136. K. und die Vernunftsouveränität I 330 — K. und Hippias I 348. Prodikos I 343, 346. Eukleides II 466. Hegesias II 180. Theodoros II 193.

Bion II 198. Polemon III 9. Aristoteles III 196, 201.
Kynosarges II 139.
Kypros II 171.
Kyrene. Lage und Kultur II 170 f. Platon in K. II 210 — Kyrenaiker II 170 ff. Hedonik II 174 ff. Ausgestaltung der Lehre Aristipps II 177, 179. Vermittlung zwischen Egoismus und Altruismus II 181 ff. Ursprung der Sozialgefühle II 185. Erkenntnislehre II 186 ff., 194 f., 354. Logik II 193 f. — K. und Kyniker II 177, 179.
Kyros (der Ältere) I 129. II 106, 107. (der Jüngere) II 50, 96 f.

Laas (Ernst) II 193.
Labruyères III 383.
Laches II 241.
Laffiteau II 320.
Laïs II 172.
Lamarck III 104, 120.
Lamprokles II 111.
Lampsakos III 389.
Laplace I 117, 176. III 81, 394.
Lasos I 311.
Lassalle I 64.
Lavoisier I 38.
Leibniz I 277. II 182, 449. III 21, 27, 28, 390.
Leodamas II 212.
Leon (von Byzanz) II 533.
Leonidas (Platoniker) II 533.
Leontini I 380.
Leontios II 376.
Leophanes III 107, 133.
Leslie (John) I 365.
Lessing I 100, 255 f. III 318.
Leto III 223.
Leukippos I 254 ff. Lob des Aristoteles I 256. — Leben und Werk I 255. Verkehr mit Protagoras I 352. Hauptverdienst I 280 ff. — Bedeutung für die Lösung des Stoffproblems I 181, 257, 259. Festhalten an den beiden Stoffpostulaten I 261. Unendlich viele Atomverschiedenheiten I 265 — Verknüpfung der Substanz und der Phänomene I 280 — Wissenschaftliche Resignation I 276. III 175. Aprioristische Beweisführung I 282 f. — L. und Parmenides I 278 f. Zenon I 255, 259, 261. Diogenes von Apollonia I 299, 302. Kyrenaiker II 177, 178.
Leuktra II 104.
Lewes (George Henry) III 106, 116, 231.
Lewis (George Cornewall) I91.
Libanios II 95, 278.
Lichtenberg III 159.
Link (Heinrich Friedrich) III 372, 375.
Linné III 2, 115.
Littré I 253.
Lobeck (Chr. Aug.) I 75, 77, 360.
Locke I 258, 280, 315. II 152, 187. III 220.
Ludwig XIV. II 431.
Ludwig (Otto) II 416.
Lukian II 124, 127, 135.
Lukrez I 420.
Lykeion II 220, 433. III 17.
Lykon (Ankläger des Sokrates) II 78, 80. (Peripatetiker) III 383, 390.
Lykophron I 394. II 168. III 266.
Lykurg II 106, 315, 330 f. III 265, 306. (der athenische Staatsmann) II 532.
Lyly I 382.
Lysias II 95, 218, 332, 335, 336, 338 f., 361.
Lysimachos (Sohn des Aristides) II 241. (Diadoche) III 298.
Lysis II 308.

Macchiavelli I 398, 409.
Mach (Ernst) I 285. II 191, 195.
Magas II 196.
Maine (Henry Sumner) I 1.
Mantinea II 101, 231.
Manzoni II 106.
Maoris I 29 f., 74.
Marc Aurel I 420.
Mardonios II 18.
Marie Antoinette II 228.
Marsilius I 315 f.
Massalia III 303.
Medea I 208.
Medici III 264.
Megalopolis II 105.
Megara II 140. Megariker II 139 ff. Dialektik I 372. Fangschlüsse II 154 ff. Stellung zu den athenischen Philosophenschulen II 140 ff.; den Eleaten

II 143 f., 153; Kynikern II 160. Antisthenes und die M. II 152 f. Platon II 208. Aristoteles I 339. II 165 f. III 67 f., 82.
Megillos II 499, 500, 505.
Meleager II 135.
Melesias II 241.
Meletos II 79, 80, 84, 289, 293.
Melissos I 149 ff. Enfant terrible der Metaphysik I 149. Sein Satz I 137. Schmerzlosigkeit des Weltwesens I 153, Unkörperlichkeit I 154. Annahme des leeren Raums I 279 — Denkermut I 155. Beweisführung I 150 ff. Mystik I 150 — Vorläufer der Megariker I 168. Differenzpunkte Parmenides gegenüber I 150, 154. Erwähnung und Polemik in den hippokratischen Schriften I 225, 341. Protagoras und M. I 363 ff. Gorgias I 386 f., 389 f., 391.
Melos II 20 f.
Menander II 328. III 73, 225, 376.
Menedemos (von Eretria) II 167 ff., III 390. (von Pyrrha) II 222.
Menelaos I 67, 209.
Menestor III 369.
Menippos II 135.
Menon (bei Platon) II 296 ff. (Schüler des Aristoteles) III 26.
Mentor III 15.
Meton (Vater des Empedokles) I 183. (Kalenderreformator) I 397.
Metrodor (von Chios) I 296 (von Lampsakos) I 305.
Metrokles II 129, 159, 160.
Meyer (Jürgen Bona) III 116. (Ernst) III 372.
Meynert (Theodor) III 232.
Mieza III 16, 26.
Mikkos I 377.
Milet. Kulturelle Vorläuferin Athens II 25. Praktische Verwertung der Wissenschaft II 27. Tatkraft II 35. Abenteuerlust II 26.
Mill (John Stuart). Moderner Utilitarier II 176. Begriff der Materie II 191. Vervollkommnungsfähigkeit der Chemie I 264. Erfahrungsursprung der geometrischen Erkenntnisse I 365. Annahmen der Mathematik III 64. Die aprioristische Darstellung des Trägheitsgesetzes I 43. Denknotwendigkeiten II 325. Austausch von Halbwahrheiten I 317. Satz und Gegen-Satz I 371. Verstand und Gemüt II 63. Bedingungen der Originalität II 31. Lustarten II 398. Glücksgleichgültigkeit III 232. Allerweltsgleichheit II 407. Syllogismus III 35, 36. Kategorienlehre III 28, 31. Ideenlehre II 323. — (James) II 185, 189 f.
Milinda (König) I 202.
Miltiades II 274, 277, 304.
Minos II 276, 307.
Mirabeau (der Ältere) III 266.
Mithaikos I 311. II 274.
Mitylene III 15, 26.
Monimos II 129.
Montaigne II 529.
Montesquieu I 129, 250. II 173.
More (Henry) III 211.
Moschion I 312, 313. II 17.
Müller (Johannes) I 238. III 42.
Musaios I 74.
Musen II 220.
Mykenä I 26, 27.
Myser (und Pisider) II 50.
Mytilene II 22.

Napoleon II 217. III 237, 369. Napoleonismus bei Aristoteles III 299.
Natorp (Paul) II 222.
Neleus II 24. Neliden II 26.
Neoptolemos II 218, 221.
Nestor I 348, 403.
Newton II 38. III 213, 354, 392.
Niebuhr II 205.
Nietzsche III 344.
Nikanor III 17 f., 19.
Nikias I 409, 410, 412. II 241, 269, 288. III 283
Nikomachos (Aristoteles' Vater) III 14; (Sohn) III 19, 189.
Nil I 217, 346.
Niobe III 223.
Nobel III 264.
Nordamerika III 281, 288, 301.
Noyes (John Humphrey) II 417.
Nymphen I 21 f.

Occam III 60.
Odysseus II 236, 345, 402. III 215, 218

Oedipus II 130.
Oenomaos (von Gadara) II 135.
Österreich (Delegationen) III 301.
Oinopides I 397.
Okeanos I 217.
Oken I 87, 232, 238.
Olympia I 10. II 18, 428. III 15, 18, 25. Liste der Sieger I 347.
Olympos (der Sänger) III 317. (der Olympos der Pythagoreer) I 95, 97.
Onasilos I 225.
Onesikritos II 129.
Onomakritos I 70, 111.
Opitz III 127.
Orchomenos I 27.
Origenes I 421.
Orpheus I 68. II 257. **Orphiker** I 68 ff. Zeugenschaft der Neuplatoniker I 68 f. — Die vier Versionen der Kosmogonien I 74 ff. Pantheismus I 79, 111. Weltei I 76 f. — Sündenfall der Seele I 103 ff. Vertiefung der Moral durch die Seelenlehre I 107. — Lebensansicht I 104, 105 — Einfluß auf die Folgezeit I 111, auf Empedokles I 199, auf das Urchristentum I 111 — Tyrannis und Orphik I 110 — O. und Pherekydes I 75, 79 f., und Pythagoreer I 99, 111.
Ovid II 54.

Palamedes I 354. II 125, 472. III 354.
Paley (William) II 181.
Pandora I 31.
Paraguay II 525.
Paris I 209 f., 305. (Die Stadt) I 330.
Parmenides I 134 ff. Leben I 136 — Einheitslehre I 139 f. Verwerfung der Realität der Sinnendinge I 138, des Sinnenzeugnisses I 143. Raumvorstellung I 143 f. Qualitative Konstanz des Stoffes I 140. Weltwesen I 144 ff. — Worte der Meinung I 146 f. Kosmogonie I 148. Kugelgestalt der Erde ebend. — Physiologie und Embryologie I 149 — Verhältnis zu den Vorgängern I 136. Polemik gegen Heraklit I 138. P. und Empedokles I 201, 204. Anaxagoras I 169 f Atomisten I 168, 278 f., 287. Zenos Verhältnis zu ihm I 155 f., 165 f. Einfluß auf hippokratische Schriften I 227, 230. Hippon und P. I 304, Archelaos ebend. Gorgias I 387, 391.
Parthenios II 29.
Pascal I 269. III 213.
Pasteur III 134.
Pausanias (Spartaner) II 17. (Mörder Philipps) III 297. (im Symposion) II 309.
Pauson III 316.
Peisistratos II 27, 31. III 21.
Pelopidas II 105.
Peloponnes (Krieg) II 10, 15, 20, 75, 207.
Perdikkas (III.) II 533.
Peregrinus II 124.
Pergamon III 24.
Perikles. Anlage II 424. Redner I 381. Stellung II 35. Schätzung der individuellen Freiheit III 246, 265. Beziehungen zu Anaxagoras I 169. Freundschaft mit Damon II 205. P. und Protagoras I 352, 353, 358 f. Sokrates II 40, 58. Aristoteles über ihn III 212. P. bei Platon II 251, 265, 269, 274, 277, 278, 304, 357, 358. Ehrengrab II 220.
Periktione II 204.
Peripatetiker. Bedeutung für die Wissenschaft III 390, die Gesellschaft III 226. Die ält. P. und die Werke des Aristoteles III 24. P. und die Affekte III 201.
Persäos I 346.
Perserkriege I 307. II 34.
Peru II 415.
Petrarca II 530.
Petrus (-Apokalypse) I 111.
Phaedon II 38, 167, 343, 346.
Phaedros II 309, 332, 335.
Phaenarete II 442.
Phainias III 384.
Phaleas I 330. III 305.
Phanes I 75, 79.
Pheidon II 412. III 305.
Pherekydes I 70 ff., 79 f.
Phidias III 262.
Philebos II 465.
Philemon III 225. (Schauspieler) III 354.
Philetas III 390.

Philipp (von Mazedonien) II 533. III 15, 16, 17, 262, 297, 351. (von Opus) II 229, 497.

Philistos II 426.

Philodem II 193. III 328, 379.

Philolaos I 91 ff., 201, 229. II 344, 353, 467, 483, 490, 492. III 47, 138. — (von Korinth) II 393. III 306.

Philon (von Alexandrien) I 305. (Aristoteliker) III 362.

Phokion II 129, 532.

Phrynichos II 25.

Physiologen I 36 ff., 298 ff.

Pindar. Jenseitsglaube II 6. Stellung zur Sage II 11. P. und der νόμος I 325. II 521. Gewährsmann für die Orphiker I 105, 201. II 288, 299. über Kyrene II 170, Hiero II 218. von Aristoteles angeführt III 320.

Pitt III 237.

Pittakos II 256. III 153.

Plataeae II 20, 241.

Platon II 203 ff. Äußeres II 79 — Jugend II 204 ff. Wanderjahre II 207 ff. Sizilische Reisen II 213 ff., 424 ff., 464, 506. Lehrtätigkeit II 220 ff., 301 f. — Entwicklungsgang II 234 f., 348 — Charakteristik II 48, 199, 203 f., 225, 267, 338, 345, 347, 385, 396, 411, 415, 421, 449, 469, 474, 489, 497, 498, 526 f. Wahrheitsliebe II 508. Witz II 238. Sinn für Karikatur II 251, 256, 257. Malice II 460. Pessimismus II 487, 496, 524. Charakteristik der Altersphase II 458. 461, 475, 487, 488, 496, 498 f., 523 f. Licht- und Schattenseiten von P. wissenschaftlicher Geistesart II 582. Weltgeschichtliche Wirkung II 528 ff., III 1.

Methode II 368, 467, 481, 490. III 115 — Dialektik II 388 f., 512 f. III 88. Begriffsaberglaube II 282 f., 294. Ideenassoziation II 356. Willensproblem II 496 f., 522.

Umbildungen der sokratischen Ethik II 286 f., 505, 507. Begriffsethiker II 233 ff. Einheit der Tugend II 243, 249, 258, 261, 464. Hedonik II 262 f., 348, 398, 466; ihre unzulängliche Bestreitung II 283 ff. Identität von Güte und Glückseligkeit II 57 f. Tugend — Ordnung II 273, — seelische Gesundheit II 378. Mangelhafte Scheidung von Individual- und Sozialmoral II 379, 523. Utilitarismus II 409 ff. Ethisches Ideal II 408, 531. Verhältnis der Einzeltugenden zur Einsicht II 243 f. Tapferkeit II 241 ff., 500. Gerechtigkeit II 362 ff. Gerechtigkeit und Sophrosyne II 408, 422, 531. Idee des Guten II 386 ff., 485. Sittliche Verfeinerung II 359. Härte als Moralist II 411. Vernunftsouveränität I 339.

Staatsideal II 371 ff., 415 ff., 477, 510 ff. Atlantis II 479 f. III 11. Werdeprozeß des Staates II 370. Individualität II 406 f., 421, 524. Wirtschaftliche Reformen II 373, 393, 404 ff. 410, 417, 508 f., 518. Mischung der Verfassungsformen II 502 ff. — Stellung zur Demokratie II 92, 205, 278, 358, 391 ff., 404, 406, 421, 464; der Tyrannis 394 ff., 403, 506; der Sklaverei II 395, 508, 511, 524; den Barbaren II 459. III 259; dem Feind II 269, 271. Recht des Stärkern I 326 ff. Krieg und Eroberung II 499 f. Panhellenismus II 404. Politik und Ethik II 499 f. — Frauenfrage II 65, 380 f., 410 f., 417 ff., 477 f., 509, 518 f. Frauen- und Kindergemeinschaft II 381, 413. Bevölkerungsfrage II 412 — Öffentliche Meinung II 383, 519. Gesellschaftsvertrag I 316 f. Geringschätzung der Erwerbstätigkeit I 336. II 377, 383, 404, doch 408 — Herrschaft der Philosophen II 382, 415. Verhältnis zur praktischen Politik II 304 f., Sozialismus II 403 — Strafrecht II 516 f., Zivilrecht und Zivilprozeß 518 ff. — Beurteilung der Redekunst I 378. II 266 ff., 335 f. Neugestaltung III 329 — Bildung II 65, 209, 373 f., 389, 405, 500 ff., 506, 512, 513 f., 519.

Aesthetik und Ethik II 501. Stellung zur Dichtung II 274, 315, 401, 411, 508. Kultus des Schönen II 317, 319, 333 f. Vorwegnahme der Katharsis III 318. Ästhetische Elementarempfindungen II 468, 469.

Seelenlehre II 327 ff., 333 f., 344. 346, 349 f., 376 f., 399 f., 483, 488, 507. 520, 522, 526. Unsterblichkeitsbeweise II 351 ff. Weltseele II 486 ff.

Verhältnis zur Religion II 293 f., 372, 402, 483, 485 f., 496, 520. Kampf gegen den Unglauben II 520 ff. Unduldsamkeit des Uralters II 525. Mystik II 530. Askese II 531 f.

Naturphilosoph II 481 ff., 527, 531. Urprinzipien der Dinge II 467, 487 f. Idealzahl II 488. III 6 ff. Urmaterie II 484. Weltbild II 346, 483 ff. Teleologie II 351. III 89. Kritik des Materialismus und Idealismus II 454 f. Möglichkeit des Irrtums II 445 ff. Meinung II 301, 302. Wiedererinnerung II 299, 301.

Ideenlehre II 234, 320 ff., 342, 343, 351, 354, 355, 386 ff., 455 f., 457, 462, 466, 483, 485, 488, 513. III 2, 14, 61. Genesis II 144, 147, 320 ff. Zusammenhang mit dem ethisch-politischen Ideal II 407. Rückschlag II 148. Stellungnahme des Aristoteles III 60 f., 192.

Klassifikation II 458 f., 466, 528. Begriff der exakten Wissenschaft II 471. Wissenschaftslehre II 382, 384 ff., 388. Erstarkung des Wirklichkeitssinns II 465, 466 — Physik II 466, 482; Mechanik II 385 f. Astronomie II 386, 494 f. III 179. Sphärentheorie II 492 ff. Medizin II 411, 496, 507, 524. Biologie II 495 f. Deszendenzlehre II 482, 496. III 115. Mathematik II 384. Platonische Zahl II 391.

Beginn der schriftstellerischen Tätigkeit II 235 f. Echtheit der Schriften II 224 ff. Zeitfolge II 230 ff., 235. Sprachkriterien II 231 ff., 342. Kunstverstand II 313, 317, 375, 433, 497, 499. Kunstform der Dialoge II 360 f., 441 f., 451, 498, 504 f. — Apologie II 69, 81 ff. Hippias minor II 226, 236 ff. Laches II 228, 241 ff., 249. Charmides II 244 ff. Protagoras II 226, 250 ff. Gorgias II 264 ff., 303, 304 f. Euthyphron II 289 ff. Symposion II 230, 305 ff. Menon II 296 ff., 304 f. Lysis II 228, 230, 308 f., 311, 312. Phaedros II 230, 331 ff. Phaedon II 342, 343 ff. Menexenos II 357 f. Kriton II 358 f. Staat II 224, 249, 359 ff. Euthydem II 228, 433 ff. Parmenides II 436 ff. Theaetet II 441 ff. Kratylos II 448 ff. Sophist II 451 ff. Staatsmann II 460 ff. Philebos II 465 ff. Timaeos II 475 ff. Kritias II 478 ff. Gesetze II 224, 497 ff. Briefe II 229, 230. Anterasten, Hipparch, Alkibiades I., Epinomis II 230.

P. und die Naturphilosophen II 351 ff. Orphiker I 111. II 270, 287, 288, 294, 328, 329, 349, 402, 474, 482, 520. Pythagoreer I 88. II 272, 288, 317, 328, 349, 387, 399, 402, 404, 408, 467, 474, 476, 482, 483, 488, 490, 492, 494, 502, 513, 527. Atomisten I 256, 453. II 454, 466, 467, 481, 491. Xenophanes II 483. Eleaten I 154, 166. II 290, 320, 437, 439, 440, 451, 453, 456 f., 467. Protagoras I 313, 332, 337, 354, 357, 358, 359, 360, 366 ff., 379. II 250 ff., 456. Hippias I 326, 327. Prodikos I 337, 343, 345. II 256, 257. Gorgias I 393. Sophisten I 333 f., 336 ff. II 251, 257, 263, 266, 275, 300, 334, 401, 433, 452 f. Sokrates I 368. II 43, 44, 45, 46, 50, 56, 60, 64, 69, 70, 71, 94, 95; Gewährsmann über S. II 48 f. Antisthenes I 339, 368, 373. II 116, 139, 150, 288, 333, 339, 390, 411, 421, 433, 435, 439, 444, 446, 449, 450, 453, 459 f., 461, 465. III 202. Aristipp I 368. II 172, 173, 175, 178, 182, 187 f., 191 f., 193. Isokrates I 340. II 102, 339 ff.

Neu-Platoniker. — und Christentum II 529, 530. — und die Kategorienlehre III 28. Mystik II 530.

Plotin II 530. III 28, 167.

Plutarch I 348. II 104, 127, 131, 425, 431. III 24, 262.

Poincaré III 64.

Polemarchos II 361, 362, 363.

Polemon III 9, 10.

Pollis II 219.

Polos I 394. II 264, 266, 268.

Polybios II 503, 504, 505. III 391.

Polybos I 134 f., 139. III 107.

Polygnot III 316.

Polyklet I 311. III 262.

Polykrates (der Tyrann) I 225. II 425. (der Rhetor) II 51, 92, 95, 278 f., 318, 332, 350.

Polyxenos II 438.

Pope III 356.

Porphyrios II 277. III 28, 385.
Poseidon I 211. II 480.
Potidaea II 68.
Pouchet (Georges) III 112, 118.
Preußen III 300.
Prodikos I 343 ff. Würdigung I 343, 345. II 111. Moralphilosoph I 344 ff. Götterglaube I 346. Synonymiker I 309. 344.
Prokles II 103.
Proklos I 69.
Prometheus I 313. II 6, 118, 123. II 216, 223, 472.
Protagoras I 352 ff. Leben I 352 f. Prozeß II 69. — Persönliche Ehrenhaftigkeit I 379. Volkstümlichkeit I 333. Unterricht I 332. Beilegung des Namens Sophist I 335 — Dialektik I 372 f. Begriffsumgrenzung I 392. Ausbildung der Gerichtsrede I 381. Rhetorik I 377 ff. — Theologie I 359 ff. Mathematik I 365. II 210 f. Grammatische Studien I 354 ff. — über Erziehung I 354. Ethische Schriften I 357 ff. Schrift über die Künste I 374. Über die Kunst I 374 ff. — Mensch — Maß der Dinge I 361 ff. Über jede Sache zwei — Reden I 370 ff. — P. und Antiphon I 351. Thukydides I 410. Aristipp I 363. II 194.
Protarchos II 465.
Proudhon I 64.
Proxenos III 14, 19.
Psellos II 529.
Ptolemäer III 24, 298, 361, 390. Claudius Ptolemaeus III 183.
Pyrrhon III 396.
Pythagoras und die Pythagoreer I 50 ff. Reisen I 81. Ordensstiftung I 82. Würdigung I 81, 89. — Tonlehre I 83. Zahlenlehre I 84 ff. Schätzung der räumlichen Abstraktionen I 85. Raumvorstellung I 144. Heilige Zahlen I 87. Urheber des Mystizismus I 88. — Verdienste um die Mathematik I 88. Astronomie I 90. Erkenntnis der Kugelgestalt der Erde ebend. Himmelslehre der Pythagoreer I 91 ff.; Vorläuferin der heliozentrischen Theorie I 92, 94, 97 f. Zentralfeuer I 93 ff. Sphärenharmonie I 95. Gegenerde I 97. Weltbild I 95. — Seelenwanderung I 100 ff. Sündenfall der Seele I 103 ff. Seelen und Sonnenstäubchen I 112. Lebensansicht I 104, 115. Götterlehre I 112. — Zyklischer Weltprozeß I 113 ff. Teilbarkeit der Materie I 164. — Kausalität I 116. Definitionsversuch I 393. — Interessensolidarität der Pythagoreer I 118. III 225. — P. Vorläufer des Atomismus I 280. P. und Heraklit I 50. Empedokles I 195, 199. Xenophanes I 61. Parmenides I 136, 148. Speusipp III 3. Herakleides III 12, 13.
Pythias III 15, 19, 225.
Pythodoros (Ankläger des Protagoras) I 353. (Gastfreund des Eleaten Zeno) II 436.
Python II 533.

Quintilian I 380.

Rabelais II 311.
Ramée (Pierre de la) III 188.
Raphael II 234, 331.
Redi (Francesco) III 133, 134.
Renan I 305, 361. II 331. III 44.
Rhadamanthys II 276. III 354.
Ritter (— Preller) I 421.
Röth (Eduard) I 83.
Rohde (Erwin) I 28. II 198.
Rom II 246, 280.
Rousseau I 316. II 115, 117, 118, 121, 411.
Royer-Collard II 389.

Saar (Ferdinand v.) II 497.
Samos I 80.
Sappho III 320, 321, 349.
Sarambos II 274.
Sardou II 55.
Sarpi (Paolo) I 398.
Satyros III 383.
Schelling I 232, 238. II 169.
Schiaparelli (Giov. Virgin.) III 182.
Schiller II 408. III 127, 321.
Schimper (Wilhelm) III 370.
Schleiermacher II 188, 226, 302, 303, 337.
Schliemann I 23. III 264.

Schopenhauer I 338. II 411, 527. III 48, 141 f., 323.
Schweinfurth (Georg) III 373.
Schweiz III 301.
Scotus III 188.
Scott (Walter) II 106.
Seleukos III 178.
Selinunt I 184.
Selinus (Fluß) II 101.
Semonides II 204.
Seneca I 420. III 85.
Seuthes II 99.
Sextius Niger III 374.
Sextus I 289, 291, 420. II 187, 188, 189, 191.
Shakespeare I 382 f. III 318.
Simmias II 344, 368.
Simon (Hippolog) I 311. (Jules) III 188.
Simonides I 347. II 108, 256 f., 362.
Simplicius III 182.
Simson I 29.
Sisyphos I 68, 202.
Sizilien II 213 ff., 428 ff.
Skēpsis (in der Troas) III 24.
Skillus II 100.
Skione II 20.
Skylax I 397.
Socher (Joseph) II 225.
Sokrates II 36 ff. Jugendjahre II 37. Prozeß II 79 ff. Ende II 89. — Charakteristik II 36, 37 f., 44, 47. Ironie II 39. Dialektische Überlegenheit I 338. — Eindruck auf seine Mitbürger II 40. S. im öffentlichen Leben II 41 ff. S. und Athen II 93 f., die öffentliche Meinung II 74 ff. Hochschätzung der Erwerbstätigkeit II 65. — Gewährsmänner II 48 ff. — Methode II 66 f., 113; bleibender Wert II 66. Definitionsversuche II 45 f., 321. — Bedeutung für die Philosophie I 419. II 37. Wirkungen auf die Folgezeit II 63, 166, 167, 169, 170, 172, 185, 196, 199. III 13, 68, 390. Fortbildung des Sokratismus II 142. — Lehre II 53 ff. Intellektualismus I 310, 314. II 53 ff., 64 f. III 221. Kritik II 66. — Psychologischer Ursprung der Morallehre II 54 f.; logische Begründung II 60 ff.; Inhalt II 63 ff. Moraloptimismus II 56. Identität von Glück und Glückseligkeit II 57 ff. Verhältnis zur Aufklärung II 58. Grundgerüste der Tugendlehre II 60. — Stellung zum Unsterblichkeitsglauben II 67 f., 88 f. Theologie II 69 ff., 88. Daimonion II 70 f. Oberste Gottheit II 72 f. Zweckbegriff III 103. — Dialoge II 39 f., 44 ff., 84. — Stellung zu den Naturphilosophen II 73. Protagoras I 333 f. Prodikos I 337. Gorgias I 394 f. Antisthenes II 112 f. Aristipp II 173, 174, 176. — bei Aristophanes I 303.
Sokratides II 222.
Solon I 236, 329. II 27, 129, 245, 279, 315, 341, 478, 510, 511. III 270 f., 275, 301, 306.
Sonntag (Karl Gottlieb) III 377.
Sophisten I 331 ff. Charakteristik I 333 f. Geringe Zahl der Gemeinsamkeiten I 334. Geschichte des Wortes I 335, 339; Bedeutungswandel I 339 f. Gründe der Abneigung I 335 ff. Träger der Aufklärung I 334. Stellung zur Moral I 350. Unterricht I 332. S. und die Schrift von der Kunst I 341 ff., 376.
Sophokles II 7 ff. Weltansicht II 8. Stellung zur Sage II 11. Reflexion I 329. Idealistische Darstellung III 322. Vergleich mit Aeschylos II 7. Lieblingsschriftsteller des Polemon III 10. S. und die Knabenliebe II 307. Technik des Bühnenwesens I 311. über Palamedes II 472. — (Sohn des Amphikleides) III 361, 362.
Sophron II 215 f. III 323.
Sophroniskos II 37.
Sosigenes III 182.
Sotion I 421.
Spallanzani III 134.
Spartaner. Sozialmoral II 330 f. Behandlung der Platäer II 20, der Neutralen II 21, der Heloten II 22. Geringschätzung des Erwerbslebens III 262, 264. Athen und Sparta II 32. Charakteristik bei Thukydides I 409. Schätzung des Hippias und Prodikos I 349. Sp. in der Kyropädie II 106, 107. Platon und Sp. II 392, 405, 407, 410, 412, 413, 425, 477, 499, 503, 505, 507, 509, 518. III 245, 266, 307. Aristoteles III 245, 247, 266, 278, 280, 306 f., 312, 313.

Spencer (Herbert) II 325. III 65, 120, 167.
Speusippos II 172, 220, 222, 223, 428, 429, 513. III 1 ff., 10, 11, 15, 107, 114, 116, 224, 369, 370.
Sphakteria I 412.
Spinoza I 100, 145, 277. II 180. III 27, 28, 165.
Sprengel (Kurt) III 372.
Stageira III 14, 17, 19.
Steinbach (Emil) III 251.
Stesichoros I 9. II 399.
Stesimbrotos I 359, 396.
Sthenelaidas I 409.
Stilpon II 159 ff., 160 f., 167, 168, 169, 172, 196.
Stobaeos I 421.
Stoiker. Bedeutung III 390. Abstammung der älteren Stoiker II 121. Einseitigkeit III 196. Pantheismus I 346. Lehre vom naturgemäßen Leben III 9. Determinismus III 151. Kosmopolitismus II 132, III 227. Kindergemeinschaft und freie Liebe II 132. Familiengefühle II 133. Fiktive Kasuistik II 198. Zyklenlehre I 115. Homer-Auslegung II 119. Sorites II 154. St. und die Kategorienlehre III 196. — St. und Epikureismus II 199. Heraklit I 63. Diogenes von Apollonia I 302. Prodikos I 346. Karneades II 529. Xenokrates III 5.
Strabon II 209. III 24.
Straton III 383, 389 ff.
Stricker (S.) III 395.
Sulla III 24.
Sulzer (Johann Georg) III 318.
Syennesis III 107.
Syrakus II 20, 215, 432.
Syrer III 13 28.

Tannery (Paul) I 419. III 178.
Tantalos I 68.
Tarent II 211.
Telekleides II 74 f.
Teles II 124, 129, 198.
Tell-el-Amarna I 78.
Terpsion II 441.
Thales I 39 f., 304. III 252.
Thamyras I 68.
Theätet II 212, 441.
Theagenes I 305, 306.
Thearion II 274.
Thebais II 19.
Theben II 20, 105. III 306.
Themistokles II 265, 274, 304. III 21.
Theodektes III 326, 350.
Theodoret I 421.
Theodoros (Philosoph) II 179, 196 ff. (Mathematiker) II 210, 441. (Schauspieler) III 315.
Theognis II 3, 14, 15, 140.
Theokrit III 376.
Theophrast III 360 ff. Leben III 360 f. Prozeß III 361 f. Testament II 222. Nachlaß III 24. — Charakteristik III 4, 362, 364, 365, 367, 371, 375, 380, 387, 389. Doxographische Quelle I 421. Historisch-kritische Methode III 364. Induktion III 367. Rückschlüsse III 386. — Universalforscher III 360. Philosophiegeschichte III 363 ff. Theologie III 365. Logik III 366. Naturanschauung III 366 ff. — Botanik III 368 ff. Schöpfer der Pflanzengeographie III 370. Detailforschung III 372. Urzeugung und Eigenbewegung III 373 f. — Sittenschilderer III 375 ff. Buch von den Charakteren III 376 ff. Politik III 384. Poetik und Rhetorik ebend. Mathematik und Musik III 385. Religionsgeschichte ebend. Gottesverehrung III 385 f. Humanitäre Gesinnung III 387. Ethik III 387 f. Rechtslexikon III 25. — Th. über Heraklit I 52. Diogenes von Apollonia I 303. Demokrit I 267. III 364, 369. Atomisten I 287. Atomisten und Eleaten I 277 f. Th. und Platon II 492. III 364. Aristoteles III 18, 101, 156, 158, 159, 169, 182, 189, 360 f., 362, 364 ff., 370, 372, 373, 374, 375, 385, 387, 388, 395. Lehrer Bions II 198.
Theopomp (der Historiker) II 148, 172.
Theramenes II 103, 105.
Thersites II 402.
Theseus II 279.
Theuth II 210. (und Ammon) II 336.
Thomas (von Aquino) III 188.
Thrasyllos II 229.
Thrasymachos (von Chalkedon) I 381. II 363 ff. (von Korinth) II 167.

Thukydides I 400 ff. Charakteristik I 256, 400 f., 408, 409, 410. Ziele und Mittel seiner Geschichtschreibung I 402 ff. Rekonstruktion der Urgeschichte I 404. Methode der Rückschlüsse I 403, 404 f. Deduktive Methode I 404 f. — Kunstmittel der Reden I 408 ff. Philosophischer Gehalt I 409 f. Leichenrede des Perikles I 351. — Verhältnis zur Religion I 405 ff. Wahrheitsliebe I 412. Schätzung der individuellen Freiheit III 246. — über Attika I 4. Machtgier der Athener II 35. Revolutionäre Greuel II 10. Vorgänge auf Melos II 21. Perikles' Stellung II 35. Sizilien II 214. Stellung der Frau II 308. — Th. und Prodikos I 344. Protagoras I 373.
— (Sohn des Melesias) II 241, 304.
Thurioi (Täfelchen) I 69, 104. (Gründung) I 352.
Thyest II 126, 130. 137.
Tiedemann (Friedrich) III 110.
Tieghem (Philipp van) III 370.
Timäos (von Lokri) II 476.
Timoleon II 431 f.
Timon (aus Phlius) I 130, 369.
Timonides II 429. III 1.
Tisias III 329.
Titanen I 104, 110, 133.
Tizian II 227.
Tocqueville (Alexis v.) II 407. III 281, 282.
Tolstoi II 120, 273, 401.
Torone II 20.
Treitschke (H. v.) II 214.
Trendelenburg (Adolf) II 454.
Triptolemos III 21.
Troja (Sage bei Herodot) I 209 f.
Tylos III 370.
Tyndall (John) I 277. II 460.
Typhon I 29.
Tyrannion III 24.

Überweg (Friedrich) I 421.
Usener (Hermann) I 421.
Usirtasen (I.) II 209.

olney II 181.
Voltaire I 91, 129, 278. II 198. III 11, 270.
Voss (Johann Heinrich) I 346.

Wallace (Alfred Russel) III 104.
Whewell (William) III 2.
Windelband (Wilhelm) I 421. II 144, 355.
Wright (Miss Frances) II 93.
Wundt (Wilhelm) I 419.

Xanthippe II 37, 111.
Xanthippos (Sohn des Perikles) I 359.
Xanthos I 397.
Xenarchos III 323.
Xeniades (Zeitgenosse Demokrits) I 391. (Zeitgenosse des Diogenes) II 128.
Xenokrates II 223, 428, 513, 515. III 4 ff., 11, 15, 66.
Xenophanes I 127 ff. Leben I 127. Entwicklungsgang I 133. Dichtung I 128. — Charakteristik I 134. Abkehrung von den nationalen Idealen I 128 f. Urheber der Kritik I 134, 205. — Oberste Gottheit I 130 f. Pantheismus I 132. Seelenvorstellung III 327 f. — Geologische Forschung I 53, 132. — Einfluß auf Heraklit I 53; Hippokratische Schriften I 227, 246; Melissos I 153; Herodot I 211. X. und Heraklit I 50. Empedokles I 203 f. Euripides II 111. Epicharm II 216, 328. — über Pythagoras I 100, 101 f.
Xenophon II 96 ff. Leben II 96 ff. Charakteristik II 49, 95, 96, 97, 98, 100, 101 ff., 105, 111, 112. — Verhältnis zur Religion II 109 f. Unsterblichkeitsfrage II 67. Zweckproblem II 73, 103. — Politik II 105 ff. Stellung zu Athen II 92, 105, 107, 108. Sparta II 413. Frauen II 65, 308. Leben der Athenerin II 419. Barbaren II 16. Anabasis II 97 ff., 100 f., 103. Hellenika II 103 ff. Kyrupädie II 106 f. Memorabilien II 50 f., 73, 110 f. Symposion II 102 f. Hieron II 108. περὶ πόρων II 108 f. — über Anaxagoras I 182. Prodikos I 346. Sokrates I 394 f., II 43, 45, 46, 49 ff., 58, 59 f., 60, 64, 70, 71, 72 f., 92, 94, 102, 103, 110 ff., 245. — X. und Thukydides II 102, 103, 104, 111. Platon II 102, 106, 107, 108, 111, 318. Antisthenes II 112.
Xerxes II 126.

Zaleukos III 306.
Zalmoxis II 246.
Zarathustra II 329.
Zeller (Eduard) I 421. II 144.
Zenon (von Elea) I 155 ff. Leben I 155. Begründer der Dialektik II 153. — Aporien I 156 ff. Hirsekorn-Argument I 156. Kritik des Raumbegriffs I 158. Aporien des Bewegungsproblems I 159 ff. Kritik des Stoffbegriffs I 164. Zersetzung der Seinslehre I 166. — Z. und Anaxagoras I 182. Empedokles I 389. Parmenides I 155 f., 165 f. Leukippos I 255, 259, 261. Protagoras I 372. Gorgias I 384, 386 f., 389. Megariker II 153. Herakleides III 13. — bei Plato II 437, 440. — (der Stoiker) II 160, 166. III 389. (Epikureer) III 383.
Zeus. Verkörperung der rechtsschützenden Gewalt II 5. Z. und die Nacht I 74. Z. und der Polytheismus I 213 f. bei Homer I 213. Heraklit I 53. Pherekydes I 70. Orphikern I 75, 104. Diogenes von Apollonia I 302. Aeschylos I 79. Euripides II 12. Protagoras II 290. Plato II 252.
Zeuxis III 322.
Zöllner (J. C. Friedrich) II 460.
Zola (Émile) II 479.
Zopyros II 38.

II. Sach- und Wortregister.

Aberglaube. Verschrumpftes Abbild des Glaubens I 14. A. in der Medizin I 223 f., 228.
Abstraktion. Verdinglichung I 158, 349. II 147, 166, 169, 322. III 68, 163. Scheinreale A. I 247. Geometrische I 365. Urquell II 29. Zahlenabstraktionen II 447 f. Scheinabstraktionen des Staates II 62.
ἀδιαφορία II 129 f., 180. *ἀδιάφορος* II 197.
Äquivokation. Seinsbegriff I 137, 141, 386. II 145, 455. Zeit- und Raumbegriff I 152. Einheit und Einheitlichkeit I 152, 389.
Äther I 75, 79 f., 236, 265, 287. A. in der modernen Physik II 68, 327, 346. III 392.
Ahnenkultus I 18 f. Griechischer I 27.
ἀκράτεια II 522.
ἀλαζονεία II 39.
Altruismus. — und Egoismus, Vermittlungsversuche II 181 ff. Erstes Auftreten des eigentlichen A. III 203.
Amphiktyonien II 17 f.
Anthropologie I 395 f.
ἀπάθεια II 159.
Apaturienfest II 42.
ἄπειρον I 43. Doppelsinn von *ἄπειρος* II 491.
Apriorismus I 43, 152, 282 f. II 165, 169, 176, 323 ff. III 46 f.
Arginusenprozeß II 41 ff.
Astronomie. Bedeutung für die Menschheit I 114. A. und Physik II 582. Moderne A. uud die Milchstraße I 179.
Aufklärung. Zeitalter der A. I 219 ff. Die griechische und die der französischen Revolution I 330 f. Fortschritte des exakten Denkens I 392. Intellektualismus I 310. Selbstbescheidung und Relativismus I 392. Versuch der Umgrenzung der Begriffe I 310. — A. und Humanität II 13 ff.; Sklaverei I 326. II 13. Schattenseiten II 14, 58.
αὐτάρκεια II 122. III 192.
αὐτόματον III 74, 75.
ἀφροσύνη II 255.

Beamtenerlosung II 65.
Begriffe. B. und Tatsachen III 69. Begriffsaberglaube II 282. Begriffsverwirrungen der Gegenwart II 63.
Besprechung (*ἐπῳδή*) I 224.
Bewegung. Zurückführung der Naturvorgänge auf B. I 172, 282. Moderne Resignation im Bewegungsproblem III 174 f. B. und Stoff I 276 f. B. und Atomenlehre I 263, 282.

Blutrache I 106. II 3 f., 7.
Botanik in der Zeit nach Theophrast III 374 f.

Chaos I 33 f., 75, 79.
Chemie. Probleme, nach Du Bois Reymond I 143. Lehre von den Äquivalenten I 188. Ch. und Atomenlehre I 263, 264, 265 f. III 393.

Dämonenglaube I 15 ff., 68, 223.
Deduktion und Induktion I 248 f., 293. D. in der Chemie I 264. D. und analytischer Geist II 30. Früheste Anwendung auf sozial-politischem Gebiete I 398.
Definition. Die frühesten Versuche I 393.
Demokratie. Politische und gesellschaftliche Verhältnisse I 307. Denk- und Gefühlsweise I 350 f. II 94. Anwandlung von Unduldsamkeit I 353. Schätzung der individuellen Freiheit III 246. D. und Humanität II 13 f., 22. Äußere Politik II 35. Auflehnung gegen die D. I 328. Athenische D. zur Zeit des A. III 276.
Denkfreiheit II 90 f.
Deszendenztheorie. Ahnungen und Keime I 45, 180, 196. Unvollkommenheiten I 294. D. und Ursprung der Sozialgefühle II 185 f. D. und Medizin I 235. Vermißt bei Theophrast III 387/8.
Dialektik I 372 f.
δικαιοσύνη II 295.
δύναμις II 455.

εἰρωνεία II 39. III 377.
Eklektizismus I 118, 299 ff.
Embryologie I 234, 236. III 128 ff.
Empirismus I 365. II 583.
Erwerbstätigkeit. Geringschätzung bei den Griechen I 335 f. Vergleich mit der modernen Auffassung III 264.
Erziehung I 329, 350, 351. II 390.
Ethik. Anfänge I 308. E. und Darwinismus II 143.
Euphuismus I 382.
εὖ πράττειν II 56.
Evangelien I 354. II 136.
Experimente in der Medizin I 232 f., 234, 249, 376; in den Naturwissenschaften I 245.

ζῆλος III 345.

θεραπεία II 291.

Fetische I 14. Vermenschlichung in den griechischen Göttern I 20 f.
Frau. Stellung II 308.

Geisteswissenschaft. Anfänge I 306 ff. Hemmnisse I 309.
Geographie. Vereinigung mit der Geschichte I 205, 208.
Geschichtschreibung I 205 ff. Anfänge I 205. Dichtung als Geschichtsquelle I 206. Historische Kritik I 205, 207. Ansichten über die Urzeit I 311 ff., 404. II 117, 477 f. Beweggründe des historischen Interesses I 419 f. Chronologie I 347 f., 397. Bedeutung der historisch-kritischen Methode III 363 f.
Gesellschaftsvertrag I 314 ff., in der Antike I 316 f.
Gymnasion II 220, 221, 309.

Hedonik (Kritik der Theorie) II 184 f.
Heliasten II 79, 80.
Heliozentrische Weltansicht I 92, 94, 97, 98 f., 295. II 532. Geozentrische III 178 f.
Hellenistisches Zeitalter II 168. III 259, 396.
Heroenverehrung I 327, 328. II 288.
Himmelsphänomene I 91. III 179.
Humanität im Kriege II 17, 18 ff.
Hylozoismus I 54.
Hypnose I 106.
Hypothesen-Forschung I 244 ff., 256, 287.

Inhärenz II 143, 149, 321.

Kausalität I 61, 116, 141, 248 f., 258, 376. K. und die Begriffe der Möglichkeit und Wirklichkeit II 163 f. K. und Zufall II 164. III 81.
Klassifikation III 113 ff.
Knabenliebe II 167, 245, 306 ff. III 225.

Kochung (Begriff) III 126 f.
Kolonien (Bedeutung für das griechische Geistesleben) I 5 f.
Kontrast und Polarität I 59.
Koranglãubigkeit I 324.
Kosmogonische Spekulation I 113.
Kosmopolitismus. Keime I 326, 328, 348. Folge der philosophischen Kritik II 94.
Kugelgestalt der Erde I 148, 216.

Logik (älteste induktive) II 193.
λόγος II 447. III 161.
Lüge (Begriff) II 157.

Mathematik. Mathematischer Geist, Vorzüge und Gebrechen I 88 f. Frühreife von Mathematikern III 213. Math. Erkenntnisse I 365. II 326 f. Anfänge der Geometrie I 36. Analytische G. II 388.
Medizin der Griechen I 221 ff., der Naturvölker, Indo-Europäer und Inder I 223. — Volksmedizin I 223 f. Chirurgie I 224. Begründung der empirischen Medizin II 169. Anfänge der vergleichenden Anatomie I 253. Grundlagen der Therapie I 235. Hygienische Bedeutung der Funktion I 254. — Lehr-, Wander- und Meisterjahre I 237 f. Stellung der Ärzte I 224 ff., 336. Eid I 225 f. — Deduktion in der M. I 248 f. Medizinisch-philosophische Wechselwirkungen I 227 ff. Naturphilosophische Einflüsse I 229 ff., 248, 250. Rückschlag gegen die Naturphilosophie I 238, 247.
Metapher. Moderner und antiker Geschmack III 352.
Metaphysik. Zusammenhang mit der Religion II 456. Vorurteile I 276, 277: M. und Empirie I 293.
μῆνις I 357.
Mikrokosmos I 232, 237.
Minoritätsvertretung II 516.
Mischverfassungen II 514 f.
Moral und Religion I 107, 305. II 133, 330 f.; Unsterblichkeitsglaube I 109; Intellekt II 54 f., 62 f. Relativismus I 325 f. Verfeinerung der Moral in den delphischen Sprüchen II 329. Antike und christliche III 199 ff. Vieldeutigkeit der Ausdrücke gut und schlecht II 56, 142, 356. — Sozialmoral. Naturbasis II 422. Erweiterung II 43. S. und Individualmoral in der sokratischen Zeit II 60 f. — Internationale I 327. II 16, 367, 404. Fortschritte des Völkerrechts II 17 f. Achtung vor dem Tode II 19. Härten der Kriegführung II 19 ff. Behandlung der Kriegsgefangenen II 19. Gefühls- und Interessenpolitik II 23. Friedenssache in der Gegenwart II 23 f.
Mysterien I 107.
Mystik. Würdigung II 530. Wesen der religiösen M. I 106.
Mythos. Naturerklärung I 29. Rationalisierung I 207, 208 f. M. und Geschichte I 210 f., 404. Stellung der Dichter II 11.

Nationalökonomische Reformversuche I 330. II 109, 132, 373, 393, 404 f.
Nationalspiele (Quelle der Kritik) I 10.
Natur. Vieldeutigkeit I 324. Rückkehr zur N. II 115, 117.
Naturrecht I 324, 326 ff. II 13, 21.
νεμεσᾶν (Nemesis) III 344.
νομίζειν I 361.
Nominalismus. Licht und Schatten II 150 f. N. und Realismus II 144, 148. N. und Gottgefälligkeit II 296. Antiphon der älteste N. I 349.
νόμος III 245. ν. und φύσις I 257, 317 f., 323 ff. II 13, 133, 166, 181, 270.

Oper und Operette III 317.
Orakel. Quellen der Anregung und Belehrung I 10. Nationale Bedeutung II 17.

παῖς, παίζειν, παιδιά III 236.
πάθος II 187.
Perfektionisten II 417.
Personifikation I 30, 35, 356. II 142, 456. III 5.
πήληξ I 357.
πήρα II 125.
Phänomenalismus I 363, 364, 394. II 188 ff.
Philosophie. Begriff, Geschichte und Quellen I 418 ff. Einfluß auf das

Leben I 331. Ph. und nationale Lebensansicht II 94, 170. — Wetteifer der athenischen Philosophenschulen II 223. Übergang von Universalwissenschaft zur Philosophie im modernen Sinne III 360, 395.
Physik. Keim der mathematischen Ph. I 281. Geringe Entwicklung der experimentellen Ph. II 466.
πνεῦμα II 327.
Poesie. Antike Vermengung mit Moral und Wissenschaft III 323. Vorliebe für typische Charaktere III 325.
πόλις III 245.
Politik. P. und Rhetorik I 307; Ethik I 308. Relativismus I 325 f. Reformentwürfe I 330 f. Zusammenhang staatlicher und gesellschaftlicher Zustände I 398. Staat und Individualität III 245, 265 f. Bedeutung der starken Exekutive III 280. Allgemeines Stimmrecht III 298.
πόνος II 197.
Prädikation II 143, 146 ff., 160 f., 321, 456.
Prytanen II 43.
pū (Wurzel) I 321.

Radikalismus I 331, 335. II 137 f.
Rationalismus I 330 f., 358.
Raumvorstellung. Kritik des Raumbegriffs I 158. Leerer Raum I 144, 260, 262, 265, 279 f. III 93, 391. Kontinuum I 161.
Realismus im Zeitalter Theoprasts III 376.
Redekunst. Bedeutung I 307, 332. R. und Dialektik I 373. Gebrauch und Mißbrauch I 378. Stilgattungen I 381 ff. R. von Homer bis Platon III 329. Geringere gesellschaftliche Achtung der Redenschreiber I 336.
Reflexion I 329 ff. II 9.
Relativität der Eigenschaften I 56, 58, 257 f.; der Zahlbegriffe I 155, 163. Relative Wahrheit I 364. Relativismus der Aufklärungsepoche I 392.
Religion. Ursprung I 12 ff. Naturbelebung I 14 ff. Versittlichung I 67, 107. II 4 f., 7, 11, 294. Stellung der Staatsreligion zum Unsterblichkeitsglauben I 68. Fremdländischer Einfluß I 78. Verhältnis zur Wissenschaft I 222. Wissen und Glaube I 360. Philosophie und Volksreligion II 69. Religiöse und soziale Krise I 109. — Charakteristik der Naturreligion II 330. Anthropomorphismus I 129. Polytheismus I 22, 37, 131. Pantheismus I 79, 111, 131 f., 203. 346. II 483. Götterkampf I 72. Götter zweiter Ordnung I 46, 60, 131, 203. Artgötter I 22.
Rhapsoden I 331 f.
Ritterorden II 417.

Schluß. Syllogismus III 34 ff. Induktionsschlüsse III 36. Wert der Lehre von den Fehlschlüssen III 33.
Scholastik II 530.
Schrift I 10 f.
Seele. Menschen- und Sachseelen I 15 f. Keime des Seelenglaubens I 16 f. Fortdauer und Unsterblichkeit I 17, 66 ff., 101, 121, 201. II 67 f. Vorhomerischer Seelenkult I 27. Homerische Seelenvorstellung I 26, 67, 68. Seelenverklärung I 68. Seelenwanderung I 100 ff., 199. Ägyptische und indische Seelenlehre I 102. Sündenfall der Seele I 103 ff., 199. Seele — verfeinerte Substanz I 175. Rauch- und Hauchseele I 200 f. Allbeseelungstheorie I 198. Widersprüche der Seelenvorstellung I 202. Abschwächung des Seelenglaubens II 68. Einfachheit der S. und doppeltes Bewußtsein II 353. Materialistische Seelentheorie II 354.
Sein. Äquivokation s. o. Seinsbegriff als Illusion I 150. Verhältnis zu den Begriffen der Einheit und der Vielheit I 164. Potentielles und wirkliches S. II 166. Ausmerzung des Seinsbegriffs II 195 f. Frage nach dem Nichtseienden II 453 f.
Sinneswahrnehmung. Ihre Psychologie I 156 ff. II 448. Bedeutung des subjektiven Faktors I 120, 189 f. II 156, 188 f., 195, 280 f. Sinnesglaube I 182. Sinneszweifel I 138, 189 f., 364. II 206.
Skepsis, Kritik. Keime I 40, 134, 182. Historische S. I 205, 207, 213, 216. Medizinische I 222, 250, 252. Religiöse

I 328, 361, 366. Kritik im 5. Jahrhundert I 308 f. Kritik und Reform I 324. Philosophische Kritik und nationale Ideale II 94 — Die Skeptiker III 396; — und der Syllogismus III 35.
Sklaventum I 60, 324, 326. II 13, 23, 395, 404. III 254, 260.
Sozialgefühle II 181 f.
Sozialreformatoren. Ihre Methoden II 114 f.
Sprache. Sprachtheorien I 317 ff., 321 ff. II 449 f. Bildung der Sprachlaute I 233. II 466. Wort und Begriff II 157, 161, 282. Sprachlehre I 354 f. III 327. Geschlechtsbezeichnung I 356 f. Passivformen II 455.
Stoff. Stoffproblem I 37 ff. Urstoffe I 38. Fortbildungsmöglichkeiten I 40. — Stoff und latente Bewegungsursache I 47, 54. Kreislauf I 101, 114. Stoffbilanz des Weltalls I 117. — Konstanz I 38; qualitative I 140 f., 181. Stoffpostulate I 142 f., 204, 261. — Teilbarkeit I 164 f. Undurchdringlichkeit I 261 f. Stoff und Bewegung I 276 f. — Ursprung des Materiebegriffs II 191. Materialismus und Spiritualismus I 187 f. Aporie und Lösung I 181, 257 ff. Stofflicher Monismus unzureichend I 185.
Strafzweck I 359, 410. II 281, 516 f.
συμβεβηκός III 74, 76.
σωφροσύνη II 244 f., 531. III 218.

Tartaros I 68, 70, 202. II 276, 347, 350.
Technik I 310 f. *τέχνη* in allgemeiner Bedeutung III 329.
Testament III 114.
Tierprozesse I 358 f.
Todesproblem I 122.
τόκος III 251.
Totenopfer I 26, 65.
Tyrannis I 7 f. II 365. in Sizilien II 213 f., 217, 396.
τῦφος und *ἀτυφία* II 124.
τύχη III 73.

Übermensch I 327.
Unendlichkeitsbegriff I 160 f.
Unterricht. Umschwung im 5. Jahrhundert I 332. Frauenbildung II 65.
Unterweltstrafen I 68. II 350, 372, 402.
Urchristentum I 111.
Urteil. Aufgabe I 386. Kontaminierende und modifizierende U. II 145 f. Analytische II 150, 325. — Überschätzung der Werturteile II 282 f. Begriffsvergleichung und Urteil II 440. Anfänge der Urteilslehre II 456. — Satz des Widerspruches II 326. III 53, 56 f.; des ausgeschlossenen Dritten III 53 ff.; der Identität III 58.
Utilitarismus II 176, 183.

Verallgemeinerungstrieb I 222, 231, 237.
Vergeltungsglaube I 66 ff., 106.
Vorstellung. Elementare und kombinierte Gebilde I 338.

Wahrheit. relative I 364.
Wissenschaft und Kunst II 28 ff. Eigenartiger Entwicklungsgang der antiken W. III 62.

Zendavesta III 345.
Zweckproblem I 175, 294. II 73, 213. III 104.

ὡς I 361 f.

Nachträge und Berichtigungen.

(Die Verweisungen beziehen sich durchweg auf die zweite Auflage des Werkes.)

I.

S. 79 Z. 6. Es war der leider so früh verstorbene Georg Bühler, der die hier angedeutete Arbeit in Aussicht gestellt hat.

S. 82 Z. 2. Statt: „an dem armseligen Fischerdorf Cortona“ soll es richtiger heißen: „an der Landstadt Cotrone“.

S. 153 Z. 11 von unten endet die Anführung mit den Worten: „für den Schmerz“.

S. 266 Z. 13. Statt: „(Neurin)“ lies: „(Cholin)“.

S. 274 Z. 8 von unten. Statt: „eine zuverlässige“ lies: „eine zulässige“.

S. 287 Z. 16—10 von unten. „Die wunderbare Tatsache“ — „Auslangen zu finden“ zu tilgen. Der darauf folgende Satz: „Diese sollte“ — „übermitteln“ soll aber Z. 3 von unten nach den Worten: „hervorgebracht erachtet“ seine Stelle finden. Ferner sind die Worte: „Als so unentbehrlich“ — „ganz und gar“ zu ersetzen durch: „Doch galt ihm die Luft keineswegs“.

S. 358 Z. 1 von unten ist statt: „und 1845“ zu lesen: „1845 und 1856“.

S. 363 Z. 8 von unten. Statt: „Verhältnisses“ lies: „Verständnisses“.

S. 373 Z. 17 von unten heißt es statt: „geradezu Lebewohl gesagt“ besser: „eine untergeordnete Stellung eingeräumt“.

S. 415 Z. 4—2 von unten. Hier sollte Kretschmers abweichende Ansicht über die Herkunft der Ionier (Glotta I 11 ff., insbesondere S. 13) erwähnt und ihr der Vorzug vor der Theorie Ed. Meyers und v. Wilamowitz' zuerkannt werden.

S. 433/4 sollte gesagt sein, daß Zarathustras Lebenszeit unter den Kennern nicht mehr feststeht. Vgl. Deutsche Literaturzeitung 1898 Nr. 27 Sp. 1072. Als wahrscheinlich gilt jetzt, daß er dem 7. Jahrhundert angehört.

S. 434 (Anm. zu S. 106 Z. 2 ff.) soll es in dem Verweis auf Rohdes Kleine Schriften statt IV heißen II.

S. 435 ist der Literatur über das babylonische Weltjahr hinzuzufügen: J. Bidez, Bérose et la Grande Année in den Mélanges Paul Frédéricq, Brüssel 1904.

S. 439 (zu S. 139/40) ist der ersten Anführung aus Aristoteles 187ª 26 hinzuzufügen: „und 34: *περὶ ταύτης ὁμογνωμονοῦσι τῆς δόξης ἅπαντες οἱ περὶ φύσεως.*“

S. 451 ist den Anführungen zu S. 247 Absatz 2 beizufügen das Wort des großen Arztes Diokles von Karystos: *ὄψις ἀδήλων τὰ φαινόμενα* (in Wellmanns Fragment-Sammlung S. 81).

S. 452 zu S. 266 Z. 10 ff. Die Ersetzung des Neurin durch Cholin beruht auf neuen Forschungsergebnissen, auf die mein französischer Übersetzer Herr Reymond mich aufmerksam gemacht hat.

S. 464/5. Gegen die Zuweisung des bei Jamblichos erhaltenen Fragmentes an den Sophisten Antiphon haben sich neuerlich gewichtige Stimmen, darunter jene von Hermann Diels, erklärt.

S. 467 Z. 15. Über Tierprozesse hat jüngst auch E. P. Evans, The criminal prosecution and capital punishment of animals (London 1906) gehandelt. Wenn ich jetzt im Texte S. 358 Z. 1 von unten das Jahr 1856 einsetze, so beruht dies auf einer Mitteilung Hübners in Neuf ans de souvenirs d'un ambassadeur I 457. Zu diesem sagte nämlich Napoleon III im Februar jenes Jahres: *Dans l'Etat du Pape il se passe des choses incroyables; près de Bologne un chien est condamné à mort.*

II.

S. 12 Z. 18—21 tilge man den Satz: „Es ist als ob — Naturempfindens". Vgl. Dalmeyda, Les Bacchantes p. 13.

S. 168 möchte ich, was ich v. Wilamowitz folgend (vgl. Anm. zu 167/8) über persönliche Beziehungen des Antigonos von Karystos zu Menedemos gesagt habe, auf Grund der von Beloch Griechische Geschichte III 1, 499 Anm. 1 erhobenen chronologischen Bedenken als mindestens zweifelhaft bezeichnen.

S. 224 ff. In betreff der Echtheitsfrage platonischer Schriften ist seither die konservative Strömung mehr und mehr erstarkt. Die Epinomis, gegen deren Abfassung durch Philipp den Opuntier ich S. 563/4 eingetreten war, gilt H. Raeder (Platons philosophische Entwicklung, Leipzig 1905 S. 414) als zweifellos echt (vgl. auch Reuther De Epinomide Platonica, Leipzig 1907). Für die Echtheit des größeren Hippias ist O. Apelt (Neue Jahrbücher Band XIX 1907 Heft 4 S. 62 ff.) eingetreten. Der Streit über die Echtheit der Briefe oder doch eines Teils derselben ist noch immer unentschieden.

S. 230 Z. 8—10. Den Satz: „Minder entschieden — und den ‚Ion'" möchte ich jetzt lieber also fassen: „Minder entschieden lautet das Verwerfungsurteil der Mehrheit über den 1. Alkibiades und mit sehr beachtenswerten Ausnahmen über den größeren Hippias und über den Ion."

S. 279 § 8 soll es in der 1. Zeile heißen: „Wo die Wogen der Leidenschaft so (st. zu) hoch gehen."

S. 305 ff. Das hier über die Knabenliebe Gesagte bedarf mancher Erweiterung und Modifikation auf Grund der tiefgehenden Erörterung des Gegenstandes in Erich Bethes überaus wertvollem Aufsatze: „Die dorische Knabenliebe" (Rhein. Mus. 1907 Bd. LXII 438 ff.).

S. 537 Anm. zu S. 37 8. Interessante Parallelen zur sokratischen Zerstreutheit bietet Zuccante in seinem schätzbaren Buche: Socrate (Turin 1909) p. 377.

S. 539 Z. 9 ist der Verweisung auf des Verf. Platonische Aufsätze III Schluß noch jene auf IV 10—12 hinzuzufügen.

S. 571 ist am Schluß der Anm. zu S. 299 Z. 2 noch die Verweisung auf die Aufsätze von J. Cook-Wilson, Journal of Philology vol. XXVIII und O. Apelt in der mir gewidmeten Festschrift S. 290 ff. hinzuzufügen.

S. 582 Z. 3 ist der Anführung aus Aristoteles' Metaphysik beizufügen: „Auch *M* 3 gehört hierher".

S. 606 Z. 6 soll es heißen: „Vgl. Aristoteles de coelo I 10, 279/80 (und danach Theophrast Fragm. 28 u. 29 Wimmer)."

S. 608 ist dem Schluß der vorletzten Anmerkung der Satz beizufügen: „Anders urteilt Boll in Pauly-Wissowas Real-Enzyklopädie, Artikel ‚Fixsterne' (S. 12 des Sonderdruckes)."

III.

S. 17 Z. 8. Statt: „die uns allein erhaltenen" lies: „die uns erhaltenen".

S. 18 Z. 16/7 sind die Worte: „Die patriotische Volkspartei — endlich" zu tilgen.

S. [illegible] Z. [illegible] von unten tilge man die Worte: „nicht anders [illegible] Ethik [illegible] und schreibe man Z. 7 v. u.: „des Werkes“ statt: „der beiden Werke“.

S. [illegible] Z. 11 von unten. Statt „bereits“ lies: „soeben“.

S. [illegible] Z. 4 von unten. Statt: „der in jenem Zeitalter so gut als alle Grundlagen fehlten“ lies: „zu der in jenem Zeitalter soeben erst der Grund gelegt war“.

S. 117 Ende des 1. Absatzes. Die Übersetzung der aristotelischen Tiergruppen-Namen zum Teil abweichend und wohl besser bei H. Burckhardt Geschichte der Zoologie S. 29.

S. 123 Z. 6 u. 5 von unten. Statt: „das Brennerreger“ lies: „den Branderreger“.

S. 129 Z. 10 von unten. Statt: „Aldovrandi“ lies „Aldrovandi“.

S. 170 Z. 6 von unten. Statt: „ist auf einen Satz des Plutarch [illegible] worden“ lies: „ist unter anderem auf einen Satz des Plutarch“ usw.

S. 198 Schluß des 1. Absatzes. Statt: „man darf wohl sagen ganz äußerliche Verbindung“ lies: „einigermaßen äußerliche Verbindung“.

S. 209 Z. 15 von unten. Statt: „Du sollst nicht töten“ lies: „Du sollst nicht morden“.

S. 213 ist zwischen Abel und Eisenstein einzuschalten: [illegible]

S. 230 Z. 12. Statt: „mit selbst“ lies: „mit sich selbst“. Z. [illegible] statt: „[illegible] Mangel“ lies: „der Mangel“.

S. 292 Z. 14. Statt: „nämlich der“ lies: „nämlich das“.

S. 324 § 7 Z. 4. Statt: „zumal im Epos unentbehrlichen Beiwerk“ [illegible] im Epos unentbehrlichen, Beiwerk“.

S. 346 § 4 Schluß. Statt: „das von Lust und Leid [illegible]“ [illegible] von Lust und Leid an [illegible]“.

S. 34[illegible] Schluß des [illegible] [illegible] Bemerkung“ lies: [illegible]

S. 3[illegible] [illegible] Z. [illegible] unten tilge man die Worte [illegible]

S. [illegible] Z. [illegible] Statt: [illegible] werden“.

S. [illegible]